Neue Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

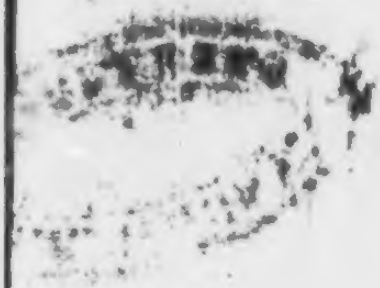
Greinek.

Erster Theil.

Leipzig, 1818.

In Commission

bey August Liebeskind.



I.

So war es nicht gemeint.

Marie Forstern an Therese Walling.

Im April 18. . .

Mit einem Kopf voll Gedanken und einem Herzen voll Sorgen komme ich zu dir, liebe Therese, und klage dir mein Leid. Ach zu dir! Wenn ich das doch wirklich könnte! — Aber du bist weit von mir, und so komme ich nur zu meinem Papier, das ich mit meinem Kummer voll schreibe, und mich leichter fühle, wenn ich denke: über einige Tage hält es meine gute Therese in der Hand, liest es und erfährt, wie es ihrer armen Freundinn geht, und hat Mitleid mit ihr.

Ja, Therese! Es geht mir recht übel. Mein Vater — nun, ein Kind soll wohl nicht über seine Ältern klagen — aber ich müßte ganz verzweifeln, wenn ich nicht irgend jemand auf der Welt sagen dürfte, wie es mir ist. Und kann ich denn dafür, daß mein Kummer und mein Vater so nahe zusammen treffen, daß er die

einzige Ursache desselben ist? Kann ich endlich dafür, daß Willbachs Aussichten sich nicht bessern wollen, daß er die Stelle wieder nicht bekömmt, auf die — wie unbeträchtlich sie ist, — wir, wie auf den Einlaß in's Paradies, warten? Ach, wir hätten klein gelebt, aber wir wären vergnügt gewesen! Nun ist's abermahls, und schon zum dritten Mahl nichts, und so geht Jahr an Jahr herum, und unsere Hoffnungen werden immer schwächer.

Da schmählt nun mein Vater, ihm reißt die Geduld bey dem langen Warten. Ich ginge nun schon in's zwey und zwanzigste Jahr, sagt er, ich schleppte mich seit meinem achtzehnten in dem unglückseligen Verhältniß, — ich würde mich noch wohl vier oder sechs Jahre damit schleppen, darüber verblühn, alt werden, keinen andern Mann finden, und ihm zur Last bleiben, als eine alte Jungfrau, die in der Welt zu nichts nütze wäre, als sich und andern das Leben zu verbittern.

Sieh, liebe Therese, solche harte Worte muß ich nun alle Tage anhören. Wie schwer mir das wird, was ich dabey leide, kann ich niemand sagen, selbst dir nicht — am wenigsten meinem Vater. Ich habe keine Antwort als Thränen,

ich weine auch fast den ganzen Tag, und wie oft — ach Gott, wie oft wünsche ich mich in's kühle Grab und denke: wenn ich da unten läge bey der seligen Mutter, und die dunkle, schwere Erde auf mir und der grüne Rasen darüber, da möchte ich Ruhe haben, und nichts von all dem Schelten und Jammern hören, und alles vergessen und vergessen werden.

Aber wenn ich so denke, dann fällt mir Heinrich ein und sein Jammer, wenn ich stürbe. — Nein, das darf ich nicht wünschen! Er ist ohnedieß niedergeschlagen genug, und hat schon mehr als einmahl den unglückseligen Gedanken geäußert, daß er mich lassen, mir entsagen will, um meines Vaters Unwillen von mir zu wenden und mich von keiner andern Partie, bey der ich mein Glück finden könnte, abzuhalten. Du lieber, guter Heinrich! Wie kann ich denn glücklich seyn ohne dich?

Es stürmt jetzt so Manches über den armen Willbach her. Sein Jugendfreund, ein Baron Arthur von Ottensen, mit dem er studirt, den er eine Zeitlang auf Reisen begleitet, und in Italien einmahl mit Gefahr seines Lebens vor den Dolchen der Banditen geschützt hat, die dem Baron wegen einer schönen Frau nachstell-

ten, — dieser Baron Arthur ist gerade jetzt gefährlich krank, und Heinrich muß fürchten ihn zu verlieren. Jetzt sollte ich ihn trösten, aber was kann ich ihm mit meinem gedrückten Gemüth sagen!

Nun habe ich dir alle meine Leiden geklagt, und es ist mir, als trüge ich sie leichter. Leb' wohl, theure Freundinn, und schreibe mir bald!

Dieselbe, an Dieselbe.

Im Aprill 18. . .

Ich danke dir für deine schnelle Antwort. Deine Liebe und Theilnahme war mir ein wahrer Trost, sonst kann mir ja ohnedieß niemand etwas geben, und ich muß mich eben in Geduld fassen. Geduld! Geduld! Das war immer mein Wahlspruch, und wird es auch wohl so ziemlich zeitlebens bleiben.

Was du mir da wegen des Barons schreibst, wäre wohl schön, aber auf keine Weise thunlich. Zwar ist Ottensen sehr reich und er hat es Heinrichen mehr als hundert Mahl angebothen, daß er zu ihm ziehen, und alles, was jener besitzt, mit ihm theilen soll; aber erstlich dürfte er dann nicht daran denken, zu heirathen, denn Ottensen,

der kränklich und hypochondrisch ist, würde seinen Freund mit keiner Frau theilen wollen, und zweytens wäre es auf keinen Fall von Dauer, denn Ottensens Gesundheit ist ganz zerstört. Er hat, in Neapel glaub' ich, zuerst einen Sturz mit dem Pferde gemacht, wovon seine Brust verletzt wurde, und dann, als er von dort wieder nach Rom zurückkehrte, mußte er durch einen Ort, der — ich meine, die pontinischen Sümpfe heißt, und wo es äußerst ungesund, ja gefährlich seyn soll zu reisen. Hier griff die böse Luft seine geschwächte Brust noch mehr an, und er konnte kaum Rom erreichen, wo die Kunst geschickter Ärzte ihm das Leben erhielt, aber keine lange Dauer desselben verhieß. Nun aber darf er über sein Vermögen, wenn er unverheirathet stirbt, nach seinem Tode nicht schalten, denn so hat es sein Vater bestimmt, der ihn dadurch zwingen wollte, seinen Widerwillen gegen das Heirathen zu überwinden; Ottensen aber verzichtet lieber auf den freyen Gebrauch seines Reichthums, als daß er ein verhaßtes Bündniß einginge, und so ist von dieser Seite für Heinrich auch keine bleibende Aussicht.

Ein seltsamer Mensch muß dieser Baron Arthur auf jeden Fall seyn, — verständig, gut-

müthig, wohlthätig, wie Heinrich sagt, aber sonderbar in seiner Lebensart, menschenscheu, und deßwegen, und wegen seiner Kränklichkeit immer einsam. In der Liebe war er auch sehr unglücklich. Ein Mädchen, das er sehr geliebt hatte, war ihm auf eine abscheuliche Art untreu geworden, und jene Dame, um derentwillen er bald das Leben verloren hätte, starb kurze Zeit darauf unter schrecklichen Schmerzen in seinen Armen — an Gift, wie man fürchtete, das ein eifersüchtiger Liebhaber, der bereits durch die Ältern mit ihr versprochen gewesen war, ihr beygebracht hatte.

Ich kann es dem Baron nicht verdenken, wenn er nach solchen Erfahrungen sich scheut, ein drittes ähnliches Verhältniß anzuknüpfen, und muß ihn über alles das recht von Herzen beklagen.

Er hat an Heinrich schreiben lassen. Er fürchtet, dießmahl den Anfall nicht zu überstehen, und wünscht seinen Freund noch einmahl vor seinem Ende zu sehen. Ich mag und darf Heinrich von dieser letzten heiligen Freundschaftspflicht nicht abhalten und ihm einen Trost nicht entziehn, dessen sein Herz so sehr bedarf. Auf der andern Seite zittere ich vor seiner Abwesen-

heit. Ach Gott, wie werde ich denn das Leben, das stille, einförmige Daseyn ertragen ohne ihn? Und dann fürchte ich auch, daß der Anblick aller der traurigen Scenen, und das Todbett eines geliebten Freundes einen sehr nachtheiligen Eindruck auf seine Stimmung machen werde. Nun, wie Gott will! Folgt Heinrich dem Rufe des Barons, so will ich denken, es hat so seyn müssen, und es wird also gut seyn. Ach Therese! Ich bin recht niedergeschlagen, und es gibt Stunden, wo ich mich recht herzlich an des Barons Stelle wünsche, der jung, reich, angesehen, nach allen seinen Wünschen leben und glücklich seyn könnte und nun sterben wird! Das ist's eben; der Mensch hier auf Erden soll nicht glücklich seyn!

Dieselbe an Dieselbe.

Im Junius 18. . .

Zwey trübe, lange Monathe sind mir in tiefer Einsamkeit vorüber gegangen, seit Heinrich fort war, und jetzt erst habe ich Hoffnung ihn wieder zu sehn. Er war die ganze Zeit auf Ottensens Landgute, der sich nun zu Heinrichs großer Freude wieder erhohlt und entschlos-

sen hat, ihn hieher zu begleiten, weil ihm der Arzt Zerstreuung und Luftveränderung angerathen hat. Heinrich will ihn bey uns einführen. Ich freue mich nicht sehr darauf, denn ich bin am liebsten mit Heinrich ganz allein; doch kann ich auch nicht läugnen, daß ich neugierig bin, den Baron kennen zu lernen, von dem ich schon so mancherley gehört habe.

Ach, wie ich glücklich bin, daß Heinrich wieder kömmt, kann ich dir gar nicht sagen! Mein Leben ist doch gar zu still und einförmig. Meines Vaters Lage, noch mehr aber seine Denkart schließen mich fast von allen jugendlichen Freuden aus, und ich denke doch der Zeit recht gut, wo es nicht so war, der Zeit nähmlich, wo meine gute Mutter noch lebte und arbeitete, und schaffte, und Freudigkeit und besserer Erwerb durch ihren Fleiß in das Haus kamen. Damahls sahen wir Freunde bey uns, wir gingen, wiewohl selten, aus; ich hatte mein Clavier, sie selbst unterrichtete mich im Französischen, in mancherley schönen Arbeiten, worin ich ihr an die Hand ging. Seit sie todt ist, floß mein Leben unter vielen Entbehrungen und seltenen Erholungen in tiefster Stille hin, bis ich Heinrich kennen lernte. — Da kam wieder Freude und

Lebhaftigkeit in mein Daseyn, ich ertrug alles leichter, unsre Beschränkung, meines Vaters Launen, meine gänzliche Einsamkeit; denn Heinrichs Liebe und Umgang ersetzte mir alles. Und nun mußte ich ihn so lange entbehren! Gottlob, diese trübe Zeit ist bald zu Ende; ich will auch in der Freude meines Herzens denen, die mich quälen, alles vergeben und vergessen.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Gottlob, liebe Therese! Er ist hier, und eine bessere Zeit in mancherley Rücksicht scheint mit ihm gekommen! Vor acht Tagen traf er ein, sein erster Weg war zu mir. Ach, in dem Augenblick des Wiedersehens war alles, was ich vorher ausgestanden hatte, versunken, verwischt, und ich ganz glücklich! Am folgenden Tage brachte er seinen Freund mit. Mir war es unangenehm, ich mag es nicht läugnen; mich hätte die Gegenwart jedes Zeugen gedrückt, am meisten die eines Menschen, der durch seine ganze Lage, selbst durch seine Wunderlichkeiten etwas sehr Verschiedenes von uns seyn mußte.

Ich wollte es auch Heinrich sagen, aber dann dachte ich, daß der Baron sein Freund ist, daß es ihn schmerzen müßte, wenn ich ihn nicht gern bey uns sähe, und endlich — damit ich es nur frey gestehe, — verdroß es mich, daß Heinrich nach einer so langen Abwesenheit so wenig Sehnsucht hatte, mit mir allein zu bleiben, und mir schon am zweyten Tage einen weltfremden Menschen zuführte. Das aber hätte ich ihm nun vollends gar niemahls zeigen mögen.

Es kam indessen doch ganz anders. Der Baron ist ein recht artiger feiner Mann, den man, wenn er nicht so krank aussähe, wohl schön nennen könnte; so aber machen die grosen dunkeln Augen mit den langen Wimpern in dem todtblassen Gesicht eine sonderbare Wirkung, und schauen Einen aus den tiefen Zügen wie wehmüthig an, und die lange, schlanke Gestalt ist vorgebeugt, und scheint sich nicht aufrecht tragen zu können. Übrigens thut er, was mir recht gefällt, nichts weniger als krank, oder ängstlich, er spricht zwar leise, aber viel und lebhaft, und was er sagt, ist angenehm und unterhaltend. Manchesmahl ist er sogar munter, er und Heinrich erzählen von ihren Reisen, von allerley theils sonderbaren, theils lächerlichen

Zufällen, Sachen und Menschen, das Gespräch bewegt sich lebhaft und reißt nie ab, was wohl sonst zuweilen der Fall war, wenn Heinrich verstimmt zu mir kam, und ich ihm alles durcherzählt hatte, was ich in meinem Gedächtniß auftreiben konnte, um ihn zu erheitern. Selbst mein Vater ist auf solche Weise befriedigt, und es kömmt mir vor, als behandle er den guten Heinrich mit mehr Achtung und Antheil, weil er sieht, daß ein so reicher, vornehmer Mann sein guter Freund ist. Ach, Gott gebe, daß alles so fortwähren, und des Barons Anwesenheit auch auf die Hauptsache, auf Heinrichs Beförderung günstig wirken möge! Ein Mann, wie er, wird wohl Bekannte und Freunde unter den Großen haben, und da könnten seine Empfehlungen viel thun. Ich hoffe wieder, wie du siehst, und diese Hoffnung und Heinrichs Gegenwart geben mir wieder Freudigkeit. Leb' wohl.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Es werden jetzt vierzehn Tage seyn, daß ich dir in einer fröhlichen Stimmung geschrieben habe. Damahls ging es mir recht gut. Ich kann

nicht sagen, daß ich jetzt über irgend etwas eigentlich zu klagen hätte, aber es thut sich schon wieder da, und dort manches hervor, was besser — anders wäre. Du wirst mich schelten, ich höre es schon, und mir vorwerfen, daß ich niemahls zufrieden sey, und immer etwas zu klagen oder zu wünschen haben müßte. Ja, liebe Therese, vielleicht hast du auch Recht, vielleicht liegt die Schuld an meinem gar zu ängstlichen reitzbaren Wesen. Ich weiß wohl, daß Heinrich mir oft diesen Vorwurf gemacht hat, ich will auch nicht behaupten, daß die Schuld nicht großen Theils an mir liege, und will mich bemühen, nicht so viel zu grübeln, und die Dinge lieber zu nehmen, wie sie nun einmahl sind; aber dessen ungeachtet kann ich den widrigen Eindruck, den sie auf mich machen — zumahl im ersten Augenblicke — nicht bemeistern.

Du weißt am besten, wie aufrichtig und treu ich meinen Heinrich liebe, aber du weißt auch, daß ich in der letzten Zeit oft gegen dich geklagt habe, daß er manchmahl so abgespannt, so wortarm — so — daß ich es nur mit dem wahren Worte nenne, — so gelangweilt und langweilig bey mir gesessen, und endlich sogar immer Bücher mitgebracht hat, um nur Stoff

zur Unterhaltung zu finden. Das hat mich oft innerlich geschmerzt, ich habe es ihm auch gesagt; weil aber immer ein Zank daraus entstand, und er dann meist ein paar Tage schmollte, so schwieg ich zuletzt, und trug, was nicht zu ändern war, in Geduld. Wußte ich doch, daß er mich im Grunde herzlich liebte, und alles für mich zu thun im Stande war!

Diese Auftritte kommen nun wieder, wenn wir allein sind. Er ist ungleich, jetzt verstimmt, jetzt abgespannt, und doch fühle ich, daß es ganz anders geht, wenn Ottensen dabey ist. Da spinnt sich die Unterhaltung viel rascher und lebendiger fort, und das sollte nicht seyn; unser Gespräch sollte nie inniger, nie genügender seyn, als wenn wir allein sind. Findest du das nicht auch? Und begehre ich wohl zu viel, wenn ich das fordre?

Dann ist noch etwas, was mich leise drückt, und was ich durchaus nicht erklären kann. — Ich bemerke einen seltsamen Abstand zwischen des Barons und Heinrichs ganzer Art zu seyn und sich zu benehmen. Es ist in dem Ersten so etwas leichtes und doch sicheres, etwas einnehmendes und doch hohes, wodurch wir alle — und Heinrich eben auch — in einer Art von Entfernung

gehalten werden. Ich fühle das wohl, wenn Heinrich den Baron immer zuerst eintreten läßt, ihm einen Stuhl bringt, ihm reicht, was er verlangt; es sieht wie Unterordnung aus, und das thut mir weh. An dem Baron ist auch die Schuld nicht, denn der behandelt Heinrich wie einen Freund, ja wie einen Bruder, und ist fern davon, solche Dinge zu verlangen; ja vielmehr sehe ich, daß er es verhindert, wo er kann; aber es macht sich immer wie von selbst, und es ist mir in solchen Augenblicken, als sollte ich für Heinrich erröthen. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und nichts gefunden, was diese Erscheinung erklären könnte, als vielleicht Ottensens Kränklichkeit. Diese macht, daß er beständig der Aufmerksamkeit derer, die ihn umgeben, bedarf, daß sie mancherley Rücksichten für ihn haben müssen, und daß Heinrich dann diese gern für seinen kranken Freund hat. Wenn das ist, so muß ich ihn wohl noch mehr darum achten, aber ich muß mir es auch oft vorsagen, um an Heinrich nicht irre zu werden.

Dieselbe an Dieselbe.

Im August 18. . .

Therese! Welch ein ungeheures Unglück bricht über mich los! Denke dir mein entsetzliches Schicksal, wenn ich dir sage, daß der Baron bey meinem Vater um mich geworben hat! Du kennst des Vaters Denkungsart, unsere Dürftigkeit, seinen Widerwillen gegen Willbach. Ich brauche dir nicht mehr zu sagen, — ich weiß auch nichts zu sagen, als daß ich verzweifle!

So war es ein richtiges Vorgefühl, was mich erschreckte, als Willbach mir den ersten Besuch des Barons ankündigte! Ich wußte damahls nicht, warum mir das so gar unangenehm war, ich tadelte mich im Stillen darüber; jetzt weiß ich, daß mein ahnendes Herz Recht gehabt hat. Dieser unglückselige Mensch ist zu meinem Verderben in unser Haus gekommen.

Mein Vater hat bestimmt erklärt: Ich müsse ihn heirathen. Es hat schreckliche Auftritte gegeben. Ich habe eine Begegnung erfahren, die ich durch Wiedererzählen mir nicht noch einmahl lebhaft vorstellen mag. O Therese! es ist was fürchterliches um die ungemessene Liebe zum Gelde!

Ich habe meinem Vater alle möglichen Vorstellungen gemacht, ich habe ihn beschworen, zu bedenken, ob denn ein Mensch, der, wie dieser Baron, schlecht genug denkt, um seinen Jugendfreund, dem er das Leben schuldig ist, sein Einziges und Liebstes, seine Braut, zu rauben, wohl im Stande seyn würde, ein Weib glücklich zu machen, ob er sich entschließen würde, sein Kind einem anerkannten Diebe oder Räuber in die Arme zu werfen. Und was Besseres — bey Gott — ist ja dieser Baron nicht. Sind das die Sitten der Großen und Reichen, das ihre Grundsätze? O dann sey mir die Niedrigkeit und Armuth doppelt, dreyfach gelobt, bey der man wahre Ehrliebe, und eine Tugend findet, die sich scheuen würde, einen so frevelhaften Raub so ungescheut zu begehen!

Du wirst sagen, ich sey außer mir, und du hast Recht. Seit acht Tagen, seit sich mein Unglück erklärt hat, bin ich noch zu keiner rechten Besinnung gekommen. Alles stürmt auf mich, ich kann keinen Gedanken fassen, ich kann nur mit Angstgeschrey zum Himmel rufen, und, wenn der nicht durch ein Wunder rettet — verzweifeln; denn sonst ist kein Ausweg übrig. Auch an Wilibach finde ich keine Stütze. Ich habe mich in

meinem Schmerz an ihn gewandt. Er ermahnte mich, meine Pflicht zu thun; da nun einmahl sein Schicksal ihm keine Aussicht böthe, mir seine Hand zu reichen, so habe er mir feyerlich entsagt, und mich seinem Freund abgetreten. Ich war halb todt bey dieser Scene. Er hatte eine unbegreifliche Fassung. Ja, die Männer, die Männer! Die empfinden ganz anders, als wir. Freylich zitterte seine Stimme und seine Hand, als er die meine in die des boshaften Menschen legte, und mich ihm mit wenigen aber rührenden Worten empfahl; doch was war diese Bewegung gegen meine Betäubung, die mich einer Ohnmacht nahe brachte!

Und Ottensen? Es ist unbegreiflich, wie dieser Mensch, der mir so schätzbar, und durch sein unglückliches Schicksal oft so liebenswürdig vorkommt, so böse seyn, wie sich unter einer einnehmenden Außenseite so viel Tücke verstecken kann! Er empfing meine Hand mit kalter Ruhe, ja mit einem schadenfrohen Lächeln, als wollte er sagen: Hab' ich dich endlich? Du sollst mir nicht wieder entkommen! Der Schmerz seines Freundes, meine Verzweiflung, die ich ihm gar nicht zu verbergen suchte, galten ihm ganz gleich.

Ich habe mit Willbach sehr heftige und höchst

unangenehme Auftritte gehabt. Ich habe ihm geradezu erklärt, daß Er allein Schuld an meinem Unglück sey, und daß, wenn er nicht eingewilligt hätte, ich alles gewagt und den ganzen Zorn meines Vaters würde haben über mich ergehen lassen. Er zuckte die Achseln, sprach von seiner Verpflichtung gegen den Baron — Er, der ihm das Leben gerettet! — von dem, was man einem Freunde, zumahl einem unglücklichen, schuldig sey, der vielleicht nur kurze Zeit mehr zu leben hätte, und endlich von den Vorwürfen, die er sich ewig machen müßte, wenn er nicht alles gethan, ja sich nicht selbst mit allen seinen Wünschen zum Opfer gebracht hätte, um die letzten Tage dieses Freundes zu verschönern.

Ist das Tugend? Ist es Kälte? Ich begreife es nicht. Wenn es Tugend ist, dann bin ich noch unglückseliger, von einem solchen Herzen gerissen zu seyn. Ist es aber Kälte? O Therese! Nun bin ich auf dem schmerzlichsten Punct in der ganzen Reihe meiner Leiden gekommen, gegen den meines Vaters Mißhandlungen, Ottensens hämische Freude und alles was ich ausstehen kann, nichts ist. Wenn es Kälte wäre?

Ich bin gestern auf dem Grabe meiner Mut-

ter gewesen, und habe ihr mein Leid geklagt und mit heißen Thränen gebethet, daß Gott mich vor Verzweiflung und vor einem unglücklichen Gedanken bewahren möchte, der, seit ich zu ahnden glaube, daß Heinrichs Opfer Kälte ist, mich jedes Messer und jedes hohe Dachfenster, woraus man sich rasch stürzen und so der Qual in einem Augenblick ein Ende machen könnte, mit einer Art von Begierde betrachten läßt — und das ist ja Sünde. Ach Gott, wohin werde ich noch gerathen!

Wenn ich nur bey meinem Peiniger und künftigen Tyrannen eine Spur von Zärtlichkeit wahrnehmen könnte, die seinen Schritt rechtfertigte! Aber er ist ganz ruhig in meiner Gegenwart und hat meinen letzten verzweifelten Versuch, ihm meine Abneigung vor dieser Heirath geradezu zu erklären, so ohne Unwillen, ja mit einer Art von Wehmuth und Mitleid aufgenommen, und ist dabey so fest auf seinem Sinne geblieben, daß ich nun gar keine Hülfe mehr vor mir sehe. Seit dem ist er stiller als sonst, sieht mich oft mit düsterem Blicke an, redet mir liebreich zu und verspricht mir, daß es mir einst noch recht gut gehen werde. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich muß

ihn verabscheuen, als den Mörder meines ganzen Glücks, und doch ist mir doch unmöglich, es ihm ganz so zu zeigen, als ich es empfinde. O Thereſe, was wird noch aus mir werden?

Die Baroninn von Ottenſen an Thereſe Walling.

Im Auguſt 18. . .

Seit drey Wochen habe ich meinen Nahmen verändert. In meinem Herzen, in meiner Lage, in meiner Lebensweiſe iſt keine Veränderung vorgegangen. Der Baron hat — das einzige, was er mir nach dem Sinne that, — eine ſtille, geräuſchloſe Hochzeitfeyer veranſtaltet. Ich wurde ihm angetraut. Wie es dieſen Tag war, an dem ich lebend in's Grab geſtiegen bin, weiß ich nicht, ich kann dir alſo nichts davon erzählen. Der Baron hatte mir ſchöne Kleider und eine Menge Schmuck geſchickt. Ich erhielt durch Thränen und Feſtigkeit, daß ich nichts davon anlegen durfte. Ich blieb in meinen gewöhnlichen Kleidern, und ſo bin ich noch. Den Tag nach der Hochzeit reiſete der Baron nach ſeinem Gute ab. Er trug mir an, ihn zu begleiten. Die Art, wie er es that, zeigte mir, daß ich wagen durfte,

es abzuschlagen. Du wirst mich vielleicht tadeln? Du wirst sagen: das Weib gehört zum Manne, und du hast einmahl geschworen, ihn nicht zu verlassen. Das ist wohl wahr, auch bin ich oft recht unruhig über diesen Punct; aber er selbst verlangt es ja nicht, und es ist mein heiliger Vorsatz, so bald er es wünschen, so bald er nur eine leise Andeutung äußern wird, als ob er meiner bedürfte, so gehe ich auf der Stelle zu ihm, und will gewissenhaft als eine treue Hausfrau jede meiner Pflichten gegen ihn erfüllen.

Sieh, Therese, das ist der einzige Punct, auf dem ich in dem widerwärtigen Gewirre von Gedanken, Schmerzen und Besorgnissen mit einigem Wohlgefallen verweilen, und einigen Trost daraus schöpfen kann. Ich will meine Schuldigkeit gegen ihn, der nun einmahl vor Gott mein Gemahl und Herr ist, redlich thun.

Aus dieser Absicht habe ich Heinrich, der seit dem Tage vor der Vermählung bis zu des Barons Abreise unser Haus nicht mehr besuchte, geschrieben, daß er mich nun ganz meiden und mir durch sein Wegbleiben die schweren Pflichten, die er selbst mir hat aufladen helfen, leichter tragen machen soll. Er hat auch meinen Wunsch geehrt, aber dem ungeachtet seh' ich ihn

viel öfter, als mir lieb ist, bald ums Haus herumschleichen, bald in der Kirche. Ich glaube, das sollte er nicht thun; aber, wie schon gesagt, die Männer denken und empfinden ganz anders, als wir, und wir können sie eben so wenig begreifen, als sie uns.

Der Baron hat mir bey seiner Abreise eine schwere Rolle Geld in die Hand gelegt, zu kleinen Ausgaben, wie er sagte. Ich habe sie, als er weg war, geöffnet. Es waren hundert Souverain'or. Er hat mir gesagt: so bald ich etwas bedürfte, möchte ich ihm schreiben oder schreiben lassen. Merk' dir das: schreiben lassen — und er würde mir alles schicken, was ich brauche.

Was' heißt das? Therese! Schreiben lassen? Entweder glaubt er, ich kann gar nicht schreiben, oder wenigstens nicht recht ordentlich, und warum hat er denn ein solches Gänschen geheirathet? Oder er glaubt, ich will ihm nicht schreiben? So weiß er ja, daß ich ihn hasse, und macht sich nichts daraus, und nimmt mich auch nicht zu sich, und bemüht sich nicht, diesen Haß zu bekämpfen, und mir die Gesinnungen einzuflößen, die mir als christlicher Ehefrau geziemen. Ist das recht? Ist es redlich? O Pfui! Pfui! In was für Hände bin ich gerathen, The-

rese? Und wer hat mich ihnen überliefert? Ein Vater, und ein Mensch, für den ich willig mein Leben gegeben hätte!

Ich habe meinem Vater die Rolle gezeigt, er schien ganz glücklich darüber, und so habe ich sie ihm geschenkt. Das war es ja, um was er mich und mein ganzes zeitliches Glück verkauft hat, wofür ich bald mein ewiges Heil verloren hätte, hätte der Geist meiner guten Mutter, die ich brünstig angerufen, nicht über mich gewacht. So mag er denn den Sündenlohn hinnehmen.

Therese. Ich fühle, daß ich sehr bitter werde, und so ist es besser, abzubrechen.

Dieselbe an Dieselbe.

Im October 18. .

Das dachte ich nicht, Therese, daß es dahin kommen sollte, daß ich wünschen und recht sehnlich verlangen würde, von dem Baron zu sich gerufen zu werden! Und doch ist es so. O gesegnet das Unglück, wenn es allein kommt, sagt das Sprichwort, und so muß auch ich sagen. Du wirst dich vielleicht erinnern, daß ich dir einmahl schrieb, der Vater des Baron von Ot-

tenſen habe ſeinem Sohn nicht erlaubt, mit ſeinem Vermögen zu ſchalten, wenn er unverheirathet ſtürbe, und in dieſem Fall einen Brudersſohn, Ludwig von Ottenſen, zum alleinigen Erben der groſſen Güter ernannt. Dieſer Brudersſohn — ach, Thereſe, was gibt es für Menſchen in der Welt! — ſell nun, wie ich jetzt erfahre, ſeit langer Zeit alles angewandt haben, um ſeines Vetters Abneigung gegen jede Heirath zu nähren, und ſich ſogar mit ſeinem Arzt verſtanden haben, damit ihm dieſer einen ſolchen Schritt bey ſeiner ſchwachen Geſundheit als lebensgefährlich widerrathe. Nun hat Baron Arthur dieſen Schritt doch gethan. — Gott weiß! nicht zu ſeinem und nicht zu meinem Glücke, — und der Vetter iſt ganz raſend vor Zorn darüber geworden. Er hat ſeinem Verwandten auf eine unanſtändige Art Vorwürfe gemacht, und — denke die Kränkung für mich — er verbreitet die ehrenrührigſten Gerüchte über mich und meine unglückſelige Heirath mit ſeinem Vetter. Es iſt nichts ſchlimmes, nichts ſchändliches, was er nicht meinem Vater und mir nachſagt, und man hat mich gewarnt, nicht allein auszugehn, weil dieſer niedrige Menſch mir auflauern; und, wie er ſchon gedroht hat, auf öffentlicher Stra-

ße der Buhlerin seines Vetters den Schimpf an=
thun will, den sie verdient.

O wenn dieser Ludwig wüßte, wie unglück=
lich mich seines Vetters Einfall gemacht hat, er
würde nicht gegen mich wüthen, er würde Mit=
leid mit mir haben. Aber das ist doch nur der
geringere Theil meiner Leiden. Das schmerzlich=
ste kommt mir von der theuersten Hand, von
Heinrich selbst. Ich habe dir gleich nach meiner
Hochzeit geschrieben, daß ich ihn gebethen, mich
zu vermeiden, daß ich aber mit schwerem Her=
zen bemerkt, wie diese Bitte nicht den gehörigen
Eindruck auf ihn gemacht hatte. Denke dir,
Therese! Ich finde ihn alle Augenblicke auf mei=
nen Wegen; und vor einigen Tagen, als ich
eben traurig an meiner Arbeit sitze, tritt er plötz=
lich ein. Ich war ganz allein zu Hause. Ich zit=
terte wie ein Espenlaub, und war unvermögend
zu sprechen. Da eilte er auf mich zu, schlug sei=
ne Arme um mich, und, überwältigt von Liebe
und Schmerz, sank ich weinend an seine Brust,
und lag recht lang und recht mit Vergnügen so,
während er mir eine Menge Zärtlichkeiten vor=
sagte. Endlich nannte er des Barons Nahmen,
und Gottlob, daß er das that! Bey diesem
Klange standen alle meine Pflichten und das

Unrecht, das ich gegen den Baron hatte, vor mir. Das sagte ich Heinrich, und denke dir mein Erstaunen, als er nun anfing, mir die Sache auseinander setzen zu wollen und mir zu beweisen, daß ich unbeschadet meiner Pflicht und dessen, was ich Ottensen schuldig sey, immer noch einen Freund haben könnte, der mir, und dem ich vom Herzen gut seyn, und dessen Gesellschaft mir manche trübe, einsame Stunde erheitern könnte! Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich aus Heinrichs Munde solche Grundsätze hören mußte. Ich wandte mich wirklich mit einer Art von Scheu von ihm ab, und erklärte ihm endlich, daß wenn auch er weder etwas pflichtwidriges, noch gefährliches in diesem Umgang sähe, ich doch anders denken müßte, ich bath ihn endlich mit Thränen, meiner zu schonen und nimmermehr zu kommen. Er thut es aber nicht, er läßt sich bald da, bald dort sehen, und wenn er nichts anders weiß, so hat er eine Nachricht, oder eine Erkundigung nach meinem Wohlseyn von dem Baron zu bringen. Was ich hierbey leide, kann ich dir nicht sagen. Ach ich sehe Heinrich selbst so gern, ich bin innerlich froh, wenn er kömmt, und doch muß ich mich über diese Freude strafen und wün-

ſchen, ja ihn bitten, daß er wegbleibe. Ach ich wollte, ich wäre einmahl an dem Ort meiner Beſtimmung und ſo von allen den Verfolgungen und Gefahren fern!

Dieſelbe an Dieſelbe.

Freyenberg, den 25ten Oktober 18..

Du wirſt aus dem Datum ſehen, daß ich nicht mehr zu **, ſondern auf dem Schloße meines Gemahls bin. Er hat mir vor ungefähr vier Wochen einen ſehr freundlichen Brief — den erſten, den ich von ihm erhielt — geſchrieben und mich gebethen, »da gewiſſe Verhältniſſe und Gerüchte (ich habe wohl verſtanden, was er meinte) es nöthig machten, unſere Verbindung öffentlich zu erklären, und mir vor der Welt den Rang und die Stelle zu geben, die mir gebührt, ſo möchte ich mich bereit halten, zu ihm zu reiſen, und ihm verzeihen, daß er nicht ſelbſt käme, mich abzuhohlen, weil er von neuem krank ſey. Er würde ſich bemühen, mir die Einſamkeit auf dem Lande und das Leben mit einem wunderlichen Kranken ſo erträglich als möglich zu machen.« Der Brief war ſehr artig, und da er mit dem, was mir meine Vernunft in den

jetzigen Umständen als das Beste anrieth, vollkommen übereinstimmte, antwortete ich auf der Stelle, daß ich bereit sey, seinen Wunsch zu erfüllen.

Als der Brief fort war, fiel es mir wie ein Berg aufs Herz. Der Abschied vom Vater, die gänzliche Losreißung von Heinrich, das Eintreten in eine fremde Lebensart, und über alles das, das Zusammensеyn mit einem Menschen, der mir so wenig Ursache gegeben hatte, Gutes von ihm zu erwarten! Heinrichen traf die Nachricht wie ein Donnerschlag; aber auch er mußte des Barons Verfahren billigen. Wir waren Beyde sehr betrübt, selbst mein Vater war durch den Gedanken, sein Kind zu verlieren, bewegt, und so gingen ein paar Tage recht schmerzlich, aber schön hin. Am dritten entstand auf einmahl ein großes Gerassel in unserer engen Straße, alles fuhr an die Fenster. Da hielt der Reisewagen des Barons mit prächtigen vier Pferden bespannt, zwey Bediente saßen auf dem Bocke, ein alter Geistlicher, von sehr würdigem Ansehen, und eine hübsche Frau von mittleren Jahren stiegen aus, und traten bey uns ein. Es war der Schloßkaplan und die Kammerfrau, die mich bedienen sollte. Sie brachten einen Koffer

mit Kleidungsstücken und sehr schöne Wäsche für mich mit. Am andern Morgen war alles zur Abreise bestimmt. Ich mußte mich von der Kammerfrau anziehen lassen, was mir sehr sonderbar vorkam. Heinrich war gekommen, mich noch einmahl zu sehen. In dem Augenblicke der Trennung verlor auch er seine Fassung, er zitterte sichtlich, und seine Thränen brachen hervor. Er drückte mich heftig in seine Arme und ich fühlte mich, nach allem, was ich bereits gelitten hatte, einer Ohnmacht nahe. Du gehst, rief er mit schmerzhaftem Ton: — du gehst in eines Andern Arme. O Gott, was hab' ich gethan! — Er warf sich todtenbleich und schluchzend auf's Kanapeh. Ich zitterte. Mein Vater unterstützte mich. Der Kaplan trat ein, um mir zu sagen, daß alles bereit sey. Jetzt sprang Heinrich mit verzweifelnden Blicken auf, er umschlang mich noch einmahl: Du gehst nicht! rief er: Ich lasse dich nicht, — es ist mein Tod, es ist dein Untergang. Der Kaplan begann mit sanfter Miene ihm Vorstellungen zu machen. Ich vernahm nur ihren Anfang — meine Sinne schwanden. Als ich zu mir kam, befand ich mich im Wagen und bereits auf der Landstraße. Die Kammerfrau hatte mich in ihre Arme gefaßt,

der Geistliche hielt mir riechende Essenzen vor. Ich war vor Schmerz außer mir, ich wollte aus dem Wagen springen, zu Fuß nach Hause laufen; des Geistlichen erst sanfte, dann ernste Ermahnungen brachten mich nach und nach zur Besinnung. Ich sah mein Unrecht ein, meine Pflicht, mein Schwur fingen wieder an, hell und klar vor meiner Seele zu stehn, die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung ließ nach, so daß ich mich zu fassen und in einer leidlichen Stimmung zu halten vermochte. Der Kaplan hatte mich vorbereitet, daß ich den Baron wohl im Bette treffen würde, das Betragen seines Vetters habe ihn sehr gekränkt, auch um meinetwillen, und jede Kränkung habe den schädlichsten Einfluß auf seine Gesundheit. Wir näherten uns jetzt dem Schlosse, das vom Abhang eines Berges mitten in Gärten prächtig herunter sah. Eine breite Allee führte darauf zu, unter einem hohen Thorweg hielt der Wagen, mehrere Bediente kamen sogleich herbey, man führte mich eine Marmortreppe hinauf, wo jedes gesprochene Wort, jeder Tritt wiederhallte. Mir kam alles so feyerlich, so seltsam vor. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines schönen, reichvergoldeten Saales, und hier trat uns der Baron im

Überrock, aber völlig gekleidet, von mehreren seiner Leute begleitet, mit großer Freundlichkeit entgegen. Dieses gütige, bey seiner Kränklichkeit wirklich achtungsvolle Betragen, noch mehr aber ein Blick auf sein blasses Gesicht, sein leidendes Aussehn, machten, daß der Unwillen schwieg, den ich gegen ihn hegte, und ich ihn unwillkürlich freundlicher grüßen mußte. Es freut mich herzlich, sagte er leise, aber sehr liebreich, daß du dich entschlossen hast, zu mir zu kommen. Dieß Haus ist künftig das deine; alles, was du siehst, steht dir zu Gebot, und ich werde mich bemühen, dir das Leben darin so angenehm als möglich zu machen. Ich konnte nicht antworten, denn sonst hätte ich weinen müssen. Ich verneigte mich bloß. Komm, liebe Marie! sagte er, ich will dir deine künftige Wohnung zeigen. Er faßte hierbey meine Hand, und als sie zitterte, sagte er leiser auf französisch: Fassen Sie sich, wir sind nicht allein. Ich sah ihn an. Es war etwas so Trübes, Ernstes in seinem Blick. Haben Sie Geduld mit mir, antwortete ich ebenfalls in jener Sprache, ich will mich bemühen, Ihnen keinen Verdruß zu machen. Er lächelte, und drückte mir flüchtig die Hand. Mir ward leichter, ich ging weniger

ängstlich an seiner Seite, durch viele, viele Zimmer, wovon immer eines schöner als das andere war. Endlich traten wir in eines, das mit grünem Seidenstoff tapezirt und mit aufgezogenen Vorhängen (Draperien nennt sie der Baron) rings umhängt war. Auf ein paar Stufen, die mit einem prächtigen Teppich überlegt waren, stand ein Bett voll reicher Vergoldung, und zarte Vorhänge vom schönsten gestickten Musselin flossen von der Decke in geschmackvollen Falten darauf nieder. Ein Schreibtisch, einige kleine und größere Sopha's, ein großer Spiegel, Wand- und Kronleuchter, alles reich vergoldet, vollendeten die prächtige Einrichtung. Das ist dein Schlafzimmer, Marie! sagte er, und hier — indem er ein allerliebstes Kabinet öffnete, ganz mit schneeweißem Perkal drapirt, in welchem ein Nachttisch mit Silbergeräth besetzt stand — dein Ankleidezimmer. Ich stand erstarrt. So viel Herrliches hatte ich nie gesehen, und diese Herrlichkeiten sollten mein seyn! Nein, nein, Herr Baron, sagte ich, das ist zu schön für mich. Geben Sie mir eine einfachere Einrichtung, ich bin das nicht gewohnt, ich würde mir hier noch fremder vorkommen. Du wirst es gewohnen, Marie, der Mensch

gewohnt alles, das glaube mir, erwiederte er sanft aber ernst. Ich lasse dich mit deinem Gedanken allein. Hier ist die Klingel; die Kammerfrau erscheint, wenn du sie brauchst. Er ging. Alle, die uns gefolgt waren, begleiteten ihn. Jetzt stürzten meine Thränen hervor, ich warf mich laut schluchzend auf das nächste Kanapeh, und überdachte meine ganze so höchst traurige und seltsame Lage. Das Einzige, was mich freute, indem ich alles, was mir begegnet war, und was mir noch bevorstand, überdachte, war, daß ich nicht mehr den entschiedenen Haß gegen den Baron in meiner Brust fühlte, der doch in meiner Lage nun einmahl sündlich gewesen wäre, ja daß ich spürte, ich hätte Mitleid mit ihm. Meine Thränen flossen immer fort, aber ich fühlte meine Brust erleichtert und brachte es endlich dahin, daß ich mit Ergebung in Gottes Willen, ihn um Beystand zu meinen künftigen Pflichten, um Vergessenheit des Vergangenen und um Geduld und Kraft für das Gegenwärtige anrufen konnte. Die Kammerfrau trat nach einer Weile ein, und fragte, ob es mir gefällig wäre, mit dem Arzt, dem Kaplan und noch ein paar Personen an der Tafel oder in meinem Zimmer zu essen. Und der Baron?

fragte ich. Der ißt allein, antwortete sie, oder vielmehr gar nicht; der arme Herr leidet sehr viel. »Ich bitte, sagen Sie dem Baron, was er entscheiden wird, will ich thun.« Er ist's, der mich schickt. — »So werde ich allein speisen« sagte ich. Ich hatte erwartet, mit meinem Gemahl zu essen. Da er meiner nicht bedurfte, so war ich froh, nicht unter fremden Menschen seyn zu müssen.

Nach dem Essen trat der Kaplan ein und erkundigte sich, ob es mir gefällig wäre, das Schloß und die Gärten zu besehen; er habe den Auftrag vom Baron, mich herumzuführen. Der Baron geht nicht mit? — Er kann nicht, erwiederte der Kaplan. Es war viel, daß er es vermocht hatte, diesen Morgen aufzustehen, und so lange aufzubleiben. Ich willigte ein, die Kammerfrau brachte mir einen zierlichen Überrock von feinem Wollenzeug und einen sehr schönen ostindischen Schawl. Wir gingen. Das Schloß liegt sehr angenehm. Aus den Fenstern der Vorderseite, wie von den höhern Parthieen im Garten, übersieht man die Ebene. Die Gärten sind im neuesten Geschmack angelegt, eine Menge prächtiger Zimmer im Schlosse, aber alle, die wenigen ausgenommen, die der Baron und ich

bewohnen, so wie die Gärten selbst, haben ein Ansehn von Einsamkeit und Unbewohntheit. Der Kaplan machte mir es leicht begreiflich. Der Vater des Barons hat vor drey Jahren alles für seinen Sohn, wenn er von Reisen zurückkäme, zurichten lassen, und ist bald nach dessen Ankunft gestorben; der Sohn aber war seither immer krank, hat keine Freude an dem allen, und so ist das höchste, was er thut, daß er eben nichts verfallen läßt. Der Kaplan erzählte mir hierauf noch viel von dem Baron, woraus ich sehen konnte, daß er — mir ganz unbegreiflich, — ein sehr guter, ja ein edler Mann seyn müsse. Aber wie hat er an Heinrich und mir so handeln können?

Ich kam spät in mein Zimmer zurück. Ich fragte, ob ich den Baron noch sehen würde? Er sey bereits eingeschlossen, das sey Abends immer seine Sitte. Ich kann sagen, daß mich das verdroß. So schlug ich denn auch das Anerbiethen des Arztes aus, der mich auf Befehl des Barons mit Musik wollte unterhalten lassen, und überließ mich in der tiefen Einsamkeit der ländlichen Stille ganz meinen schwermüthigen Gedanken. Am andern Morgen wurde ich gefragt, ob es mir gefällig wäre, mit dem Ba-

ron zu frühstücken, da ihm seine Gesundheit nicht erlaubte, herüber zu kommen. Ich war sogleich bereit. Man führte mich durch mehrere Zimmer und den großen Saal, dann abermahls durch zwey Zimmer voll Bücherschränke, endlich in ein großes Zimmer, das halb verhängt und nur dämmernd erleuchtet war. Der Baron stand vom Kanapeh auf, er fragte mich, wie ich geschlafen hätte, er erkundigte sich freundlich nach allem, ob ich etwas brauchte, ob mir was mangle, und bat mich zuletzt so sanft, daß es mich beynahe rührte, ihm zu verzeihen, wenn seine Kränklichkeit mich von mancher Unterhaltung, die für meine Jahre passend wäre, abhalten und seine Launen mir zuweilen eine trübe Stunde machen würden. Ich erwiederte, so aufrichtig und herzlich ich konnte, daß er sich hierüber keine Sorge machen möchte. An Unterhaltungen wäre ich auf keine Art gewöhnt, und wenn ich künftig etwas beytragen könnte, ihn zu zerstreuen und seine Leiden zu vermindern, so würde mich dieß recht freuen. Er war sehr freundlich, man brachte das Frühstück. Die Ehrfurcht, mit der alle seine Leute ihm und auf sein Gebot auch mir gehorchten, die, fast möchte ich sagen, feyerliche Stille, die in seinem Krankenzimmer

herrschte, die Einrichtung desselben, die Gemälde darin, die er mir späterhin erklärt hat, und die nichts, als traurige Geschichten aus längstvergangenen Zeiten verstellen, sein Betragen gegen mich und gegen alles, was ihn umgibt, machten einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich. Mir war immer, als ob ich in der Kirche wäre, und dürfte nicht laut sprechen und mich nicht viel umsehen.

Über eine Weile kam die Kammerfrau und fragte, ob es mir gefällig wäre, mich anzukleiden. Ich sah den Baron an. Es war mir, als sollte ich ihn um Erlaubniß fragen. Geh, liebe Marie, sagte er, und laß dich von ihr putzen. Ich werde dich hernach meinen Leuten vorstellen. Ich ging. Die Kammerfrau hatte alles bereitet, mein Haar wurde geschnitten, gekräuselt, geordnet, wie ich es noch nie getragen; dann brachte man mir ein seidenes Kleid mit langer Schleppe und reicher Besetzung und zuletzt einen sehr schönen Schmuck. Ich wollte diesen durchaus nicht annehmen, die Kammerfrau bedeutete mich aber, daß es der Wille des Barons sey, und so ließ ich es denn geschehen; denn warum sollte ich ihm in solchen Kleinigkeiten zuwider handeln? Mein Gott! Glücklich kann ich ihn ohnedieß nicht ma-

chen! Als ich fertig war, führte mich die Kammerfrau vor den großen Spiegel, und ich gestehe dir, daß ich im ersten Augenblick die Gestalt nicht kannte, die mir hier entgegen trat; aber das sah ich doch, daß sie besser aussah, als die arme Marie Forstern in ihrem kattunenen Hausjäckchen und ihrem kleinen Häubchen. Man führte mich hierauf wieder zum Baron hinüber. Schon in der Bibliothek fand ich den Hauskaplan, den Dokter und einige Hausoffiziere. In seinem Zimmer stand er, völlig gekleidet, im schwarzen Frack mit Federhut und einem Orden an der Brust. (Ich habe vergessen, dir zu sagen, daß er ein paar Jahre gedient und sich sehr ausgezeichnet hat). Ich war überrascht. So hatte ich ihn niemahls gesehen, mir niemahls vorgestellt. Ich fühlte, daß ich erröthete. Er trat auch zu mir, und ich bemerkte, daß er meinen Anzug musterte; doch mußte ihm alles gefallen, denn er nahm mich freundlich bey der Hand, sagte: du siehst recht gut aus, Marie, und führte mich in den Saal. Hier waren die Beamten, der Pfarrer, die Ältesten der Gemeinden u. s. w. versammelt. Alles neigte sich ehrfurchtsvoll, wie wir eintraten, und Einer aus der Versammlung trat vor und hielt eine Rede an Ottensen und

mich. Der Baron hatte mich unterrichtet, wie ich antworten sollte, ich that es, nicht ohne die gröſste Beklemmung, und nun kam alles herbey, um uns die Hände zu küſſen, was ich nach Ottensens Wink gestattete, er aber schüttelte jedem freundlich die Hand. Meine Linke, die er beständig während der Ceremonie hielt, zitterte, und ich sah wohl, daß er über diese Verlegenheit und dieß Zittern lächelte. Endlich war alles vorbey, zu meiner und Ottensen's groſser Freude, denn ich bemerkte, daß ihn die Ceremonie angegriffen hatte. Er wurde sichtlich immer bleicher; dennoch führte er mich bis in mein Zimmer und bat mich dann mit ihm zu speisen. Ich stand eine Weile allein und wie betäubt, ich wuſste nicht mehr, wie ich in dem groſsen Spiegel mein Bild wieder erblickte, ob ich noch dieselbe sey, die ich vor drey Tagen gewesen.

Als ich mich umgekleidet hatte, rief man mich zum Speisen. Ich fand den Baron ganz allein. Das machte mich ein wenig verlegen, denn ich fürchtete, in einer so langen Unterredung vielleicht viel Ungeschicktes zu sagen. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Er wuſste mich in ein recht lebhaftes Gespräch über meine Kindheit, meine Erziehung, meine selige Mutter zu

verwickeln. Ich war offenherzig, meine Furcht verschwand, und ich hatte seit langem keine zwey Stunden so vergnügt zugebracht. Nach Tische wurde angespannt, ich spatzieren fahren, aber allein mit dem Arzt und Kaplan. Ottensen geht nicht aus dem Zimmer, er führt überhaupt eine sonderbare und sehr einsame Lebensart. Alle Abende, wie es zu dunkeln anfängt, schließt er sich ein, dann darf niemand in sein Zimmer, selbst wenn er noch so krank ist, und der Arzt, so wie alle seine Leute, klagen sehr über diese, wie über viele andere Wunderlichkeiten, die seine Gesundheit noch mehr untergraben, und seinen gewissen Tod befördern müssen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß diese Gewißheit, die ich so oft schon hatte aussprechen hören, mir in dem Augenblick so befremdend auffiel. Und sollte denn gar keine Hoffnung seyn, keine Möglichkeit, ihn zu retten? Er ist ja noch so jung? fragte ich den Arzt. Er zuckte die Achseln. Die Lunge ist angegriffen; gerade seine Jugend und seine reizbare Lebhaftigkeit sind es, die das Übel unheilbar machen. Der Kaplan blickte finster und schweigend vor sich nieder, mir entschlüpfte ein Seufzer, ich konnte nicht umhin, das traurige Schicksal des Barons zu beklagen, und bey

jedem Dorf, jedem Wald, der ihm gehörte, zu denken: Ach, wie lange wird er alle diese schönen Sachen noch besitzen, und wie wenig kann er davon genießen!

Sieh liebe Therese! Hier hast du eine ausführliche Schilderung der zwey ersten Tage, die ich bey dem Baron zubrachte, und so ziemlich ein Bild meiner ganzen Lebensart. Sie ist sehr still und regelmäßig; aber das ist mir nicht unangenehm und der Baron sorgt dafür, daß es mir nicht an Zeitkürzung und Abwechslung gebricht. Er hat von mir gehört, daß ich zu Lebzeiten meiner seligen Mutter etwas Clavier gespielt habe. Sogleich hat er mir ein schönes Fortepiano in mein Gesellschaftszimmer stellen lassen, der Organist muß mir Stunden geben, und mit dem Doktor, der hübsch Violine spielt und singt, übe ich mich. Es geht schon ziemlich gut; und wir studieren etwas ein für den Geburtstag des Barons, der in einigen Wochen fällt. Dann gibt mir der Sekretär Unterricht im Zeichnen, und um mich im französischen und deutschen Style zu üben, muß ich allerley lesen, übersetzen und schreiben, was dann der Baron sich selbst die Mühe nimmt, zu verbessern. Auch hat er mir Seide, Perlen, Baumwolle, und alle

Geräthschaften zu den schönen Arbeiten bringen lassen, von denen er weiß, daß ich sie verstehe. Meine Zeit wäre angenehm besetzt, mein Leben still und sorgenfrey, wenn ich mit meinem gedrückten Herzen eines Glückes fähig wäre. Ach, Heinrichs Bild verfolgt mich überall, und es ist doch sündlich, diesen Gedanken Gehör zu geben! Ich thue, was ich vermag, um mich zu beschäftigen und sie zu verbannen; aber es gelingt mir nicht, und nun will ich noch Eins versuchen, ich will mich dem Kaplan, der mir von allen Leuten im Hause das meiste Zutrauen einflößt, offenherzig anvertrauen, und ihn um seinen Rath und Beystand gegen mich selbst bitten.

Dieselbe an Dieselbe.

Im November 18. .

Es ist doch seltsam, ja ich kann wohl sagen, es ist hart, wie man hier mit mir spielt, und was ich noch werde erleben müssen. Du weißt, daß ich dir sagte, ich wollte mich dem Kaplan anvertrauen. Es ist ein würdiger und vernünftiger alter Mann, der die Menschen kennt, und zu dem ich mir gleich im ersten Augenblicke ein Herz fühlte. Ich habe es gethan, und es nicht

bereuen dürfen. Er hörte mich liebreich an, entschuldigte meine Schwäche, lobte meinen ernstlichen Vorsatz, gab mir einige gute Rathschläge, und kommt nun öfters, besonders Abends, wenn der Baron sich einschließt, auf mein Zimmer, wo wir entweder gute Bücher lesen, oder mit einander plaudern. Meine Lage ist natürlicher Weise der Hauptgegenstand dieser Unterhaltungen, und so drehen sie sich meistens um den Baron. Ich lerne ihn sowohl aus des Kaplans Erzählungen, der ihn von Kindheit an kennt, als auch durch eigene Erfahrung immer mehr schätzen. Es ist erstaunlich, wie viel Geduld er mit mir hat, wie er dafür sorgt, meinen Verstand zu bilden und mein Urtheil über die Welt und die Menschen zu berichtigen. Das werde ich ihm ewig danken. Dann auch erfahre ich manches aus seiner Lebensgeschichte. Er hat viel Unglück ausgestanden, und es ist ihm wohl vieles, was uns seltsam scheint, zu verzeihen. Seine Freundschaft für Willbach ist etwas sehr schönes in seinem Gemüth. Stelle dir aber mein Erstaunen vor, als ich hörte, daß nicht, wie ich nach Heinrichs Reden glauben mußte, ihre Väter Freunde gewesen, sondern, daß der alte Willbach Wirthschaftsrath von Ottensens Vater war, und da-

her also diese Art von Unterordnung komme, die ich immer mit einigem Mißvergnügen wahrgenommen und mir nicht zu erklären gewußt habe. Warum hat mir Heinrich dieß — verleugnet, kann ich eben nicht sagen — aber warum hat er so gesprochen, daß ich an ein gleiches Verhältniß zwischen ihnen glauben mußte? Das ist mir nicht lieb.

Indessen wurden die beyden jungen Leute miteinander auferzogen, sie theilten ihre Studien und trennten sich erst, als Ottensen Offizier wurde, wozu er Heinrich gern überredet hätte, der aber nie Lust zum Soldatenstand gehabt hat. Auch hierin liegt etwas, worin mir Ottensen besser gefällt, als Heinrich. Nach dem Frieden machte der Baron die Reise nach Italien, worauf ihn Heinrich begleitete, und hier war's, wo er ihm das Leben rettete. Seitdem hängt der Baron schwärmerisch an ihm, und findet darin eine Art von Glückseligkeit, alles für den Freund zu thun, der ihm, dem Einsamen, Vereinzelten, das einzige liebe Wesen auf der Welt ist. Und dennoch hat er ihm seine Geliebte genommen? Das erkläre, wer kann!

Das alles gewann mich sehr für den Baron, und ich kann sagen, daß ich mich immer freute,

wenn er mich zum Frühstück oder Mittagessen zu sich bitten ließ, oder wenn ich mit meinen Schreibereyen zu ihm kommen durfte; denn wir führen ein gar seltsames Leben, und niemand würde glauben, daß wir verheirathet wären. Ich betrete sein Zimmer nie ungerufen, er kömmt gar nie in meines. Das ist auch ein Punct, der mir unangenehm ist, denn er zeigt von der Kälte und Gleichgültigkeit, mit der mich mein Gemahl, der mir doch Liebe und Treue geschworen hat, betrachtet. Und warum hat er mich denn geheirathet? Warum hat er ein Band zerrissen, das — Ja! Heinrich hätte mich glücklich gemacht, glücklicher als ich jetzt bin, obwohl ich auch nun über manchen Punct in Rücksicht seiner anders denke.

Indessen, so viel trübe Stellen auch in meinem Leben sind, ich würde sie mit Geduld tragen, ich würde immer denken können, daß ich mit einem Menschen lebe, der noch viel unglücklicher ist, als ich, der bey Jugend, Schönheit, Reichthum und so vielen guten Eigenschaften immer leidet, und sichtbar und mit Bewußtseyn dem Grabe zuwelkt. Aber es ist nicht recht von ihm, daß er mit meiner Neigung für Heinrich sein Gespötte treibt. Stelle dir nur vor, was er

mir heute that. Ich habe längst bemerkt, daß sie sich schreiben, und nicht ohne Herzklopfen Heinrichs Hand auf mancher Aufschrift erkannt, wenn der Bothe das Briefpacket brachte. Heute Morgens sitzen wir eben beysammen, wie der Kammerdiener die Briefe bringt. Einer fällt ihm aus der Hand, ich hebe ihn auf, erkenne Heinrichs Schrift, gebe ihn dem Baron und werde feuerroth dabey. Er schweigt und als der Kammerdiener draußen ist, reicht er mir sehr freundlich die Hand und sagt: Es ist nothwendig, liebe Marie, daß wir über einen Punct aufrichtig und freundschaftlich mit einander reden. Ich erschrack und meine Hand zitterte in der seinen, denn ich fürchtete Vorwürfe. Ich konnte nicht antworten. »Es ist natürlich, und darf mich nicht befremden, wenn dein Herz sich nicht schnell aus seinen alten Verbindungen und Beziehungen hat reißen können; ja, du würdest Tadel verdienen, wenn sie dir schon gleichgültig wären. Ich, liebe Marie, habe keine andere Absicht in der Welt mit dir, als dein Glück. Ich sehe, du bist oft niedergeschlagen, und das Leben in meinem Hause ist wohl nicht darnach, dich aufzuheitern. Darum —— er hielt inne — darum — wenn es dich beruhigen, wenn es dich sehr glück-

lich machen kann, so schreibe an Heinrich. Ich habe nichts dawider und verlange Deine Briefe nicht zu sehen.«

Ich kann dir nicht sagen, Therese, wie mir in dem Augenblicke war. Beschämung, Unwillen, Schmerz und Erstaunen brachten mein ganzes Wesen in Aufruhr. Ich sprang auf und fing heftig an zu weinen. Das legte der Baron ganz falsch aus. Sieh, Marie, sagte er mit großem Ernst: wie Dich das ergreift! Ich sehe deutlich daraus, daß Dein Herz noch fest an seinen alten Banden hängt. Darum eben, — er stand gleichfalls auf — thu' dir keinen Zwang an! Es wird mich nicht schmerzen, schreib an Heinrich! Du sollst so glücklich seyn, als ich Dich machen kann. Ich sah ihn an, seine Züge waren ungemein finster, sein Blick so düster und trüb, als ich ihn lange nicht gesehen hatte. Nein, Herr Baron! rief ich: Das werde ich nie thun! Wenn Ihnen auch an meiner Treue nichts liegt, wenn ich Ihnen ganz gleichgültig bin, so muß ich mein Gewissen rein erhalten. Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer und war so außer mir, daß ich noch bis jetzt nicht ruhig geworden bin, um dem Kaplan, den ich Abends erwarte, Alles ordentlich erzählen zu können.

Dieselbe an Dieselbe.

Im December 18. .

Welch ein köstlicher Schatz es um einen wohlmeinenden und erfahrnen Freund ist, das lerne ich im Umgang mit dem guten Pater Theophilus, so heißt der Kaplan, täglich mehr einsehen. Wie manche Sorge hat er schon von meinem Herzen genommen, wie manche Unruhe in meiner Brust gestillt, und wie manchen schönen Weg zu nützlicher Thätigkeit gezeigt! Er weiß Jeden gleich auf den rechten Punct zu stellen, woraus eine zweifelhafte Sache am besten betrachtet werden kann, und mit unendlicher Sanftmuth und Geduld alle Winkelzüge und verworrenen Falten des Herzens aufzulösen.

Ganz stürmisch und im Innersten bewegt von der letzten Scene wegen des Briefes, eilte ich Abends, als er eintrat, ihm entgegen, und klagte ihm nicht ohne Heftigkeit das Unrecht, das ich erlitten zu haben glaubte. Er hörte mich gelassen an, ließ sich jeden Umstand erzählen, und als er Alles gehört und eine Weile nachgedacht hatte, sprach er: »Aber woher wissen Sie denn, gnädige Frau, daß es dem Herrn

Gemahl Ernst mit dieser Erlaubniß war? Wäre es nicht möglich, daß er Sie auf eine Probe hätte stellen wollen?« Ich stutzte. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. »Sie haben sie rühmlich bestanden, und gewiß Ihrem Gemahl viel Vergnügen mit Ihrem gerechten Unwillen gemacht.« Er setzte mir nun Alles auseinander, ich fing an es zu glauben, und eine unbeschreiblich wohlthätige Empfindung verbreitete sich durch mein Innerstes. Aber der Baron war so finster, beynahe erzürnt, sagte ich. »Er hat Ihre Thränen mißdeutet, wie Sie richtig aus seinen Worten geschlossen haben. Kann es einem Manne wohl gleichgültig seyn, wenn er glaubt, daß die bloße Erwähnung eines älteren Liebhabers seiner Frau eine solche Bewegung verursache?« Ich schwieg. Es war mir viel leichter. Der Gedanke, daß ich dem Baron nicht ganz unbedeutend sey, hatte etwas Angenehmes für mich. Er soll sich nicht in mir geirrt, er soll sich nie über mich zu beklagen haben, sagte ich endlich, und ich werde Sie bitten, Pater Theophilus, mir auf meinem, gewiß nicht leichten Weg beyzustehn.

Seitdem war ich denn weniger ängstlich, wenn ich bey Ottensen war, und ich bemerkte wohl,

daß auch er mich mit etwas mehr Achtung behandelte. Vorher wurde ich nur wie ein erwachsenes Kind betrachtet, und ich konnte mich nie so recht als Frau vom Hause fühlen. Vieles mag auch wohl von dem gewaltigen Abstande zwischen meiner vorigen und der Lebensart einer Dame kommen. Frauen dieses Standes haben sich um eine Menge Dinge nicht zu kümmern und zu bemühen, die in beschränkten Haushaltungen der Hausmutter zur Last fallen, sie bewegen sich freyer und daher auch leicht mit mehr Annehmlichkeit und Anmuth in ihrem Kreise; doch sah ich wohl ein, daß es auch hier Pflichten zu erfüllen gäbe, und da mich Ottensen seit jener Probe viel freundschaftlicher behandelte, und mich viel öfter zu sich bitten ließ, so nahm ich mir neulich einmahl das Herz, mit ihm über diesen Punct zu sprechen. Ich kam nähmlich in sein Zimmer, als er eben mit ziemlich verdrießlicher Miene bey seinen Rechenbüchern saß und den Haushofmeister gescholten hatte. Er klagte über Kopfschmerzen und Übelbefinden, das ihm der Auftritt und das lange Rechnen verursacht hatte. Herr Baron! sagte ich: Ich weiß wohl, daß ein großer Unterschied zwischen Ihrem und dem Haushalt meines Vaters ist, aber ich kann

ordentlich schreiben, wie Sie wissen, und rechne sehr gut. Wollen Sie die Geduld mit mir haben, und mich in der Art, wie Sie ihre Rechnungen geführt haben wollen, unterweisen, so würde es mir Freude machen, Ihnen dieß Geschäft abzunehmen. Seine düstre Miene erheiterte sich. —»Wolltest du das, Marie? Es ist nicht leicht.« — Ich verstehe, was Sie sagen wollen; aber guter Wille vermag viel, und den habe ich gewiß. Ich legte die Hand auf die Brust. Er lächelte sehr freundlich. »Du bist ein gutes Weib!« »Ich bin Ihr Weib,« sagte ich — und erröthete bis unter die Haare, denn noch niemahls hatte ich diese Beziehung vor ihm ausgesprochen, ja ich hatte es noch nie vermocht sein Du zu erwiedern »so ist es ja billig, daß ich Ihr Hauswesen führe; es würde mir ein angenehmes Gefühl, das der Nützlichkeit, geben, wenn Sie mir's anvertrauen wollten.«

»Wenn es Dein Ernst ist — von Herzen gern! Du wirst mich einer großen Plage überheben.« Und ich werde stolz darauf seyn, Ihnen etwas leisten zu können. Er hieß mich neben ihm auf dem Sopha sitzen, nahm dann die Bücher und erklärte mir Alles. Ich faßte ziemlich, denn ich hatte meiner seligen Mutter Rechnungen ge-

führt. Er schien zufrieden. Aber das ist nur ein Theil des Hauswesens, fuhr ich fort: Erlauben Sie mir, mich auch nach und nach des Ganzen anzunehmen. Ich möchte gern für Ihre Küche, Ihre Bedienung sorgen dürfen. Ich werde es schon begreifen, und Sie werden zuletzt finden, daß eine Frau das Alles doch treuer und aufmerksamer besorgt, als Dienstleute und Fremde.

Marie! sagte er unendlich gütig, aber auch sehr ernst: Ich bin ein Kranker, und noch überdieß ein wunderlicher, trauriger Mensch. Ich bin nicht immer so still und sanft, wie Du mich siehst, denn Dich sehe ich nur in meinen guten Stunden. Solche oftmahlige, solche nahe Berührungen, als die Besorgung aller meiner unzähligen, wahren und eingebildeten Bedürfnisse hervorbringen würde, könnten das reine Verhältniß, das jetzt zwischen uns waltet, stören. Laß mich des Gedankens genießen, daß ich Dich bloß zu meiner Freude und Deinem künftigen Glücke in meinem Hause habe! Ich erkenne Deinen guten Willen, aber dringe nicht in mich und glaube, daß wenn Du so fortfährst, wie Du angefangen hast, Du Dir einst sagen kannst, Du habest wesentlich beygetragen, die letzten Tage eines Unglücklichen zu verschönern!

Ich kann Dir nicht sagen, wie schmerzlich mir diese Worte waren, und er sagte sie so ruhig, mit so viel stiller Fassung! Mein Auge wurde naß, aber ich verbarg es, denn ich fürchtete ihn damit zu kränken; doch konnte ich mich nicht enthalten, seine Hand, die er auf meinen Arm gelegt hatte, leise zu fassen und an meine Lippen zu drücken. Er war bewegt, er preßte meine Hand an seine Brust, dann sagte er: Geh, liebes Weib! Laß mich jetzt allein! Morgen sehn wir uns beym Frühstück, und wenn es Dir recht ist und ich nicht gar zu krank bin, alle Tage. Ich bezeugte ihm meine Freude über diesen Vorsatz und ging, denn ich sah, daß er der Ruhe bedürftig war.

Ich erzählte dem Kaplan Abends einen Theil der Unterredung mit dem Baron. Er war sehr erfreut darüber und hob, als ich fertig war, Augen und Hände zum Himmel, indem er sagte: Gott gebe, daß Sie zur glücklichen Stunde geredet haben, gnädige Frau, und daß es Ihnen gelingen möge, den Baron nach und nach zu bewegen, daß er Ihnen die ganze Führung des Hauswesens und besonders seine Pflege überlasse. Ach, ich glaube, es könnte vieles anders

und beſſer ſeyn und bleiben, woran ſo vieler Menſchen Glück hängt.

Mir zuckte ein Gedanke durch die Seele. Ich wagte nicht, ihn auszuſprechen. — »Erklären Sie ſich, Pater Theophilus!«

Gnädige Frau! Das Schweigen iſt nun einmahl gebrochen über einen der wichtigſten Puncte. Ich ſehe Sie als ein von Gott geſandtes Werkzeug an, uns alle glücklich zu machen, indem Sie uns den Baron erhalten. Er ſetzte mir nun Alles auseinander, und bewies mir ziemlich deutlich, daß Ottenſens Krankheit nichts weniger als unheilbar ſey. Ein düſterer Sinn, durch viele Unglücksfälle erzeugt, jener Sturz mit dem Pferde in Neapel, und endlich die Bemühungen niedrig denkender Menſchen, deren eigennützige Hoffnungen durch das Teſtament des Vaters auf Ottenſens Tod gerichtet worden, Alles das wirkt jetzt zuſammen, um den Baron an ſein nahes Ende glauben zu machen, und es wird es, ſetzte der Kaplan hinzu, zur Freude jener Elenden und zu aller Guten Verzweiflung auch gewiß herbeyführen, wenn er nicht mit Gewalt ihrer Einwirkungen und den Eingebungen ſeiner Melancholie entriſſen wird. Jetzt ſieht er ſich für verloren und daher, weil er ſehr re-

ligiös ist, die ihm noch gegönnte Zeit für eine Vorbereitung auf die Ewigkeit an, die nichts Schreckendes, die nur Erlösung von Leiden und heitere Hoffnungen für ihn hat. Ich weiß aber gewiß, daß Zerstreuung und ein natürliches, zweckmäßiges Verhalten ihn retten und ihm, wo nicht eine dauerhafte, doch eine erträgliche Gesundheit sichern würde.

Ich hörte mit steigender Freude zu. Ach, es zogen so viel schöne Hoffnungen und Aussichten in meine offene Seele ein! Der Kaplan gab mir nun einige gute Rathschläge. Ich befolge sie sachte, um weder den bösen Menschen, die den Baron umgeben, Verdacht einzuflößen, noch ihn durch zu auffallende Schritte zu erzürnen, und ich versichere dich, daß ich auf diesem Wege schon Manches erhalten und manchen guten Erfolg erlebt habe. Bald als Versuch, bald wie zum Scherz habe ich mich der Bereitung seines Frühstücks, seines Mittagsmahls angenommen, er fühlt den Unterschied, und ich sehe deutlich, wie viel das zu seiner Besserung beyträgt. Pater Theophilus Bemerkungen haben meine Blicke geschärft, ich sehe die Gegenwirkungen der bösen Parthey in unserm Hause, die in jenes gottlosen Vetters Solde steht, deutlich,

ich thue aber, als bemerkte ich nichts, und so gelingt es mir am beſten, ſie zu entkräften. Ottenſen gewöhnt ſich immer mehr an mich, ich bin viel, oft den ganzen Tag bey ihm, ich leſe ihm vor, ich überſetze unter ſeiner Anleitung aus fremden Sprachen, die Er mich gelehrt hat, auch Pater Theophilus leiſtet uns öfters Geſellſchaft. Arthur wird dadurch zerſtreut, vergißt, über ſeine Krankheit zu grübeln, und iſt darum weniger krank. Der Himmel gebe nur, daß das ſo fortgeht! Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn ich etwas zu ſeiner Erhaltung beytragen und ihm ſo viel Freude machen könnte, als mein Herz ihm zu geben vermag! Liebe kann ich ihm ja ohnedieß nicht geben; man liebt nur Ein Mahl, habe ich oft gehört, und das iſt und muß bey mir vorbey ſeyn. Aber ich achte meinen Gemahl, ich will ihm von Herzen wohl, und fühle mich glücklich, wenn ich etwas für ihn thun kann. Das iſt das Pflichtgefühl, und ſein Lohn iſt innere Zufriedenheit.

Dieselbe an Dieselbe.

Im Februar 18. . .

Ich habe dir lange nicht geschrieben, liebste Freundinn! Mein Leben ist so einförmig und doch so beschäftigt, so voll innerer allgenügender Thätigkeit, so voll stiller Freuden, und wieder voll theurer Sorgen, daß ich dir selten, oder unaufhörlich schreiben müßte. Begebenheiten tragen sich wenig zu, und die Geschichte meines Innern ist doch so reich.

Nur Einen Auftritt sollst du wissen, der freylich für jeden Andern unbedeutend, für mich aber auf mein ganzes Leben entscheidend war.

Du wirst dich erinnern, daß ich für Arthur's Geburtstag, der im Jänner fiel, ein Musikstück einstudirt hatte. Überdieß hatte ich ihm noch eine Brieftasche gestickt, auf der ein Kranz von bunten Blumen sich um eine goldene Sonne zieht, mit der Umschrift: »Sie duften für die, die sie entblühen machte.« Es sollte ihm zeigen, wie tief ich seine Bemühungen, meinem Geist eine bessere, höhere Richtung zu geben, anerkenne. Da ich aber nichts ohne Pater Theophil's Rath thun mag, so vertraute ich ihm

meinen Plan ein paar Tage vorher. Er erschrack beynahe, und fragte mich, wer mir den unglücklichen Gedanken wegen der Musik eingegeben? Ich nannte den Doktor. Das hätte ich denken können, rief der Geistliche, daß ein solcher Rath von solcher Hand käme. Wissen Sie denn nicht, gnädige Frau, daß der Baron keine Musik hören kann, ohne in die tiefste Schwermuth zu fallen? Er hat sie einst leidenschaftlich geliebt und mit seiner zweyten Geliebten in Italien, die sie vortrefflich verstand, oft getrieben; seit ihrem schrecklichen Tod flieht er jede solche Erinnerung, und wer ihn liebt, vermeidet es gern, ihn damit zu quälen.

Ich erschrack. So viele Tücke hatte ich keinem Menschen zugetraut; aber ich sah den Zweck derselben ganz durch. Den Vorschlag wegen der Brieftasche billigte der Kaplan; nur, sagte er mir, dürfte ich nicht hoffen, sie Arthurn an seinem Geburtstage überreichen zu können. Dieser Tag, der für alle seine Freunde und seine Unterthanen ein Tag der Freude sey, würde stets von ihm in trauriger Einsamkeit und düstern Betrachtungen zugebracht. Seit so manche Unglücksfälle und fortwährende Leiden ihm das Leben als kein wünschenswerthes Geschenk mehr

ansehen machten, sey ihm dieser Tag unselig, er schließe sich vor allen Menschen ein, spreche mit Niemanden und versenke sich in alle trüben Erinnerungen, die ihm sein Schicksal darbietet.

Mich betrübte das sehr, und wurde mir ein neuer Antrieb, so viel von mir abhängt, dieses verdüsterte Leben zu erheitern. Am Vorabende des erwarteten Tages ließ ich mich schon am Morgen ankleiden, so wie ich wußte, daß es Arthur zum liebsten an mir sieht, weiß, einfach, aber sehr gewählt, und ging zum Frühstück hinüber. Als ich hereintrat, die Brieftasche in der Hand, festlich gekleidet, errieth er meine Absicht, kam mir schnell entgegen, und legte mir mit einem herzlichen Lächeln die Hand auf den Mund: »Ich errathe, was du sagen willst, gute Marie! Ich danke Dir von ganzer Seele; aber wenn Du mir Freude machen willst, so sprich kein Wort darüber. Was kann an dem Daseyn eines Unglücklichen liegen?« Mir trat eine Thräne in's Auge, ich drückte seine Hand an mein Herz und gehorchte durch mein Schweigen. Nun hatte ich kaum den Muth, ihm die Brieftasche zu geben. Er nahm sie mir freundlich aus der Hand, las, was darauf gestickt war, und ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein schönes blasses Gesicht

fliegen zu sehen. Du bist so gut, liebe Marie! sagte er, und schlug den Arm um mich. Du schreibst mir zu viel zu, was ich nicht verdiene. Es ist die einzige Freude meines gehaltlosen Lebens, Deine reine Seele sich entwickeln zu sehen. Der Strahl der untergehenden Sonne weckt keine Blumen.

Er zog mich zu sich auf's Kanapeh, er sprach so freundlich, so gut mit mir, und legte die Brieftasche gar nicht mehr aus der Hand, als wenn er die Stickerey durchstudieren wollte. Ach, so wenig er selbst glücklich ist, so sehr versteht sein zarter Sinn Andern Freude zu machen! Er hatte, zum ersten Mahl, seit wir verheirathet sind, den Kaplan zum Mittagessen gebeten. Wir waren zu Dreyen. Ich hatte ihm ein paar Lieblingsgerichte bereitet. Er war so dankbar dafür, so heiter, er scherzte sogar, und war unendlich liebenswürdig in dieser seltenen Entfaltung seines reichen Gemüths.

Auch nach dem Essen blieben wir auf sein Verlangen bey ihm. Er saß zwischen uns Beyden, war aufgeweckt und das Gespräch belebt, bis es gegen Abend ging. So wie es zu dämmern anfing, wurde er ernster und seine Gedanken nahmen eine feyerliche Richtung. Seine abnehmende Gesundheit, die Gewißheit seines Todes, den er mit dem kommenden Frühling

erwartete, wurden der Inhalt seiner Reden. Pater Theophilus suchte ihm die Möglichkeit einer Besserung wahrscheinlich zu machen, er verwarf diesen Gedanken mit Heftigkeit, ja ich möchte sagen, mit Abscheu; es schien, als sehne er sich nach dem Augenblicke der Auflösung, und als der Geistliche nicht müde ward, ihm seine Gründe darzulegen, brach er endlich mit einer Lebhaftigkeit aus, die ich noch nie an ihm gesehen hatte: Nein, Pater Theophilus, bemühen Sie sich nicht, die Ruhe und Fassung, mit der ich dem Tode entgegensehe, zu stören! Sie würden mir ein groſses Gut rauben und mir gar nichts dafür geben, nicht einmahl eine Hoffnung; denn ich muß sterben, und ich will sterben, für mich ist kein Glück mehr in der Welt! Bey diesen Worten zog er rasch seine Hand aus der meinigen, in der sie seither spielend gelegen hatte, und verhüllte sein Gesicht. Jetzt konnte ich es nicht länger ertragen. Dieser heftige Wunsch zu sterben — diese Sicherheit seines Verlustes zerrissen mein Herz, ich fühlte, daß mir das Weinen hervorbrechen wollte und eilte aus dem Zimmer. Außer der Thüre hörte ich ihn sagen: Was ist das? Was fehlt der Frau? und gleich darauf folgte mir Pater

Theophilus. Er fand mich in Thränen, suchte mich zu trösten und beredete mich, in das Zimmer zurückzugehn. Auf einmahl trat Arthur selbst heraus. Was hast du denn, Marie? sagte er: Ist dir nicht wohl? — Ich sah ihn an. Der Gedanke, daß diese edle Gestalt in kurzem kalt und starr, diese Züge vom Tod gefesselt, dieses liebevolle Auge erloschen seyn sollte, griff mich schmerzlich, mein Gefühl überwältigte mich, ich flog auf ihn zu, schlang meine Arme fest um seinen Hals und rief unter lautem Schluchzen: Nein, Arthur! Du darfst nicht sterben, Du darfst mich nicht verlassen! Er drückte mich schweigend und fest an sein Herz, dann legte er die Hand unter mein Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe und sagte unendlich weich: »Liebst du mich denn, Marie?« — O von ganzem Herzen! — »Gute, treue Seele!« antwortete er, und beugte sich zu mir nieder, meine Lippen näherten sich den seinigen — sie flossen in einen langen Kuß zusammen. Das, was in diesem Augenblicke in mir vorging, hatte ich nie gefühlt. Ein unbekanntes Feuer drang durch all mein Blut und rieselte bis in die äußersten Fingerspitzen, ich wußte nicht, wie mir geschah, ich hing wie aufgelöst in Schmerz und Seligkeit

an seinem Halse, und es war, als riefen tausend Stimmen in mir: »Du bist auf ewig, ewig sein!«

Ich wurde mir meiner erst ganz wieder bewußt, als ich mich neben ihm in seinem Zimmer wiederfand. Pater Theophilus stand am Fenster und betrachtete uns schweigend. Arthur hielt mich noch umfaßt; und aus seinen großen, dunkeln Augen sprach etwas unbeschreiblich Süßes und Holdes. Mir war wohl, wie noch nie in meinem Leben, und seitdem ist mir immer noch so. Es ist mir eine neue Welt aufgegangen, von der ich vorher keine Begriffe hatte. »Liebst du mich denn, Marie?« hatte er mich mit seiner weichen, rührend leisen Stimme gefragt. Ach, wenn das Liebe ist, dann habe ich nie vorher geliebt, dann habe ich auch keine Vorstellung von diesem allgenügenden, alles durchdringenden, alles belebenden Gefühl gehabt, dann war meine Neigung für Heinrich Täuschung, Schatten, dann waren alle diese matten Regungen des Wohlwollens, der Gewohnheit, der Beschränkung, nichts gegen die Fluthen von Schmerz und Seligkeit, die jetzt durch meine Seele ziehen!

An seinem Geburtstage schloß er sich wirklich ein, und ich sah ihn nicht durch mehr als

vier und zwanzig Stunden. Diese Entbehrung bey der jetzigen Stimmung meiner Seele, die Sehnsucht nach ihm, vielleicht auch die Erschütterung des vorigen Tages und einer Nacht, die ich um seinen drohenden Verlust durchweinte, wirkten zusammen, ich fühlte mich krank, und legte mich mit Kopfschmerz und einem leichten Fieber zu Bette. Am andern Morgen erhielt ich kaum vom Hausarzt, daß ich aufstehen durfte, doch sollte ich in meinem Zimmer bleiben. Das war mir sehr schmerzlich, denn nun wußte ich, daß ich Arthurn, den dasselbe strenge, und gewiß thörichte Verbot seit Monathen gefangen hielt, noch länger nicht sehen würde. Stelle dir daher meine Freude vor, als er gegen Mittag in mein Zimmer trat, und den ganzen Tag bey mir zubrachte! Er schien so vergnügt, er durchsah alle meine Arbeiten, meine Zeichnungen, er weidete sich an dem freyen Ausblick in die Gegend, da seine Fenster nur in den Garten gehen. Wir plauderten und tändelten wie fröhliche Kinder, und was mich seitdem am meisten freut, ist, daß dieses Wagstück, wie es der Arzt nennt, den besten Erfolg für seine Gesundheit gehabt hat. Das Leben scheint ihn wieder anzusprechen, seine Thätigkeit erwacht, er besorgt wieder vie-

les selbst, was ihm in der düstern Abgeschiedenheit seiner vorigen Lebensweise entweder nichtig, oder viel zu anstrengend schien. Er fährt an heiteren Tagen spazieren, besucht seine Unterthanen, seine Arbeiter, und Alles empfängt ihn mit Freuden, und geleitet ihn mit Segenswünschen. Ach, diese Wünsche, diese warmen Gebethe so viel guter Herzen werden doch vom Himmel erhört, und er uns vielleicht erhalten werden!

Dieselbe an Dieselbe.

Im Aprill 18. . .

Ich führe ein seltsames, ein schmerzliches, aber doch schönes Leben. Geschaukelt auf den Wogen der Hoffnung und Furcht, jetzt unendlich selig, jetzt voll düsterer Besorgnisse, ist mein Inneres in beständiger Bewegung, und ich lerne selbst in dieser Bewegung ein Glück finden, von dem ich vorher keinen Begriff hatte. Die bängste Sorge, die zu tief und schmerzlich war, als daß sie einer wahren Freude den Eingang in mein Herz hätte erlauben können, verliert sich allmählig. Arthurs Gesundheit bessert sich so merklich, daß nicht allein von keiner Gefahr für

diesen Augenblick die Rede ist, sondern daß Alle, die es gut mit ihm meinen — und das sind mit kleinen Ausnahmen alle, die ihn kennen — mit Grund hoffen, er werde ihnen für die Zukunft erhalten seyn. Und, liebe Thereſe, es ist noch Etwas, das mich im Stillen erhebt und erfreut! Ich glaube, ich darf meiner Treue und Pflege, ich darf der Zerstreuung, die ihm die Beschäftigung und der Umgang mit mir gewährten, doch auch einen kleinen Theil des Verdienstes um seine Genesung zuschreiben. O, dieser Gedanke macht mich glücklich und stolz! Welches Herz hab' ich erhalten, welches schöne Wirken der Welt bewahrt!

Daß ich ihm viel bin, das, liebe Thereſe, fühle ich auch. Er bedarf meiner — ich wage nicht zu sagen, zu seinem Glücke, aber — zu seiner Freude. Ich habe seit seinem Geburtstage viel von ihm erhalten. Er hat mir die Schlüssel des ganzen Hauses übergeben, ich führe die Aufsicht über Küche und Dienstbothen, über Alles, was ihn zunächst umgibt, wessen er bedarf, was sein Leben verschönern kann. Alle kleinen häuslichen Sorgen habe ich ihm abgenommen, Alles, was er sonst befehlen und wiederhohlt verlangen mußte, und endlich schlecht, oder verkehrt er-

hielt, geschieht nun wie von selbst durch meine Liebe und stete Aufmerksamkeit auf ihn. O du solltest sehen, wie glücklich ich in diesem stillen Walten und Schaffen bin, wie selig durch den Gedanken, daß Alles für ihn ist! Und wenn er das erkennt, wenn er es mir dankt mit dieser Zartheit und Innigkeit, mit dieser Feinheit und Würde, die Allem, was er thut und spricht, das Gepräge einer höhern Natur aufdrückt! Therese, ich erstaune oft über mich selbst, wenn ich diese Gefühle in mir gewahr werde und denke, für Wen und wie ich noch vor ungefähr acht Monathen empfand! Ach was war das für ein düstres, traumähnliches Leben gegen diese Wirklichkeit!

Du hast nun die helle Seite meines Schicksals gesehen. Es hat auch eine dunkle, eine sehr trübe. Sie liegt in dem, der nun einmahl für mich die Quelle aller meiner Schmerzen und Freuden ist. Ich fühle, daß Arthur, trotz allem dem, was ich dir bisher von ihm erzählt habe, doch nicht glücklich ist, daß ein geheimer Kummer, ein schweres Anliegen seine Brust drückt, und alle Heiterkeit und Liebe, die er manchmahl äußert, vergiftet. Vor allem habe ich längst bemerkt, daß seine Genesung ihm keine Freude

gibt, und daß nur das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und Kraft ihn zuweilen zu einer Munterkeit hinreißt, die sein Verstand sogleich zu mißbilligen scheint. Ach Gott, was kann es denn seyn, was ihm das Leben unerwünscht macht? Hat er nicht Alles, was die Menschen vom Himmel verlangen, Geburt, Reichthum, Wohlgestalt, Jugend, jetzt auch Gesundheit und — laß michs immer aussprechen, es ist nicht eitler Dünkel, ich fühle es in manchen Stunden wohl auch an seinem Betragen — ein Weib, das er liebt, und das mit ganzer Seele an ihm hängt? Und dennoch nicht glücklich?

Wenn er oft, wie von seinem Gefühle hingerissen, mich fest an seine Brust drückt, mir so viel Süßes, Inniges sagt, sein Blick mir einen Himmel von Liebe aufschließt; dann berührt irgend ein Wort, das ich nicht errathen kann, seine Seele auf einmahl, er reißt sich aus meinen Armen, er wird still, finster, äußert den heftigsten Wunsch nicht länger zu leben, versinkt in seine alte Schwermuth und vermeidet auf einige Zeit, sich mit mir allein zu finden. Irgend eine Kleinigkeit, eine Bemühung für ihn, ein Spaziergang an einem schönen Früh-

lingstage, ein Strauß, den ich ihm bringe, löst den starren Zauber plötzlich, und er ist wieder so liebend und liebenswürdig, als je. Wie soll ich mir das erklären, wie mich dabey verhalten? Ach, Thereſe, manchmahl ergreift mich doch der ſchwarze Gedanke, daß er mich nicht liebt, wenigſtens nicht ſo innig, ſo ganz wie ich ihn liebe. Es ſcheint, als zöge nur dann und wann ein flüchtiger Reiz, ein Gefühl der Dankbarkeit für alle meine Sorgfalt ihn zu mir, und ich Thörichte nehme das dann vielleicht für Liebe. O, dieſe Beſorgniß quält mich tiefer und öfter, als ich ſie geſtehen darf; ich ſage auch Niemanden als Dir davon, ſelbſt Pater Theophilus nicht, denn es kommt mir viel zu zart vor, um mit einem Dritten beſprochen zu werden.

Manchmahl — das iſt für mich die allerärgſte Pein, und der augenſcheinlichſte Beweis ſeiner Gleichgültigkeit — manchmahl fängt er an, von Willbach mit mir zu ſprechen. Eingedenk jener Unterredung mit Pater Theophilus, hielt ich es anfangs für kleine Proben. Ich antwortete ſo beſonnen als möglich, ich ſuchte das Geſpräch zu enden, — mein Gott! Willbach durfte mir ja, ſobald ich Ottenſen die Treue geſchworen hatte, nichts mehr ſeyn. Ich hatte ſein Bild

nach manchem schweren Kampf aus meiner Seele verdrängt. Jetzt freylich denke ich mit der größten Ruhe an ihn, und darf mir aus meiner Treue kein Verdienst mehr machen; aber sollte Arthur sie darum verschmähen, oder gering achten? War es nicht im Anfang rechtmäßiges Pflichtgefühl und endlich sein Werth, seine Persönlichkeit, die jene Neigung verschwinden machten? Warum zieht er das Vergessene jetzt wie ein Gespenst aus dem Grabe hervor? Warum spricht er mir so oft von Willbach? Was sollen mir diese Erinnerungen, und was sollen sie Arthurn, wenn er mich liebt? Und liebt er mich nicht? Ach, dann Therese, dann wäre mir besser, er hätte mich in der dunkeln Hütte meines Vaters, in jenen beschränkenden Verhältnissen, unbekannt mit etwas Besserm, Höherm, gelassen!

Dieselbe an Dieselbe.

Im May 18. .

Alles ist enthüllt, alle Räthsel sind gelöst, und ich bin die unglücklichste aller Frauen! Arthur ist fort, Niemand weiß wohin, seit drey Wochen keine Spur, keine Ahndung seines Auf-

enthalts, ja nicht einmahl ſeines Daſeyns! — Bis jetzt war ich nicht im Stande, Dir zu ſchreiben, denn ich war nicht fähig, mein Unglück zu begreifen, und auch jetzt noch werden die zitternden Züge meiner Hand, der verworrene Zuſammenhang Dir zeigen, wie viel mich jede Anſtrengung koſtet.

Es ſind mehrere Wochen, ſeit ich Dir zum letzten Mahl geſchrieben. Arthurs Schwermuth nahm von Tag zu Tage zu. Er zog ſich ganz von mir zurück, wir ſahen uns nur bey Tiſche vor Zeugen. Wenn wir uns zufällig allein trafen, entfernte er ſich, ſo bald er konnte; dennoch entging meinem Blick die Bewegung nicht, in der ſein ganzes Weſen ſich befand. Am Abend vor dem unglückſeligen Tage ſaß ich in trüben Gedanken im Garten, als er zu mir trat und ſich freundlich neben mich ſetzte, wie er ſeit langem nicht mehr gethan hatte. Er ſprach von gleichgültigen Dingen, aber ſein Ton war tief bewegt, und obwohl ich mir vorgenommen hatte, ſeine Kälte und Zurückhaltung gleichmäßig zu erwiedern, ſo weckte doch der Klang dieſer Stimme antwortende Laute in meiner Bruſt, und ich fühlte mich weicher geſtimmt, als ich gewollt hatte. Sein groſſes ſchönes Auge hob

sich wechselweise und ruhte dann wieder wehmüthig auf mir. Im Schein der sinkenden Sonne schienen die edlen Züge, die ganze Gestalt wie verklärt, und auf einmahl faßte mich der bange Gedanke: So wird er einst, vielleicht bald aussehen, wenn er dir in eine bessere Welt entschwebt. Auch ihn schienen traurige Gedanken zu bewegen, das Gespräch wurde ernster, er redete vom Tode, dem er sich noch vor kurzem so nahe geglaubt hatte, von den Schmerzen der Trennung, von dem sichern Wiedersehen entfernter Freunde, wenn auch nicht hier, doch nach dem Tode, von der schönen Vorstellung eines griechischen Weltweisen, daß liebende Seelen getrennte Hälften seyen, die sich in diesem, oder doch dem zukünftigen Leben wieder finden. — Er hatte während dieses Gespräches meine Hand in der seinigen gehalten und leise gedrückt. Ich kann Dir nicht sagen, wie beklommen mir war, denn jene unglückliche Idee von seiner Verklärung verließ mich nicht, und meine Augen waren voll Thränen. Auch er wurde von Minute zu Minute bewegter. Wenn ich stürbe, Marie, sagte er endlich — oder wenn wir getrennt würden, würdest Du meiner nicht schnell vergessen? Ich warf mich weinend an seine Brust.

Ich sterbe mit Dir, rief ich: Getrennt können wir nicht werden!

Ach Liebe! antwortete er mit dumpfem Ton: Es lassen sich Möglichkeiten denken, die jetzt vielleicht mährchenhaft klingen würden, und es ist schon Manches geschehen, was Niemand glaubte, was alle Vorsehung zu Schanden und alle Klugheit zu Thorheit machte! Es wäre möglich, Marie! Dann laß mein Andenken Dir lieb bleiben, das Andenken eines Menschen, der Dir das einzige reine Glück seines Lebens verdankt! Er umfaßte mich bey diesen Worten, lehnte seinen Kopf auf meine Schulter und weinte sanft. Mein Herz war zum Zerspringen voll, ich schluchzte laut, und beschwor ihn, mir zu sagen, was dieses Alles bedeuten sollte? Er erklärte Alles für unbestimmte Ahndungen und Vorstellungen seines trüben Geistes, und beredete mich, in's Haus zu gehn, weil er nicht ganz wohl sey. Ich folgte ihm sehr besorgt und weinend. Weine nicht so, Marie, sagte er, als wir im Saale waren: Es wird Alles besser kommen, als wir denken. Schlaf wohl, liebe Marie, recht wohl! Er drückte mir die Hand und ging auf sein Zimmer zu; ich trat schluchzend an's Fenster. An der Thüre kehrte er noch einmahl um, um-

schlang mich mit stürmischer Heftigkeit und rief: Marie! Marie! Von Dir scheiden ist bitterer als der Tod! — Was hast Du? Um Gotteswillen, rief ich: Wer zwingt uns denn, uns zu trennen? Bleib hier, Arthur! Laß uns hier sitzen! Du bist so stürmisch bewegt. Werde erst ruhiger, Du kannst ja so nicht schlafen! Ich sah, daß er sich während dieser Rede zu fassen suchte. Ich bin ein Thor, sagte er: Vergiß, was ich gesprochen! Du weißt, meine Phantasie ist oft seltsam aufgeregt. Eine Trennung von Dir erschien mir erst als möglich, dann als gewiß. Es ist nichts als ein Traum. Morgen sehen wir uns heitrer wieder.'

Er ging. Ich schlich gedankenvoll auf mein Zimmer. Der Auftritt dieses Abends hielt mich in banger Besorgniß lange wach, und erst gegen den Morgen entschlief ich müde von Kummer und Weinen. Als ich erwachte, war es ziemlich hoch am Tage. Ottensen hatte noch nicht aufgeschlossen, doch da er öfters seine Zimmer spät zu öffnen pflegt, beruhigte ich mich wieder. Allmählig wurde es später und später, mir fielen die gestrigen Reden ein, ich flog an seine Thüre — sie war versperrt. Ich pochte — keine Antwort. Ich rüttelte am Schlosse — Alles blieb still. Jetzt wurde meine Angst unbeschreiblich, ich rief Leu-

te, ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, aber ich hatte nicht den Muth, zuerst in's Zimmer zu treten. Der Sekretär that es. Es war leer — das Bette nicht aufgedeckt, doch sah man, daß Er sich vielleicht in Kleidern darauf geworfen und eine Weile geruht haben mochte.

Auf dem Schreibtisch lagen die versiegelten Schlüssel und drey Briefe, an Pater Theophilus, an mich, und Willbach.

Laß mich den Inhalt dieses Briefes so gut ich kann, erzählen! Er enthält die Enthüllung meines ganzen Unglücks.

Willbachs Kummer um unsere hoffnungslose Liebe hatte im vorigen Sommer sein Herz gerührt. Er beschloß für den Freund zu thun, was er vermochte, und da kein anderes Mittel war, diesem einen Theil seines Vermögens geben zu können, als durch seine Wittwe, so faßte Arthur, ohne mich zu kennen, den Gedanken, sich mit mir vor seinem Ende, das er wie Alle, die ihn umgaben, für sehr nahe hielt, trauen zu lassen. Nach seinem Tode sollte ich Willbach die Hand reichen und glücklich seyn. Willbach sträubte sich lange und gab nur den dringenden Bitten seines Freundes nach, der auf diese Art dem

Retter seines Lebens vergelten zu können glaubte. Das Übrige weißt Du.

»Ich wollte — so schließt sein Brief — Dich vor unserer Verbindung mit meiner wahren Absicht bekannt machen. Die flüchtigste Kenntniß Deiner Denkungsart zeigte mir, daß Du wissentlich nie in unsern Plan gewilligt, nie einem Mann in der Hoffnung auf seinen nahen Tod die Hand gereicht haben würdest. So mußte ich Dich täuschen und habe mich selbst am grausamsten hintergangen. Ich konnte nicht um Dich leben, dein Gemüth sich nicht vor mir enthüllen, nicht die zarte Neigung sehn, die, Dir selbst unbewußt, in Deiner Brust entsproß, ohne mich mit tausend Banden an Dich gefesselt zu fühlen. Die vermessene Hoffnung, bald zu sterben, gab mir Zuversicht, Dir einen Theil meiner Leidenschaft zu zeigen. Ich dachte gar nichts anders, als daß Deine Thränen auf mein Grab fließen sollten. Die Seligkeit geliebt zu werden erhob mein gedrücktes Herz, das Leben gewann wieder Reiz für mich, und Deine treue Sorge unterstützte die Kräfte der Jugend und einer unverdorbenen Natur. Ich genas durch Dich, in Deinen Armen, und was für Alle, die mich liebten, der Keim der schönsten Hoffnungen war,

zeigte mir den Abgrund, an den ich Dich, mich und meinen Freund gerissen hatte. Ich bin es, der Dich hinterlistig ihm entzogen, den Armen um sein letztes Kleinod betrogen hat, ich schwelge in seinem Raube, er muß mir fluchen, er wird es, und das ertrag' ich nicht!«

»Gelöset können unsre Bande nicht mehr werden, so lange ich lebe. Den Selbstmord verbiethet mir — keine heiße Liebe zum Leben, dessen Geschenk mir nur Qualen schafft — sondern mein Glaube. Aber leben kann und darf ich nicht an Deiner Seite im Bewußtseyn fremden Unglücks, das ich verschuldet habe! Ich fliehe — Du wirst nie wieder von mir hören. So büße ich wenigstens für mein tollkühnes Vergehn; und fern von meinem Glücke, von Dir und Deiner treuen Sorge wird im weit entfernten Lande der Tod ein Opfer finden, das er hier so grausam geschont hat. Dann bist Du frey, dann reiche Willbach Deine Hand, erwecke die Liebe zu ihm wieder, die erst Pflicht und dann Gewohnheit in Dir unterdrückte! Er ist gut, er ist liebenswürdig, es wird Dich wenig Überwindung kosten, das Andenken eines unglücklichen, in sich selbst zerrissenen Wesens gegen die frische Gegenwart eines edlen Gemahls zu vertauschen.

Seyd glücklich! Denkt meiner zuweilen!« Hier war der Brief zu Ende — seine Kraft hatte ihn verlassen — die meine mangelt mir, Dir mehr zu sagen. Wie mir ist, was ich gelitten, und noch leide, kannst Du ermessen, schildern kann ich es nicht. Leb wohl.

Pater Theophilus an Therese Walling.

Im Julius 18. . .

Es ist der Wunsch der Frau Baroninn von Ottensen, daß ich Ihnen die Begebenheiten der letzten Tage so schnell als möglich zu wissen mache, da sie den lebhaften Antheil kennt, welchen Sie an ihrem Schicksal nehmen, und die heftigen Erschütterungen von so mannigfacher Art, die in dieser Zeit schnell auf einander folgten, ihr noch bey Weitem nicht die nöthige Ruhe und Fassung gewähren, welche eine ordentliche Darstellung erheischt.

Als die Flucht des Barons uns Alle in die größte Bestürzung, seine Gemahlinn aber in einen Zustand versetzt hatte, der zwischen Bewußtlosigkeit und Geistesverwirrung wechselte, fand ich es für nöthig, mich genau von Allem zu un-

terrichten; und so überwand ich jedes Bedenken, und durchsuchte den Schreibtisch meines unglücklichen Freundes. Alles, was ich fand, zeugte von dem traurigen Zustand seines Gemüths in der letzten Zeit, und von seiner heftigen Liebe für Marie. Ein Packet aber mit Briefen des Herrn von Willbach machte Alles bisher Räthselhafte klar und des Barons letzten grausamen Entschluß völlig begreiflich. Sie enthielten nichts, als verliebte Klagen um seine Marie, nichts als Wünsche, sie wiederzusehen, Zweifel an ihrer Treue, mit unter eine Regung von Eifersucht, so daß ich im Gefühl des Unwillens nicht wußte, ob ich mich mehr über diesen Mangel an Zartgefühl, oder über des unglücklichen Arthurs unbegreifliche Geduld ärgern sollte, mit der er dieses widrige Benehmen nicht nur ertrug, sondern, wie es aus diesen Briefen schien, noch rechtfertigte und den Freund tröstend auf jenen Zeitpunct verwies, wo er ihm die Geliebte liebenswürdiger, veredelter zurückgeben würde. Von seiner eignen Leidenschaft für sie scheint er nie, auch nur das Geringste in seinen Antworten verrathen zu haben, vielmehr — und das ist die einzige Entschuldigung, die sich für Herrn von Willbach finden läßt, — mag er diesen immer in

dem Wahn erhalten haben, als sey ihm seine Frau so gleichgültig, wie damahls, als er ihr in einem — ich kann es nicht anders nennen, als tollkühnen — Anfall von Großmuth die Hand reichte.

Herr von Willbach, dem ich die Nachricht mit der größten Eile zusendete, erschien sogleich, und jetzt muß ich sagen, versöhnten der ungeheure Schmerz, von dem ich ihn zerrissen sah, seine Verzweiflung, die Vorwürfe, die er sich machte, und der Vorsatz, nicht eher zu ruhen, bis er den Unglücklichen gefunden und ihn wieder in die Arme der rechtmäßig besessenen Geliebten zurückgeführt haben würde, meinen Unwillen gegen ihn zum Theil. Einen großen Antheil an seinem Entschlusse, jede Hoffnung auf Mariens Liebe aufzugeben, mochte auch wohl ihr Betragen haben, das unwillkührlich die Stimmung ihrer Seele gegen ihn verrieth. Er stürzte nähmlich, ehe ich von seiner Ankunft im Schlosse unterrichtet war und diese Scene hindern konnte, in ihr Zimmer, wo sie im dumpfen Hinbrüten lag und bey seinem Anblick mit einem lauten Schrey des Entsetzens in eine Art von Raserey verfiel.

Wir redeten nun alle nothwendigen Maßre-

geln ab. Ich mußte bey der Kranken zurückbleiben, die meiner Aufsicht und meines Trostes bedurfte; aber Willbach, der Sekretär, der seinem Gebiether kindlich ergeben ist, und noch einige verläßliche Personen, wurden nach allen Richtungen ausgesendet, bey den Behörden das Nöthige gemeldet und alle Erkundigungen eingezogen. Hierdurch erfuhren wir, daß Ottensen sich Pässe ins Ausland auf zwey Jahre verschafft hatte, und diese Nachricht diente nicht dazu, unsere Hoffnungen anzufrischen. So waren sechs bange Wochen vergangen. Die Baroninn hatte sich von dem ersten heftigen Anfall des Schreckens und Schmerzens erholt, aber die Rückkehr der Besinnung diente nur dazu, sie ihr Unglück tiefer fühlen zu machen, indem sie nun den ganzen Umfang desselben einsah. Ein schleichendes Fieber, das an den feinsten Lebenskräften zehrte, schien sie ihrem Geliebten, den ich — aufrichtig zu gestehn — bereits in einer bessern Welt glaubte, nachzuführen. Die Nachrichten, die wir fleißig von unsern Ausgesandten erhielten, brachten keine Beruhigung. Keiner hatte eine Spur, oder nur eine Wahrscheinlichkeit der Vermuthung finden können, als auf einmahl der Reitknecht, den Ottensen mit sich ge-

nommen hatte, im Schloß erschien. Sein Anblick erweckte Hoffnung und Entsetzen. Ich war glücklicherweise einer der Ersten, die seiner ansichtig wurden, er eilte auf mich zu und übergab mir einen Brief seines Herrn. Ich würde vergebens die Empfindung zu beschreiben versuchen, mit der ich ihn ein paar Sekunden, ohne ihn zu öffnen, in der Hand hielt. Lebt dein Herr? war alles, was ich sagen konnte. — Er lebt. — Und wo ist er? — Auf dem Meer, weit, weit von hier. Ich erstarrte und öffnete nun den Brief. Ottensen war auf Umwegen, um uns jede Spur zu entziehen, nach ** st gegangen, und hatte sich dort auf einem Amerikanischen Schiffe nach diesem Welttheil eingeschifft. Der Brief enthielt Weisungen für mich in Rücksicht seines Vermögens, seiner Frau und Willbachs, eine Art von Testament, das mich mit Schaudern erfüllte, indem ich den Ernst seines Entschlusses, und aus dem Tone des Briefs die Stimmung seines Gemüths erkannte..

Als er den Reitknecht entlassen, war die Abfahrt auf den folgenden Tag bestimmt gewesen. So war er wahrscheinlich bereits weit in der See. Ich überlegte lange, was, und wie ich es der armen Verlassenen sagen sollte, aber ich fand

sie gefaßter, als ich glaubte. Die Gewißheit, daß Arthur lebte, welche sie immer gegen mich behauptet und mit seltsamen Gründen unterstützt hatte, gab ihr ein Gefühl von Freude und Triumph, und nun war sie sogleich entschlossen, ihm zu folgen, wohin er sich immer gewendet haben möchte, und eben so gewiß ihn zu finden, indem sie sich hier, wie bey jener Gewißheit, auf einen Zusammenhang der Geister und untrügliche Ahndungen berief. Ich erschrack über die Kühnheit ihres Entschlusses, aber es war unmöglich, ihn ihr auszureden, und da, ich sie so fest auf ihrem Vorsatze sah, da ich sie mit so vieler Zuversicht vom Wiedersehen sprechen hörte, flößte ihre Sicherheit mir Muth ein, und ich gelobte ihr, sie nicht zu verlassen, mit ihr hinzugehen, wo sie wollte, und wäre es auch bis in die neue Welt. Mein Herz hängt auf dieser Erde nur mehr an diesen beyden Freunden, die ich wie geliebte Kinder betrachte, und so ist überall mein Vaterland und meine Zufriedenheit, wo sie sind.

Wir machten uns nach kurzen Vorbereitungen auf den Weg. Marie war voll schöner Hoffnungen, und überzeugt, ihren Geliebten zu finden, bis uns auf dem Gipfel des ** Berges auf

einmahl das unermeßliche Meer erschien. Da faßte zum ersten Mahl der Gedanke der unendlichen Entfernung, und der unzähligen Möglichkeiten, die sich dem Wiederfinden entgegenstellen konnten, ihre Brust mit banger Angst, und niedergeschlagen und fast krank kam sie in ** st an. Wir kehrten in dem Gasthofe ein, wo Arthur gewohnt hatte. Marie bestand darauf, dieselben Zimmer zu beziehen. Man willfahrte ihr. Was sie hörte, diente nicht dazu ihre Hoffnungen zu beleben. Zwar war das Amerikanische Schiff, von widrigem Winde aufgehalten, ein paar Tage später abgesegelt; von dem Reisenden aber wußte man nichts, als daß er sein Gepäck aus dem Gasthofe habe wegbringen lassen, und nicht wieder dahin zurückgekehrt sey.

Ich sah aus der tiefen Trauer, worein diese übereinstimmenden Nachrichten Marien versetzten, daß sie immer noch eine geheime Hoffnung, ihren Gemahl in ** st zu finden, genährt hatte, ja sie gestand mir auch endlich, daß nicht bloß ein allgemeiner heftiger Wunsch, sondern eine bestimmte Erwartung und eine unerklärliche Sehnsucht nach ** st, sie hierher geführt und ihr diesen Ort als das Ziel ihres Strebens wie ahnend im Geiste gezeigt hätten. Indeß vergingen

zwey, drey Tage, ich stellte überall Nachforschungen an, und sah mit Bedauern, aber ohne Überraschung, daß sie ganz fruchtlos blieben. Marie versank von Stunde zu Stunde in tiefern Schmerz, und ihr Aussehen zeugte von dem Zustand ihrer Seele. Da blieb am vierten Tag beym Aufräumen des Zimmers das Mädchen, das im Gasthof diente, plötzlich vor ihr stehn, sah sie lange an und sagte endlich: Nein, es kann nicht Unrecht seyn, wenn ich mein Wort hier brache. Marie sah das Mädchen befremdet an. — »Ich habe es dem Herrn hoch und theuer versprechen müssen, nicht zu verrathen, daß er noch hier ist.« Marie sprang bey diesen Worten auf. Er ist hier? schrie sie, und faßte mit zitternden Händen das Mädchen an: O, wo? wo? Sie zitterte so sehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Ich trat hinzu und bath sie, sich zu beruhigen. Ich traute dem Geschwätz solcher Menschen nicht viel, und fragte daher das Mädchen bestimmt aus. Sie kannte Ottensen wirklich, und beschrieb ihn uns Zug für Zug. So erfuhren wir denn, daß er sich zwar an Bord des Amerikanischen Schiffes begeben hatte; während aber dieses ein paar Tage auf günstigen Wind warten mußte, war er, der immer bleich und

niedergeschlagen ausgesehn hatte, so krank geworden, daß der Kapitain und der Schiffsarzt ihm riethen, wieder an's Land zu gehn, und eine andere Gelegenheit zu erwarten. Nun hatte er sich in ein Privathaus, das einzeln und entfernt vom Hafen liegt, eingemiethet, war vor einigen Tagen dem Mädchen, als es von einem Besuch bey einem entfernten Verwandten zurückging, am Ufer im Spazierengehn begegnet, und hatte sie dringend gebethen, Niemanden zu sagen, daß er noch in ** st sey; er denke in wenigen Tagen auf einem andern Schiffe abzugehn. Sie hätte es bisher treu gehalten, weil sie aber sähe, daß die gnädige Frau so betrübt über die Abreise des fremden Herrn sey, so habe sie es nicht über ihr Herz bringen können, länger zu schweigen.

Es wäre unmöglich den Zustand der Baroninn zu schildern. Das lebhafteste Entzücken über Arthurs Nähe wechselte mit der Angst, daß er vielleicht dennoch abgereiset seyn könnte. In dieser fieberhaften Heftigkeit ließ sie anspannen, und ich mußte sie auf der Stelle nach dem Hause begleiten, das uns das Mädchen beschrieben hatte. Der Wagen hielt. — Was werd' ich erfahren! rief sie, und eine tödtliche Bläße über-

zog ihr Gesicht. Wir mußten sie aus dem Wagen heben, ihre Füße trugen sie nicht. Ich führte sie auf einen geräumigen Hof, den ein Hintergebäude von einem Gärtchen trennte. Ich fragte nach dem Fremden — er war noch hier — er war im Garten. Marie fiel mit einem Freudengeschrey ohnmächtig in die Arme der Hauswirthinn, ich selbst zitterte so, daß ich mich setzen mußte, man eilte herzu, uns beyzuspringen, es entstand ein Geräusch, ein Hin- und Herlaufen — auf einmahl flog die Gartenthüre auf, und Ottensen, den der Lärm herbey gezogen hatte, stand vor uns. Eine Sekunde blieb er starr, dann stürzte er auf Marien zu, faßte sie in seine Arme, und rief sie mit den Tönen der Liebe in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, aber sie sprach nicht. Nur unter einem Strom von Thränen klammerte sie sich fest an ihn und die fieberhafte Erschütterung ihres Körpers konnte ihm genugsam zeigen, in welchen Zustand sie der Schmerz um ihn versetzt hatte. Er trug sie auf sein Zimmer, und warf sich vor ihr nieder. Ach Gott! Gott! rief er: Ich darf dich ja nicht besitzen! Nun so muß ich sterben, brach sie mit Herz zerreißenden Ton aus und riß sich von ihm los. Er umschlang sie von Neuem, der hef-

tigste Kampf der Liebe und des vermeinten Pflichtgefühles gegen seinen Freund erhob sich in seiner Brust, und ich gestehe, daß ich, so unrichtig mir auch seine Ansicht schien, doch die Selbstverleugnung bewundern mußte, mit der er eine rechtmäßige und so heiß erwiederte Leidenschaft zu bestreiten strebte, um seiner Überzeugung zu folgen. Da gab ich ihm den Brief von Willbach, in welchem dieser feyerlich auf Marien Verzicht leistete, weil nicht allein die heiligen und rechtmäßigen Bande, die sie an ihren Gemahl knüpften, sondern auch ihre Abneigung gegen ihren ersten Freund, von der er unzubezweifelnde Proben habe, ihm jede Hoffnung verböthen.

Er las den Brief in der heftigsten Bewegung. Sein Inhalt, Mariens Gegenwart, Alles vereinigte sich, einen Strahl der Hoffnung und Freude in dieß zerrissene Herz zu senken; doch sah ich wohl, daß jene trübe Vorstellung, er müsse sich von seiner Gemahlin trennen, noch nicht ganz verschwunden war. Indessen erhielten wir so viel, daß er mit uns nach dem Gasthof zurückkehrte. Auch war das wohl um Mariens Willen nothwendig, deren Besinnung und Leben von Arthurs Gegenwart abzuhängen, deren We-

sen nur von seinem Hauch beseelt zu seyn schien. Auf diese Ansicht machte ich ihn aufmerksam, ich zeigte ihm; wie seine eigene Gesundheit durch Entfernung von gewohnter, liebevoller Pflege gelitten hatte, ich schilderte ihm, was seit seiner Flucht mit Marien vorgegangen war, und ich sagte ihm geradezu, daß er keine Pflicht, ja kein Recht habe, zwey Leben auf's Spiel zu setzen, um Einen Menschen vielleicht glücklich zu machen, daß sein ganzes Verfahren mit Marien, von seiner Heirath an bis jetzt, vermessen und tollkühn gewesen, und daß der kurzsichtige Mensch sich nicht erkühnen dürfe, in die Fäden des Schicksalgewebes einzugreifen, und wie ein höher waltender Geist mit Anderer Glück zu spielen. Diese Vorstellungen, die auf sein noch krankes Gemüth wirkten, Mariens Liebe, ihre Gegenwart, seine Leidenschaft für sie, und die Sehnsucht nach Glückseligkeit, die doch auch in des Trübsinnigsten Brust lebt, brachten ihn nach und nach zur richtigen Erkenntniß seiner Lage.

Er fand nach einigen Tagen harter Kämpfe mit dem, was er seinem Freunde schuldig zu seyn glaubte, doch endlich, daß er dieser Forderung des Zartgefühls und der Freundschaft durch sein

freywilliges, ernstliches Opfer ein Genüge geleistet, und daß die wunderbare Fügung, durch welche wir ihn gefunden und an der fernern Ausführung seines Vorhabens gehindert hatten, ein Fingerzeig des Himmels sey, der ihn wieder in seine rechte Bahn zurückweise.

Seitdem ist wieder Friede und Einheit in sein Herz, und durch ihn das schönste Glück über uns Alle gekommen. Marie lebt an seiner Seite auf, er selbst entblüht wieder zu aller Jugendkraft und Freudigkeit, wie in seinen ersten Jünglingsjahren. Wir sind nach Freyenberg zurückgekehrt. Alle kranken hypochondrischen Vorstellungen sind verschwunden. Arthur lebt und handelt als ein glücklicher Hausvater, unter seiner Leitung sprießt ein Paradies um die Glücklichen empor. Willbach hat geschrieben. Er scheint auf seinen Reisen, wo er den Freund mit schönem Eifer suchte, Etwas gefunden zu haben, das ihm Mariens Verlust ersetzen kann. So ist auch der letzte Stachel aus Arthurs Brust genommen, er hat seinen Freund beschworen, wenn es die Ruhe seines Herzens erlaubt, mit seiner Neugewählten nach Freyenberg zu kommen, Alles mit ihm zu theilen und künftig nur Eine Familie mit ihm auszumachen.

II.

Der Graf von Barcellona.

Don Ramiro der Zweyte, König von Arragonien, war gestorben. Er hatte eine unmündige Tochter hinterlassen, die nach dem Willen ihres Vaters Erbinn und einst Gebietherinn seines schönen Reiches werden sollte, und die verwitwete Königinn nebst ihrem Bruder, Don Garcia, den sie über alles liebte, zu Vormündern und Regenten des Landes ernannt, bis Ines die Jahre der Mannbarkeit erreicht und sich ein würdiger Gemahl gefunden haben würde, der mit ihrer Hand zugleich die Zügel der Regierung empfangen könnte. Diesen Gemahl hatte Don Garcia bereits für sie bestimmt, seinen Sohn Sancio, der mit Ines von gleichem Alter, mit ihr erzogen, und von der Königinn, theils um seines sanften Wesens, und seiner zarten Schönheit, theils um des theuern Bruders willen, wie ein Sohn geliebt ward. Schon seit langen Jahren hatte Don Garcia in seiner Schwester den Gedanken zu erregen gewußt, daß sie das Schicksal ihrer Tochter in keine besseren Hände legen

könnte, als in die des gutmüthigen, ihr mit kindlicher Liebe ergebenen Neffen; aber der König wollte nichts von dieser Verbindung wissen, die seinem Hause wenig Glanz und Vortheil versprach, vielmehr hatte er stets darauf gedacht, durch die Hand der einzigen Tochter sich an ein großes gewaltiges Haus zu schließen und zugleich das Erbtheil derselben durch die Macht des Schwiegersohns zu schützen. So lange er lebte, wagte es daher die Königinn nicht, mit ihren Absichten hervorzutreten, aber als nach seinem Tode sie und ihr Bruder freye Hand bekamen, hing sie mit Liebe und Lust dem lang genährten Plane nach, und versäumte nichts, was dazu dienen konnte, das Herz ihrer Tochter mit den Empfindungen zu erfüllen, die ihren Absichten das leichteste Gelingen sicherten.

Sancio und Ines hatten mit einander gespielt, sie lernten jetzt mit einander, sie bildeten sich mit einander, und es ward ihnen bald Beyden zu ihrem großen Vergnügen klar, daß sie sich auch für einander bildeten. Ines ward dem liebenswürdigen Gespielen mit schwesterlicher Zärtlichkeit zugethan, und Sancio nahm freudig die Hoffnung auf, daß die holde Gefährtinn seiner Kinderzeit, deren Schönheit sich mit je-

dem Jahre verwunderlicher entfaltete, einst sein geliebtes Weib werden sollte. An ihren Thron und die Herrlichkeiten, die ihm dadurch zufallen würden, dachte der sanfte Jüngling nicht, und auch Ines hatte keine Vorstellung davon, daß ihr Besitz von so hohem Werthe für irgend Jemand seyn könnte.

Aber Ines wuchs heran, sie hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, und obwohl Don Garcia dafür gesorgt hatte, die Nachricht, daß sie seines Sohnes bestimmte Braut und Don Sancio der künftige König von Arragonien sey, durch ganz Spanien zu verbreiten, so reizten dennoch der Ruf von Ines-außerordentlicher Schönheit und die Aussicht, durch ihre Hand einen Thron zu erlangen, die Hoffnung zu vieler Ritter und Fürsten, als daß nicht bald Sarragossa der Sammelplatz bedeutender Fremden geworden wäre, die nur darnach strebten, die Augen der schönen Thronerbinn auf sich zu ziehen und sich ihre Gunst zu erwerben. So ungern Don Garcia und die Königinn diese Bewerbungen sahen, so konnten sie doch dieselben nicht gänzlich verhindern, und dem ruhmwürdigen Streben einer edlen Jugend in Spiel und Kampf und ritterlichen Übungen keinen Zwang anthun. Auf diese Art

kam es denn, daß Donna Ines sehr oft Turnieren beywohnte, die ihr zu Ehren gegeben wurden, daß ihre Hand den Dank austheilte, sie als die Königinn der Feste bewundert, gepriesen, und der Ruhm ihrer Schönheit in lieblichen Liedern und weithin wiederhohlten Gesängen bis an die Gestade des Meeres und bis jenseits der Pyrenäen getragen wurde. Natürlicherweise gab ihr dieß einen Begriff von ihrem Werthe, den sie zuvor nicht geahndet hatte; aber es minderte weder ihre herzliche Zuneigung für ihren Jugendfreund, noch brachte es sie jemahls auf den Gedanken, daß es möglich wäre, unter dieser blühenden, tapfern Ritterschaar, die sich um sie als den Mittelpunct aller ihrer Wünsche versammelt hatte, mit forschenden Augen umzublicken, und sich irgend Einen, der vor den Andern an Trefflichkeit oder Liebenswürdigkeit hervorragte, auszuwählen.

Dennoch war Einer, der dieses Blickes und dieser Wahl vor Vielen, ja wohl vor Allen werth gewesen wäre, und dieß war der junge, muthige Don Raimund, Sohn des mächtigen Grafen von Barcellona. Auch würde ihn das Auge der schönen Ines unfehlbar ausgefunden haben, wenn nicht Don Garcia, der sogleich in ihm den

furchtbarsten Nebenbuhler seines Sohns erkannt hatte, Alles angewendet hätte, gerade diesen Grafen von Barcellona so fern als möglich von seiner Nichte zu halten.

Nur zu bald fühlte Don Raimund diese Zurücksetzung, und sein stolzes Herz ward aufs glühendste dadurch erbittert. Leicht sah er die Absicht des Vormunds durch, und sein aufwallender Zorn hätte ihn bestimmt, den Hof zu verlassen, an dem man nicht allein seinem persönlichen Werth keine Gerechtigkeit widerfahren ließ, sondern ihm nicht einmahl die Auszeichnungen erwies, die seine Geburt und sein Rang forderten, wenn er nicht den Pfeil im Busen getragen hätte, der ihm zum Theil die Kraft zur Flucht raubte, und zum Theil ihn mit süßer Gewalt in der Nähe der Geliebten hielt, so, daß er gar nicht hätte entfliehen wollen, wenn er es auch gekonnt hätte. Was ihn aber am tiefsten kränkte, war, daß man ihm jede Annäherung an Ines unendlich schwer, und zuletzt ganz unmöglich machte, nachdem die Prinzessinn sich zufällig bey einem Kampfspiel geäußert hatte, daß doch unter allen anwesenden Rittern der Graf von Barcellona den meisten Anstand und die größte Gewandtheit habe.

Tag und Nacht sann Don Raimund darauf, wie er durch ein auffallendes Ereigniß die Blicke der Prinzessinn mit Gewalt auf sich lenken und sich, trotz der Wachsamkeit der Königinn und Don Garcia's, ihre Achtung, und endlich vielleicht ihre Neigung erwerben möchte. Nimmermehr konnte er glauben, daß ihre Liebe für den zarten Don Sancio, der eher einem Mädchen, als einem Ritter glich, und sich durch keine Geschicklichkeit, wie sie Fürsten seines Alters geziemte, auszeichnete, etwas anderes als Gewohnheit seyn könne, ja, er war überzeugt, daß sie niemahls recht glücklich mit einem Gemahl seyn würde, dem es an Vermögen wie an Muth gebrach, den Thron, welchen er mit der Hand seiner Jugendgespielinn erhielt, auch mit Würde zu behaupten.

Das Bild des jungen, kräftigen Don Raimund, wie er bald beym Tanze sich anmuthig und doch sicher bewegte, bald in ritterlicher Gewandtheit seinen Gegner aus dem Sattel hob, bald bey einem Stiergefecht, als eines der wüthenden Thiere einen Stierkämpfer bereits erreicht hatte, vom Balkon in die Schranken gesprungen war, und dem Stier in dem Augenblick, wo er den armen Menschen durchbohren

wollte, den Dolch in den Nacken gestossen hatte — dieses Bild war nicht so schnell aus dem Andenken der Prinzessinn verschwunden. Sie kam zum großen Ärgerniß ihrer Mutter und ihres Oheims öfter im Gespräch darauf zurück, und da diese ihr endlich begreiflich machten, daß man mit allen diesen äußeren Vorzügen ein sehr schwarzes Herz und lose Sitten verbinden könne, wie sie von sicherer Hand wüßten, daß es beym Grafen der Fall wäre, so änderte sie endlich ihren Sinn dahin, daß sie den Wunsch äußerte, Sancio, der so hübsch und so gut, und so sittig sey, möchte sich doch auch einmahl in allen diesen Künsten vor ihr und ganz Sarragossa zeigen, ja, es würde sie sehr freuen, den stolzen und übermüthigen Grafen von Barcellona, der sich auf diese äußeren Vorzüge so viel zu Gute thäte, von ihrem geliebten Vetter überwunden zu sehn.

Don Garcia hörte diese Worte mit großem Misvergnügen. Er suchte seiner Nichte diese Gedanken auszureden, er suchte endlich durch gänzliches Stillschweigen diese Anregung in Vergessenheit zu bringen; aber Ines vergaß ihrer nicht. Es war kein Kampfspiel, kein Ringelrennen, kein Carroussel, wo nicht das Lob des Grafen von Barcellona in ihre Ohren tönte, und wo

sie nicht mit einer Art von Beschämung und Heftigkeit den Wunsch äußerte, ihren Freund und Bräutigam sich mit ihm messen, und den stolzen Fremdling beschämen zu sehn.

Don Garcia entschuldigte seinen Sohn mit der zu zarten Jugend, indem er kaum das sechzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Aber Ines forschte nach. Der Graf von Barcellona zählte zwar neunzehn, allein er hatte schon vor fünf Jahren seinen Vater in den Krieg begleitet, und gerade in Sancio's Alter einen Mohrenfürsten im Zweykampf erlegt. Sancio konnte endlich selbst nicht mehr diese Äußerungen und das Lob des Don Raimund, das ihm von allen Zungen, und am kränkendsten von der seiner Braut ertönte, geduldig und unthätig anhören, und er drang darauf, sich auch in den Schranken zu versuchen, auf die er bisher mit den Damen des Hofes als Zuschauer herabgeblickt hatte. Er fing an sich zu üben, er begehrte mit Ungestüm von seinem Vater die ersten Waffen, und erhielt sie endlich sammt dem Ritterschlag in einer feyerlichen Versammlung zu Ines größter Freude, die nun von nichts als seinem Siege über den Grafen von Barcellona träumte, und sich an dem Gedanken ergetzte, ihren geliebten Jugendgespielen und

künftigen Gemahl bey einem Turnier den Preis erhalten zu sehen.

Die Gelegenheit both sich bald dar. Der Geburtstag der schönen Ines nahte heran. Der Graf von Barcellona nahm sich vor, ihn durch ein Turnier zu feyern, das Alles, was man bisher in Sarragossa von solchen Festen gesehen hatte, weit verdunkeln sollte. Er nahm sich vor, der Dame seines Herzens seine Ergebenheit und Liebe damit zu beweisen, er hoffte endlich bey diesem Kampfspiel doch einmahl die Gelegenheit zu finden, sich ihr nähern, und ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können, indem er sie hatte bitten lassen, an diesem ihr geweihten Tage den Dank mit eigner Hand auszutheilen, den er sich von Niemand bestreiten zu lassen fest vorgesetzt hatte. In dieser Absicht ließ er durch weit versandte Schreiben alle edlen und kampflustigen Ritter des Landes und der Nachbarschaft einladen, selbst die Fürsten der Mauren wurden nicht ausgeschlossen, und Alles sah mit Erwartung und Freude dem glänzenden Tag entgegen.

Don Sancio sollte bey diesem Turnier seine erste Waffenprobe öffentlich ablegen. Ines freute sich ganz ausserordentlich darauf, sie hatte ihm selbst eine Feldbinde gestickt, er trug ihre

Farben, und erschien zu ihrer und vieler Damen Freude, schön wie ein Liebesgott in seiner hellspiegelnden goldenen Rüstung. Das Stechen begann. Don Garcia hatte es geschickt zu veranlassen gewußt, daß Sancio Anfangs mit andern Kämpfern, und nicht mit dem Grafen von Barcellona zusammentraf. Seine ersten Versuche gelangen nicht übel; und wenn er auch keinen Gegner aus dem Sattel zu heben vermochte, so hatte er sich doch ganz gut in dem seinigen erhalten. Indessen hatte der Graf von Barcellona in blauangelaufener, mit Gold eingelegter Rüstung, mit dunkelblau und schwarzem Helmbusch, der von einem goldnen Greifen getragen wurde, auf seinem schwarzen Rosse wie eine Gewitterwolke hoch über Alle herausragend, still und schweigend vor den Schranken gehalten. Jetzt sprengte er in die Bahn, schlug das Visier auf, ritt vor den Damen vorüber, und grüßte sittig mit dem Speer. Indem sein Auge auf die Prinzessinn fiel, überflog eine glühende Röthe sein jugendlich braunes Gesicht, und ein so freundlich düsteres Lächeln verklärte diese edlen Züge, daß Ines unwillkührlich erröthete und bey sich dachte: Ach, wie ist's möglich, so schön, so freundlich auszusehen, und so böse zu seyn!

Der Graf ließ das Visier herab, tummelte sein schwarzes Roß, hielt dann mitten im Kreise und gab das Zeichen, daß die Trompeten ertönen, und ihm einen Gegner auffordern möchten. Es geschah. Ein Ritter nach dem Andern sprengte in die Bahn, und Einer nach dem Andern fiel von des Grafen sichern Stoß entsattelt auf den Sand; es schien, als wären die Speere der Andern nichts als Strohhalme, leicht zerbrechlich und schwach, wenn Raimunds Lanze sie ohne Zeichen der Anstrengung vor sich hinwarf. Die Ritter ergrimmten im Herzen, Alle, von Einem Manne, und noch dazu von einem Jüngling überwunden zu seyn. Don Garcia sah Raimunds Erfolg mit banger Seele, Ines, halb mit Bewunderung, halb mit Unmuth, daß es nicht ihr Ritter war, und Sancio schon wieder vor ihm zurückstehen mußte. Als aber endlich nur mehr zwey Ritter, ein alter, versuchter Maure und Don Sancio übrig waren, die den Sand noch nicht geküßt hatten, — da lief ein Gemurmel durch die Reihen der Zuseher, und Alles verkündigte dem Grafen mit frohem Beyfall seinen nahen vollständigen Sieg. Jetzt sprengte Sancio, ungeduldig, diesen stolzen Gegner zu ertragen, in die Schranken, und Raimunds

Herz wallte höher auf von Liebe und Siegeslust, als er den Nebenbuhler ankommen sah. Sie tummelten ihre Pferde, sie rannten gegeneinander — und Don Sancio flog wie ein Ball von Raimunds erstem Stoß weit hin bis an das Gerüste, auf welchem die Damen saßen, daß der Balkon davon erschüttert wurde. Ines stieß einen lauten Schrey aus, sie beugte sich weit vor, um zu sehn, ob Sancio sich nicht wieder erheben würde. Er blieb regungslos liegen. Don Raimund sprang erschrocken vom Pferde, und eilte auf Sancio zu. Er erhob ihm das sinkende Haupt, löste Helm und Halskragen, und das todtbleiche Antlitz des Jünglings, der mit geschloßenen Augen leblos in den Armen seines Siegers lag, verbreitete allgemeine Bestürzung. Don Gar[illegible]elfte in den Kampfplatz herab, Ines sank weinend in die Arme ihrer Mutter, Raimund bemühte sich vergebens den Ohnmächtigen zu erwecken. Sancio blieb ohne Besinnung, man trug ihn für todt aus den Schranken, und die Ärzte, welche gerufen wurden, erklärten, daß der schwere Fall mit dem Helm auf dem Haupt ihm das Gehirn verletzt, und er nur wenige Stunden noch zu leben haben werde. Nun waren Trauer und Schrecken allgemein. Don Garcia wollte

verzweifeln, da alle seine ehrgeizigen Plane und Hoffnungen mit einem Mahl dahin sanken. Ines war untröstlich um den Tod ihres geliebten Freundes, und betäubt von dem schnellen Wechsel der Dinge, die Königinn zerfloß in Thränen, der Hof, die Stadt theilten den Schmerz der Fürsten, und Alles sah den bestürzten Grafen als die unselige Ursache alles dieses Unglücks an.

Don Garcia wußte diese Stimmung nur zu gut zu nützen. Sein unglücklicher Sohn, dem kaum auf Augenblicke das Bewußtseyn zurückkehrte, verschied noch denselben Tag in seinen Armen, und bald machte der heftige Schmerz einem eben so heftigen Rachegefühl Platz. Vergebens sagten ihm Vernunft und Billigkeit, daß der Graf an diesem Unfall ganz schuldlos, und das große Unglück nur einem Zufall und Sancio's allzu zartem Körperbau zuzuschreiben sey; vergebens erhob sich, als die ersten Regungen des Schreckens und Mitleids besserer Überlegung Platz gemacht hatten, auch in den Gemüthern der andern Menschen diese Erkenntniß mit Macht, und Alles entschuldigte den Grafen von Barcellona, der gar nicht anders, als nach Rittersitte, und Turnierbrauch gehandelt hatte und durch seine ungeheuchelte Trauer und innige Theil-

nahme seine Unschuld genugsam bewies. Don Garcia wollte von allem diesem nichts hören, er wies jede Vorstellung zurück und nachdem die Tage der Beerdigung und des ersten Schmerzens vorüber waren, erschien er in ausgesucht tiefer Trauer und höchster Feyerlichkeit öffentlich und klagte vor den versammelten Großen und dem Volke den Grafen von Barcellona des schändlichsten Verrathes und unritterlicher Sitte an, indem er sich gefeyter Waffen bedient, nur also den Sieg über so viele und mächtige Gegner davon getragen, und endlich den unglücklichen Jüngling, auf dessen Tod es bey diesem Turnier abgesehen gewesen war, mit dem ersten Stoß gleichsam von weitem getödtet habe, indem sonst auf natürlichem Wege dieser plötzliche Fall gar nicht zu erklären wäre.

Alles war empört über diese Anklage, Alles murrte im ersten Augenblick, und Don Raimund, der zugegen war, schäumte vor Wuth, trat in den Platz und suchte sich zu vertheidigen. Nun wurde der Lärmen noch größer und allgemeiner, und wie es bey der leicht erreglichen Menge, unter welche Garcia nicht versäumt hatte, seine Anhänger zu mischen, zu gehen pflegt, es erhoben sich nach und nach Zweifel, man fing

an nachzudenken, man verglich, und während noch Raimund mit funkelnden Blicken und hochgehobner Hand seine Unschuld laut betheuerte und den Himmel zum Zeugen seiner Worte anrief, war ein groſser Theil des anwesenden Volks umgestimmt und nicht ungeneigt, der Beschuldigung des Don Garcia Glauben beyzumessen, der mit eindringenden Worten den frühen Tod des liebenswürdigen Jünglings schilderte, das Volk seiner wohlbekannten Tugenden mahnte, sich seinem Vaterschmerz unverhohlen überliess und Alles zur Rache gegen den Mörder aufrief.

Schon waren die Gemüther erhitzt, und manche Arme bereit, dem unedlen Rufe zu gehorchen, da stand Don Diego de Manilla, ein ehrwürdiger Greis und einer der Ersten von Arragoniens Adel auf, und seine ehrfurchterweckende Gestalt geboth Stillschweigen und Ruhe. Ohne mich, hub er an, in die Erörterung der Frage zu mischen, ob die Beschuldigung des Don Garcia gegründet seyn könne, oder nicht, ohne den Beklagten weder zu vertheidigen, noch zu entschuldigen, kann ich nimmermehr zugeben, daſs das Volk von Arragonien sich eines unedlen Verfahrens und einer himmelschreyenden Ungerechtigkeit schuldig mache. Hat Don Raimund

das ihm geziehene Verbrechen begangen, so mag er es bekennen, und die von den Richtern zuerkannte Strafe ausstehn; hat er es nicht begangen, so soll er sich vertheidigen, und falls dieses, wie mir scheint, in vorliegendem Fall nicht möglich wäre, so mag ein Gottesurtheil und ehrlicher Zweykampf den Streit entscheiden, den wir kurzsichtige Menschen zu lösen nicht im Stande sind. Es trete ein Kämpfer gegen ihn auf aus dieser Menge, die sich hier schlag- und rachsüchtig erhoben hat, und der Graf von Barcellona erhärte entweder seine Unschuld mit seinem Schwert, oder Gott wird über den Schuldigen sprechen, und seiner Seele gnädig seyn. Don Diego schwieg, Alles fiel ihm mit lauter Stimme bey, und freudig trat Don Raimund hervor, und nahm den vorgeschlagenen Kampf mit muthiger Zuversicht an. Don Garcia knirschte, und in der Aufwallung des Unmuthes warf er den Handschuh hin, selbst für seine Behauptung zu fechten. Aber Don Raimund trat erblassend zurück, und mit bittend erhobenen Händen rief er: Ihr Adel und Volk von Arragon! Und besonders Ihr, Don Manilla, ehrwürdiger Greis, dessen gerechter Spruch meine Ehre sicherte! O, verhängt nur das nicht über mich, und gebet

nicht zu, daß Don Garcia als Bluträcher seines Sohnes gegen mich auftrete. Gegen ihn kann ich nicht fechten, gegen ihn, dem ich wider Willen das Liebste geraubt habe. Nimmermehr könnte ich mein Schwert gegen dieß Haupt erheben, das durch sein Alter, sein Unglück und mein Verschulden heilig ist. Laßt gegen mich auftreten, wen Ihr wollt, Eure versuchtesten Kämpfer! Sendet zwey auf einmahl! Gott, der meine Unschuld kennt, wird mich schützen. Aber wenn ich gegen Don Garcia kämpfen soll, so verurtheilt mich nur lieber gleich zum Scheiterhaufen, und ich werfe Schild und Schwert weg, und überliefere mich wehrlos Eurer Rache.

Indem der Jüngling diese Worte mit wehmüthiger Heftigkeit, und mit Thränen, die aus seinen großen Augen fielen, ausrief, war die ganze Versammlung bewegt. Selbst Don Garcia schaute schweigend und düster zu Boden, und Manilla erhob sich zum zweytenmahl und sagte:

Es sey fern von uns, Euch, junger Mann, einen Gegner aufzudringen, den Ihr aus so gerechten als löblichen Gründen verwerft. Auch wird der edle Don Garcia nach einiger Überlegung wohl einsehen, daß ihn sein Schmerz und sein Rittersinn zu einem Anerbiethen ver-

leitet haben, welches weder seinen Jahren noch seinen Kräften angemessen ist, und so bestimme ich mit Genehmigung dieser ganzen Versammlung den achten Tag von heut an zum Gottesgerichtskampf und verordne, daß der Kampf, die Ursachen und Bedingungen desselben durch Herolde öffentlich ausgerufen werden sollen, und jedermänniglich, der davon Wissenschaft hat, und sich von der Schuld des Grafen von Barcellona überzeugt hält, gegen ihn auftreten möge. — Hier schwieg Manilla. Garcia sah finster vor sich nieder, das Volk rief ihm lauten Jubel zu, und Don Raimund verließ, von Vielen begleitet, denen sein Betragen schon längst die Herzen gewonnen hatte, die Versammlung.

Ines brachte unterdessen ihre Tage in der tiefsten Traurigkeit zu. So schmerzlich ihr aber der Verlust des geliebten Jugendgespielen fiel, den sie jeden Augenblick und bey jeder Veranlassung vermißte, so konnte sie doch nimmermehr in die gehässigen Ansichten ihrer Verwandten einstimmen, und Don Raimunds That für vorsetzlichen, und noch dazu zauberischen Mord halten. Vielmehr schrieb sie Alles einem unglückseligen Zufall zu. Es war ihr eine Art von Beruhigung, wie sie vernahm, daß Don Raimund

um den Tod seines Nebenbuhlers Thränen vergossen habe, und als vollends Don Manilla den Hergang bey der Versammlung und des Grafen Betragen gegen den beleidigten Vater schilderte, da rief sie weinend aus: Ach Gott! Soll denn noch mehr Blut vergossen werden? Mein armer Sancio wird doch nicht mehr lebendig davon! Aber sie durfte diese Gesinnung nicht vor ihren Verwandten laut werden lassen, und so trug sie im Stillen ihr Leid, und bethete nun unabläßig für die Ruhe der Seele ihres Bräutigams, und für die Rettung seines unschuldigen Mörders.

Indessen war der Tag des Zweykampfs gekommen, und Don Garcia's Einfluß groß genug, um mehr als Einen Kämpfer für seine Sache zu werben. Der Geübteste und Stärkste unter ihnen ward erwählt, und der Kampf ging im Angesicht einer zahllosen Menge Volkes vor sich; aber der Graf von Barcellona blieb zur Freude aller billig Gesinnten Sieger, wie denn Gott seine Unschuld nicht anders als schützen konnte.

So sah Don Garcia seine Rachgier zum zweyten Mahle vereitelt; doch sie war dadurch nicht gestillt, sondern brannte vielmehr noch wüthender auf. Da ihm nichts übrig blieb, den

verhaßten Feind geradezu und mit offener Gewalt zu verderben, sann er auf Mittel, ihm auf andere Art beyzukommen, und fremde Kraft und fremde Mordlust für seinen Zweck zu bewaffnen. Überdieß war ihm die milde Gesinnung, womit Ines den Mörder ihres Bräutigams entschuldigte, und ihre Beruhigung, daß er im Zweykampf nicht den Tod genommen, nicht entgangen, so sehr auch Ines sie zu verbergen gestrebt hatte, und er war jetzt unabläßig an ihr, ihr Herz mit Gefühlen des Unmuths und der Rache gegen den Grafen zu erfüllen, ihr sein Betragen im schwärzesten Licht zu zeigen, keine Verläumdung zu sparen, und als ihr stiller, gerader Sinn sich durch alles dieß nicht von seiner recht erkannten Bahn abbringen ließ, stellte er ihr theils selbst, theils durch ihre Mutter vor, daß es wider allen Anstand, ja Gewissenssache sey, wenn sie bey dem vorsetzlichen Mord ihres Bräutigams ganz gleichgültig bleiben, und gar nichts unternehmen wollte, um ihren Abscheu vor der That und dem Thäter öffentlich zu beurkunden.

Lange sträubte sich Ines weinend und trauernd gegen dieses Zudringen, ihr kam es wie himmelschreyende Ungerechtigkeit vor, und obwohl sie

den Grafen kaum kannte, und nur einst ein paar flüchtige Worte mit ihm gesprochen hatte, war es ihr doch unmöglich, ihm eine so schwarze Bosheit zuzutrauen. Sie bath, sie flehte, man möchte ihr jede Theilnahme an der Rache wegen Sancio's Tod erlassen, sie sey unglücklich genug durch seinen Verlust; aber man ließ nicht nach, in sie zu dringen, bis endlich machte es ihr ihre Mutter zur Bedingung ihres mütterlichen Segens, daß sie in ihres Oheims Absicht einwilligen, und laut durch einen Herold verkünden lassen mußte, die Hand der königlichen Prinzessinn und Thronerbinn von Arragon werde nur dem zu Theil werden, welcher ihr das Haupt des ruchlosen Mörders ihres Geliebten, das Haupt des Grafen von Barcellona überreichen werde. Ihm selbst aber wurde angedeutet, daß er ohne Weiteres Arragonien zu verlassen habe, und dem Mörder des künftigen Königs nur drey Tage sichern Geleits zugestanden wären, nach deren Verlauf sein Leben verwirkt seyn würde. Als diese Verkündigung in Sarragossa erscholl, und zu den Ohren des Don Raimund gelangte, erkennte er mit Schmerz und Wuth die Hand seines Feindes in dieser Verfügung, zugleich aber und am tiefsten kränkte ihn

die Erfahrung, daß Ines ihn ebenfalls hasse, weil sie eingewilligt habe, dieses Ächtungsurtheil über ihn auszusprechen. Seine Freunde eilten zu ihm und redeten ihm zu, Sarragossa alsogleich zu verlassen, wo sein Leben nicht mehr sicher sey. Seine Vernunft rieth ihm dasselbe. Dennoch zögerte er, und es schien ihm unmöglich, sich von dem Orte loszureißen, wo diejenige lebte, die er, selbst nach dem letzten Spruch, nicht aufhören konnte zu lieben. Als er endlich dem vereinten Zureden so vieler Vernünftigen und Wohlmeinenden nicht mehr widerstehen konnte, stand doch der Vorsatz in ihm fest, die angebethete Feindinn noch einmahl zu sehn, ihre Stimme noch einmahl zu hören, und dann mit allen diesen Erinnerungen auf ewig zu fliehen.

Zu diesem Ende forschte er genau nach allen Tritten und Schritten der Fürstinn, und nachdem er Alles erkundet hatte, stellte sich ihr, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach allein von der Kapelle zurückging, in welcher sie an Sancio's Grab gebethet hatte, ein blinder Pilger, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit greisem Haar und Bart dar, von Alter gebeugt, und von einem Knaben geleitet. Mit zitternder Stimme flehte der Greis sie um eine milde Gabe an.

Die Fürstinn stand mitleidig still, und ließ sich in ein Gespräch mit dem Pilger ein. Er war auf einer Wallfahrt zur Madonna auf dem Monserrat begriffen, und die Prinzessinn bezeugte ihr Erstaunen über dieß Unternehmen bey seinen Jahren und seinem Zustand. Der Greis hoffte mit Gottes Beystand und dem treuen Knaben doch das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Ach, Ihr seyd glücklich, daß Ihr das könnt! rief Ines aus: Ich wollte, ich dürfte auch auf den Monserrat, und alle meine Sorgen und Schmerzen zu den Füssen der heiligen Jungfrau ausschütten.

Und warum solltet Ihr das nicht können, gnädige Frau? Was könnte der Erbinn von Arragon verwehrt seyn? Ein tiefer Seufzer wand sich aus Ines Busen hervor. Lieber Gott! Seyd Ihr so fremd hier, sagte sie, daß Ihr nicht wißt, was in diesen Tagen Unglückliches geschehen ist, und in wessen Gebieth der Monserrat liegt? Nimmermehr kann und werde ich das Land des Grafen von Barcellona betreten!

Glaubt Ihr denn, fuhr der Pilger heftig auf, der Graf von Barcellona wäre im Stande, den erlittenen Schimpf an einer wehrlosen Frau zu rächen?

Ines trat einen Schritt zurück, der Pilger kam ihr seltsam vor. Er aber lenkte wieder ein, indem er sagte: Verzeiht, gnädige Frau! Ich bin ein Unterthan des Grafen, und es thut mir weh — Laßt es gut seyn, erwiederte die Fürstinn: Ihr geht nun auf den Monserrat. Nehmt diese kleine Gabe! Ich habe kein Geld bey mir, aber verkauft diesen Ring — indem sie einen Goldreif vom Finger zog — und wenn Ihr bey der heiligen Jungfrau seyd, so gedenkt meiner im Gebeth, bethet für mich, für die Seele meines Bräutigams — und — für noch Einen! Bey diesen Worten legte sie den Ring in die Hand des Pilgers, und wollte sich entfernen; aber der Greis hielt ihre Hand fest, richtete sich stolz auf, der Pilgerhut fiel rücklings hinab, und unter den grauen, buschigen Augenbraunen blitzten sie zwey große dunkle Augen an. Die Prinzessinn schrie laut auf, da stürzte der Pilger auf seine Kniee, drückte ihre Hand an seine Brust, rief: Dieser Ring geht mit mir in's Grab! — sprang auf und verschwand.

Die Prinzessinn stand betäubt. Sie ahndete, wer es gewesen war, ein seltsames Gefühl bemächtigte sich ihrer, und als ihre Leute, die ihr Schrey herbeygezogen hatte, kamen, war sie be-

sonnen genug, den nicht zu verrathen, dem seine Kühnheit das Leben hätte kosten können; aber es blieb ein tiefes Andenken an diesen Augenblick in ihrer Seele.

Don Raimund verließ Sarragossa noch diese Nacht, und eilte nach Barcellona, wo ihn sein Vater mit grosser Freude empfing, nachdem er um der Begebenheiten der letzten Zeit willen nicht wenig Angst und Sorge für den einzigen Sohn ausgestanden. Alsogleich trug er ihm an, seine Vasallen zusammenzurufen, ein stattliches Heer zu rüsten, und mit gewaffneter Hand Rache für die Beleidigung zu nehmen, die ihm in Sarragossa ein schwaches, rachsüchtiges Weib, und ihre verächtlichen Rathgeber zugefügt hatten. Allein Don Raimund schüttelte verneinend das Haupt. Nein, mein Vater! sagte er: Nimmermehr werde ich mein Schwert gegen diejenige ziehen, die ich liebe, und — ich fühle es — ewig lieben werde. Du liebst sie? schrie der alte Graf: Unsinniger! Wie ist das möglich? Deine ärgste Feindinn, die nach deinem Blute dürstet, die sich nicht entblödet, eine zarte Jungfrau von kaum sechzehn Jahren, den unmenschlichen Ruf ergehen zu lassen, der jeden Meuchelmörder berechtigt, Hand an dich zu legen, und

die ihr Herz und ihren Thron dem nächsten besten Schurken verheißt, der schlecht genug ist, dich rücklings niederzustoßen?

Don Raimund schwieg finster. Was konnte er auf diese Rede seines Vaters antworten? Aber vor seinem Auge stand Ines Gestalt in der sanften Glorie des stillen Kummers, der auf ihrem ganzen Wesen lag, und des Mitleids mit einem ihr ganz fremden Armen, wie sie ihn bath, für sie zu bethen, für Sancio — und noch Einen, wie sie ihm den Ring gab, um ihn nicht ungetröstet von sich zu lassen, und es war ihm unmöglich, zu glauben, daß dieses Herz so glühend hassen sollte, ihn hassen, der sie mit Willen nie beleidigt, der sie nur geehrt und über alles geliebt hatte. Und wer war der Eine, für den er noch hatte bethen sollen? Wer war es denn, der des Gebethes jetzt mehr bedurfte, als Er selbst? Und, o Gott! wenn sie ihn, den unglücklich und unschuldig Verfolgten, damit gemeint hätte?

Diese Gedanken bewegten sich unabläßig in Don Raimunds Seele und ließen ihn in keinen von allen den Planen der Rache und Strafe einstimmen, über denen sein Vater brütete; vielmehr versicherte er, daß er auch

jetzt noch bereit wäre, sein Blut für Ines zu vergießen, die gewiß nur ein schuldloses Werkzeug in den Händen ihrer Verwandten, und der Grausamkeit nicht fähig sey, die man ihr zur Last lege.

Aber indeß Vater und Sohn also stritten, hatte der Aufruf des Don Garcia in den entlegensten Theilen Spaniens wiederhallt, und die Hoffnung, die schöne Erbinn von Arragon sammt ihrem Thron durch eine Waffenthat, oder einen Meuchelmord zu erlangen, eine Menge Fürsten und Ritter, Christen und Mauren, Tapfere und Hinterlistige gereizt, ihr Glück zu versuchen und dem glänzenden Ziel nachzujagen, das zu erringen man nur zwey Augen schließen machen durfte. Es vergingen wenig Wochen, wo nicht Don Raimund irgend eine Ausforderung erhielt und sich mit seinem guten Schwerte des Lebens gegen einen hartnäckigen oder verzweifelten Gegner zu erwehren hatte. Bisher war er stets Sieger geblieben, und die meisten seiner Widersacher hatten ihre Kühnheit mit ihrem Blute bezahlt; aber es schien nicht, als ob ihr widriges Schicksal die Andern abschreckte, vielmehr erneuerten und vermehrten sich diese Versuche, und der besorgte Vater drang in den Sohn, sich aus

einem Lande zu entfernen, wo sein Leben jedem Waghals preisgegeben war. Hierzu war Don Raimund nicht zu bewegen, er hielt es für schimpflich, der Gefahr auszuweichen, und im Hintergrunde seines Herzens lag wohl auch der Widerwille, sich noch weiter von dem Gegenstand seiner unaufhörlichen Liebe zu entfernen.

Aber es blieb nicht bey den Gefahren, die seinem Leben offenbar drohten. Hier und dort entdeckten sich heimliche Nachstellungen, und einigemahl war Raimund nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode entgangen. Nun erkannte er selbst, daß es ihm nimmermehr als Feigheit angerechnet werden könnte, wenn er sein Leben vor Meuchelmord und schändlicher List zu sichern strebte. Mit tiefem Schmerz verließ er den Hof seines alten, bekümmerten Vaters, sein schönes Geburtsland, das der Schauplatz seines Ruhmes hätte werden sollen, und ging unter fremdem Nahmen, weil ihn sein Vater nur auf diese Art sicher glaubte, nach Frankreich, und von da weiter, um Abentheuer, Ehre, Zerstreuung und vielleicht Heilung seines Kummers zu finden, aber nicht eher, bis er von seinem Vater die feyerliche Versicherung erhalten hatte, das Unglück seines Sohnes nicht in seiner Abwesenheit

an der Urheberinn desselben zu rächen. Das verhieß ihm dieser endlich nach langem Zögern, ungern genug.

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß Don Raimund seine Vaterstadt und Spanien verlassen habe, weit umher, und gelangte auch nach Sarragossa. Don Garcia hörte es mit Unmuth, denn nun war ihm der Gegenstand seiner Rache entrückt; Ines aber vernahm es mit großer Freude, in die sich nur der bittere Gedanke mischte, daß dieser tapfere, von Jedermann geachtete Ritter um ihrentwillen Vater, Vaterland und Freunde hatte verlassen müssen. Sie wagte es und bath Don Garcia, daß es ihr erlaubt werden möchte, jenen blutdürstigen Aufruf zurück nehmen zu lassen, indem es doch gar zu traurig sey, daß schon so mancher edle Ritter um ihrentwillen das Leben im Kampfe gegen den Grafen von Barcellona eingebüßt habe, und dieser nun selbst gezwungen würde, aus dem Hause seines Vaters und seinem angestammten Lande zu entfliehen, um sein Leben in Sicherheit zu setzen. Aber der Oheim schalt ihr Mitleid mit dem Mörder ihres Bräutigams als strafbar, bewies ihr, daß die Ritter, die um sie gekämpft hatten, ja nur ihrem freyen Willen und dem

Antrieb des Eigennutzes gefolgt seyen, und regte das Gemüth der Königinn in solchen Unwillen gegen Ines auf, daß diese, verzagt und betäubt von dem Zorn und den Schmähungen ihrer ersten und liebsten Freunde, zuletzt selbst anfing, sich für strafbar zu halten, und jede Regung des Mitleids für den unglücklichen Don Raimund wie einen bösen Gedanken zu ersticken suchte. So in immerwährendem Kampfe gegen ihr Gefühl, und freudenlos zwischen harten Verwandten, noch immer betrübt um den Verlust des Jugendgespielen, des Einzigen, der sie verstand, und Geduld und Liebe für sie hatte, wünschte sie nichts sehnlicheres, als in der Stille eines Klosters allem diesen Zwiespalt zu entgehen, und dort für die Seele des verstorbenen Freundes, und für die Bekehrung des verfolgten Feindes bethen zu können.

Dieser Feind war nun entfernt. Niemand wußte, wohin er gegangen war, und die Freyer der schönen Ines hatten eine weit schwerere Aufgabe, indem sie ihren Gegner erst in unbekannten Fernen aufsuchen und dann erlegen sollten, um mit seinem blutigen Haupte ihre Ansprüche auf die Hand und den Thron der Prinzessinn zu bewähren. So vergingen Monathe an Mo-

nathen, und reihten sich zu Jahren, und der Graf von Barcellona ward nicht gefunden. Ines reifte heran, ihre vorher kindlichen Reize entfalteten sich in voller Jugendblüthe, und wie auch ihr Geist sich mehr entwickelte, fühlte sie die Beschränkung lebhafter, in welcher ihr Oheim sie in jeder Rücksicht hielt, und sie würde Alles angewendet haben, sich davon zu befreyen, wenn nicht Liebe und Schonung für eine kränkelnde Mutter sie davon abgehalten hätten. Die Fürsten und Ritter, denen der Thron und Besitz der Prinzessinn von Arragonien noch immer als ein jedes Bestrebens werthes Ziel erschien, dachten nicht also, und Viele meldeten sich nacheinander und forderten, da nun einmahl jene wunderliche und grausame Bedingung zu erfüllen nicht möglich sey, geradezu als Freyer die Hand der Prinzessinn. Es waren viele tapfere, edle Männer darunter, Viele, deren Macht oder persönliche Eigenschaften sie zu wünschenswerthen Gatten für die Erbinn des schutzlosen Throns machten; aber Don Garcia wollte von keiner Vermählung seiner Nichte, von keiner Abtretung der Gewalt hören, und so wurde jener alte Ausspruch wegen des fast vergessenen Grafen von Barcellona nach Jahren wieder hervorgezo-

gen, und von Neuem als Schreckbild hingestellt, jeden Bewerber abzuhalten.

Nun zogen Einige aus, das Unmögliche zu bewirken; den verrufenen Feind in allen Ländern aufzusuchen, und entweder sichere Kunde von seinem Tode, oder seinen Kopf zurückzubringen, während Andere, minder geduldig oder zuversichtlicher auf ihre Macht, laut einen Widerruf der thörichten Bedingung forderten, und im entgegengesetzten Falle mit Gewalt der Waffen die Schmach der abschlägigen Antwort zu rächen drohten. Don Garcia, im Vertrauen auf den Muth seines Volkes und seiner Feldherrneigenschaften, blieb ungeschreckt von diesen Drohungen, und wirklich gelang es ihm, ein paar Fehden, die ihm von benachbarten Fürsten um den Besitz seiner Nichte gemacht worden waren, rühmlich und siegreich zu endigen, wodurch sowohl seine Zuversicht wuchs, als auch der Gedanke sich immer mehr befestigte, so lange er lebe, die Zügel der Regierung nicht mehr fahren zu lassen.

So waren endlich sieben lange Jahre vergangen, und die Prinzessinn, welche, kaum der Kindheit entwachsen, schon das Augenmerk aller Spanischen Jünglinge gewesen, um deren

Besitz so Vieles gethan, gestrebt, gelitten, und so manches edle Blut geflossen war, hatte unvermählt nun dreymahl sieben Sommer gesehen. Ihr größtes Glück schien ihr bey dem Schicksal, dem sie sich nicht entziehen konnte, daß ihr Herz noch für Keinen von all' den Freyern, die sich um ihre Hand gemeldet, auch nur das Geringste gesprochen hatte, und also in dieser Rücksicht kein zerstörtes Glück für sie zu betrauern war. Nur zwey Erinnerungen standen aus früherer Zeit etwas heller vor ihrem Sinn — Sancio's Bild, das in stiller Wehmuth in ihr lebte, und das Andenken an den unglücklichen Don Raimund, und seine heftige treue Liebe für sie. Nicht ungern rief sie sich oft diese Erinnerung zurück, sie sah noch den Grafen am Tage jenes unseligen Turniers in seiner dunkeln Rüstung hoch auf dem Rappen, sah ihn alle seine Gegner überwinden, aber seine Züge sich vorzustellen war ihr unmöglich. So oft sie auch strebte, sich dieselben zurückzurufen, trat das Bild des Pilgergreises im Garten mit den buschigen, grauen Augenbraunen über den jugendlich blitzenden Augen vor sie, und Alles das aus so dämmriger Ferne der Vergangenheit, daß ihr nur der einzige helle Gedanke blieb, wie sie keinen Ritter

gesehen habe, der mit Don Raimund an Schönheit, Edelsinn und Tapferkeit zu vergleichen gewesen wäre.

Don Garcia's Siege hatten auf eine Weile die Freyer der schönen Ines abgeschreckt, und diesen in seinem Stolz und Eigenwillen bestärkt. Drückender als jemahls, ließ er sowohl seiner Nichte, als den Großen des Landes und den angränzenden Fürsten die Last seiner Gewalt fühlen, und es konnte nicht fehlen, daß ihm ein solches Betragen erst Furcht, dann Haß, und zuletzt offenbare Feindschaft zuzog. Die lange geduldet hatten, wurden endlich ermüdet, und ein paar Maurische Fürsten, seine Nachbarn, warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, in sein Land zu fallen, und ihn mit Erfolg zu bekämpfen.

Diese blieb nicht lange aus. Der König von Castilien schickte eine glänzende Gesandtschaft, um für seinen Sohn und künftigen Thronerben die Hand der Prinzessinn von Arragonien zu begehren. Ines nahm diese Bothschaft wie so viele vorhergehende mit Gleichgültigkeit auf, und zog Erkundigung über den Prinzen ein, der ihr Gemahl, der Gefährte ihres Lebens werden sollte. Man brachte ihr sein Bild, bestochene und un-

partheyische Menschen berichteten über ihn; aber Alles, was jene in Lob und Schmeicheleyen hüllten, was diese mit unbefangenem Sinn aussagten, und was die Züge des Gemähldes versprachen, zeigte von einem so widrigen Gemüthe unter einer so unangenehmen Hülle, daß Ines zum ersten Mahl seit Sancio's Tode den Oheim dringend bath, nur dießmahl mit Ernst und Strenge auf der sonst so gehaßten Bedingung zu bestehen. Es bedurfte dieser Bitte nicht. Don Garcia war längst entschlossen, die Absichten eines Freyers zu zerstören, der seiner Macht und seiner Nähe wegen einer der furchtbarsten Gegner schien. Es wurde also in der feyerlichen Audienz der Gesandte von Castilien hereingeführt, Ines erkannte mit Schrecken in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit dem Portrait des Prinzen und diesen selbst in dem vorgeblichen Bothschafter. Sie erblaßte, aber über des Prinzen Züge ergoß sich freudiges Roth, als er die Schönheit derjenigen erblickte, die zu der glänzenden Morgengabe eines Thrones so viel Liebreiz und Anmuth fügte. Die Wirkung dieses Eindrucks war sichtbar in seinem Benehmen. Vergebens strebte er, seine Fassung zu behaupten; die wohleingelernte Rede entfiel seinem Ge-

dächtniſſe, ſein Blick blieb auf der Fürſtinn haften und er vermochte kaum einige unzuſammenhängende Worte zu ſtottern. Don Garcia, welchen die ganze Bothſchaft, das widrige Äuſſerliche des Geſandten und noch mehr die Wahl eines ſo ungeſchickten Unterhändlers, die ihm ein Zeichen der Geringſchätzung von Seite des Caſtilianiſchen Hofes ſchien, erbittert hatten, erklärte höflich, doch beſtimmt, daß es der Prinzeſſinn und ihren Vormündern unmöglich ſey, von dem einmahl ausgeſprochenen und heilig beſchworenen Worte abzugehn, daß ſie zwar gar keine Einwendung gegen die Perſon des Thronerben von Caſtilien machen könnten, daß ſie aber zu ihrem eigenen Mißvergnügen auf der Bedingung beſtehen müßten, um derentwillen ſchon ſo mancher wohlverdiente Bewerber abgewieſen worden ſey, und die Fürſtinn ihre Hand nur dem reichen dürfe, der ihr das Haupt des Grafen von Barcellona überbringen werde.

Der Prinz von Caſtilien hörte dieſe Antwort mit kaum verhaltenem Grimm, und ohne den Oheim einer Gegenrede zu würdigen, wandte er ſich gerade zu ān Inēs ſelbſt und fragte ſie mit ſichtlichem Trotz, ob dieſer Ausſpruch auch ihr Wille wäre? Dieſe Frage, ſo wie Alles, was

sie bis jetzt gesehen hatte, beleidigte die Prinzessinn. Sie erhob sich und sagte: Ja, mein Herr Abgesandter, es ist mein ernstlicher und unwiderruflicher Entschluß. Nur dann, wenn Euer Herr, der Prinz von Castilien, den Grafen von Barcellona besiegt haben wird, werde ich demselben meine Hand reichen. Ihr haßt also diesen Grafen so unversöhnlich? fragte der verstellte Gesandte. Ob ich ihn hasse, oder nicht, ziemt Euch nicht zu fragen, noch mir zu beantworten, erwiederte die Prinzessinn mit Würde: Genug, Ihr, oder Euer Herr wißt nun die Bedingung, und ist er gesonnen, sich darauf einzulassen, so mag er hinziehen, den Grafen aufzusuchen und als Ritter sein Wort zu lösen.

Und wo hält dieser Graf von Barcellona sich auf? fragte der Gesandte.

Das ist mir nicht bewußt, aber es ist die Pflicht des Ritters, der sich dieser Bedingung unterzieht, sich auch nach der Möglichkeit umzusehn, wie er sie erfüllen könne.

Ha! Das heißt ein schmähliches Spiel mit ehrlicher Meinung und fürstlichem Worte treiben! rief der Castilianer. Ihr wißt nicht einmahl, wo Euer Feind sich aufhält, und wer Eure Hand begehrt, soll erst die weite Welt

durchziehn, um Eure Rache an einem Menschen zu befriedigen, der vielleicht längst nicht mehr lebt? Es ist deutlich, wohin Eure Absicht bey dieser Bedingung geht. Ihr wollt nicht. So hört denn den letzten unwiderruflichen Ausspruch meines Herrn und Königs: Entweder die Prinzessinn von Arragonien reicht dem Sohne meines Herrn ohne weitere Bedingung alsogleich ihre Hand, oder sie sey gewärtig, die Rache desselben zu empfinden, indem der König entschlossen ist, eine abschlägige Antwort mit den Waffen zu rächen und die stolze Erbinn von Arragon, die ihren Thron nicht mit ihm theilen wollte, zur Unterthaninn und Sclavinn zu machen.

Bey diesen Worten, die, mit höchster Erbitterung gesprochen, die unangenehmen Züge des Prinzen noch widriger erscheinen machten, fuhr Don Garcia außer sich vor Zorn empor und rief: Wohlan denn! So sey Krieg! Nimmermehr werde ich diesen Trotz dulden, und jetzt könnte der Prinz von Castilien das Haupt des Grafen von Barcellona in diesem Augenblick zu den Füssen der Prinzessinn niederlegen, so würde sie ihm jetzt und immer versagt bleiben.

Der Prinz konnte sich bey dieser Rede kaum so weit bändigen, daß sein ungestümer Zorn

sich nicht verrieth. Noch einmahl wandte er sich an Ines und fragte: ob auch Sie diesem Ausspruche beystimme? Ines schauderte. Die Möglichkeit, des Oheims Worte, diese schreckliche Bedingung wirklich einmahl erfüllt, und das Haupt des unglücklichen Verfolgten vor sich sehen zu müssen, ergriff ihr Herz mit Wehmuth und Schrecken, und machte ihr den Prinzen vollends unausstehlich. Sie schwieg einen Augenblick, und mit traurigem Ernst sagte sie hierauf: Meldet dem König, Euerm Herrn, Ines fürchte keine Drohung, und wenn es dem König wirklich gelingen sollte, ihr Heer zu überwinden, so sollte er doch versichert seyn, daß ihr Sinn niemahls überwunden werden könne. Hiermit wandte sie sich um, und tief betrübt von Allem, was sie gehört hatte, ging sie in ihre Gemächer zurück. Der Prinz von Castilien aber verließ auf der Stelle Sarragossa, und bereitete mit einem Herzen, von Liebe und Rachgier glühend, Alles zur Bekämpfung der geliebten und gehaßten Feindinn.

Auch Don Garcia versäumte nichts, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und den erbitterten Feind wohlgerüstet zu empfangen. An alle Vasallen erging sein Befehl, alle festen

Schlösser wurden untersucht, mit Mannschaft und Vorräthen versehen, die Mauern der Städte ausgebessert, neue Wälle aufgeführt, kurz Alles in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt. Ines sah seufzend diese Zurüstungen, die um ihrentwillen zwey blühende Länder zu verheeren drohten; aber sie blieb fest bey ihrem Entschluß, ihren Unterthanen keinen Gebiether zu geben, der so gesinnt sey, wie dieser Prinz von Castilien, und lieber das Äußerste zu wagen, als sich diesem Wütherich zu unterwerfen. Manchmahl beschlich sie dann, wenn sie in tiefem Sinnen durch die Alleen des königlichen Gartens spazierte, ein Bild aus der Vergangenheit. Sie dachte jener letzten Zusammenkunft mit Don Raimund, und wie edel dieses starke, treue Herz den Haß und die Rache getragen, die man unverschuldeter Weise auf dasselbe geladen, wie er sogar seinen Vater mit einem Eid verpflichtet, das Unglück seines Sohnes nicht an der Urheberinn desselben zu rächen, und sie seufzte tief über die Härte ihres Oheims, über ihre Verhältnisse und über den wilden Prinzen von Castilien, der so ganz anders gesinnt war, als Don Raimund.

Indessen rückten die Kriegsschaaren der Ca-

ſtilianer heran. Don Garcia ging ihnen mit ſeinen Truppen entgegen, und es gelang ihm abermahls, den Feind zu ſchlagen, und aus den Gränzen Arragoniens zu vertreiben. Jubelnd empfingen ihn die Bewohner von Sarragoſſa, und Ines hoffte die drohende Gefahr für dießmahl abgewendet zu ſehn; aber der Infant von Caſtilien gab ſeine Wünſche auf den Beſitz der ſchönen Ines nicht ſo bald auf.

Er vernahm mit Grimm die Nachricht der erſten Niederlage, ſchob alle Schuld auf ſeine Feldoberſten, und, durch den Widerſtand zu noch höherer Wuth entflammt', rüſtete er ein neues viel ſtärkeres Heer, ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze desſelben, reizte die benachbarten Maurenfürſten auf, die günſtige Gelegenheit zu benützen, wußte ſich durch Unterhändler einen Weg zu den mißvergnügten Großen von Arragon zu bahnen, und ehe Garcia es ſich verſah, ſchlug die helle Kriegsflamme nicht allein rings um ſein Land, ſondern ſelbſt im Innern desſelben empor. Aber Garcia verlor mit dem Glück nicht den Muth, ſein feſter Sinn ſann auf Rath und Mittel, und der lebendige Entſchluß, nimmermehr zu weichen, und durch keine Gefahr ſich zum Nachgeben zwingen zu laſſen, gab ihm mehr als ge-

wöhnliche Kraft, und beseelte die treugebliebenen Schaaren mit unbezwinglichem Heldenmuth. Von allen Seiten rückten die Feinde heran. Einige seiner mächtigsten Vasallen hatten schändlich seine Fahnen verlassen, und sich zu den fremden Völkern geschlagen. Garcia blieb unerschüttert, er begegnete dem Feind überall mit Besonnenheit, und lange Zeit that er allen auf ihn eindringenden Stürmen kräftigen Widerstand. Wären seine Großen ihm treu geblieben, er hätte über alle seine Feinde zuletzt den Sieg davon getragen; aber die innere Zwietracht löste die Bande seiner Macht, Ein Beyspiel der Treulosigkeit zog das andere nach sich, die Zahl der Feinde wuchs ums doppelte, wie die Zahl der Seinen sich verminderte, eine feste Burg ergab sich nach der andern, theils durch Verrath, theils von Übermacht gezwungen. Schon war der größte Theil des Landes in den Händen des fremden Feindes, oder einheimischer Verräther, und in einer Schlacht, in der der kleine ihm treue Haufe mit Löwenmuth stritt, und er selbst Wunder der Tapferkeit that, stürzte er, von einem feindlichen Wurfspieß getroffen, vom Pferde, und alle Liebe und Anstrengung der Seinigen, die größ-

ten Theils kämpfend neben ihm starben, vermochte nicht, den verwundeten Fürsten der Gefangenschaft des erbitterten Siegers zu entreißen. Nach langen fruchtlosen Versuchen zog sich endlich das Arragonische Heer, zwar geschlagen, aber in guter Ordnung zurück, und brachte die unglückselige Nachricht nach Sarragossa.

Die Königinn, schon längst gebeugt, und im Innern aufgerieben durch alle vorhergegangenen Gefahren und Ängsten, unterlag der Nachricht von der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tode eines Bruders, den sie über Alles liebte, und Ines hatte binnen drey Tagen den Verlust ihres Beschützers, und den Tod ihrer Mutter zu beweinen. Zugleich erschien eine Bothschaft vom Infanten von Castilien, worin er der verwaisten Prinzessinn antrug: Wenn sie sich sammt ihrem Lande der Gnade des Überwinders unterwerfen, und jene tolle Bedingung widerrufen wolle, so würde er das Geschehene vergessen, sie auf seinen Thron erheben, und ihren Oheim freygeben; sollte sie sich aber noch ferners weigern, so schwöre er, von keiner Versöhnung mehr etwas wissen zu wollen, Arragonien zu verheeren, Sarragossa zu zerstören, und sie sammt ihrem Oheim als

Sclaven an seinen Thron zu schmieden. Ines vernahm diese Bothschaft, aber sie wurde dadurch nicht erschreckt, vielmehr schien die Größe der Gefahr und die mißliche Lage, in der sie sich befand, ihr neue, vorher nicht gekannte Kräfte zu geben. Sie berief schnell die wenigen treu gebliebenen Vasallen, sie berathschlagte mit ihnen, und Alle erstaunten über den Geist und den Muth, den diese junge Fürstinn in diesen wichtigen Angelegenheiten zeigte. Ihre Trauer, ihre Schönheit, ihre Gefahr und ihr Heldensinn begeisterten die Ihrigen, sie gelobten ihr Treue bis in den Tod und beschworen sie, sich nicht zu ergeben, und auf den Muth und die Standhaftigkeit der Ihrigen zu bauen. Von nun an war Ines die Seele aller Anstalten, aller Verhandlungen. Mit reifer Überlegung erschien sie im Rath, gewaffnet zeigte sie sich, wenn es nöthig war, bey ihren Kriegern, flößte Allen Zuversicht und Freudigkeit ein, und der Infant erfuhr zu seinem größten Verdruß, daß er mit der Gefangennehmung des gefürchteten Don Garcia bey Weitem seine Feinde noch nicht ihres Hauptes und ihres Schutzes beraubt hatte. Um so wüthender und mächtiger ließ er nun von allen Seiten das geängstete Land und die

Hauptstadt bedrängen. Bald waren die blühendsten Fluren eine weite Wüste, die Feindesschaaren rückten immer näher, und schon erblickte man von den Thürmen Sarragossa's die Rauchsäulen der verheerten Dörfer, die die Annäherung der feindlichen Heere ringsherum bezeichneten, schon erschienen in Staubwolken die Armeen selbst, schon schlugen sie ihre luftigen Lager auf im Angesichte der unglücklichen Stadt, die nun bald Alles war, was Ines noch von ihrem väterlichen Reich und von Vertheidigungsmitteln besaß.

Nun war Sarragossa beynahe umringt, das Castilianische Heer, verstärkt durch die abgefallenen Grossen des Landes, lagerte in seinem Angesichte, auf den nächsten Höhen erblickte man die langen dunkeln Reihen der Maurischen Gezelte, und schon fingen Einige an, die Hoffnung aufzugeben und zu einer Capitulation zu rathen, so lange die noch ungebrochene Kraft ihnen Anspruch auf leidliche Bedingungen gäbe. Schaudernd hörte Ines diese Stimmen sich erheben, und der Gedanke an den Untergang ihres Glücks und ihres Landes, sie möchte dem Tyrannen auf diese oder jene Art in die Hände fallen, erfüllte sie mit Entsetzen. In diesen An-

genblicken der höchsten Bedrängniß stürzte ein athemloser Bothe in den Saal der Versammlung und meldete, daß man eine neue Staubwolke von Osten her sich wälzen sähe, die die Ankunft noch eines kriegerischen feindlichen Haufens verkünde. Alles war bestürzt, Ines erblaßte. Sie sah ihr Schicksal voraus, und keine andere Aussicht, als, um das Leben und die Habe ihrer Unterthanen zu retten, sich dem Sieger zu unterwerfen. Man eilte auf die Thürme der Stadt, und entdeckte eine kleine Schaar, die mit Castilianischen Fahnen und Zeichen von den Höhen herabkam und zu dem übrigen Heer stossen zu wollen schien. Ein paar Reiter sprengten aus dem Haufen hervor bis nahe an die Stadtmauern, Einer schoß einen Pfeil ab, der Pfeil flog über die Mauer, und ein Zettel, der daran befestigt war, zog die Aufmerksamkeit der Umstehenden an sich. Er war an die Prinzessinn gerichtet, und wurde sogleich überbracht. Er lautete also:

»Der König von Frankreich, Eurer Noth
»kundig, sendet Euch Hülfe. Zweytau-
»send Schützen sind im Gebirge versteckt,
»und harren Eures Befehls. Laßt die
»Besatzung morgen einen Ausfall ma-

»chen, und ſeyd unſerer Unterſtützung »gewiß.«

Der Feldhauptmann des Königs,
Ritter von Montauban.

Die Prinzeſſinn hielt erſtaunt, erfreut und verlegen den Zettel in ihrer Hand. Dieſe unerwartete und unerbethene Hülfe, die ſonderbare Art, wie ſie angekündigt wurde, Alles war ganz geeignet, mehr Mißtrauen als Zuverſicht einzuflößen. Indeſſen ließ ſie auf der Stelle ihre Feldoberſten, ſo wie die Häupter der Stadt zuſammen berufen, und trug ihnen den Fall vor. Die Stimmen waren getheilt. Manche zeigten ſich geneigt, dem unbekannten Helfer zu glauben, bey Weitem die Meiſten riethen zur Vorſicht, indem ſie es für eine Liſt und einen Fallſtrick des Feindes hielten. Da erboth ſich Einer der Ritter dieſe Nacht verkleidet aus der Stadt zu gehen, durch die Feinde durch bis in die Berge zu ſchleichen, und ſichere Kunde von der Beſchaffenheit der verſprochenen Hülfsvölker zu bringen. Das kühne Anerbiethen ward angenommen, und mit einbrechender Nacht der Ritter, als Landmann verkleidet, aus der Stadt entlaſſen.

Noch ehe der Tag ſeinen Weg erhellen und

ihn dem lauernden Feindesposten verrathen konnte, ertönte das mit ihm verabredete Zeichen. Die Pforte ward aufgethan, und der Späher, dessen freudefunkelnder Blick nur Gutes kündete, alsogleich zur Fürstinn geführt. Er war im Gebirge gewesen, er hatte den Ritter von Montauban und seine Schaaren gesehen und gesprochen, er war von seinem Betragen, von seiner Ergebenheit für die Fürstinn ganz bezaubert, noch mehr aber von der Besonnenheit und kriegerischen Erfahrung, womit er Alles entworfen und aufs Beste eingeleitet hatte. Neuer Muth und Freudigkeit beseelten nun die kleine Heldenschaar in der Stadt, und zu einem entschlossenen Ausfall wurden alle Anstalten gemacht.

Nicht sobald hatten die Thore sich geöffnet, und die treuen Arragonier im Felde gezeigt, als die Castilianer mit wildem Grimme heranstürmten, und den kleinen Haufen zu umringen drohten; aber mitten in der Hitze des Gefechts, als sie sich schon Meister vom Schlachtfelde glaubten, fühlten sie sich von dem Ritter von Montauban mit seinen Schaaren im Rücken angefallen. Dieser Angriff, dieses Einstürmen war unwiderstehlich, des Ritters Schwert säete Leichen, nichts konnte vor ihm bestehn, und Er

allein schien ein Heer zu gelten. Überall flog er hin, wo die Gefahr am grösten war, und überall war sie verschwunden, wo er sich zeigte. Auch die Besatzung, von dieser Unterstützung ermuthigt, kämpfte mit verdoppelter Kraft, und so, von zwey Seiten gedrängt, wichen die Castilianer zuerst, warfen sich dann in eine unordentliche Flucht, und erreichten nur mit großem Verlust ihr Lager; die siegreiche Besatzung aber und die Schaar des fremden Ritters zogen triumphirend in die Stadt ein.

Die Prinzessinn befahl sogleich, den Herrn von Montauban zu ihr zu führen, damit sie ihm danken und ihn um seinen fernern Beystand bitten könne. Er erschien vor ihr, noch vom Staub der Schlacht bedeckt, aber mit enthelmtem Haupte, eine edle Gestalt, näher dem Mann als dem Jüngling, mit bedeutenden Zügen, die in blühender Jugend lieblich gewesen seyn mußten. Jetzt herrschte ein finsterer Ausdruck von Schwermuth in diesen dunkeln Augen, und eine tiefe Narbe über der Stirn, die sich fast bis an die Augenbraunen zog, gab dem Gesicht kriegerischen Ernst und männliche Würde. Er trat ein — blieb einen Augenblick stehen — schien sich zu fassen, näherte sich dann mit Anstand, ließ sich auf

ein Knie vor Ines nieder und ergriff ihre dargebothne Hand, um sie an seine Lippen zu drücken. Es schien der Prinzessinn, als zittere die Seinige, indem er es that, und sie schrieb es der Ermüdung der Schlacht zu; daher, sobald sie ihm eben so herzlich als würdevoll gedankt hatte, bath sie ihn aufzustehen, und neben ihr Platz zu nehmen, da es ihrem Retter wohl zieme, sich in ihrem Pallast als in seiner Heimath zu betrachten.

Montauban erhob sich. Er stand vor der Prinzessinn, sein Auge ruhte auf ihrer Gestalt, aber er sprach noch immer nicht, und es schien, als hemme eine übergroße Bewegung in seinem Innern jeden Laut, den seine Lippen vorzubringen strebten. Die Prinzessinn sah ihn besorgt an. Was fehlt Euch, Herr Ritter? sagte sie: Mich dünkt, Ihr seyd nicht wohl — Ihr leidet —

Nein! rief der Fremde jetzt mit einer sanften Stimme, die angenehm in Ines Ohren klang: Nein, unvergleichliche Fürstinn! Ich leide nicht; vielmehr bin ich so glücklich, als ich lange nicht mehr zu werden hoffte. Entschuldiget mein ungeziemendes Betragen mit der Unerfahrenheit eines Kriegers, der seit Jahren nichts als Schlachten und Lager kennt, und verzeiht,

wenn ich Etwas gethan, das Euer Mißfallen erregen konnte!

Ines antwortete freundlich auf diese Rede, dann aber wies sie dem Ritter zum zweyten Mahl den Platz neben sich an, und wie er sich nach [illegible] nach zu fassen schien, kehrte seine Besin[illegible] zurück, und die heutige Schlacht und die An[illegible] stalten zu künftigem kräftigen Widerstand waren der Inhalt eines lebhaften Gespräch's zwischen der Fürstinn, einigen ihrer Großen und dem fremden Ritter.

Die Prinzessinn bemerkte nach einer kleinen Weile, daß Ruhe und Erhohlung dem Ritter nothwendig seyn würde, sie bath den edlen Diego, ihn in die für ihn bereiteten Gemächer zu führen, und behielt sichs vor, den folgenden Tag über der Tafel seinen Rath und seine Meinung zu hören. Noch einmahl reichte sie ihm beym Abschiede die Hand, und eine flüchtige Gluth, die sein Gesicht in dem Moment überzog, wo seine Blicke denen der Prinzessinn begegneten, erregte seltsame und nicht unangenehme Gedanken in ihr.

Montauban wurde nun zu allen Rathsversammlungen gezogen. Sein lebhafter Geist, seine kriegerische Erfahrung, noch mehr aber die gren-

zenlose Ergebung, mit der er die Sache der bedrängten Fürstinn zu seiner eigenen machte, gaben der Lage der Dinge bald eine andere Wendung. Es war jetzt weder von Übergabe noch Unterwerfung mehr die Rede, vielmehr wuchs [illegible] mit dem Muth die Hoffnung, und sie sahen die Möglichkeit vor sich, nicht allein jetzt nicht zu unterliegen, sondern den übermüthigen Feind wieder aus ihren Gränzen zu treiben, und frey und unbesiegt unter ihrer Fürstinn in angeerbten Sitten zu leben. Bald gelang es ihnen unter der Anführung ihres neuen Feldherrn, dem einmüthig von Allen der Oberbefehl übertragen wurde, die Feindeshaufen aus der Nähe der Hauptstadt wegzudrängen. Bald athmeten die Bewohner Sarragossa's wieder freyer, als ringsum in der Fläche und auf den Höhen keine feindlichen Gezelte mehr zu sehen waren, und mit jedem Schritt Landes, den sie dem Gegner wieder abgewonnen, sich die Zahl ihrer Mitstreiter mehrte, und der kleine Haufe an muthigen Kämpfern wuchs, die, des eben erlittenen Druckes noch eingedenk, Alles daran setzten, um nie wieder in gleiche Noth zu gerathen.

Ines fühlte tief die Verbindlichkeit, die sie dem fremden Ritter hatte, den bloß die Erkennt-

niß ihres Rechts und Mitleid mit ihrer Lage bewogen hatten, den König von Frankreich für sie zu gewinnen, und den Befehl über die zugesandten Hülfstruppen zu übernehmen. Aber es war nicht diese Dankbarkeit allein, die ihr den Herrn von Montauban wichtig machte; es lag noch ein eigner Reiz in dem düstern und doch milden Betragen des Fremden, in der ergebenen und zugleich scheuen Art, mit der er sich gegen sie betrug, in dem Ton seiner Stimme, der wie ein Wiederhall aus frühern schönen Tagen in ihrer Seele klang, und ihr immer eine unerklärliche aber angenehme Regung erweckte. Im Anfang seiner Anwesenheit war er beständig in Sarragossa gewesen. Sie hatte, so oft es Geschäfte und Wohlstand verstatteten, seines Umgangs genossen, sie war ihm gut aber ganz ruhig gewesen. Jetzt, wo der Feind, durch seine Tapferkeit verdrängt, sich von der Hauptstadt zurückgezogen hatte, und nun der Schauplatz des Krieges entfernter war, gab es öftere und längere Abwesenheiten, und Ines fing an zu fühlen, daß sie nicht bloß den Rath des verehrten Beschützers, sondern auch den Umgang des liebenswürdigen Freundes schwer vermisse, daß sie nicht mehr allein um den Ausgang des Gefechts, son-

dern auch um das Leben ihres Retters besorgt sey, und die lebhafte Freude, mit der sie ihn jederzeit empfing, wenn er mit neuen Lorbeern, die er für sie erworben, nach Sarragossa zurückkam, und das wunderbar mit Trauer gemischte Entzücken, das dann in seinen Blicken sich mahlte, zogen unvermerkt und leise ihr Herz immer fester an ihn.

Der Infant von Castilien sah mit Wuth die Fortschritte seiner Feinde und die vereitelten Hoffnungen seiner Rache und Liebe. Er war von Allem genau unterrichtet, und nun wendete sein Zorn sich gegen denjenigen, dessen Arm und Rath ihm den beynahe erlangten Sieg entrissen hatten. Den Ritter von Montauban lebendig oder todt in seine Macht zu bekommen und alle seine Rachlust an diesem Gegner zu kühlen, war das Ziel seines Strebens, und er verschmähte keine Mittel, um es zu erreichen. Montaubans Muth und Geistesgegenpart machten jeden offenbaren Angriff, die Liebe seiner Soldaten jede Verrätherey zu nichte; aber das Herz der Fürstinn wurde durch die Gefahr ihres Retters noch lebhafter bewegt, und mit doppelter Angst sah sie ihn nun sich rüsten und ausziehen. Ihre Ahndung hatte sie nicht betrogen. Auf einem Ritte,

den er, nur von Wenigen begleitet, unternahm, um die Stellung des Feindes zu erforschen, wurde er von einem Schwarm Feinde, der im Hinterhalte gelauert hatte, plötzlich angefallen, und nur seine und seiner Begleiter Tapferkeit entriß ihn dem Tode oder der Gefangenschaft; aber er wurde bedeutend verwundet, und so, auf den Schildern seiner Leute getragen, brachte man ihn nach Sarragossa zurück. Ines erschrack tödtlich, sie befahl, den Ritter sogleich in den Pallast zu bringen, und erklärte, daß sie selbst seine Pflege übernehmen werde, da sie, wie alle Frauen jener Zeit, in der Wundarzneykunst wohl erfahren war, und diese Sorgfalt ihr für einen Helden, dem sie und das ganze Land ihre Rettung dankten, nicht zu weit getrieben schien. Montauban hörte diesen Befehl der Fürstinn, ein glühendes Roth flog über sein bleiches Gesicht, und es schien, als ob auf einige Augenblicke seine Erschöpfung und seine Schmerzen verschwunden wären. Man brachte ihn in ein Zimmer des Pallastes, und hier, auf einem Ruhebett liegend, erwartete er die Ankunft seines huldvollen Arztes. Die Prinzessinn trat ein, mit hochschlagendem Herzen, ängstlich zitternd, von einigen ihrer Frauen begleitet. Der Ritter

wollte sich erheben, um sie zu begrüßen und ihr zu danken. Sie winkte ihm, ruhig zu bleiben, und versuchte es, ihm ihren und ihres Volkes Dank für seine Treue und seinen Muth zu bringen; aber sie war zu verwirrt, zu sehr von dem ergriffen, was sie vor sich sah, um mehr als einzelne Worte hervorbringen zu können. Nun fing sie an, nach der Wunde zu forschen. Sie war am Oberarm, tief, jedoch nicht gefährlich, und nur Blutverlust und innere Bewegung hatten den Ritter so sehr erschöpft, daß er einer Ohnmacht nahe war. Ines sah es, und dieser Anblick vermehrte ihre Verwirrung. Kaum war sie im Stande, die Wunde zu behandeln und den Verband zu endigen, indeß ihre Frauen sich bemühten, durch stark duftende Essenzen des Ritters Bewußtseyn zu erhalten. Nur abgebrochene Worte, nur Seufzer entflohen Beyder Lippen, aber Ines vermochte ihre Thränen nicht mehr zurückzuhalten. Montauban sah sie fließen, er raffte sich empor, wollte zu ihren Füßen stürzen, und sank zurück. Ines schrie laut, sie umfaßte erschrocken den Sinkenden, er schlug das matte Auge auf. — O, wie süß ist dieser Tod! lispelte er leise. Ines winkte ihm zu schweigen, sie faßte seine Hand zwischen ihre beyden Hände

und beschwor ihn, sich ruhig und still zu verhalten, weil nur hiervon seine Genesung, und von dieser ihres Landes Glück abhänge. Sie nannte ihr Land, aber der Blick ihrer nassen Augen schien dem Ritter zu sagen, daß es das Glück ihres Lebens sey. Er verneigte sich stumm, zog ihre Hand in heftiger Bewegung an seine Brust — ließ sie dann plötzlich fahren und rief mit Anstrengung: Ach, wenn ich nur nicht bald ein Gegenstand Eures Hasses werde, wie ich jetzt ein Gegenstand Eures Mitleids, Eurer Güte bin!

Welche finstern Gedanken! antwortete Ines: Wie verfallt Ihr auf solche Träume? Es ist unmöglich, daß ich und meine Unterthanen jemahls vergessen, was wir Euch schuldig sind, daß je unser Dank und mit ihm unser inniger Antheil an Eurem Wohle aufhöre. Darum widerstrebet mir nicht, die ich Euch als Euer Arzt zu befehlen habe! Beruhigt Euch, verbannt die finstern Vorstellungen, die Eure Seele ängstigen, und die bloß Wirkung Eurer Entkräftung sind, und öffnet Euer Herz den schönen Hoffnungen, zu denen Ihr uns Alle durch Eure Thaten berechtigt! Für jetzt aber bleibt ganz stille und ruhig, und sobald Ihr einer Aufhei-

terung fähig seyd, wird es meine liebste Pflicht seyn, Euch so wenig als möglich zu verlassen, und für die Heilung nicht bloß Eurer Wunde, sondern auch Eures Gemüthes zu sorgen. Bey diesen Worten drückte sie leise die Hand des Ritters, legte ihm, der von Neuem Etwas sagen wollte, mit unbeschreiblicher Freundlichkeit den Finger auf die Lippen, und entfernte sich mit ihren Frauen, indem sie zwey ihrer Hofleute zurückließ, die abwechselnd dem Ritter Gesellschaft leisten, und für alle seine Bedürfnisse sorgen mußten. Sie ging, und Montauban blieb mit seinen Gefühlen, seinem Bewußtseyn und seinen Hoffnungen allein.

Mehrere Tage hielt die innere Unruhe, die den Ritter bewegte, und die durch die huldvolle Behandlung der Prinzessinn eher vermehrt als gestillt zu werden schien, seine Genesung auf, und die Sorge um sein Leben zeigte sich in ihrem blassen Gesichte, in ihren kummervollen Blicken. Auch klangen manche seiner Reden so, als ob er diese Genesung nicht einmahl wünsche, als ob unter der milden Pflege und in der Nähe der Fürstinn zu sterben sein geheimer Wunsch sey, und jede solche Äußerung verstärkte die zarten Bande, die die Prinzessinn an den verehr-

ten Mann zogen, der so unglücklich schien, und dem sie so viel zu danken hatte. Endlich siegten treue Pflege und ungeschwächte Kraft, Montauban fing an sich zu erhohlen, und Ines hielt treulich Wort. Immer von einer oder zwey ihrer Damen begleitet, war sie, so viel als möglich, bey ihm, bald verkürzten Gespräche und Erzählungen, bald Saitenspiel und Gesang die Stunden. Nach einigen Tagen konnte Montauban zu Ines großer Freude schon sein Lager verlassen und bald darauf zwar noch keine Waffen tragen, aber bereits wieder an allen Überlegungen und Maßregeln für den künftigen Gang des Krieges Antheil nehmen. Mit seiner Genesung kehrten Heiterkeit und Leben auch auf die Wangen der Fürstinn zurück, und tausend kleine Sorgen und Aufmerksamkeiten, die sein Zustand nöthig machte, wurden zu tausend Fäden, die ihr Herz still aber innig an ihn banden.

Oft war schon bey traulichen Unterredungen das Gespräch auf die vergangenen Zeiten gefallen, und endlich kam es einmahl auf jenes unselige Turnier, das der Anfang alles nachfolgenden Unglücks gewesen war, und auf das Schicksal des Grafen von Barcellona. Montauban schien dieß Gespräch nicht ohne Bewegung

zu hören, und Ines, besorgt für ihren Freund, war im Begriff, es zu unterbrechen, indem sie bemerkte, es könne ihn ein Gegenstand wohl nicht unterhalten, von dem er ganz und gar nicht unterrichtet sey.

Verzeiht, gnädigste Frau! fiel der Ritter von Montauban ihr lebhaft ein: Dieser Gegenstand ist für mich allerdings von großer Wichtigkeit, denn ich habe den Grafen von Barcellona sehr wohl gekannt.

Ihr habt ihn gekannt? rief Ines: O sagt mir, was war das Schicksal des Unglücklichen?

Dieses Wort aus Eurem Munde, gnädige Frau, gibt mir den Muth, Euch mehr zu sagen, als ich vorher nicht gewagt haben würde. Ja wohl unglücklich, recht sehr unglücklich war mein Freund!

Er war? rief die Prinzessinn mit Antheil: Ach Gott! Lebt er also nicht mehr? Es ging ein Gerücht —

Sein Leiden ist zu Ende, er starb in meinen Armen.

Nun, Gott sey seiner Seele gnädig! sagte Ines, faltete die Hände, und schlug ihre Augen wie bethend zum Himmel. Alles blieb einen Augenblick still. Und wie und wo starb

der Arme denn? fuhr sie fort. Erzählt mir, Ritter! So viel Bitteres dieser Mensch in mein Leben gegossen hat, kann ich doch unmöglich ihm mein Mitleid versagen. Er that es wider Willen, und er hat schwer gebüßt.

Ja wohl schwer und lange, gnädige Frau! Ihr wißt, welches Bild, und wie glühend es in seiner Seele lebte. Es hat ihn aus Spanien, es hat ihn durch das ganze Abendland, wo er unter fremdem Nahmen ein ritterlich irrendes Leben führte, bis nach Palästina begleitet. Dort war er entschlossen, sich in den Orden der Templer zu begeben, und seine Kraft und sein Blut der Vertheidigung des heiligen Kreuzes und des Grabes Christi zu weihen. Ich war der Vertraute seines Kummers, ich allein erfuhr seinen Nahmen, sein Schicksal, und den Nahmen derjenigen, die ihn so schrecklich verfolgte, und die er so unaufhörlich liebte.

Ritter! unterbrach Ines hier den bewegten Redner: Vermengt ein schwaches Werkzeug nicht mit dem rachedürstenden Urheber eines grausamen Ausspruchs, und glaubt nicht Allem, was das Gerücht sagt!

Es ist jetzt das erste Mahl, erwiederte Montauban, indem sein großes Auge zur Erde sank,

und eine feine Röthe sein Gesicht überzog, daß ich hier in Sarragossa ein milderes Urtheil über meinen unglücklichen Freund fällen höre. Es würde seinen letzten Augenblick versüßt haben, wenn er hätte ahnden können, daß der unversöhnliche Zorn, von dem er sich verfolgt wußte, in der Brust des einzigen Wesens, dem sein ganzes Daseyn geweiht war, einer milderen Empfindung Platz gemacht habe.

Ines sah zur Erde nieder. Es war etwas in den Worten und dem Tone des Ritters, das ihr Innerstes bewegte. — Und wie starb Don Raimund? hub sie nach einer Weile an, und Montauban glaubte eine Thräne in ihrem Auge schimmern zu sehen.

In der Schlacht vor Damaskus stritten wir nebeneinander. Mein Freund focht, wie immer, mit jener Entschlossenheit, die eine Folge des geringen Werthes war, den er auf sein Leben legte, und er war so glücklich, die Feinde zum Weichen zu bringen. Aber bald erschienen neue Schaaren von Ungläubigen, wir wurden umringt, gedrängt, schon waren unsere Pferde getödtet, und wir kämpften zu Fuß gegen den weit überlegenen Schwarm, ohne Hoffnung, unser Leben zu erhalten, und mit dem Entschluß,

es so theuer als möglich zu verkaufen. Da spaltete der Säbel eines Türken das Haupt meines Freundes, er sank — ich mit ihm. Er starb in meinen Armen; sein letztes Wort war der Nahme derjenigen, die sein ganzes Leben beherrscht hatte.

Hier schwieg Montauban, und kein Laut unterbrach die Stille, die auf seine Worte folgte.

Ein tiefer Seufzer hob den Busen der Prinzessinn. — Armer Raimund! sagte sie: Er hatte ein besseres Loos verdient! Und Ihr selbst, Ritter? fuhr sie fort, indem sie besorgt zu ihm empor blickte. —

Ich blieb verblutend auf Raimunds Leiche liegen, und fand mich, als ich erwachte, in der Gefangenschaft des Aga, dessen Säbel die Leiden meines Freundes geendigt hatte.

Mein Gott! In der Gewalt eines Ungläubigen?

Er war ein Mensch, gnädige Frau, und ein sehr edler. Unsere Gegenwehr hatte ihm Achtung eingeflößt. Er ließ mich gut pflegen, ich fand eine freundschaftliche, eine väterliche Behandlung, und frey, ohne Lösegeld, das sein edler Sinn als eine Beleidigung verschmähte, entließ er mich, sobald ich genesen war, zu den Meini-

gen zurück, und forderte nichts von mir, als das Versprechen, ihm nie wieder in der Schlacht zu begegnen.

Gott lohne den guten Aga! rief Ines lebhaft: O, wenn er wüßte, welchen edlen Gebrauch Ihr von dem Leben gemacht habt, das er Euch erhielt, er würde sich doppelt seiner That freuen! Sie reichte dem Ritter bey diesen Worten, hingerissen von ihrer Empfindung, die Hand, die Montauban mit stummen Entzücken an seine Lippen und an sein Herz drückte.

So endigte sich dieß Gespräch und noch manches andere mit Erregung von Gefühlen, die zwey liebende Herzen einander immer näher brachten, bis der Ritter sich ganz hergestellt fühlte und nun wieder vor Ungeduld brannte, in's Feld zu eilen und den glücklich begonnenen Krieg siegreich zu endigen.

Auch dieser Zeitpunct rückte nun heran. Alles wurde dazu bereitet, und der kommende Tag zur Abreise des Ritters in's Lager bestimmt. Ines sah ihm mit geheimer Angst entgegen, aber es war nicht ihr Thron, ihr Reich, für dessen Erkämpfung sie besorgt war, es war Montauban's Leben, für das sie zitterte, und das durch seine letzte Gefahr und sein Betragen

während der Zeit, als sie so nahe mit ihm zusammen gelebt hatte, ihr unendlich theuer geworden war. Auch Montauban's Freude, gegen den Feind seiner Fürstinn zu ziehn, ihn zu überwinden und ganz aus ihren Staaten zu vertreiben, war sehr durch die Furcht der nahen Trennung gemindert, und ohne sich's mit Worten zu gestehn, verbargen sich doch Beyde ihre stille Traurigkeit nicht. Am Abend zuvor, nachdem der Ritter lange schweigend und düster neben Ines gesessen hatte, äußerte er plötzlich den Wunsch, sie auf ihrem Gang in die Capelle, wo sie täglich an Sancio's Grabmahl zu bethen pflegte, begleiten zu dürfen. Die Prinzessinn schien wohl etwas verwundert über dieses Begehren, aber sie bewilligte es mit Vergnügen. Die Damen, welche ihre Gebietherinn begleiteten, blieben wie gewöhnlich am Eingang zurück. Ines und der Ritter nahten sich dem Grabmahl. Die Prinzessinn bemerkte, daß Montauban sehr bewegt und unruhig schien; aber es war ein geheimes Gefühl in ihr, das sie hinderte, ihn darum zu befragen. Schweigend kniete sie auf den Stufen nieder und winkte dem Ritter, ein Gleiches zu thun. Er sah Ines mit düsterm Blicke an — erneigte sich — sank einige

Schritte hinter ihr auf seine Kniee, senkte das Haupt in beyde Hände und blieb so in tiefsinniger Stellung liegen. Die Prinzessinn bethete heut inbrünstiger als je für Sancio's Seligkeit und für Montauban's Leben. Sie flehte den Schatten des Jugendgespielen an, den Geliebten zu schützen, und sein und ihr Vorbitter am Throne des Ewigen zu werden. Mit leichterm Herzen stand sie endlich auf. Montauban hatte seine Stellung noch nicht verlassen. Ines stand eine Weile neben ihm, ohne daß er sie bemerkte. Endlich richtete er sich auf, sah Ines starr an, sprang empor und faßte mit wildem Blick ihre Hand. Ihr habt nun für Euern ermordeten Geliebten gebethet, rief er: Würdet Ihr auch für seinen Mörder bethen?

Ines schauderte. — Für die unschuldige Ursache seines Todes? antwortete sie sanft: Warum nicht, Herr von Montauban? O, es wäre nicht das erste Mahl, daß ich für den unglücklichen Don Raimund gebethet habe.

Ist es möglich? rief Montauban mit sichtbarer Freude: O, so erweiset mir die Liebe, und wenn Ihr meine Dienste für irgend Etwas rechnet, bethet in meiner Gegenwart für den Grafen von Barcellona!

Recht gern, erwiederte Ines, nahm ihren vorigen Platz ein, und sandte ein herzliches Gebeth für die Ruhe der Seele des Unglücklichen zum Himmel, der für ein unfreywilliges Verbrechen so viel ausgestanden hatte. Dann wandte sie sich zum Ritter um, der noch auf seinen Knieen lag, und sah mit Erstaunen Thränen in seinen zum Himmel gerichteten Augen. Sie trat zu ihm, reichte ihm die Hand und sagte liebreich: Seyd Ihr nun zufrieden, Herr von Montauban?

Ich bin ganz — ganz glücklich, rief der Ritter, beugte sein Gesicht auf ihre Hand und Ines fühlte seine Thränen auf ihren Fingern. Tief gerührt und mit bewegter Stimme sagte sie: Ihr seyd wohl ein seltner Freund, Herr Ritter, und Raimund muß Euch sehr werth gewesen seyn.

Es ist nicht das! rief Montauban mit Feuer: Es ist die Beruhigung, die Eure Milde in mein Herz strömt! O, wenn Ihr wüßtet, wie unglücklich Raimund war, wie er Euch geliebt, wie unauslöschlich, wie hoffnungslos — wie Euer Bild ihn überall begleitet, wie er alle seine Thaten nur für Euch gethan, Euch allein sein Leben geweiht, Euch, die er nach seinem Blute dürstend glaubte — wie ergeben er diesen Haß trug,

wie er das einzige Andenken, das er von Euch besaß, jenen goldnen Ring, den Ihr einst dem blinden Pilger gegeben, seither als ein Heiligthum auf seinem Herzen getragen, und ihm allein seine Siege und die Erhaltung seines Lebens zugeschrieben!

Sein Leben? unterbrach ihn die Prinzessinn verwundert: Er ist ja todt, wie Ihr mir sagtet?

Montauban erröthete und schwieg einen Augenblick. Bis zu jener Schlacht, sagte er endlich mit einiger Verwirrung, bis der Tod dem unwillkommenen Daseyn ein Ende machte —

Ines trat einen Schritt zurück. Sie sah den Ritter starr an. — Auf einmahl zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Sie wollte sprechen, hielt sich aber zurück, indem ihr Auge auf den Zügen des Ritters ruhte, in denen Besorgniß, Liebe und heftige Rührung sich mahlten. Dann nöherte sie sich ihm wieder, und indem sie ihn mit freundlichen Blicken aufstehen hieß, und selbst emporrichtete, sagte sie: Seyd versichert, Herr Ritter! Welches auch das Verhältniß seyn mag, das zwischen Euch und Don Raimund waltet, ich habe den Grafen von Barcellona nie gehaßt. Jetzt aber ist er mir, um seines Freundes willen, theuer geworden.

Montauban sprang auf und drückte die Hand der Fürstinn an sein Herz, an seine Lippen. Er konnte nicht sprechen, und auch Ines war zu wunderbar und zu tief gerührt. An seinem Arm verließ sie schweigend die Capelle, verschloß sich in ihr Gemach, und brachte die Nacht mit Zubereitungen für den kommenden Morgen, in Thränen, Hoffen, Angst und Seligkeit hin.

Sie hatte schon längst eine kostbare Waffenrüstung bereiten lassen, die sie Willens war, dem Ritter, dem sie so viel dankte, am Tage seiner Abreise zu übergeben, und ihn selbst damit zu schmücken. Alles, was Frauenhände von Zierden dazu verfertigen konnten, war von ihrer eigenen Hand. Nun aber ließ sie schnell Helmzierde und Federbusch ändern, und am andern Morgen, als Montauban mit hochklopfendem Herzen sich bereitete, von ihr Abschied zu nehmen, trat sie in Begleitung ihrer Damen, die ihr die Stücke der Rüstung auf Kissen nachtrugen, in sein Zimmer, sagte ihm, daß es ihre Pflicht wäre, ihren Kämpfer selbst zu waffnen, und fing ihr Geschäft mit so viel Anmuth an, daß Montauban, dessen Herz ohnedieß ein Raub der heftigsten Leidenschaft war, nun kaum seine Besinnung behaupten konnte. Als er gewaffnet

war, reichte sie ihm den Helm, den eine Dame bisher seinen Augen entzogen hatte, und winkte dieser, sich zu entfernen. Der Helm war, wie die ganze Rüstung, von blankem Silber, mit Gold reich verziert, aber oben trug ein goldner Greif den schwarzen und blauen Federbusch. Montauban erblaßte, wie er diese Farben erblickte. Ines ergriff seine Hand, und indem eine Thräne aus ihren Augen fiel, sagte sie: Haltet diese Farben für kein übles Zeichen, sondern laßt sie Euch künden, daß unverschuldetes Unglück und beyspiellose Treue endlich ihren Lohn finden müssen! Möchte Gott Euch meinem Lano und mir erhalten! Schont Eures Lebens, denkt, daß es mir sehr theuer ist — und — hier bestrebte sie sich, unter freundlichem Lächeln ihren zunehmenden Schmerz zu bergen, — wenn ihr wiederkommt, so geleitet mich zur Madonna auf den Monserrat!

Montauban stürzte zu Ines Füssen. Sie beugte sich über ihn, er erhob seine Arme, und sie sank an sein Herz. O, nun sind sieben Jahre der bittersten Leiden vergessen und reich belohnt! rief er endlich: Prinzessinn! Ich kehre als Sieger zurück, ich setze Euch in den Besitz Eures väterlichen Reichs, oder Ihr seht mich nie wieder! Mit diesen Worten riß er sich aus ihren

Armen, ergriff Schild und Speer, und eilte hinaus, wo seine Hauptleute seiner harrten. Ines aber wankte weinend an's Fenster, sah ihn sich auf sein Streitroß schwingen, das Volk ihm freudig hoffend zujauchzen, und bald darauf den ganzen Zug aus ihren Augen schwinden.

Montauban's ganzes Wesen war seit der letzten Unterredung mit Ines verwandelt. Ein freudiger Muth blitzte aus seinen Augen, Munterkeit und Fröhlichkeit beseelten alle seine Bewegungen, und es schien, als ob die Gewißheit zu siegen auch keiner Sorge, keinem Zweifel mehr Raum gestatte. Dennoch ward nicht das Geringste versäumt, was zur sichern Erreichung des Zweckes dienen konnte, und was sein muthiges Herz mit jugendlicher Kühnheit entworfen hatte, ordnete sein Verstand mit der Besonnenheit des Greises, und führte sein fester Wille mit männlicher Kraft aus. So gelang es ihm überall den Feind zu werfen, aus einer festen Stellung, aus einer Burg nach der andern zu vertreiben, und in wenig Wochen das ganze Gebieth von Arragonien von ihm zu befreyen. Die abgefallenen Vasallen wurden mit Ernst und Strenge zu ihrer Pflicht zurückgeführt, die Maurischen Fürsten bathen um Frieden, den

ihnen der Überwinder zu vortheilhaften Bedingungen für seine Fürstinn zugestand, und jetzt, da sein siegreiches Heer, das sich jeden Tag mehrte, wie das des Gegners schmolz, an der befreyten Gränze stand, keines übermüthigen Feindes Fuß mehr den Arragonischen Boden entweihte, da ließ er dem Infanten unter Bedingungen, die die künftige Ruhe von Arragon sichern sollten, und am ersten um den Preis der Freyheit des Don Garcia Frieden anbiethen. Der Prinz von Castilien, noch erbitterter über seine Niederlagen als vorher über seine Abweisung, verwarf einen Vertrag, der seine Schwäche beurkundet haben würde, und setzte sich noch einmahl zur verzweifelten Gegenwehr. Es bereitete sich eine große Schlacht, die das Schicksal des Krieges entscheiden mußte. Von beyden Seiten wurde tapfer gestritten, aber das Gefühl der gerechten Sache beseelte den Muth der Arragonier, indeß die Castilianer unwillig ertrugen, sich den Leidenschaften eines nicht geliebten Herrn aufgeopfert zu sehen. Bald mußten sie dem Andrang der Gegner weichen, die Siegsgefühl, Bewußtseyn und der Muth ihres Anführers begeisterten. Der Infant sah knirschend die Seinigen weichen, und sein Rachedürstendes Herz

trieb ihn, den Feind aufzusuchen, den er mit Recht als die einzige Ursache seines Unglücks betrachtete. Er begegnete Montauban in der Schlacht, es erhub sich ein wüthender Kampf, aber der Infant erlag den Streichen seines Gegners, und nahm, vom Pferde gestürzt, blutend und kraftlos, Leben, Krone und Frieden als ein Geschenk aus der Hand des Siegers an. Er blieb sein Gefangener, bis Don Garcia befreyet und der Frieden unterschrieben seyn würde.

Montauban ließ sich die Freude nicht rauben, die Ketten des Oheims seiner geliebten Ines selbst zu brechen. Von einem Theil seines siegreichen Heeres begleitet, erschien er vor dem festen Schloß, in welchem Don Garcia seit langen Monathen in unwürdiger Haft gefangen lag, und keine Ahndung von allen den Siegen hatte, die indeß Arragonien von seinen Feinden befreyt und Ines dem fremden Ritter so tief verpflichtet hatten. Erstaunt hörte er das Geräusch der Bewaffneten im Schloßhofe — und noch erstaunter erkannte er die Arragonischen Farben an ihren Waffenröcken. Es waren seine Landsleute, seine Befreyer, deren Anführer bald darauf von Offizieren begleitet in das Gemach eintrat und den bestürzten Greis im Au-

genblicke der Erlösung erst mit Allem, was seit Monathen vorgegangen war, bekannt machte. Garcia konnte kaum fassen, wie das Alles geschehen war; aber es blieb kein Zweifel übrig, und er folgte dem Ritter, — dessen bescheiden anmuthiges Betragen ihn eben so sehr für ihn einnahm, als seine edle Gestalt und seine Tapferkeit, — in das Lager, wo dieser alsobald, sein ritterlich Wort lösend, dem Infanten die Freyheit gab. Das Heer schickte sich nun an, nach Sarragossa zurückzukehren. Montauban bestand darauf, daß Don Garcia den Oberbefehl über dasselbe, den er so lange rühmlich geführt, übernehmen sollte, und, aller Weigerungen des gerührten Greises ungeachtet, trat er an die zweyte Stelle, und begleitete so mit ängstlich klopfendem Herzen den Oheim seiner Ines, als seinen Feldherrn, auf dem Zuge.

Dieser Zug glich einem Freudenfeste durch das ganze Land. Auf allen Straßen ergoß sich das Volk aus Dörfern und Städten, alle Wege waren geschmückt, und Alles jauchzte dem Sieger entgegen, und bewillkommte freudig den geehrten Greis, den Sprößling seiner alten Könige, dessen lange Leiden jedes Herz mit seiner vorigen Härte versöhnt hatten, und fast noch

rühmlicher und werther schien ihnen ihr edler Retter und Befreyer an seinem jetzigen Platz, wo seine kindliche Achtung für den unglücklichen Fürsten ihm eben so viel Herzen erwarb, als die Bewunderung seiner Thaten.

Der Zug näherte sich der Stadt. Ines war davon unterrichtet. In ihrem kostbarsten Schmuck, von ihrem Hofstaat in allem seinen Glanz umgeben, erwartete sie das Heer und seine Führer unter einem Thronhimmel auf dem freyen Platz vor ihrem königlichen Pallast. Der immer wachsende Jubelruf des Volkes aus der Ferne, die Bewegung in der strömenden Menge, endlich der Schall der Trompeten und kriegerischen Musik, kündigten ihre Annäherung an. Nun erblickte man die Vordersten des Zuges, und Ines hörte einen Nahmen von tausend begeisterten Lippen mit lauten Segenswünschen aussprechen, den sie selbst nie ohne innere Bewegung hörte oder aussprach. Jetzt erkannte sie den Helmbusch ihres Oheims, und hinter ihm wehten die blauen und schwarzen Federn. Sie erhob sich vom Thron. Auf zwey ihrer Damen gestützt schritt sie zitternd über die Stufen herab, den Rittern entgegen, die indeß von ihren Pferden gestiegen waren. Don Garcia führte den

Ritter an der Hand seiner Nichte und Königinn entgegen. Montauban sank, ohne zu sprechen, auf seine Kniee, und drückte die Hand der Prinzessinn an seine Lippen. Garcia betrachtete Beyde. Dieß Schweigen und die Blicke ihrer Augen sagten dem erfahrnen Mann Alles, was er halb und halb schon auf dem Weg hierher aus den Gesprächen des Ritters geschlossen hatte; und als nun Ines etwas von Dank und Belohnung stammelte, als Montauban mit flammenden Blicken versicherte, daß das Bewußtseyn, ihr gedient zu haben, der einzige Preis seines Strebens, sein schönster Lohn sey, und das Volk laut jubelnd seinen und Ines Nahmen in den Lüften wiederhallen ließ, da trat er hinzu und sprach: Ritter! Die Wohlthaten, welche Arragonien Euch verdankt, sind zu zahlreich, und was Ihr für dasselbe gethan, zu groß und edelmüthig, als daß von einer Belohnung oder einem Gegendienste, der sie aufzuwiegen im Stande wäre, die Rede seyn könnte. Ich glaube vielmehr, daß das Land mit Allem, was darin ist, sich dankbar als Euer Eigenthum und Besitz betrachten könnte, und in dieser Ansicht erwähle ich Euch, mit Genehmigung meiner Nichte und des ganzen Volkes — er hielt inne, und sah Ines

und die Versammlung einen Augenblick an, — zu seinem Herrn und Beschützer. Empfanget die Hand meiner Nichte. —

Bey diesen Worten sprang Montauban mit heftiger Bewegung empor, ließ die Hand der Prinzessinn fahren und rief: Haltet ein, Don Garcia! Geht nicht weiter in Eurem großmüthigen Erbiethen! Ich kann und darf diese Hand nicht annehmen, bevor Ihr und das hier versammelte Volk nicht Alles wißt und denjenigen kennt, dem es heut so freudig zujauchzet. Der Ritter hielt inne. Garcia trat betroffen zurück, durch das Volk lief ein unruhiges Murmeln Ines erblaßte. Ihr Blick, der Montauban's Augen suchte, sollte ihm sagen, daß ihre Gesinnung immer die gleiche bleiben würde, er möchte seinen Nahmen nennen oder nicht. Aber der Ritter sah in diesem Momente nicht auf sie, sein dunkles Auge irrte finster und wild forschend von Don Garcia auf das Volk, eine heftige Unruhe hob seine Brust, und ein schweres Geständniß schien in ihm zu arbeiten. Endlich rief er laut, mit erbleichenden Lippen: Ich bin der Graf von Barcellona! Eine Todtenstille folgte dieser Erklärung. Raimund faßte sich und fuhr fort: Ich kenne den Fluch, der über mich ausgesprochen

ist und weiß, daß mein Haupt der Rache verfallen ist, so wie man hier mich erkennt. Ich begehre nicht, daß meiner geschont werde. Unfreywillig zwar, aber unbesonnen habe ich diesen ehrwürdigen Greis seines Sohnes, die Fürstinn ihres anverlobten Gemahls, das Land seines künftigen Herrschers und Schützers beraubt, und so wie ich vor Gott schwöre, diesen Mord unschuldig verübt zu haben, so erkenne ich mich doch der Strafe schuldig. Auch sind bereits alle Maßregeln getroffen. Meine Leute sind fern von hier, ich habe nur ein Paar meiner nächsten Getreuen mich begleiten lassen. Der Graf, mein Vater, ist von Allem unterrichtet, und ich habe seinen heiligen Schwur, daß er mein Blut nie an diesem Lande rächen wird. So bin ich bereit zu sterben, und stehe wehrlos unter denen, die meinen Tod zum Preis des höchsten Erdenglücks gemacht haben.

Don Raimund nahm bey diesen Worten den Helm vom Haupte, streifte den Schild ab, zog sein Schwert, und wollte es dem Don Garcia überreichen, der finster und schweigend diese ganze Rede angehört hatte. Aber ehe dieser die Hand ausstreckte, um den Degen des Grafen zu empfangen, erhob sich Ines schnell, die bis jetzt

unter heißen Thränen in den Armen ihrer Frauen gelegen war, trat vor, hielt gebiethend Raimunds Arm zurück, und sprach mit kaum verhaltner Angst, aber mit Würde also: Don Raimund! Don Garcia! Und Ihr, Bewohner von Arrag[illegible]! Hört in diesem wichtigen Augenblicke meine Stimme, die Stimme Eurer Königinn, des letzten Sprossen eines Stammes, dem dieses Land durch lange Jahre Glück und Ruhe dankt!

Alles schwieg ehrerbiethig. Ines sammelte sich mehr und mehr, und stand stolzer und ruhiger da. Dann begann sie wieder: Ihr kennt den Ausspruch, der vor sieben Jahren in Rücksicht des Grafen von Barcellona aus dieser Stadt erging: »Nur der sollte meine Hand und meinen Thron erlangen, der mir das Haupt des Grafen von Barcellona überliefern würde.« Die Bedingung ist erfüllt. Der Ritter von Montauban, der dieses Land und mich von dem verhaßten Joche der Fremdlinge befreyt, der mit seinem Arm und Blut uns geschützt, gerettet, unsre Sitten und Gesetze, unsre Habe und Freyheit uns erhalten hat, löset auch das letzte Wort. Er überliefert den Grafen von Barcellona unserer gerechten Ahndung. So ist denn nichts billiger,

als daß auch wir unser Wort halten, und von unserer Seite die Bedingungen jenes Vertrags eben so genau erfüllen. Diesem zu Folge nun reiche ich dem Ritter meine Hand, und ernenne ihn hiermit öffentlich zu meinem Gemahl und Herrn, und König von Arragonien.

Die Prinzessinn hatte diese Worte noch nicht geendigt, als ein lautes, allgemeines Jubelgeschrey in die Lüfte stieg, und der Ruf: Es lebe die Königinn! Es lebe König Raimund! Unser Erretter, unser Befreyer! verbunden mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen die Stimmung des Volkes, und sein Wohlgefallen über die glückliche Lösung des verwirrten Knotens deutlich aussprach. Raimund aber sank in stummen Entzücken zu Ines Füßen nieder, und seine Blicke, nicht sein Mund, erklärten die Gefühle seines Herzens, und gaben Ines die schönste Bürgschaft für ein glückliches Leben an der Seite dieses edlen Gemahls.

III.

Schloß Wiernitz.

Vorerinnerung.

Diese kleine Erzählung beruht auf einem wirklichen Ereignisse, welches sich ungefähr vor sechzig oder siebenzig Jahren in dem Schlosse Wiernitz in Nieder-Österreich im Viertel Unter-Manhattsberg zutrug, und wo beym Aufgraben der Grundfeste eines der Schloßpfeiler, ein Gerippe in derselben Stellung, und mit denselben begleitenden Umständen, wie es die Erzählung schildert, gefunden worden. Auch der darauf folgende Traum, und ein Theil seiner Erfüllung sind nicht ganz Erdichtung, und wenn jene Personen noch lebten, von denen ich in meiner Kindheit diese Begebenheit oft, und nicht ohne jenes süße Grauen erzählen hörte, mit welchem der junge, und auch wohl der ausgebildete Mensch Gespenster- und Schauergeschichten anhört, sie würden sich lächelnd in der Schilderung erkennen.

Übrigens steht das Schloß Wiernitz noch; vermuthlich sind auch seine Umgebungen noch nicht so sehr geändert, daß jene mir überlie-

ferte Beschreibung nicht wenigstens zum Theil passen sollte. Daß es in der Zeit des dreyßigjährigen Krieges und der Unruhen in Österreich protestantischen Herren gehörte, ist wahr; daß die Hussiten auf ihren Zügen bis in diese Gegenden drangen, ebenfalls. Wie in diesen beyden Perioden die Eigenthümer des Schlosses geheißen, war mir nicht leicht möglich aufzufinden; auch lag an dieser historischen Genauigkeit wenig. So nahm ich mir die Freyheit, sie, wie das bey vielen Familien wirklich der Fall war, nach ihrem Stammschlosse zu benennen, indem ich zugleich auf diese Art aller Gehäßigkeit und Deutung von Nahmen auswich. Das übrige Alles, die Einkleidung, der geheime Zusammenhang der Begebenheiten, die Schürzung und Lösung des Knotens, so wie das Anknüpfen an wahre historische Facta aus der Geschichte meines Vaterlandes ist erdichtet, und ich hätte nicht so viel über den Ursprung dieser Kleinigkeit gesagt, wenn nicht die wirkliche Existenz des noch vorhandenen Schauplatzes derselben mir diese Erklärung nothwendig zu machen, und die Erwähnung, daß wenigstens ein Theil der Begebenheiten wahr sey, dem Ganzen einen lebhafteren Reiz zu ertheilen geschienen hätte.

Der düstre Decembertag ging zu Ende, draußen vor den Fenstern des Schlosses senkte der Nebel sich dichter auf den Föhrenwald herab, und im schwarzbehangenen Trauergemach, wo die verwittwete Gebietherinn des Schlosses, Freyinn von Wiernitz, auf der Fensterstufe stickend gesessen hatte, schwieg das leise Geräusch der Geschäftigkeit. Die Freyinn deckte das Tuch über den Rahmen, auf welchem sie an einer kostbaren Decke arbeitete, die über den Sarg ihres verstorbenen Eheherrn gebreitet werden sollte. Es waren die Wappen des Wiernitzischen Hauses, verkehrt, zerbrochen, und mit den Insignien des Todes sinnreich gruppirt; denn der Freyherr war der letzte seines Nahmens gewesen. Ihre Nichte Mathilde, die unterhalb der Fensterstufe gesponnen hatte, stellte das Rad beyseite, und Beyde versanken jetzt, da Stille und Dunkelheit sich auch von außen um ihre Seelen legten, in jenes düstre Nachsinnen, das seit dem Tage, der des Hauses Haupt und

Ruhm gebrochen, die stete Begleitung ihrer einsamen Stunden war.

Es waren trübe Zeiten damahls, als der Freyherr von Wiernitz aus der Welt schied, und seine Gattinn rath- und freundlos in der sturmbewegten Zeit zurückließ. Das Feuer des Religionskrieges wüthete noch durch Deutschland, die Schwedischen Heere durchzogen es verwüstend, und noch verwüstender standen an den meisten Orten Deutsche gegen Deutsche, Unterthanen gegen den eigenen Fürsten, im Kampfe, und manches Haus both im Kleinen das Bild des zerrissenen großen Vatetlandes dar, indem Vater und Kinder, Bruder und Verwandte, Jedes einer anderen Sache zugethan, die heiligsten Bande gelöst hatten, und in der allgemeinen Verwirrung und Erbitterung der Gemüther nichts Festes und Bleibendes mehr da zu seyn schien, auf dem der menschliche Geist hätte ruhen, worauf er den heiligen Anker der Hoffnung hätte auswerfen können.

Das Haus der Freyherren von Wiernitz war vor Vielen unmittelbar in die Unruhen der Zeit verwickelt. Seit mehr als hundert Jahren, seit die ersten Strahlen der Kirchenreformation nach Österreich gedrungen waren, dem neuen Glau-

ben zugethan, standen sie wie eherne Säulen unter ihren Brüdern da, und rasches Hervortreten, kühnes Eingreifen, und weit aussehende Plane schienen ein unverlierbares Erbtheil dieses Geschlechtes zu seyn.

Als darauf ganz Deutschland vom wilden Krieg entzündet wurde, in Österreich ob- und unter der Enns das Feuer des Aufruhrs brannte, fleißig von auswärtigen Feinden genährt, stand Wiernitz mit den Jörgern, mit Thonradl und Tschemembl, an der Spitze der Mißvergnügten, und mit ihnen war er in des Kaisers Gemach gedrungen, ihn zur Unterschrift der ständischen Forderungen zu zwingen. Die Trompeten des Dampierr'schen Regiments schreckten die Rebellen auseinander, Mannsfeld wurde geschlagen, die Schlacht auf dem weißen Berge zernichtete des Winterkönigs kurze Herrlichkeit, Ferdinand der Zweyte befestigte sich und den väterlichen Glauben in seinen wiederberuhigten Staaten, viele mißvergnügte Protestanten wanderten aus, die übrigen wurden mit starker Hand niedergehalten. Gustav Adolph war seitdem gefallen, und obwohl die Schwedischen Heere unter Banner und Torstenssohn noch Deutschland verwüsteten, so war doch in Österreich der

Geist der Uneinigkeit und des Aufruhrs verloschen und verglimmt.

Wiernitz sah sein und seines Hauses Schicksal in dem seiner Glaubensgenossen. Kinderlos und um seine stolzesten Hoffnungen betrogen, legte er sich mit tief zerrissenem Herzen hin und starb.

Das Alles, und ihre eigene Lage ging vor dem Geiste seiner Witwe vorüber, wie sie jetzt in der Dämmerung des trüben Winterabends ihrer düstern Vergangenheit, ihrer wenig erfreulichen Lage, ohne Schutz, ohne vermögende Freunde, in einem Lande nachsann, wo der Fürst ihrem Hause ungeneigt, die Mehrzahl der Bewohner ihr um des verschiedenen Glaubens willen abhold, und der an den Gränzen wüthende Krieg jeden Augenblick bereit war, sich über die kaum beruhigten Gegenden zu wälzen.

Auch in Mathildens Herzen bewegten sich Gedanken von anderer aber nicht minder trüben Art. Auch sie hatte unter den Stürmen des Krieges unaussprechlich gelitten, und wenn ihre Tante den verlöschenden Glanz ihres Hauses und ihre mißliche Lage unter feindseligen Umgebungen betrauerte, so hatte Mathilde die gänzliche Vernichtung des ihrigen und ihre Verlassenheit in der fremden Welt zu beweinen. Der

Vater und zwey Brüder waren im Kampfe für Glauben und Vaterland unter den Fahnen ihres rechtmäßigen Herrn, Kaisers Ferdinand des Zweyten, gefallen, und die Mutter hatten Schmerz und die Schrecken des Krieges, der sich bald nach Jener Tode in ihre Gegend zog, ins Grab gebracht. Mathilde fand sich im achtzehnten Jahre allein auf der Welt, ohne Verwandte, ohne irgend eine Zuflucht, als eine entfernte Tante, eben jene Frau von Wiernitz, die, zwar einem andern Glauben zugethan, doch durch ihre übrigen Verhältnisse sich allein zur Schützerinn der verlassenen Waise eignete. Auch hatte die Mutter auf dem Todbette ihr ihre Tochter empfehlen lassen, und Frau von Wiernitz, selbst kinderlos und einsam mit dem alternden Gemahle lebend, zeigte sich willig, die schutzlose Verwandte an Kindesstatt anzunehmen.

So kam Mathilde in dieß Haus, aber schon der erste Eintritt in dasselbe schien ihr nicht viel Erheiterung zu versprechen. Durch einen düstern Föhrenwald ging an einem trüben Herbsttage der lange Weg, und nur ganz nahe vor dem Schlosse selbst sah sie die baufälligen Thürme aus den Bäumen hervorragen. Itzt stand das Gebäude vor ihr, finstere traurige Mauern,

Überreste einer alten, besseren Zeit, hier und dort verfallen, mit ungeheueren Pfeilern an der Außenseite, und ringsherum von einem trüben grünbewachsenen Wassergraben umflossen. Das Thor öffnete sich ächzend, und über die halb morsche Zugbrücke gelangte Mathilde in den unerfreulichen Hof, wo hohe Nußbäume, jetzt halb entblättert, die stille Düsterheit mehrten, und das abgefallene Laub zu ihren Füßen, mit dem verfallenen Gebäude vereint, ein melancholisches Bild der Vergänglichkeit darstellte.

Das Innere des Schlosses, die Lebensweise in demselben entsprach dem äußeren Anblick. Eine strenge Ordnung herrschte hier, nie von einer geselligen Freude oder freundlichen Mittheilung unterbrochen. Niemand kam, das Ehepaar zu besuchen; nie verließ dieses, als in dringenden Geschäften, den Umkreis seines kleinen Gebiethes. Ein düsterer Sinn vereinzelte die Bewohner desselben unter sich, und seltsame Gerüchte von einem unheimlichen, nicht recht geheuern Wesen auf dem Schlosse hielten die Nachbarn zurück. Bald darauf wurde der Oheim krank und starb, und für Mathilden erneuerten sich die traurigen Scenen, die ihr Alles, was sie kürzlich gelitten, wieder in die Seele zurückriefen.

Aber es waren nicht diese Verhältnisse allein, die jetzt Mathildens Geist beschäftigten; noch ein tieferes Gefühl, eine wehmüthigere Erinnerung lag im Grunde ihrer Seele. Der Lauf des Krieges hatte eine Schwedische Truppe auf den abgelegenen Landsitz ihrer Mutter geführt. General Liljenholm commandirte sie, und unter den Offizieren, die ihn begleiteten, zeichnete sich ein Hauptmann, den man den Sohn des Commandirenden nannte, nicht bloß durch eine einnehmende Gestalt, sondern noch mehr durch ein höchst edles Betragen aus. Er ward bald der Schutzengel der ganzen Gegend, die in ihren Bedrängnissen sich an ihn wendete. Dieß machte ihn Mathilden und ihrer Mutter werth, und ein finsterer Tiefsinn, der ihn stets begleitete und ihn von den lauten Freuden seiner Kameraden schied, gab ihm in Mathildens Augen einen besonderen Reiz. Auch glaubte sie wohl zu bemerken, daß der Schwede nicht ganz gleichgültig gegen sie geblieben war, und es freute sie, daß der trefflichste junge Mann, den sie hatte kennen lernen, sie mit lebhafteren Gefühlen auszeichnete. So begegnete sie ihm mit freundlicher Achtung und Offenherzigkeit; aber Liljenholm wurde ernster als zuvor, und in einer Stunde,

wo er in sichtbarem Kampf seines Innern an ihrer Seite gesessen hatte, und sie ihn freundlich beym Nahmen nennend aus seinen Träumen zu wecken suchte, fuhr er plötzlich empor und sagte: Ich heiße nicht Liljenholm, und bin kein Sohn des Generals. Er ist mein Pflegevater — ich aber bin nichts als der Sohn eines Bauers und heiße Biörn.

Mathilde erstaunte, aber mehr über die seltsame Art dieses ungeforderten Geständnisses, als über die Sache selbst, und hatte bald das Ganze vergessen. So nicht der junge Mann. Er zog sich von diesem Augenblick an von ihr merkbar zurück, und schien jedes wärmere Gefühl, jede Annäherung mit Macht zu bekämpfen. Mathilde, die sich den Beweggrund dieses Benehmens nicht ganz erklären konnte, wurde ebenfalls zurückhaltender. Sie sahen sich nur selten, aber sie sahen sich doch, und je künstlicher Beyder Betragen war, je mehr raubte es ihnen an ihrer Unbefangenheit und inneren Ruhe.

Von seinen Gefährten hatte Mathilde unterdeß Manches über Liljenholm oder Biörn erfahren. Er stammte von einer Bauern-Familie ab, die seit vielen Geschlechtsaltern den Ruf der Redlichkeit, so wie den geerbten Glauben der

Vorältern treu bewahrt, und sich stets durch einen eignen Geist von ihren Nachbarn unterschieden hatte. Nichts hatte sie vermögen können, als schon ganz Schweden sich zur neuen Lehre bekannte, diesem Beyspiel zu folgen, und diese Festigkeit, statt ihr Verfolgung zuzuziehen, schien die Achtung zu vermehren, in der sie stand. Als jetzt des kleinen Rudolphs (so hieß der Offizier) Ältern gestorben waren, nahm der Besitzer des Rittergutes, General Liljenholm, den verwaiseten Knaben zu sich, und, was er zuerst aus Menschenliebe zu thun gedachte, ward bald Bedürfniß seines Herzens. Er gewann den Jüngling lieb, der sich mit jedem Tage edler entwickelte, und, selbst ohne männliche Erben, sann er darauf, ihn an Sohnes Statt anzunehmen, ihm die einzige Tochter, ein holdes Geschöpf und bis jetzt Rudolphs liebe Gespielinn, zu vermählen, und von seinem Könige Gustav Adolph zu erwirken, daß sein Nahme, Stand, und Reichthum auf den fremden eingepfropften Zweig übergehe, das alles nur mit der einzigen Bedingung, daß Biörn den Glauben und Nahmen seiner Vorältern mit dem seines Pflegevaters und seiner Braut vertausche.

Hierzu war nun aber der Jüngling auf keine

Art zu bewegen, und er blieb fest entschlossen, lieber allen Wohlthaten seines Pflegevaters, als seinem Glauben, und dem Nahmen seiner Vorältern, den er mit Stolz trug, ob sie gleich nur arme Bauersleute gewesen waren, zu entsagen. Beynahe ließ es der General im Zorne über den Trotz des Jünglings hierzu kommen; aber als er nahe daran war, den Entschluß zu fassen, fühlte er, daß er den Pflegesohn, an den sein Herz sich gewöhnt hatte, nicht entbehren konnte, und so blieb Biörn vor der Hand bey seinem Wohlthäter, und strebte nun mit regem Eifer darnach, ihm durch verdoppelte Anhänglichkeit seine Liebe zu beweisen, und den versagten Wunsch zu vergüten. In dieser Absicht überwand er sich auch, den General ins Feld zu begleiten, und mit ihm nach Deutschland zu ziehn, so weh es ihm that, seiner heiligsten Überzeugung zuwider sich den Fahnen des Kaisers entgegen zu stellen, der für den Glauben focht, welchem Biörn mit warmen Gefühle zugethan war. Aber dieser Krieg, der einst für den Glauben angefangen, und unter dieser heiligen Ägide ungeheure Fortschritte gemacht hatte, hatte seinen Charakter zum Theil längst verloren, und war ein Eroberungskrieg geworden, und endlich zog eine

tiefe geheime Sehnsucht den jungen Krieger nach Deutschland, und spiegelte ihm in den milden Fluren der südlichen Theile desselben ein unbekanntes Glück vor, das ihm seine jetzige zwangvolle Lage nicht gewährte.

Das Alles erfuhr Mathilde nach und nach, und es diente nicht dazu, ihrer Seele mehr Ruhe, und ihrem Betragen gegen den Schwedischen Offizier mehr Unbefangenheit zu geben. Mitten unter diesen Bewegungen der jugendlichen Herzen schlug plötzlich und unerwartet die Stunde des Abschieds. Mathilde, selbst im Innersten erschüttert, sah den verehrten Freund bey dieser Nachricht erbleichen, und der Drang und Schmerz der nahen Trennung zerriß gewaltsam die Fesseln strenger Zurückhaltung. Sie verriethen, sie gestanden sich wechselseitig ihre Liebe, und bey der gänzlichen Unmöglichkeit, sich je zu besitzen, bey der höchsten Unwahrscheinlichkeit, sich auch nur wieder zu sehen, gelobte Liljenholm, wie ihn Alles nannte, der Geliebten, daß er ihr nach seinem Tode, den er mit Zuversicht und Ruhe in der nächsten Schlacht erwarte, erscheinen, und sie auch dort noch seiner unwandelbaren Liebe versichern werde.

In der trüben Abendstunde, wo sie zu den

Füßen ihrer Tante nachdenkend saß, schwebten nun vor ihrem Geiste das Andenken an die verstorbene Mutter, die Betrachtung ihrer unfreundlichen Lage und das Bild des Jünglings, der ihr so edel erschienen war, und den sie auf dieser Welt nie wieder zu sehen hoffen durfte. Indessen war der letzte Schimmer der Dämmerung erloschen, und die Nacht, von den Frauen unbemerkt, völlig eingetreten, als plötzlich ein Schlag und ein Gerassel, wie von Waffen, sie aus ihren Träumen weckte.

Was war das? rief Frau von Wiernitz mit großer Bestürzung.

Das war im Vorsaal, entgegnete Mathilde ruhig: Es muß etwas gefallen seyn.

Ist heute nicht der Thomas-Abend? fragte die Tante mit bebender Stimme.

Ich glaube ja. Warum?

Laß uns sehen, was es ist! erwiederte Frau von Wiernitz, als sie sich gefaßt hatte. Sie schellte, die Zofen kamen, man brachte Licht und ging in den Saal. Da lag die Rüstung jenes Maximilian von Wiernitz, den die Familie als ihren eigentlichen Stifter verehrte, von dem Gesimse, auf dem sie zierlich und trophäenartig aufgestellt gewesen war, herabgestürzt —

mitten in Saale. Der Harnisch war zertrümmert, das Schwert zerbrochen, der Schild mit dem Wappen zerspalten. Erschüttert und bebend hielt die Freyinn die Stücke in ihrer Hand. Auch das noch! sagte sie nach einer Pause: Und wieder an diesem Tage! Wann endlich wird der unselige Geist von hier weichen? Es ist ja aus mit unserm Geschlechte!

Alles stand schweigend und bang um sie bey diesen Worten, sie aber hieß die Trümmer der Waffen sorgfältig auf einen Tisch zusammen legen, und ging gedankenvoll in ihr Zimmer zurück.

Mathilde folgte, ergriffen von dem, was sie gesehen und gehört hatte, und grauenhaft gestimmt. Die Zofe setzte die Lichter hin; das schwarzbehangene Trauerzimmer ward nur sparsam davon erleuchtet. Frau von Wiernitz ließ sich, noch immer finster und in sich versunken, auf das Sopha nieder, und Mathilde wagte es nicht, so bald das finstere Schweigen zu brechen.

Endlich nach einer Weile begann sie: Verzeiht, gnädige Tante, wenn ich Euern Tiefsinn durch meine Fragen störe; aber darf ich Euch wohl um Aufschlüsse über Alles das bitten, was so eben geschehn, und was ich von Euch gehört habe? —

Die Freyinn richtete sich auf und sah Ma-

thilden ſtarr an: Fragſt du aus kindiſcher Neugierde?

Mathilde erröthete: Ihr könntet mir's nicht verargen, wenn auch nur bloße Neugierde mich jetzt antriebe, den Grund deſſen zu erfahren, was ſchauerlich und geheimnißvoll vor meinen Augen vorgegangen iſt. Ich darf mich aber doch wohl als Eure Verwandte, und ſomit als einen Theil dieſes Hauſes betrachten, in dem —

Das thue nicht, Mathilde, — das nicht! fiel die Tante ihr raſch ins Wort: Du möchteſt es bereuen. Es iſt kein glückliches Haus, in das du gekommen biſt!

Ihr macht mich nur begieriger, gnädige Frau, zu erfahren —

So ſey es denn, erwiederte dieſe nach einigem Beſinnen — obwohl es nicht angenehm, und vielleicht nicht gerathen iſt, von ſolchen Dingen in einer Stunde, wie dieſe, zu ſprechen, wo das verſunkene Reich des Todes ſich wieder zu öffnen ſcheint, um bey zurückkehrender Jahreszeit eine alte Schuld einzufordern, oder über lange Beweintes von Neuem zu klagen! Aber was eben geſchehen iſt, führt dich ohnedieß gewaltſam in jene unbegreiflichen Ereigniſſe ein, und was ſich jährlich einmahl grauenhaft wieder-

hohlt, kann dir unmöglich verborgen bleiben. Höre also die Geschichte unseres Hauses, so wie ich sie von meinem verstorbenen Gemahl gehört, der sie seiner Seits theils aus einer alten Chronik, die er vor langen Jahren in einem unserer Klöster gefunden, theils aus Sagen und Überlieferungen geschöpft hat!

Das Haus der Herren von Wiernitz blüht bereits in rühmlichen Wirken durch mehr als fünfhundert Jahre. Wie alle Geschlechter, wie alle Bewohner dieser Länder, war es, ehe das bessere Licht erneuerter Lehre die Welt zu erleuchten kam, dem römisch-katholischen Glauben zugethan, und seinem Fürsten blind und rücksichtslos ergeben. Aber es kamen nach und nach andere Zeiten, die Menschen fingen an über das, was sie bisher ohne Untersuchung geglaubt und geübt hatten, nachzudenken, und du wirst ohne Zweifel den Nahmen des edlen Huß kennen, den Verfolgungsgeist und Treubruch den Flammen opferte. Zu der Zeit, als seine besseren Einsichten in Böhmen die Oberhand zu gewinnen anfingen, lebten in unserm Hause zwey Brüder, Rudolph und Max. Jener, der ältere, wohnte mit seiner Frau hier auf dem Stammschloß; der jüngere trieb sich mit frischem Le-

bensmuth am glänzenden Hofe Kaiser Siegmunds zu Prag herum, und suchte dort jene Ehre und Auszeichnung, welche das stille väterliche Schloß und seine abhängige Lage ihm nie gewährt haben würden. In Prag nun und in den raschen Bewegungen jener Zeit fielen die Funken einer besseren Einsicht in sein Gemüth und fanden willige Aufnahme. Bald erschien der junge Freyherr von Wiernitz, alle Lockungen des Hofes, alle Drohungen des Kaisers verachtend, mitten unter den Schaaren der Taboriten, bereit, sein Leben für seine Überzeugung zu opfern, und zeichnete sich vor Vielen ihrer Führer durch Kriegskunst, wie durch Eifer und Entschlossenheit aus. Er soll ein Liebling des großen Ziska, und oft der Leiter des blinden Helden gewesen seyn. Rudolph von Wiernitz, entsetzt durch die Nachricht von der Sinnesänderung seines Bruders, ließ ihn zuerst durch Freunde warnen und beschwören, reisete endlich selbst nach Böhmen, und wagte sich mit Lebensgefahr unter die Schaaren der erhitzten Taboriten, um, wie er glaubte, seinen Bruder aus einer Verbindung zu retten, die dem Heil seiner Seele gefährlich war. Aber er fand ihn unerschütterlich, und seine Unterredungen dienten nur dazu, in Max einen unauslösch-

lichen Haß gegen den Bruder zu entflammen, und ihm sein Vaterland und den verlassenen Glauben von nun an zum Ziele seines feindlichsten Strebens zu machen.

Bald fiel er unter Zizka's Anführung verheerend in Österreich ein, wo Herzog Albrecht sein Volk durch ein Landaufgeboth *) gegen die Schaaren der Schrecklichen bewaffnet hatte, und wirklich zum ersten Mahl zeigte, daß es möglich sey, die Hussiten wo nicht zu besiegen doch zu schlagen. Rudolph war dem Aufgeboth seines Lehnsherrn gefolgt, und mit seinen Mannen im Feld erschienen, aber, wie unsere Chronik sagt, nicht muthig und kampflustig, wie er sonst zu Felde zog, sondern unglückahnend und finster; denn er fürchtete, dem Bruder in der Schlacht zu begegnen, und so konnte er kaum seinen Kummer verbergen, als ihn seine junge Frau, die er zärtlich liebte, beym Abschied waffnete, und ihm noch einmahl ihr zweyjähriges Söhnlein, die erste und einzige Frucht ihrer Liebe, zum Segnen darbrachte.

*) Unter Herzog Albrechts Regierung findet sich die erste Spur einer ordentlichen Errichtung der Landwehr in Österreich. S. Geschichte der Landwehr von dem regulirten Chorherrn Franz Kurz.

Eine Weile erſparte ihm die Vorſicht das Schrecklichſte, vor welchem er zitterte. Aber die Schaaren der Kelchner waren, oft verjagt, immer wieder gekommen, um ſich von unſern reichen Fluren Beute und Vorrath zu hohlen, und ſo drangen ſie denn einmahl nach Ziska's Tode unter Procopius bis an die Donau vor, während Procupek mit einem andern Heerhaufen in Ungern einfiel.

Max von Wiernitz war unter der erſten Abtheilung der Huſſiten, und es ſchien, als habe er es darauf angelegt, den Krieg in die Gegend ſeiner Geburt zu ſpielen, und ſeinen Bruder mit den Waffen in der Hand aufzuſuchen. Der Herzog ordnete einen Theil ſeiner Leute dahin ab, und Rudolph mußte, nicht ohne geheimes Grauen, den Befehl über ſie annehmen, weil Albrecht ſeiner Treue, ſeinem Muth und ſeiner Bekanntſchaft mit der Gegend am meiſten vertraute.

Unweit von hier kam es zum Treffen, das von beyden Seiten mit aller Wuth und Grauſamkeit geführt wurde, welche die Kriege jener Zeit bezeichneten. Das Schloß ging in Flammen auf, Rudolphs Gattinn und alle Bewohner desſelben fanden in den Gluthen oder unter den Säbeln der Huſſiten ihren Tod. Rudolph ſelbſt

kam in der Schlacht um. Zwar heißt es, sey seine Leiche nicht gefunden worden, aber sein Bruder besaß dessen Schwert und Helmzierde als Kriegsbeute. Die Österreicher rächten wüthend den Tod des geliebten Herrn. Sie trieben Max von Wiernitz mit seinem Haufen zurück. Indessen machte auch der Erzherzog siegreiche Fortschritte, Procupek wurde durch die Banderien des Adels in Ungern geschlagen, die Taboriten zogen sich nach Mähren, und fielen von dem an nie mehr in Österreich ein.

Das war das Ende des Hussitenkrieges in diesem Lande, und zugleich das Ende der ältern Linie unsers Hauses. Als die Stürme ausgetobt hatten, Kaiser Siegmund und Albrecht von Österreich, sein Nachfolger, gestorben und die Blüthe des jungen Ladislaus schnell gewelkt war, da erschien endlich Herr Max von Wiernitz vor Kaiser Friedrich des Vierten Throne, sein Recht an dem Erbe des längst verstorbenen Bruders geltend zu machen. Der Kaiser wollte gern vergessen und vergeben, Max entsagte den äußerlichen Übungen der Taboriten, und Schloß Wiernitz mit allen seinen Besitzungen wurde ihm rechtskräftig überantwortet. Zwar lief bald, nachdem das Schloß abgebrannt war, in der Gegend

das Gerücht, ein treuer Knecht habe das zweyjährige Söhnlein des Herrn Rudolph gerettet und sey mit ihm entflohn, aber entweder ging er bald darauf durch die Hände der Hussiten, oder auf eine andere Art zu Grunde, oder die ganze Sage war Erdichtung; denn man hat in zweyhundert Jahren nie mehr etwas von seinen Schicksalen gehört. Max bewohnte also das Schloß, das er mit Eifer und Liebe aus den Trümmern wieder aufbaute; aber es schien, als ob ein feindseliges Geschick von nun an unsern Stamm verfolge. Max ward seines Lebens nicht froh, eine innere Unruhe trieb ihn umher, lange ward ihm das Glück versagt, sein Haus in Kindern fortblühen zu sehen, und die Geburt des ersten und einzigen Sohnes kostete der Mutter das Leben. Seitdem, durch zweyhundert Jahre, ruhete die Hoffnung desselben nie auf mehr als Einem Erben zugleich, bis es mit meinem Gemahl ausstarb. Der höhere Geist, der diesen Max, unsern eigentlichen Ahnherrn, beseelt hatte, erbte auf seine Nachkommen fort, es war ihnen unmöglich, sich zahm und geduldig in alte Formen zu fügen, bloß weil sie alt waren. Mit Freuden nahmen sie daher das Licht der neuen Lehre an, als es zuerst nach Österreich kam,

muthig wiederſetzten ſie ſich den Anmaſſungen der Übermacht, und ſuchten die alten Rechte und Freyheiten ihres Standes für ſich und ihres Gleichen gegen Eingriffe zu ſchützen. So kamen ſie in unaufhörlichen Streit mit Nachbarn und Unterthanen, endlich mit der Geiſtlichkeit, und ihrem Landesherrn, und ſo weit, Mathilde, war das Mißgeſchick unſers Hauſes wohl begreiflich. Aber es fehlte auch an innern Frieden, an ruhigem Genuſſe des ererbten Beſitzes, der von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich minderte. Mißverſtändniſſe, Familienzwiſte, uneinige, meiſt kinderloſe Ehen bezeichneten unſer unglückliches Haus, und jene düſteren Ereigniſſe, welche jedes Jahr am gleichen Tage wiederkehren, ſcheinen auf ein unverſöhntes Verbrechen hinzudeuten, deſſen unausgetilgter Keim alle Freuden und alles Glück unſers Hauſes vergiftet.

»Und was ſind denn dieß für Ereigniſſe?« fragte Mathilde nicht ohne Bangigkeit.

Es ſind jetzt ſieben und zwanzig Jahre, ſeit ich dieß Schloß bewohne, und kein Thomas-Abend iſt vergangen, an dem nicht irgend ein ſchauerliches oder furchtbares Zeichen uns dieſen Tag merkwürdig gemacht und auf Gräuel hingewieſen hätte, die man ſich mußte erlaubt ha-

ben, und die zweyhundert Jahre und längst bemooste Gräber nicht vor dem Blick der schauernden Nachwelt verbergen konnten. Zuweilen liessen wehmüthig klagende Töne sich wie aus freyer Luft mitten im Zimmer hören, zuweilen erhellte plötzlich ein lichter Schein die Gegend, als stünde das Schloß jetzt wieder in Flammen, daß Alles entsetzt an die Fenster und vor die Thore lief; wohl auch ertönte manchmahl von jener Seite des Waldes her — sie wies mit den Fingern hin — Geächze und Gewimmer wie von Verwundeten oder Sterbenden —

Jesus, Maria, Joseph! schrie Mathilde, und sie und die Tante fuhren von ihren Sitzen empor; denn ein gellender Ton, der auf einmahl die Stille unterbrach, schwirrte noch in der erschütterten Luft. Es ward wieder ruhig, und nach und nach faßten sich Beyde so weit, daß sie es vermochten umher zu sehn, was wohl die Veranlassung ihres Schreckens gewesen sey. Da sah Mathilde mit Entsetzen mehrere Saiten ihrer Laute wie auf einmahl durch Geisterhand gesprengt. Und diese Laute! — Liljenholm hatte oft darauf gespielt, er hatte diese Saiten kurz vor seinem Abschied selbst aufgezogen! Eine düstere Ahnung ergriff sie, sein Versprechen fiel

ihr ein, sie fühlte sich beklommen, geängstet. Auch der Tante war es immer unheimlicher, sie schellte und ließ den Pfarrer herüber bitten. Sie glaubte sich in männlicher, in priesterlicher Gesellschaft sicherer vor den Einwirkungen der unsichtbaren Mächte. Doch verboth sie der Nichte streng, von Allem, was vorgegangen war, und was sie selbst erzählt hatte, weder gegen den Geistlichen, noch gegen Jemand im Hause etwas laut werden zu lassen. Die Gerüchte von den Spuckgeschichten, und wie wenig es auf dem Schlosse geheuer sey, liefen zum großen Ärgerniß der Frau von Wiernitz ohnedieß stark in der Gegend umher, und sie that ihrer Seits alles Mögliche, den Leuten diese Vorstellungen als Aberglauben und Vorurtheil zu benehmen, obgleich sie selbst sich nicht erwehren konnte, in Stunden der Erschütterung, wie die gegenwärtige war, festiglich daran zu glauben.

Mathilde hatte seit dem Klange der gesprungenen Saiten ihre eigenen Gedanken. Sie vermischten sich mit den Erzählungen der Tante, und begleiteten sie auf ihr Zimmer, auf ihr Lager, wo sie nicht ohne Thränen um Liljenholm entschlief. Plötzlich sah sie sich im Traume in jene Schreckensnacht vom Untergange des Schlos-

ses versetzt. Wilde Kriegerhaufen durchstreiften nach allen Richtungen den Wald, sprengten dort über die Fläche, oder kämpften hier wüthend durch einander. Ein hoher Rittersmann mit dem Wappen des Wiernitzischen Hauses ritt mit grimmiger Geberde, wie suchend, allenthalben herum. Jetzt traf er auf einen andern, der ebenfalls einen solchen Schild am Arme trug. Der zweyte kämpfte tapfer, doch nur vertheidigungsweise. Der hohe Ritter ersah seinen Vortheil, er stieß dem andern das Schwert in die Brust, und dieser stürzte sterbend vom Pferde. In dem Augenblicke erhellte der Brand des Schlosses die Gegend, fliehende gräßliche Gestalten und Bilder wechselten vor Mathildens Blick. Jetzt schien es wieder still zu werden, sie sah den ermordeten Ritter am Boden liegen, ohne Waffen, ohne Helm. Mit Schrecken erkannte sie Liljenholms Züge, es war sein blaues Auge, nur gebrochen im Tode, das goldene Haar blutig am Boden zerstreut, und die tiefe Wunde in der starren Brust.

Sie erwachte durch einen Schrey, den der Schrecken ihr entriß, und ihr erster Gedanke war Liljenholm, und sein Versprechen sich ihr nach dem Tode zu zeigen. Die gesprungenen

Saiten fielen ihr ein. Sie hatte ihn gesehen, so lebhaft, so deutlich und sterbend mit zerrissenem Busen. Es war kein Zweifel, er war gefallen, und hatte sich ihr gezeigt. Die übrigen begleitenden Bilder des Traums waren sehr natürlich durch das Gespräch und die Erzählungen ihrer Tante entstanden. Diese Vorstellung wurde zur unauflöslichen Gewißheit, als wenig Tage nachher die Nachricht von einem Gefecht anlangte, in welchem die Schweden viel verloren, und besonders das Regiment, wo Liljenholm stand, stark gelitten hatte. Man erzählte, der General selbst sey geblieben und einer seiner liebsten Offiziere, der seine Leiche vertheidigen wollen, über den Entseelten getödtet worden. Was blieb Mathilden übrig, als an ihr Unglück, und ihren Verlust zu glauben? Wer konnte der Offizier gewesen seyn, der die theuern Überreste mit seinem Leben zu bewahren gesucht hatte, wer anders als der edle Jüngling, der dem General das verdankte, was mehr ist als Daseyn, Erziehung und väterliche Liebe?

Still und traurig lebte sie an der Seite der Tante hin, deren Umgang und Wesen nicht darnach waren, ein gedrücktes Gemüth aufzurichten, und jener Traum und die Erzählungen der Tan-

te von den früheren Schicksalen ihres Hauses waren die liebsten Gedanken ihrer vielen einsamen Stunden. Wunderbar verschmolz in ihrer Seele jener Rudolph von Wiernitz, dessen Schicksal ihr aus der, obgleich nicht günstigen, Erzählung der Tante wichtig geworden war, mit dem verlornen Freund, und es machte ihr eine wehmüthige Freude, wenn sie diese vermögen konnte, ihr irgend Etwas von jenem Ahnherrn zu erzählen.

So sprachen sie einst wieder bey der gemeinschaftlichen Arbeit am Rahmen von jenen Begebenheiten, die Wiernitz in die Asche gelegt, und den Stamm Rudolphs vertilgt hatten, und Mathilde erwähnte des seltsamen Traumes, den sie in der Nacht von dem Thomastag gehabt. Die Tante wurde aufmerksam, Mathilde sah, daß die Erzählung sie ergriff, und als sie zuletzt, doch ohne jener schmerzlichen Ähnlichkeit zu gedenken, mit einigen Zügen das Bild des ermordeten Ritters, wie er ihr im Traum erschienen, schilderte, rief die Tante aus: Ach, das ist ja der unglückliche Rudolph! Rudolph? schrie Mathilde heftig erschüttert: Rudolph, sagt ihr? Ihr wißt also? »O es ist nur zu wahrscheinlich, daß er von Bruderhand gefallen, und jener Fluch, der

unser Haus verfolgt, die Rache ungesöhnter Blutschuld ist!« Mathilde schauderte, aber sie war froh, von der Tante nicht errathen zu seyn. Doch forschte sie nach, woher denn diese in jenen Zügen das Bild des Ahnherrn erkannt habe, und sie erfuhr nun, daß in dem verfallenen Theil des Schlosses, der der Sage nach den Brand überlebt habe, eine alte Kapelle sey, und in dieser ein Bild, das man nicht ohne Grund für das Bild eben dieses Rudolphs halte.

Das war für Mathilden eine Entdeckung von großem Werth. Sie bat und beschwor nun ihre Tante ihr diese Kapelle öffnen, und das Bild zeigen zu lassen. Aber hier predigte sie tauben Ohren. Frau von Wiernitz weigerte sich durchaus irgend eine Untersuchung in jenem durch das Gerücht und Geschwätz der Leute ohnedieß verrufenen Theil des Schlosses zuzugeben, um welchen, als den Rest der Wohnung jenes ältern Zweiges ihres Hauses, sich alle jene Sagen drehten, und so mußte die Nichte für den Augenblick der Hoffnung entsagen, vielleicht Entdeckungen zu machen, die ihrem Herzen Befriedigung und einen wehmüthigen Genuß versprachen.

Aber sie gab darum ihren Wunsch nicht auf.

Es lebte ein alter Diener im Hause, dem unter dem Nahmen eines Schloßwärters die Aufsicht und Besorgung aller Baulichkeiten und kleinen Anordnungen übertragen war. Der alte Martin hatte folglich den Zutritt und die Schlüßel zu allen Gemächern im ganzen Schlosse. Dieses Mannes, eines alten redlichen Dieners, Zuneigung hatte sich Mathilde durch kleine Gefälligkeiten zu erwerben gewußt, und er versprach ihr, sobald nächster Tage die gnädige Frau in Geschäften nach Wien gefahren seyn würde, sie in die Kapelle zu führen, doch unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit; denn wenn es Frau von Wiernitz erführe, könnte es ihm den Dienst kosten.

Der Tag der Abreise kam, und der Alte hohlte Mathilden, sobald er sich sicher glaubte, ab. Sie gingen über lange düstere Gänge, Treppe auf, Treppe ab, durch das halb zerfallene Gebäude, wo Alles die Vergänglichkeit menschlicher Größe, und die Nichtigkeit unsers Seyns auf Erden predigte, und blieben vor einer großen, künstlich verschnitzten Thüre stehn. Der Alte zog aus dem rasselnden Schlüßelbund einen verrosteten ungeheuern Schlüßel hervor, drehete und wendete ihn lange, und öffnete endlich. Moder-

duft und Eiskälte drangen Mathilden aus dem verschlossenen Raume entgegen. Da hieß ihr Begleiter sie verziehn, ging voraus, stieß einen Laden in der Höhe auf, und ein dämmerndes Licht fiel durch bunte Scheiben in das Gewölbe. Mathilde trat über einige Stufen hinab, und sah sich in einer kleinen, aller Zierden beraubten Kirche ihres Glaubens. Das aus den morschen Rahmen flatternde Altarblatt, mit dem der Luftzug spielte, die zerfallenen Bethschemmel, der eingesunkene Altar, und der Zweck ihres Hiersehns, Alles erfüllte sie mit tiefer unaussprechlicher Wehmuth. Hier ist das Bild! sagte der Alte. Mathilde wandte sich. An der Mauer, dem Altar gegenüber, war eine Exvoto-Tafel befestiget, ein Denkmahl alter frommer Zeit. Hier kniete ein Ritter in völliger Rüstung einer Frau gegenüber. Zwischen ihnen lag ein kleines Kind auf der Erde. Der Ritter und die Frau schienen sich die Hände zu reichen, und oben in den Wolken schwebte die heilige Jungfrau. Staub und Moder, die auf dem Bilde lagen, machten es in der Dunkelheit der Kapelle beynahe unkenntlich. Mathilde brannte vor Begierde es genauer zu sehen, sie versuchte es loszumachen, und es gelang. Sie traten aus der Ka-

pelle hinauf ins helle Licht, der Alte wischte den Staub von dem Gemählde, und Mathilde stieß einen Schrey aus, als ihr auch hier wieder, in der Gestalt des knieenden Ritters, Biörn's Züge entgegen lächelten. Nun sah sie aber auch, daß der Ritter und seine Frau sich nicht bey der Hand, sondern über dem Kinde einen Ring hielten, der, in der Mitte zerbrochen, jedem halb in den Fingern geblieben war. In einer Ecke war das Wiernitzische Wappen angebracht, und einige halbverlöschte Buchstaben ließen die Nahmen: Herr Rudolph der Wiernitzer und seine Ehewirthinn Adelheit, mehr errathen als lesen. Lange haftete Mathildens Auge auf dem Bild, indeß ihr Begleiter ihr ein Mährchen von dem zerbrochenen Ringe erzählte, wie und bey welcher Gelegenheit die liebenden Gatten ihn getheilt, wie sie ihr, ihres Kindes und ihres Hauses Glück an das Daseyn des Rings gebunden geglaubt, und wie er dann auch in dem Brand zu Grunde gegangen, und seitdem dem Hause kein günstiger Stern mehr geleuchtet habe. Mathilde hörte nicht viel von dem Allen. Vor ihrem Geiste stand das Bild des Geliebten, und immer räthselhafter, immer ungewisser ward ihr sein Schicksal und der Glaube an sein Leben

oder seinen Tod. Gern hätte sie das Gemählde mit sich in ihr Zimmer genommen, aber sie konnte es nicht ohne Vorwissen des Schloßwärters, und diesen wollte sie eben so wenig zum Vertrauten eines verborgenen Schrittes, als sie ihre Tante um das Bild ansprechen mochte.

Seit diesem Tage aber dünkte ihr das alte wüste Schloß mit seinen finstern Umgebungen nicht mehr so fremd und unheimlich. Eine stille Zuneigung zog sie an die ehemahligen Besitzer desselben. Sie forschte emsig nach genaueren Nachrichten, besonders von dem unglücklichen Rudolph; aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos, denn alle Spuren älterer Zeit waren in dem Brande zu Grunde gegangen, und mit diesem Ereigniß alle Faden abgerissen, die die Folgezeit an die Vergangenheit knüpften.

Indessen war der Winter vorgerückt, tiefer Schnee bedeckte die Gegend umher, lag in ungeheueren Lasten auf den morschen Mauern und Thürmen des Schlosses, und machte oft für mehrere Tage jeden Zusammenhang mit dem etwas entfernten Dorfe unmöglich. An der Seite ihrer Tante, die sich gern in ihren Kummer versenkte, und die Stimmung, die in ihr herrschte, um sich her zu verbreiten strebte, flossen Ma-

thildens Tage trübe hin, und ihr eignes Gefühl war nicht darnach, um diesen Eindrücken zu widerstehn. Auch sie begleiteten düstre Bilder, an die schmerzlich beweinte Vergangenheit schloß sich eine öde Gegenwart, und die Zukunft verhieß nichts Erfreulicheres. So ging Monath an Monath vorüber, und wie traurig auch diese Einförmigkeit war, Mathilde wünschte nichts anders; denn sie hatte nichts mehr zu hoffen auf der Welt. Ältern und Geschwister lagen im Grabe, und der einzige Freund, der ihr außer ihnen theuer gewesen, war entweder im Kampf gefallen oder doch sonst für sie verloren.

Aber die Natur, die, ewig treu, allein dem Menschen Wort hält, wenn alles Andere ihn verläßt, die Natur übte endlich auch ihre stille Gewalt über Mathildens Herz. Der Frühling näherte sich, das Leben fing an sich zu regen, und das erste Erwachen der Bewegung in der erstorbenen, von Eis erstarrten Welt verkündigte sich im Geplätscher der Tropfen, die von dem geschmolzenen Schnee auf den hohen Dächern, im Sonnenglanz schimmernd und Farben spielend, nieder zur Erde fielen. Die Sonne blickte freundlich in die Zimmer hinein, das Herz öffnete sich dem milden Strahl, und eine Ahnung

von der Möglichkeit eines besseren Zustandes drang mit dem goldenen Schimmer in dasselbe. Da brachten die Leute der Tante eines Morgens die Nachricht: einer der alten Pfeiler des Schlosses, den die Last des Schnees zu schwer gedrückt und das Thauwetter durchdrungen hatte, sey eingestürzt, man müßte den Schutt wegräumen und schleunig nachsehen, damit nicht noch größerer Schaden erwachse. Unmuthig über diese Störung gab Frau von Wiernitz die nöthigen Befehle, und ging selbst mit Mathilden nachzusehen. Der Schutt war weggeräumt, und an der Grundfeste das Erdreich aufgegraben, um sich von dem Zustand derselben zu überzeugen, als man unvermuthet auf einen Gegenstand stieß, der über alle Anwesende Erstaunen und Grauen verbreitete. Unfern der Grundfeste, auf der der Pfeiler stand, lag ein Gerippe in der Erde, das mit beyden Armen ausgestreckt, und wie gekreutziget am Boden befestiget war. Alles drängte sich herzu, diesen seltsamen Fund zu betrachten, aber vor den Übrigen fühlte sich Mathilde durch tiefes Mitleiden zu den Resten des Unglücklichen gezogen. Im Haupte steckte ein Pfeil, in der Schulter ein zweyter; es schien ein junger hochgebildeter Mann gewesen zu seyn.

Sie faßte den Pfeil an der Schulter an, er zerfiel in Staub, so wie der andere; und tief gerührt blickte sie wieder auf die martervolle Stellung, in der der Bedauernswürdige sein Leben unter tausend Qualen verhaucht haben mußte. Vielleicht hatte eine geliebte Braut vergebens seine Rückkehr aus dieser letzten Fehde erwartet, vielleicht waren eine treue Gattinn, und verlassene Kinder bey der Schreckensnachricht, auf welche Art der Gatte und Vater geendet hatte, ein Raub des Jammers geworden!

Z: diesen Träumen störte sie das Geräusch der herbeyeilenden Menge, die, von dem Gerüchte der wunderlichen Entdeckung gelockt, aus Schloß und Dorf herzu strömte, sich in Bemerkungen und Betrachtungen ergoß, und das, was sie vor Augen sah, geschäftig und sinnreich mit dem verband, was von der Unheimlichkeit, und den seltsamen Ereignissen im Schlosse ohnedieß in Jedermanns Munde war. Frau von Wiernitz, die der ganze Vorfall schon längst widerwärtig angeregt hatte, wurde nun durch diese Gespräche vollends erzürnt; sie befahl ihren Leuten, das Volk auseinander zu jagen, und die Gebeine sogleich wieder zu verscharren, wo man sie gefunden, damit den einfälti-

gen und ärgerlichen Gesprächen ein Ende gemacht werde. Sie selbst aber wandte sich dem Schlosse zu, und befahl Mathilden, ihr zu folgen.

Ungern trennte sich diese von den Resten, die ihr lieb geworden waren, und noch unwilliger hörte sie den Befehl der Tante. So sollte dieser Unglückliche, dem ein so entsetzliches Loos zu Theil geworden war, auch jetzt nach Jahrhunderten, da ein Zufall den Nachkommen sein Grab und die an ihm ausgeübten Gräuel entdeckt hatte, noch einmahl mißhandelt, und der Ruhestätte in geweihter Erde beraubt werden! Das schien ihr grausam, frevelhaft. Sie faßte ein Herz, sie folgte der Tante nach, und durch Bitten und Flehen, am meisten aber durch die Vorstellung, daß das rechtmäßige Begräbniß des Unglücklichen vielleicht seinem Schatten, und somit dem Schlosse und der Gegend die längst gewünschte Ruhe gewähren könne, (denn er möge nun Hussite oder Katholik, Böhme oder Österreicher gewesen seyn, so war er ein Christ) erwirkte sie endlich die Erlaubniß, den Pastor rufen zu lassen und mit ihm wegen der Beerdigung zu sprechen.

Die Anstalten wurden getroffen, Mathilde, die nun einmahl in lebhaftern Antheil für den

Unglücklichen aufgeregt war, war überall selbst dabey, und ließ in ihrer Gegenwart die Gebeine aus der Erde nehmen. Aber indem man sie unter frommem Gesang und Bethen erhob, sah sie etwas am Boden schimmern. Sie bückte sich darnach. Es war ein goldner, mitten auseinander gebrochener Ring an einem Stück durch Zeit und Feuchtigkeit verwitterter Kette befestiget. Staunend und bestürzt hielt sie den zerbrochenen Reif in der Hand, das Votivbild in der Kapelle fiel ihr ein, und halb mit Schauer, halb mit Freude und Wehmuth ward es ihr gewiß, daß die zerfallenden Gebeine, welchen sie bemüht war die letzte Ehre zu erweisen, unzweifelhaft die Überreste jenes unglücklichen Rudolphs von Wiernitz waren. Von diesem Augenblicke an waren sie ihr noch theurer, als vordem. Mit Andacht und Wehmuth wohnte sie der ganzen Feyerlichkeit bey, und das Bild des grausam ermordeten Ritters, das mit einer geliebten Gestalt so viel Ähnlichkeit hatte, sein entsetzliches Schicksal, der Jammer seiner Gemahlinn, wenn sie vielleicht Zeuginn von dem Martertod ihres Gatten hatte seyn müssen, begleiteten und beschäftigten sie den ganzen Tag. Von ihrem Fund sagte sie der Tante nichts, und

verwahrte die theure Reliquie mit sorglicher Treue. So kam der Abend, und die Nacht. Mathilde verschloß, wie immer, die Thür ihres Zimmers, bethete brünstig für alle lieben Entschlafenen, unter welche sie nun auch Ritter Rudolph von Wiernitz zählte und schlief ruhig ein. Sie glaubte zu erwachen vom Schlag der Mitternacht an der Thurmuhr des Schlosses. Ihre Thüre ging auf, das Gerippe, welches sie heut hatte bestatten helfen, trat ins Zimmer, und, wie sie zitternd ein Kreutz ums andre schlug, vor ihr Bette. Fürchte dich nicht! sprach eine Stimme, die Mathildens zagende Seele sanft berührte: Ich bin kein verworfener Geist; das heilige Zeichen, welches deine Hand macht, ist auch mir das Panier der Erlösung und des Siegs. Ich komme dir zu danken. Du hast mich begraben, du hast meinen sterblichen Resten die Wohlthat einer geheiligten Ruhestätte angedeihen lassen, ich will dir meine Dankbarkeit beweisen. Komm' in die Waldkapelle! Dort erwarte ich dich.

Bey diesen Worten schien es Mathilden, als wäre die Erscheinung verschwunden, sie aber kleidete sich an und verließ muthig ihr Zimmer. Wie sie auf die Treppe kam, begegnete ihr der

alte Schloßwärter. Wohin, edles Fräulein, so spät in der Nacht? Mathilde erzählte ihr Gesicht. Der Alte schüttelte das Haupt: »Und ihr wollt gehn, und so allein?« Sie bejahte. »Nein, Fräulein, das gibt der alte Martin nicht zu.« Und somit begleitete er sie. Sie gingen durch den Forst einen langen mühsamen Weg. Endlich kamen sie an die Stelle. Da stand ein Kirchlein vor ihnen, einsam und verlassen, die Pforte war offen, sie traten hinein, und Rudolph von Wiernitz, nicht mehr als grausendes Gerippe, sondern blühend in jugendlicher Schönheit mit den theuren Zügen, die Mathilden so wohl bekannt waren, kam freundlich auf sie zu, und führte sie bis in die Mitte der Kirche. Hier, sprach er, und wies auf einen Grabstein von rothem Marmor, auf welchem ein frommer Mönch in bethender Stellung gegraben war: Hier öffne, und was du findest, wird meinem Geist die Ruhe, dieser Gegend den Frieden, und dir den Lohn deiner Güte geben! Mit diesen Worten zerfloß die Gestalt in Schimmer. Mathilde erwachte. Sie richtete sich auf. Es war still und einsam um sie her. Der Mond schien hell ins Fenster und nicht ohne Schrecken sah sie die Kammerthür offen, welche sie am Abend ge-

schlossen zu haben sich wohl erinnerte. Jetzt schlug die Thurmuhr Eins. Ein Grauen überlief sie — sie wußte nicht, ob sie gewacht oder geträumt habe, und so zwischen Furcht und stiller Freude über die Befriedigung des verehrten Schattens, zwischen wehmüthiger Erinnerung an den verlornen Freund und dem Grauen vor allen den unheimlichen Umgebungen hielt der aufgeregte Geist sie wach, bis spät gegen den Morgen ein kurzer Schlummer die unruhige Natur in ihr besänftigte.

Sie erwachte heiter; aber der Traum, oder das Gesicht der Nacht war ihr erster Gedanke, und der Entschluß, das Kirchlein zu suchen, ihr erstes Beginnen. Sie kleidete sich an und verließ ihr Zimmer. So wie sie auf den Vorplatz auf der Treppe trat, stand Martin, guten Morgen wünschend, vor ihr. Sie trat befremdet zurück. Schon so früh auf, gnädiges Fräulein? sagte er. »Ich will spazieren gehen, der Morgen ist heiter.« Aber kalt, edles Fräulein! Wir haben einen tüchtigen Reif gehabt. Thut nichts, erwiederte Mathilde, ich möchte gern einmahl in die Waldkapelle. Waldkapelle? wiederholte der Alte wundernd: Hier ist keine Waldkapelle. Doch, doch! versetzte Mathilde: Ostwärts vom

Schlosse gegen Wolkersdorf zu. »Ja, meint ihr das alte Gemäuer? Das kenne ich wohl. Es soll einmahl vor uralter Zeit eine katholische Kirche da gestanden haben; jetzt sind nur noch Trümmer davon übrig. Ich dachte nicht daran, und glaubte nicht, daß ihr darum wüßtet.« Mathilden wurde immer seltsamer zu Muthe bey diesem wunderbaren Zusammentreffen. Martin führte sie. Es war derselbe Weg, den sie aus ihrem Traum kannte, dieselben Gruppen der Bäume, dasselbe Wachholdergebüsch, durch welches der mühsame Pfad ging. Endlich kamen sie auf einen kleinen freyen Platz. Hier ist es! sagte Martin, und wies auf einige zerfallene Mauern, welche zwischen Farrenkraut und Immergrün hemoost hervorblickten. Mathilde trat in den Umkreis der Trümmer. Jemehr sie sie betrachtete, je gewisser schien es ihr, daß diese Überreste einst jene Kapelle ausgemacht haben müßten, in der sie sich diese Nacht befunden, und, indem sie nicht weit von der Stelle, wo nach ihres Begleiters Ausspruch der Hochaltar gestanden hatte, den Boden von Tannennadeln und Gestripp ein wenig reinigte, glaubte sie deutlich den rothen Marmor des Grabsteins zu erblicken. Tief ergriffen und wunderbar bewegt, verließ sie

endlich den geheimnißvollen Ort, und beschloß ihre Tante zu vermögen, daß sie den Schutt aufräumen, und nach dem ausdrücklichen Gebeth des Gesichts, das nun schon durch so manches Zusammentreffen bestätigt war, dasjenige suchen lassen sollte, was ihnen Allen Glück und Ruhe verhieß. Aber hiervon wollte Frau von Wiernitz nichts wissen. Treu ihrer herrschenden Ansicht, alle diese Erzählungen ins Reich der Träume zu verweisen, schlug sie Mathilden ihre dringende Bitte rund ab, und ein ausdrückliches scharfes Verboth mit Androhung augenblicklicher Entfernung aus dem Schlosse hielt sowohl diese als den Schloßwärter von jedem Versuche ab, den sie vielleicht insgeheim gewagt haben würden.

Unterdessen war der Frühling vorgerückt. Die Kriegsoperationen in Böhmen fingen wieder an. Die Schwedischen Heere unter Torstensohn machten reißende Fortschritte; bald standen sie in Mähren und endlich drangen sie sogar nach Österreich vor. Mathilde hatte dieses Unglück ihres Vaterlandes mit Angst und Trauer wachsen und sich nähern gesehn, aber äußern durfte sie diese Gefühle nicht, wie sie in ihrem Herzen lagen; denn im Hause der Frau von Wiernitz dachte man viel anders. Hier schienen Schwede

und Protestant keine so feindlichen Begriffe zu seyn, und Alles, wovor man zitterte, waren die Schrecken und Verheerungen, wenn, wie es nach und nach den Anschein gewann, das Kriegstheater sich gegen die Donau, und also in die Gegend von Wiernitz ziehen sollte.

Da wurde eines Morgens Mathilde zu ihrer Tante gerufen. Sie fand sie mit jenem unglückdeutendem Gesichte, das bey jedem unerwarteten oder unangenehmen Vorfall dem ganzen Hause Übels verkündete. Es sind schlimme Nachrichten eingelaufen, mein Kind, hub sie an: Die Schweden rücken gewaltig vor, ihre Vorposten streifen bereits bis Horn und Zwetl, der Kaiser rüstet sich seine Hauptstadt zu vertheidigen, und dem Erzherzog Leopold Wilhelm ist das Commando aufgetragen.

Dafür sey Gott gedankt! rief Mathilde, und wollte noch mehr sagen; aber ein strenger Blick der Tante machte sie verstummen: Schweig mit deinen thörichten Hoffnungen! Je hartnäckiger der Widerstand, je länger und blutiger der Kampf. Ausrichten werden die Kaiserlichen doch nichts gegen die Schweden; so haben wir die Qual nur länger zu tragen, denn es ist kein Zweifel mehr, daß der Krieg sich in unsere Gegend zieht.

So läßt uns fliehn!

Fliehen? antwortete die Tante: Und alles, was ich besitze, im Stiche lassen?

Nur nach Wien —

Wo man meine Glaubensgenossen mit Haß und Widerwillen ansieht? Wo der Kaiser, zwar nicht so grausam wie sein Vater, aber dennoch —

Verzeiht, gnädige Tante! Ferdinand der Dritte ist mild und gütig —

Jungfer Nichte! Wenn ich Zurechtweisungen und Belehrungen brauche, werde ich sie nicht bey einem achtzehnjährigen Mädchen suchen. Alles, was du zu thun hast, ist, für das zu sorgen, was ich dir auftrage. Es müssen Vorräthe aller Art herbeygeschafft, und alles zur anständigen Aufnahme derjenigen bereitet werden, die ihr Siegeslauf bald hierher führen wird. Jetzt geh', und sprich mit dem Haushofmeister!

Mathilde ging mit schwerem Herzen. Die Schrecken des Krieges, denen sie in den glücklichen Fluren von Österreich entflohn zu seyn glaubte, sollten sie auch hier ereilen, die Schwedischen Truppen, deren Art und Wesen sie aus trüber Erfahrung kannte, sollten auch hier ihr freudenloses Leben verbittern, und kein edles geliebtes Herz unter ihnen, wie ehemahls, der verehrte

Schutzgott der bedrängten Gegend werden. Aber es galt zu handeln und nicht zu trauern; und so weh' es ihrem Herzen that, die Gesinnungen zu bemerken, mit welchen Frau von Wiernitz und das ganze Haus die Ankunft der Schweden erwarteten, so sah sie doch ein, daß, man möge gesinnt seyn, wie man wolle, mit Ernst und Eifer auf ihren Empfang, und ihre Verpflegung gedacht werden müßte.

Indessen kamen Nachrichten auf Nachrichten von dem unwiderstehlichen Vorrücken der Schweden, und wie auf der andern Seite alle Anstalten zur tapfersten Gegenwehr gemacht, Wien befestigt, die Auen verschanzt würden, und der Erzherzog sein Lager in dem Theil derselben, der die Brigittenau heißt, aufgeschlagen habe, fest entschlossen, die Ankunft der Schweden hier hinter der Schutzwehr des heimischen Stromes zu erwarten, und die Hauptstadt mit seinem und seiner treuen Österreicher Blut auf's Äußerste zu vertheidigen.

In Wiernitz dachte man anders. Die Schweden wurden hier mit stolzen Hoffnungen erwartet, und Alles, was man von den Anstalten an der Donau hörte, mit Unwillen oder Verachtung aufgenommen. Jene wurden bald erfüllt. Die

Schweden rückten an, sie breiteten sich in der flachen Umgegend aus, und in Wiernitz wurde eine Art von Hauptquartier errichtet, von wo aus Befehle und Nachrichten nach allen Seiten ausgiengen und wieder einliefen.

Mathilde erblickte die ersten ihrer Schaaren mit Schrecken und Trauer. Es waren dieselben Feinde, die ihrem Hause und ihrem Lande schon so viel Übels zugefügt hatten; es war dasselbe Regiment, unter welchem nur derjenige allein sich nicht mehr befand, dessen Wiedersehen sie für alles erlittene Ungemach hätte trösten, von dessen Denkungsart sie auch hier Schutz und Erleichterung für ihre Landsleute hätte hoffen können. Sie erkundigte sich um den vermißten Kameraden. Ihr Traum, ihre Ahnung hatten nur zu wahr gesprochen: er war an der Seite seines Pflegvaters, dessen Leiche er den Feinden nicht lassen wollte, unter ihren Säbelhieben gefallen.

So war denn auch der letzte schwache Funke von Hoffnung ausgelöscht, und Mathilde ergab sich mit stiller Fassung in ihr Geschick, jetzt entschlossener als vorher, Alles zu ertragen, und über nichts mehr zu klagen; denn das Leben hatte keinen Reiz mehr für sie, und sie betrachtete es nur als den düstern, steinichten

Übergang in ein besseres Seyn, wohin ihr Alles, was sie liebte, schon vorangegangen war.

Auf dem Schlosse wurde es mit jedem Tage lebhafter. Immer mehr Truppen zogen sich in der Gegend zusammen, und immer höher schwollen die Hoffnungen der Frau von Wiernitz und Aller, die so dachten, wie sie. Die Schweden schickten sich an, vor Wien selbst zu rücken, und eines Morgens weckte der Donner der Kanonen, die aus der Wolfsbrücken-Schanze gegen die Stadt flogen, die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe. Alles eilte auf die Zinnen, auf die Thürme, um zu schauen. Alles war in froher Erwartung. Schon sah man die stolze Hauptstadt gedemüthigt, die ungeliebten Fürsten entflohn, die Schweden siegreich in den Kaiser-Pallast einziehen und die neue Lehre und die neuen Rechte sich von dort aus über das ganze Land verbreiten.

Aber wie die Sonne höher stieg, schien der Lärm der Schlacht sich zu nähern. Immer stärker wurde der Donner des Geschützes, immer ängstlicher die Gesichter. Unter den Schweden, die im Schloß geblieben waren, entstand ein unruhiges Murmeln. Plötzlich sprengten zwey Offiziere in den Hof. Fort! Fort! riefen sie: Alles ist ver-

„loren, wir sind geschlagen, der Erzherzog rückt an. Schnell wurden die Pferde aus den Ställen gezogen, das Gepäck auf die Wägen geworfen, Verwundete, Fliehende kamen in geschreckter Eile an, Verwirrung und Lärm war allgemein, das Schloß erscholl von Flüchen und Klagen, und nur Ein Herz war, dem alle diese Mißtöne als die süßeste Musik klangen; denn sie verkündeten ihm den Sieg der Seinigen, die Erhaltung des geliebten Herrschers und des väterlichen Glaubens. Doch mitten in ihrer Freude vergaß Mathilde ihrer Pflichten nicht. Sie wich keinen Schritt von ihrer Tante, deren Lage in diesem Augenblick wirklich peinlich war, sie tröstete sie, so gut sie konnte, sie wies sie auf die allbekannte Milde des Habsburgischen Hauses hin, und ließ sie Verzeihung und Nachsicht für die verlassene Witwe hoffen, die dem Drang der Umstände nicht zu widerstehen vermocht hatte. So flößte sie zuerst Fassung, dann einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz, während nach und nach das Schloß von Schweden leer ward, und, wie sie abgezogen waren, entfernter Trompetenschall die Ankunft der kaiserlichen Reiterey verkündigte, welche die Fliehenden verfolgte. Frau von Wiernitz schrack zusammen; aber in Mathildens

Herz zogen mit dem lang entbehrten Gefuhl von Freuden süße, ihr unerklärliche Hoffnungen ein. Immer näher und näher kam der Schall. Mathilde vermochte nicht zu bleiben, sie flog die Treppe in den alten Thurm hinan. Da sprengte der Haufe blinkender Küraſſiere ſchon über die Ebene daher, und verlor ſich im Walde; bald erſchienen immer mehr und mehr der kaiſerlichen Schaaren und endlich, von vielen Offizieren in ſchimmernden Rüſtungen und Uniformen umgeben, der Erzherzog ſelbſt, ein milder Engel und muthiger Held zugleich. Sie nahmen ihren Weg gerade auf's Schloß zu, und Mathilde hatte eben noch ſo viel Zeit vom Thurme herabzueilen, um den Ankommenden auf der Treppe zu begegnen. Ein kaiſerlicher Offizier eilte über den Hof die Stufen herauf, er ſtand vor Mathilden, und mit einem Schrey des Schreckens und der Freude fuhr dieſe zurück — denn es wär Liljenholm. Auch er erſchrack bey ihrem Anblick, und es währte einige Sekunden, bis die Glücklichen ſich faſſen und ihre Seligkeit begreifen konnten. Aber zu Erklärungen war keine Zeit. Liljenholm war als Bothe ſeines Herrn, des Erzherzogs, da. Mathilde eilte zu ihrer Tante, ſie von der Ankunft des

erhabenen Gastes zu benachrichtigen; aber Frau von Wiernitz fühlte sich außer Stande, ihn zu empfangen, sie zog sich in ihre Gemächer zurück, und Mathilde mußte ihre Stelle vertreten.

Der Erzherzog kam. Er besah die Gegend, das Schloß, und fand es geeignet zu einem Aufenthalt von ein Paar Tagen. Mathilde, von Liljenholm und einem Adjutanten des Prinzen begleitet, eilte überall selbst hin, gemeinschaftlich mit ihnen Alles zu betreiben und zu veranstalten, was für den Aufenthalt des Feldherrn und seiner Begleitung nöthig war, und kehrte endlich nach einer Stunde, in welcher es ihnen nicht möglich war, mehr als einzelne Worte zu wechseln, in den Saal zurück, wo der Erzherzog sie erwartete und mit freundlicher Huld für ihre Mühe dankte. Und erst hier, in dieser sonst Ehrfurcht gebiethenden Gegenwart, erfuhr Mathilde theils aus dem Munde ihres Freundes, theils aus dem seines neuen Beschützers das Schicksal desselben. Er hatte, seinem Vorsatz treu, seinen Pflegevater nicht einen Augenblick verlassen, er hatte in der Schlacht mehr als ein Mahl für sein Leben gewacht, bis endlich seine treue Liebe den Todesstreich in einem unglücklichen Momente nicht mehr auf-

halten konnte. General Liljenholm fiel an der Seite seines Pflegesohns, und dieser sank nach fruchtlosem Kampf um die theuern Überreste sterbend auf ihn nieder. Dieß Beyspiel kindlicher Liebe rührte den kaiserlichen General. Er ließ sich nach dem Gefecht auf den Platz führen, wo der gute Sohn, einem Sterbendem gleich, auf der Leiche seines Wohlthäters lag. Man fand noch Leben in ihm; der General ließ ihn mit Sorgfalt pflegen, und als er die Bewegung der Reise vertragen konnte, ging er nach Wien, sich dort unter geschicktern Händen und in ruhigeren Umgebungen völlig herstellen zu lassen. Es war aber nicht bloß diese Rücksicht, die ihn in die Kaiserstadt führte; es war jener Wunsch, der lang in seiner Brust lag, und ihn mit geheimer tiefer Sehnsucht nach Österreich zog, als dem Lande, wo alle Stürme seines Herzens gestillt, und aller Kampf Frieden werden sollte. In Wien lernte er den Erzherzog Leopold Wilhelm kennen, den das Gerücht auf den jungen kriegsgefangenen Schweden aufmerksam gemacht hatte, und bald hatte Jener in dem Fremden das treue offene Gemüth, dieser in dem Prinzen den Herrn erkannt, dem er am liebsten in der Welt dienen wollte. An

Schweden knüpften ihn fürder keine Bande mehr; seine Ältern waren längst begraben, der General todt. Glauben, Meinung und stille Wünsche stimmten für das neue Vaterland; er nahm mit freudigem Muthe Dienste unter des Erzherzogs Truppen, der ihn immer lieber gewann und mit tausenderley Banden an seine Person zu ketten wußte, und so war es geschehen, daß er jetzt mit ihm auch nach Wiernitz kam, und unverhofft Jene fand, deren Bild mit stets gleicher Wärme in seiner Brust gelebt, und die er auf Erden nie wieder zu sehen gefürchtet hatte.

Dem gütigen Fürsten hatten früher manche Äußerungen seines Begleiters und in diesem Augenblick sein Herz, das die Bewegungen der Liebenden trotz der Fassung verrieth, die seine Gegenwart von ihnen erzwang, eine deutliche Ansicht ihrer Lage gegeben, und er sann mit schöner Freude darauf, sie glücklich zu machen, als plötzlich Liljenholms Blick auf dem Wappenschild der Wiernitzer hangen blieb, das über der Eingangsthüre des Saals prangte. Mein Gott! rief er aus: Was ist das für ein Wappen! Das der Herren von Wiernitz, sagte Mathilde, der Besitzer dieses Schlosses. Wiernitz? Wiernitz? rief

Liljenholm erschüttert: Seltsamer Zufall! Er zog ein alterthümliches Siegel aus einer Kapsel hervor. Hier ist auch das Wiernitzische Wappen, sagte er, und verglich prüfend das Siegel mit dem Schilde: Alle Zeichen treffen zu. Der Erzherzog besah es ebenfalls, und auch er erkannte mit Erstaunen die Gleichheit beyder Wappenschilde. Woher habt ihr das Siegel, Herr Rittmeister? »Es ist ein Erbstück meiner Väter, ein Kleinod, das sie als einen unverlierbaren Schatz durch zweyhundert Jahre treu bewahrt haben, das jedesmahl der sterbende Vater dem Sohn übergab, und ihn schwören ließ, es nie unter keinerley Bedingung zu veräußern.«

Und Eure Ältern waren Bauersleute? sagte der Fürst.

Arme Bauersleute an der Küste der Ostsee, auf einem Rittergute des Generals von Liljenholm.

Sonst habt ihr aber nichts, das auf irgend einen Zusammenhang deuten, oder über den Ursprung eures Hauses einiges Licht verbreiten könnte?

Doch! antwortete Liljenholm, und wandte sich seitwärts, um eine Schnur herauszuziehen, die er unter den Kleidern auf der Brust trug. Hier, gnädigster Herr! fuhr er fort, indem er

dem Erzherzog ein Stück eines zerbrochenen altmodischen Ringes überreichte. Auch dieses ist ein heiliges Andenken meiner Uraltern! Sie waren keine eingebornen Schweden; der Erste meines Stammes wurde vor zweyhundert Jahren als Kind aus Deutschland dahin gebracht, und es hat sich mit dem Gefühl eines gewissen Stolzes die Sage in unserm Hause erhalten, daß jenes Kind von einem edlen Stamme, durch Zufall gerettet, oder entwendet, und von einem treuen Knechte, der ein geborner Schwede war, nach dem Vaterlande dieses letztern geführt worden sey. Jetzt nahm auch Mathilde den zerbrochenen Ring aus Liljenholms Hand. Ach Gott! rief sie mit einem leichtem Erschrecken: Ists möglich? Dieser Ring! Wartet einen Augenblick, Herr von Liljenholm! Ich bin sogleich wieder hier.

Sie eilte fort, und war in ein paar Minuten mit dem Ringüberreste wieder da, den sie bey den Gebeinen des unglücklichen Rudolph von Wiernitz gefunden hatte. Man fügte die Stücke zusammen, sie pasten vollkommen, und der Ring war ganz. Erstaunt hielt ihn der Erzherzog zwischen den Fingern, und betrachtete den wunderbaren Fund, und nun wurde Ma-

thilde aufgefordert, zu erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war.

Liljenholm wurde seltsam zu Muthe bey diesem Berichte. Ihm war, als lösten sich alle verworrenen Bilder seiner Seele in klare Gedanken auf, als finge er erst jetzt an, sich und die wunderbaren Führungen seines Lebens zu verstehen. Alles, was ihn umgab, schien sich mit ihm zu befreunden, diese Ahnenbilder umher im Saale, diese Rüstungen, die Menschen getragen hatten, deren Blut wahrscheinlicher Weise in seinen Adern rollte! Mathilde hatte schon eine Weile geendet, als er aus tiefem Nachdenken erwachend plötzlich aufsprang und rief: Edles Fräulein! Führt mich zu eurer Tante! Laßt mich der meine Ehrfurcht bezeugen, die wohl die einzige Übrige dieses Hauses ist! Mathilde zögerte; sie kannte die Denkart ihrer Tante. Doch ging sie endlich, aber es brauchte einige Zeit, bis es ihr gelang, den Widerwillen derselben zu überwinden. Sie nannte die ganze Sache ein Mährchen, den Fremden einen Abentheurer, und nur die Scheu vor dem Erzherzog vermochte sie endlich, seinem Liebling das geforderte Gehör nicht zu versagen.

Liljenholm trat ein. Frau von Wiernitz

schwieg einen Augenblick betroffen bey seinem Anblick denn es war die Gestalt jenes Ahnherrn, die sie nur zu wohl kannte, und an welche sie nie ohne geheimes Grauen dachte. Sie empfing ihn artig. Sie hatte sich vorgenommen, fremd und kalt gegen den Abentheurer zu seyn, aber es war etwas in dem Betragen des Jünglings und in seiner Gestalt, das ihr erst Achtung, dann sogar ein leises Gefühl von Wohlwollen aufdrang. So fremd ihrem Wesen diese Empfindung war, so wenig unangenehm schien sie ihr doch, und diese Stimmung gab ihr eine angenehme Freundlichkeit, welche auch den Jüngling in kindlicher Neigung zu ihr zog. Er faßte beym Fortgehen nicht ohne Rührung ihre Hand, und sagte: Wie es auch immer mit meiner Herkunft beschaffen seyn mag, edle Frau, Ihr erlaubet mir doch, Euch zu verehren, und Euch in den jetzigen Umständen meine Dienste anzubiethen, so geringfügig das ist, was ich Euch leisten kann. Frau von Wiernitz dankte ihm herzlich, und äußerte gegen Mathilden, als er fort war, daß sie sich nie einem Menschen in den ersten Stunden so geneigt gefühlt habe, als diesem Fremden, und daß sie sich diesen Eindruck durch nichts zu erklären wisse, als durch

das seltsame Spiel der Natur, die in seiner Bildung zufällig eine alte Gestalt ihres Hauses wiederhohlt habe. Von wirklicher Verwandtschaft, von jenem geheimnißvollen Zusammenhang wollte sie nichts wissen, und nannte Alles, was Mathilde erzählte, Werk des Zufalls. Selbst als man ihr die zwey Ringhälften und das Siegel ihres Hauses wies, hörten ihre Zweifel nicht auf; denn konnten nicht in zweyhundert Jahren ein paar unbedeutende Kleinigkeiten durch Ungefähr, und seltsame, obwohl sehr natürliche Ereignisse in allerley Hände gekommen seyn? Bey diesem fortwährenden Unglauben blieb nur noch ein Beweis übrig, das, was nach dem Ausspruch des Traumgesichts unter den Trümmern der Waldkapelle verborgen lag. Hier stellte sie ihnen jene tausend Bedenklichkeiten entgegen, die sie früher gegen Mathilden geltend gemacht hatte. Dießmahl entkräftete sie ein Wort des Erzherzogs. Man verfügte sich in den Wald, die Ruine wurde gefunden, der Grabstein erhoben. In einem metallenen Sarge lag neben Gebeinen und einigen Resten, die auf den geistlichen Stand des Begrabenen schließen ließen, eine Kapsel, und in derselben eine Schrift, die der Erzherzog entfaltete, und nicht ohne Mühe

die halbverblichenen alterthümlichen Züge entzifferte.

Es war eine Urkunde, mit Insiegel und Zeugen-Unterschrift gehörig verwahrt, und geschrieben am Sankt Thomas, des heiligen Zwölf-Boten-Tage im Jahre des Heils eintausend, vierhundert und fünfzig von dem damahligen Pfarrer des Orts, einem Mönch aus Kloster Zwetl, den sein Gewissen und Gefühl drängte, was er mit Grauen erlebte, und wovon der Zufall ihm die Mitwissenschaft aufgedrungen, der Nachwelt, zu vielleicht künftiger Vergütung, aufzubewahren. Der fromme Mönch bezeugte in dieser Schrift mit klaren Worten und aus dem Munde eines Augenzeugen, des treuen Biörn's, eines gebornen Schweden und Schildknappen Herrn Rudolphs, daß Mar von Wiernitz der Mörder seines Bruders gewesen sey, daß Rudolph ihn im Gefecht vermieden, so lang er gekonnt, und daß er gegen den Bruder nur sein Leben vertheidigt habe. So sey er dann bald als ein Opfer seines brüderlich-frommen Sinnes gefallen, von dem unmenschlichen Sieger seiner Waffen beraubt, und sein Leichnam den wüthenden Kriegesgesellen zu Schimpf und Mißhandlung überlassen worden, die, als sie noch

Leben in ihm verspürt, ihn mit Händen und Füssen nicht weit von seinem Schloß am Boden angenagelt und mit Pfeilen auf ihn geschossen hätten, in welcher grausamen Lage er noch die Flammen seines Hauses aufgehn und seine geliebte Ehewirthinn in denselben elendiglich umkommen gesehn. Der treue Knecht Biörn aber hätte Mittel gefunden, mitten aus den Flammen das zweyjährige Söhnlein seines Herrn zu retten, und sich mit ihm zu dem Pfarrer, dessen Kirchlein und Haus ziemlich weit vom Schlosse im Föhrenwald lag, zu begeben. Einige Tage hielten sie sich daselbst verborgen; als aber ein ungewisses Gerücht sich verbreitete, daß das Kind gerettet, und also ein Erbe des ermordeten Herrn Rudolphs am Leben sey, wurden auf Befehl seines Bruders die schärfsten Nachsuchungen angestellt und ein Preis auf das Leben des armen Kleinen gesetzt. Nun, fuhr der Pfarrer in seinem Bericht fort, hielt ich nicht für rathsam, das Kind länger in meinem Hause, und in einer Gegend zu behalten, welche von den gottlosen Ketzern nach allen Richtungen durchstreift und unsicher gemacht wurde. Ich wurde also mit dem treuen Biörn dahin eins, daß er das kleine Herrlein einstweilen mit sich nehmen

und in seinem Vaterlande bey seinen Freunden, als wohin er zu gehen gedachte, bergen, zum Abzeichen aber der edlen Herkunft des Kindes ein Petschaft seines Vaters, welches mir als Geheimschreiber zur Aufbewahrung übergeben war, und überdieß jenen halben goldnen Fingerreif mitnehmen sollte, den die selige Mutter einst in einem Stündlein trüber Ahnung, in welchem ihr ihr und ihres Hauses entsetzliches Geschick vorging, vom Finger gezogen, mit Hülfe ihres Eheherrn zerbrochen, und selbem sowohl als dem Kinde, als denen ihr liebsten zwey Wesen auf Erden, zum ewigen Andenken zu tragen befohlen, als Sinnbild, wie sie gleichsam auch ihr Herz zwischen ihnen getheilt habe.

Dieses that nun der Knecht auf mein Begehren. Er schied in der Nacht von mir, indem er das Kind in seinen Armen vor sich auf dem Pferd hielt, und verhieß mir mit einem heiligen Schwur, des Knaben treulich zu warten, ihn in der allein seligmachenden Kirche nach altem Glauben zu erziehen und ihm einst die beyden Abzeichen seiner Geburt bey reifen Jahren zu übergeben, wenn es mir nicht früher so gut werden sollte, ihm eine günstige Nachricht von einer etwanigen Veränderung der Dinge ben

uns zu geben. Aber, daß Gott erbarm! es hat sich nur Alles ins Schlechte verändert. Herr Max von Wiernitz ist aus Böhmen gekommen, um das Erbtheil seines von ihm erschlagenen Bruders in Besitz zu nehmen, und hauset nun nach seinem harten Sinn und ketzerischen Glauben über die armen Leute, die mit schwerem Herzen der besseren Zeiten und ihres vorigen Herrn gedenken. Auch ist Frieden und Ruhe aus der Gegend gewichen, und es zeigt sich das göttliche Mißfallen an den hier verübten Gräuelthaten durch allerley erschreckliche Zeichen, welche seitdem jeden Sanct-Thomas-Abend sich im Schloß oder um dasselbe herum ereignen. Es ängstigen sich die Leute und wissen nicht recht, was das Ding bedeuten will. Ich aber weiß es nur zu gut, als den der treue Knecht von Allem belehrt, und der es vergeblich oft versucht hat, das Gewissen des ungerechten Räubers und Brudermörders zu rühren. Da solches nicht geschehen konnte, erkannte ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht sey, und daß er vielleicht dem gestrengen Herrn Max, wie einst dem Pharao, gefliſſentlich das Herz verhärtet habe, um dereinst ein Beyspiel der göttlichen Strafe an ihm oder seinem Hause aufzustellen. Somit habe ich

von jenen vergeblichen Versuchen abgelassen, mir es aber nicht verwehren können, die wahre Beschaffenheit der Dinge und das Geheimniß von dem eigentlichen Mörder meines geliebten Herren, wie auch von der Rettung und dem Leben seines Kindes, als rechtmäßigen und einzigen Herrn dieses Schlosses und aller dazu gehörigen Ländereyen, mit meiner Nahmensunterschrift und daran gehängten Insiegel, von drey glaubhaften geschwornen Zeugen unterschrieben, zu bekräftigen und auf künftige Zeiten aufzubewahren.«

Mit steigender Bewegung hörte Liljenholm die Schrift des guten Mönchs und in ihr das unläugbare Zeugniß seiner Abstammung verlesen. Der Erzherzog hieß ihn am Schluß desselben niederknieen auf dem Grab des ehrlichen Mannes, der vor zweyhundert Jahren treu und gewissenhaft für das Glück des Ungebohrnen gesorgt hatte. Dann zog er den Degen und sprach: Mit Vorbehalt der Genehmigung meines kaiserlichen Bruders und Herrn erkenne ich Euch hiermit als den einzigen und rechtmäßigen Besitzer, und Erben des Nahmens und aller Güter der Freyherren von Wiernitz, und belehne Euch indeß im Voraus in meines Bruders,

des Kaisers, Nahmen damit. Steht auf, Herr von Wiernitz, und sehet diese Anerkennung nicht bloß als eine Handlung der strengsten Gerechtigkeitsliebe, sondern auch als einen Beweis an, wie gern ich Euch die mir und meinem Hause geleisteten Dienste zu belohnen geneigt bin!

Man kehrte nun ins Schloß zurück, wo Mathilde und die Tante mit sehr verschiedenen Empfindungen, aber Beyde mit gespannter Erwartung der Wiederkehrenden harrten. Der Erzherzog ließ sich sogleich bey der Besitzerinn des Schlosses melden, und stellte ihr, nachdem er sie die Urkunde hatte lesen lassen, in dem Rittmeister Liljenholm den eigentlichen Herrn von Wiernitz, und mithin ihren Verwandten und künftigen Eigenthümer der Güter vor, welche ohnedieß nach dem Tode ihres Gemahls dem Kaiser als obersten Lehnsherrn verfallen waren. Sie wußte nicht recht, wie sie diese Nachricht aufnehmen sollte; es war ein Streit in ihrem Herzen vom alten Stolz und frischer Neigung zu dem Jüngling, der ihr in den ersten Stunden so angenehm erschienen war. Aber Liljenholm oder Wiernitz wartete nicht, bis dieser Streit entschieden war. Er ließ sich vor seiner nunmehrigen Verwandten ehrerbiethig auf ein Kniee nieder,

bath sie, ihm zu verzeihen, wenn diese Anerkennung unangenehme Gefühle in ihr erregt habe, und ersuchte sie, sich von nun an, wie bisher, als die einzige rechtmäßige Gebietherinn und unumschränkte Frau in diesem Schlosse zu betrachten, indem er, so lange sie lebte, wenn sie es ihm erlauben wollte, sie wie seine Mutter ehren, nichts ohne ihren Willen und ihre Zustimmung vornehmen, und sich als ihren Sohn betrachten würde, der ihr Gehorsam und Liebe schuldig sey. Frau von Wiernitz stand verlegen, bewegt vor ihm. Zum ersten Mahle seit langer Zeit erhoben sich in ihrem Herzen die sanfteren Regungen der Liebe und Dankbarkeit. Thränen drangen unwillkührlich aus ihren Augen, sie kämpfte gegen diese Rührung, aber sie ward ihr zu mächtig und mit hervorstürzenden Thränen und gebrochener Stimme sagte sie: In Gottes Nahmen, dessen heiligen Finger ich in der Führung dieser wunderbaren Ereignisse erkenne, nehme ich Euch als meinen lieben Verwandten, meinen Sohn, auf, den Gott mir noch im Alter geschenkt, und der mich zuerst das süße Muttergefühl gelehrt hat, das meinem armen Herzen bisher fremd geblieben! Sey mein Sohn, junger Mensch! setzte sie noch bewegter hinzu,

indem sie ihre Hand auf sein Haupt legte: Gott segne Dich, er vergelte Dir, was Du an mir thust, und Du trage Geduld mit deiner Mutter!

Bey diesen Worten sprang Wiernitz auf und umschlang mit Thränen die tief erschütterte Matrone, die an seinem Halse weinend die Seligkeit menschlich schöner Gefühle kennen lernte. Mathilde schluchzte, kein Auge im Umkreis blieb trocken, und als jene Beyden sich von ihrer heftigen Rührung erhohlt hatten, trat der edle Erzherzog hinzu, wünschte Beyden von ganzer Seele Glück, und stellte sich, um die Seligkeit seines Lieblings zu vollenden, als Brautwerber für ihn bey seiner neuen Mutter dar. Frau von Wiernitz besann sich einen Augenblick, sie fand das Glück für ein armes verwaisetes Fräulein fast zu groß, aber ihr Herz war nun einmahl besseren Gefühlen geöffnet, und so drangen die Liebenden und der edle Fürst mit Bitten leicht durch.

Der Erzherzog ordnete Alles an. Wiernitz durfte mit ihm noch einen Tag auf dem Schlosse verweilen, dann aber eilten sie Beyde den immer mehr zurückweichenden Schweden nach Mähren und durch Böhmen siegreich nach, entrissen ihnen alle bisherigen Eroberungen, und das schöne

Vaterland athmete wieder frey auf. Mathilde blieb bey ihrer Tante und sorgte und bethete indessen für den abwesenden Freund. Der Erzherzog aber schrieb selbst aus dem Lager an den Kaiser, schickte die Urkunde und die Kleinode mit und betrieb angelegentlich die Anerkennung und Belehnung seines Lieblings. Als aber der Feldzug geendet war, da kehrte Wiernitz an der Seite seines fürstlichen Beschützers zurück, und am Sanct-Thomas-Abend wurde die Hochzeit in Wiernitz mit anständiger Pracht gefeyert. Frau von Wiernitz, von den beyden Gatten mit kindlicher Liebe behandelt, lebte in ihren späten Jahren erst zum wahren Genusse des Daseyns auf. Die Schatten der Erschlagenen, gesühnet und zufrieden, daß das Erbe nun wieder in der Hand des rechten Besitzers war, kehrten still in ihre Gräber zurück, und kein unheimliches Ereigniß störte mehr den süßen Frieden der einsamen Burg, die nun wieder ein Aufenthalt der Liebe, des Vertrauens und der Frömmigkeit geworden war.

IV.

Carl's des Großen Jugendliebe *).

*) Die Grund-Idee dieser Erzählung ist aus den Sei Giornate des Sebastiano Erizzo, wo sie ein Paar Blätter einnimmt.

Die alten Geschichten, die Sänger der Vorzeit, ja selbst Monumente und Überbleibsel aus früheren Jahrhunderten erzählen uns von der besondern Liebe, welche Karl der Große zu der Stadt Aachen trug. Es war sein Lieblingssitz. Von ihm aus machte er seine Reisen durch das weit gedehnte Reich, dessen Gränzen seine Siege fernab gesteckt hatten. Dahin kehrte er aus glorreichen Kriegeszügen zurück, und genoß im Schooße seiner Familie und in dem Umgange mit gelehrten, und liederkundigen Männern seiner Zeit die Süßigkeiten einer kurzen Muße zwischen den Bewegungen eines kriegerischen Lebens. Dort auch ruhen seine Gebeine, dort wurden durch lange Jahrhunderte sein Kaiserornat und die Reichskleinodien aufbewahrt, dort empfing mancher seiner Nachfolger die deutsche Krone, und Aachen, die alte Reichs- und Krönungsstadt, stand bis in unsere Tage, ein ehrwürdiges Denkmahl alter Zeit, eine Art von Repräsentantinn des deutschen Reiches da, und

Karl's des Großen Geist schien sie noch verherrlichend zu umschweben.

Wohl weiß also die Nachwelt von dieser Neigung des großen Kaisers für diesen sonst durch keine auffallenden Reize geschmückten Ort; denn daß die Bäder, welche schon unter den Römern bekannt und auch späterhin bis in unsere Zeiten benützt waren, nicht die einzige Ursache seyn konnten, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß der rüstige Kriegsheld bey seinen Zügen und Heerfahrten, bey seinen weiten Reisen und der einfachen Lebensweise jener Zeit, keine Heilung und Belebung der erschlafften Nerven in jenen wohlthätigen Fluthen zu suchen brauchte. Des Kaisers Liebe rührte aus ganz anderen Gründen her, und es waren geheime wunderbare Bande, die ihn so fest an diesen Ort zogen.

Childerich, der letzte König aus Merovingischem Stamme, war durch Gottes Zulassung und die ungemessen anwachsende Macht seines Hausmayers Karl Martell entthront, das Reich von ihm und seinen Söhnen gewonnen, und Martell's Söhnen Pipin und Karlmann gegeben worden, die mit starker Hand nicht bloß die Franken, sondern auch die deutschen Herzoge, welche unwillig die Ober-

herrschaft von ehmahligen Hausbedienten ihres Königs ertrugen, in Gehorsam und Ordnung zu erhalten wußten.

Karlmann entsagte bald hierauf dem Throne, und begab sich in die Einsamkeit nach Montecassino, wo er als Benedictiner-Mönch lebte und starb; Pipin aber verwaltete das weite Reich mit Einsicht und Kraft, und sah freudig die Jugend seines Sohnes sich entfalten, und ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Da erschien plötzlich der heilige Vater selbst in Frankreich, um bey dem frommen und mächtigen Frankenkönig Schutz und Hülfe gegen Aistulph, König der Longobarden, zu erflehen, der von Pavia aus den heiligen Stuhl hart bedrängte, und nicht undeutlich seine Absichten merken ließ, nachdem er schon so manches schöne Besitzthum vom Erbtheil Petri abgerissen, endlich auch den Überrest und Rom selbst in seine Gewalt zu bekommen. Pipin empfing den heiligen Vater mit aller Freude und Ehrfurcht, die einem solchen Besuche gebührte, ließ sich nicht zwey Mahl mahnen, als Schirmvogt der bedrängten Kirche aufzutreten, und rüstete sich mit allen Kräften seines weiten Reiches zum Kampfe gegen den wilden König der Longobar-

den. Karl aber freute sich in jugendlichem Muthe der Gelegenheit, sein Schwert zu prüfen und dem verehrten Vater zu zeigen, daß er es nicht bloß zu Spiel und Schimpf bey Lustkämpfen, sondern auch in der ernsten Schlacht zu führen verstehe.

Als Aistulph von der Kriegsrüstung Pipins gegen ihn hörte, graute ihm vor dem Gedanken, sich mit dem mächtigen König der Franken zu messen. Er ließ Karlmann von Montecassino zu sich rufen und bath ihn, als Friedensbothe und Vermittler nach Frankreich zu gehen, und Aistulph's einzige Tochter, die schöne Floribelle, von deren Reizen der Ruf durch die ganze damahls bekannte Welt erschollen war, und für die schon viele hundert Lanzen waren gebrochen worden, Pipins Sohn Karl als Braut und Unterpfand des Friedens anzubiethen.

Mit diesem Auftrage hatte Karlmann Pavia verlassen. Er hatte dem König, dessen Unterthan er geworden war, Gehorsam zusagen müssen; aber sein Herz war fern von diesem Auftrage, und ein Bündniß zwischen Floribelle und seinem Neffen ihm ein Greuel. Doch hatte er aus klösterlicher Pflicht alles pünktlich

ausgerichtet, auch gerathen und gebethen, als stünde sein Sinn vollkommen nach Aistulphs Gedanken. Doch als er seinen Bruder fest und von seinem Vorhaben nicht abzubringen sah, als er des jungen Karl Äußerung hörte, der durchaus keinen Wunsch hegte, mit der stolzen Longobardinn verbunden zu werden, als er seinem Versprechen und seinem Gewissen genug gethan hatte, da fiel er dem Bruder und Neffen freudig um den Hals, dankte ihnen für ihren Muth und ihre Treue gegen den heiligen Vater, und kehrte zufrieden wieder nach Italien in seine Zelle zurück.

Pipin aber zog über die Alpen und sein Sohn begleitete ihn. Sie lagerten vor Pavia. Damahls war Karl noch ein gar blühender Jüngling, freudig und kriegslustig, sein Sinn auf nichts als Waffenthaten, und Ruhm gestellt, und keine sanftere Neigung hatte noch den Weg zu seinem Herzen gefunden. Während nun die Belagerung durch den muthigen Widerstand der Belagerten langsam vor sich ging, streifte der fürstliche Jüngling bald auf kriegerischen Zügen, bald auch nur zur Lust oder jagend, in der umliegenden Gegend umher.

Auf einem dieser Züge, wo er sich, nur von

einem Waffenträger begleitet, sehr weit von dem Heer entfernt hatte, war er auf einen Haufen Feinde gestossen, den er in freudiger Kampfeslust trotz der Abmahnung seines Waffenträgers aufforderte. Verächtlich hörte der Führer der Schaar die Aufforderung des einzelnen Streiters, und dachte ihn bald zum Schweigen und zur ewigen Ruh für seine Tollkühnheit zu bringen. Aber es zeigte sich anders; denn Karl führte seine Streiche so gewichtig und zugleich so besonnen, daß aus dem, was Jene für einen leichten Scherz hielten, ein sehr ernster Kampf wurde, in welchem endlich die meisten der Feinde erlagen, Karl aber so erschöpft und von mancher Wunde matt geworden war, daß er dennoch verloren gewesen wäre, wenn nicht auf die Nachricht einiger Landleute, welche den seltenen Kampf von fern gesehen hatten, und voll Achtung und Mitleid mit dem heldenmüthigen Streiter ins fränkische Lager geeilt waren, um ihm Hülfe zu bringen, ein kleiner Trupp der Seinigen hinausgeeilt und gerade noch zurecht gekommen wäre, wie eben Karl mit letzter Kraft sich vertheidigend vom Rosse zu sinken drohte. Bey Erscheinung des fränkischen Geschwaders, nahmen die Wälschen die Flucht, und jene er-

kannten mit Schrecken und Bewunderung in dem unbekannten heldenmüthigen Ritter ihres Königs Sohn.

Aber ans Zurückkehren ins ziemlich ferne Lager mit dem Erschöpften war nicht zu denken. Zum Glücke zeigte sich nicht weit davon im Grunde des Thals eine kleine Villa, zwischen Oliven-Bäumen halb versteckt, unter deren friedlichem Dache vielleicht Gastfreyheit und Ruhe für den wunden Fürstensohn zu hoffen war. Die Franken flochten eine Bahre von Zweigen, legten den Prinzen darauf und schritten langsam dem Hause zu. Eine betagte Pförtnerinn öffnete die festverschloßne Thür, aber sie zuckte die Achseln, als von der Aufnahme eines wunden Ritters in einem Hause die Rede war, das nur von einer adelichen Witwe und ihren Töchtern in klösterlicher Zurückgezogenheit bewohnt war. Der Nahme des fränkischen Königssohnes machte sie stutzen, sie eilte ihre Gebietherinn zu rufen. Eine bejahrte würdige Frauengestalt erschien, die Pforte öffnete sich sogleich, und Alles eilte, den Sohn des Fürsten zu empfangen, der das ganze Abendland mit seinem Ruhm erfüllt, und jetzt zum Besten der bedrängten Kirche das Schwert gezückt hatte. Karl wurde auf ein

köstliches Lager gelegt, und gleich sollte eine Jungfrau erscheinen, die in Behandlung der Wunden wohl erfahren war. Die Thür öffnete sich. Zwey Frauen von edlem Ansehen, aber bereits über die erste Jugendblüthe hinaus, traten ins Zimmer. Dunkle Haare und Augen, edle stolze Formen und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Zügen der Matrone zeigten auf den ersten Blick, daß dieß die Töchter der Frau vom Hause waren; auch wiesen Schnitt und Art ihrer Kleidung auf wälsche Sitte und hohen Stand. Aber ihnen folgte eine dritte Gestalt in weißer Nonnentracht, weiß verschleyert, die Leinwand und Büchsen mit heilenden Salben trug. Sie näherte sich mit zögerndem Schritt, die Matrone hieß sie ihr Amt antreten und den Schleyer zurückschlagen, der sie an Ausübung ihrer Pflicht hindern würde. Sie that es schweigend und der junge Ritter erblickte ein todtbleiches, aber so unendlich schönes Frauengesicht, zart und blauäugig, ernst und mild zugleich, daß er nie etwas so holdes, so rührendes gesehen zu haben glaubte. Ein hohes Roth überzog seine Wangen, sein Auge haftete an den stillen ernsten Zügen, aber die Nonne schien nichts davon zu gewahren. Sichtlich vermied ihr Blick,

dem des Kranken zu begegnen, und ein leises Zittern ging durch ihre Hände, als sie seine Wunden untersuchte und verband, die zwar in ziemlicher Anzahl aber so unbedeutend waren, daß nur Blutverlust und Kampfesermattung diese Erschöpfung konnten hervorgebracht haben.

Noch hatte sie kein Wort gesprochen und nur finster und eifrig ihr Werk betrieben. Nun aber, da sie fertig war, fragte sie eine der Frauen, wie es mit dem Prinzen stünde.

Es ist an keine Gefahr zu denken, sagte sie kalt, und mit einem Tone, der eher Unwillen als Vergnügen zu bezeichnen schien: Der Sohn des Pipin wird in ein Paar Tagen schon ins Lager zurückkehren können. Mit diesen Worten wandte sie sich um, ließ den Schleyer fallen, nahm ihr Geräthe zusammen, und verließ das Gemach.

Karl fühlte sich gereizt durch den kalten Unmuth, mit dem er sich von einer Person behandelt sah, die er nie gesehn, und also auch nicht beleidigt haben konnte. Er fühlte die Kränkung noch tiefer, weil diese Person im ersten Augenblick durch ihre Blässe und den stillen Kummer in ihren Zügen, so wie durch den lieblichen Eindruck ihres ganzen Wesens, seine zarteste Teil-

nahme erregt hatte. Ihr Bild stand beständig vor ihm, es war das erstemahl, daß eine Frauengestalt Eindruck auf sein Herz gemacht hatte, und theils ihre Schönheit, theils ihr kalter Stolz beschäftigten ihn unabläßig. Auch klang ihm ihr Wort: der Sohn des Pipin, seltsam und wie verächtlich in der Seele nach. Vergebens suchten die Frau vom Hause und ihre Töchter durch Gespräche, Lautenspiel und Gesang, den geehrten Gast zu zerstreuen; ihm lag die Nonne und ihr Betragen im Sinn, und er konnte sich endlich nicht erwehren zu fragen, wer denn das klösterlich angekleidete Mädchen wäre, und ob sie mit diesen blauen Augen und dieser hellen Farbe wohl von wälscher Abkunft und eine Verwandte des Hauses sey?

Marozià, so hieß die Matrone, sah den Prinzen zweifelnd an, und schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: Ihr irret nicht, gnädiger Herr! Engelberta ist keine Wälsche, sie ist aus Fränkischem und sehr edlem Geblüte, und von ihren Verwandten mir zur Erziehung anvertraut worden.

Engelberta? wiederholte Karl und dachte in sich: Ein Engel ist sie wohl an Gestalt und hülfreicher Hand, aber nicht an Mit-

leid und Zartgefühl. Aber der Nahme klang ihm bekannt, nach und nach knüpften sich allerley halbverwischte Vorstellungen und Erinnerungen daran. Childerich hatte nebst dem Sohne, der mit ihm ins Kloster gebannt wurde, auch noch eine sehr junge Tochter gehabt, um die man sich nicht weiter bekümmert und deren Spur verloren gegangen war. Es ward ihm, so wie er nachsann, immer wahrscheinlicher, daß diese Tochter Engelberta geheißen hatte. O Gott! dachte er: Wenn diese blasse Jungfrau Childerichs Tochter wäre — und durch meinen Vater und mich so unglücklich, so leidend! Und wenn sie mich um deßwillen haßte — und meiner doch hätte pflegen müssen in Übung kindlichen Gehorsams und christlicher Liebe!

Diese Gedanken wichen den ganzen Tag nicht mehr aus seiner Seele, sie regten sein Innerstes auf, sie brachten sein Blut in fieberische Wallung, sie scheuchten den Schlaf von seinen Augen. Als am andern Morgen Marozia zeitlich in sein Gemach trat, fand sie ihn merklich schlimmer und schickte eilig, die heilende Jungfrau zu hohlen.

Engelberta kam, eben so zögernd, eben so schweigend wie gestern. Sie trat ans Bette,

schlug den Schleyer zurück, und Karl fand nicht ohne Bestürzung heute die unverkennbare Ähnlichkeit ihrer Züge mit denen des fränkischen Königshauses, die er gestern nicht beobachtet hatte. Marozia machte sie auf den verschlimmerten Zustand des Kranken aufmerksam. Sie schien ungläubig, doch wollte sie anfangen den Verband zu lösen. Laßt das! sagte Karl, indem er ehrerbiethig aber sehr ernst ihre Hand zurückschob: Bemüht euch nicht weiter, edle Jungfrau! Ich fühle wohl, daß es schlimmer mit mir steht; aber das Lager meines Vaters ist nicht so fern, und es wird mir nicht das Leben kosten, wenn ich mich hinbringen lasse. Jetzt hob Engelberta das große blaue Auge auf, ihr Blick begegnete zum ersten Mahl dem des Kranken. Sie erröthete, sie schlug das Auge schnell zu Boden, und verwirrt, zitternd sagte sie: Erlaubt Herr Ritter, daß ich erst nach euern Wunden sehe, bis ihr einen Entschluß faßt, der euch vielleicht gefährlich werden könnte! — Noch einmahl wollte Karl sie hindern, noch einmahl schlug sie das blaue Aug' zu ihm auf, aber dießmahl mit so bittendem Ausdruck, daß er die aufgehobene Hand sinken, und, mit einem Seufzer sich abwendend, sie gewähren ließ.

Sie fand die Wunden merklich verschlimmert, eine zarte Regung des Mitleids feuchtete ihr blaues Auge, und ihre Hand zitterte beym Verbinden vor dem Schmerz, den sie dem Kranken machen muſte. Ihre Stimme, mit der sie der Matrone antwortete, die sie über den Zustand des Fürsten befragte, verrieth ihre innere Bewegung. Karl wandte sich herum: Und habt ihr denn auch eine Spur von Antheil für mich in der Brust? Engelberta's Thränen brachen hervor. Karl auſser sich faßte die hülfreiche Hand, die ihn so schonend berührte, ihre Blicke begegneten sich, und Engelberta vergaß, daß sie vor dem Sohne des Feindes ihres Hauses stand. Haßt ihr mich nicht? fragte er noch einmahl. Engelberta blickte ihn mit den treuen blauen Augen an. — Er fragte sie nie wieder darum.

In kurzer Zeit hatten sich die jungen Herzen gefunden, verstanden, und ehe die wenigen Tage von Karl's Heilung verüber waren, sich ohne Worte erklärt. Engelberta liebte den Sohn ihres Feindes und in Karl hatte sich der Gedanke lebhaft und freudig entzündet, durch das Anerbiethen seiner Hand, durch die Erhebung von Childerichs Tochter auf den Thron ihrer

Ihnen zum Theil das Unrecht wieder gut zu machen, das sein Herz in dem Verfahren seines Vaters nicht übersehen konnte.

Er war hergestellt, er mußte das gastfreye Haus verlassen, und ins Lager zu seinem Vater zurückkehren. Engelberta zitterte vor der Trennung, Karl fürchtete sie weniger, weil er in ihr das Mittel sah, sich mit seinem Vater zu erklären, und ihn für seine Wünsche zu stimmen, an deren Erfüllung sein jugendlicher Muth nicht zweifelte. In der wehmüthigen Stunde des Abschieds sagte er das Engelberten. Er drang in sie, noch so lange mit der Annahme des Schleyers zu zögern, zu welchem sie sich früher bestimmt hatte, bis er ihr den Erfolg seiner Unterredung mit Pipin melden würde. Er schwur ihr ewige Treue, und erhielt eben so heilige Versicherungen von ihr. So trennten sie sich, Engelberta trauernd, und mit wenig Hoffnung für ihr längst dem Schmerz und der Entsagung gewidmetes Leben, Karl voll frohen Muthes, und mit dem heiligen Versprechen, sie bald wieder zu sehen.

Der Vater empfing ihn froh und mit stolzem Gefühl auf den wackern Sohn; doch vergaß er nicht einige ernste Ermahnungen über das

zu tollkühne Wagniß hinzuzufügen. Die Belagerung hatte indessen bedeutende Fortschritte gemacht, Alles war in lebhafter Bewegung, die Ankunft des ritterlichen Königssohnes, des Lieblings vom ganzen Heere, beseelte die Krieger mit doppeltem Feuer. Pipin durfte hoffen, an sein Ziel, die Demüthigung des stolzen Aistulph, zu gelangen. Karl sah ihn in dieser guten Stimmung und er wagte es, ihm seine Liebe und seine Wünsche zu entdecken. Aber Pipins Stirn verfinsterte sich bey dem bloßen Nahmen der Tochter seines Feindes. Er ging in den heftigsten Zorn über, als sein Sohn ihm sagte, daß sie sich Treue gelobt, und er verboth ihm bey seinem Fluche, an diese Liebe zu denken, ja er ließ ihn nicht undeutlich merken, Engelbertens Schicksal würde von seiner Folgsamkeit abhängen.

Des Jünglings Liebe blieb unerschüttert. Vor dem Vater erwähnte er des Vergangenen mit keinem Laute, ja dieser konnte auch keine Spur von der Fortdauer dieses Verhältnisses entdecken. Dennoch sah Karl die Jungfrau zuweilen heimlich; aber er verschonte ihr zartes Gemüth mit der ganzen Last der ihnen drohenden Gefahr, er ließ sie nur einen leichten bald

besiegbaren Widerstand von Seite des Königs fürchten, und hoffte mit stillem Muthe und treuer Geduld, endlich doch an sein Ziel zu gelangen.

Aber wenn auch seine verborgene Liebe den Augen des Königs und der Kriegsfürsten sich entziehen konnte, so war sie doch nicht geheim genug, um den Augen der Eifersucht zu entgehen. Die schöne Floribelle, Aistulphs stolze Tochter, hatte mit grimmigem Zorn die Weigerung Pipins vernommen, und daß auch Karl, mit dem Vater einstimmig, ein Ehebündniß mit ihr verschmähet habe, mit ihr, um deren Hand und Minne so viele edle Ritter des Abend- und Morgenlandes gern ihr ganzes Leben gedient, und Blut und Ehre daran gesetzt hatten. Sie schwor dem Frankenkönig und noch mehr seinem stolzen Sohne bittern Haß, und forderte die Ritter, die ihr hoffnungslos und doch treu dienten, auf, die Schmach ihrer Schönheit an dem Unwürdigen zu rächen.

So waren die Sachen gestanden, ehe Pipin und Karl mit dem Heere vor Pavia erschienen, und der fränkische Prinz hatte schon manchen Strauß mit den Rittern der stolzen Floribelle auszufechten gehabt, und manchen

von ihnen in den Sand gesetzt, ohne daß es Einem gelungen wäre, ihn die Übermacht von Floribellens Reizen fühlen zu machen. Als dann das Frankenheer im Angesicht der Stadt aufgezogen war, die Ritter vor den Reihen der Ihrigen hin und her sprengten, da lockte Neugierde und Rachelust auch Floribellen mit ihren Frauen auf den Wall, um von weiten die feindlichen Geschwader zu schauen. Zur Seite hatte sie den Greis Catenides, einen Griechen von Geburt, und Lehrer ihrer Jugend in allen Wissenschaften und Künsten dieser gebildeten Nation, vom Kaiser von Byzanz eben deßwegen Aistulph zugesendet, und von diesem außer der Erziehung seiner einzigen Tochter, noch um seiner Erfahrung und Staatsklugheit willen in allerley wichtigen Geschäften gebraucht. So war Catenides auch mit dem Abgesandten der Longobarden in Paris gewesen, und hatte den Hof Pipins, die Ritter, die Fürsten, ihre Sitten und ihren Kriegsruhm, halb mit Bedauern der dunkeln Rohheit, halb mit Furcht vor so vieler Kraft und einfacher Tugend kennen gelernt. Dieser nun begleitete die Fürstinn, und mußte ihr auf ihr Verlangen nennen, wen er von den Heeresfürsten und andern Rittern kannte.

Schon zweymahl hatte einer der jüngsten Ritter, aus dessen aufgeschlagenem Helmsturz ein Gesicht voll Jugendblüthe, ritterlichen Muthes und treuen Sinnes blickte, ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, schon zweymahl hatte sie den Greis befragt, und immer hatte dieser ihre Frage zu überhören geschienen. Floribelle wurde ungeduldig. Sie stellte die Frage noch einmahl, und in einem Tone, der dem Alten zeigte, er dürfte sie nicht wieder fallen lassen. So beugte er sich tief und sagte: Ihr gebiethet es, edle Frau! Wohlan denn, so erfahret! Der junge Ritter, dessen edle Gestalt und ritterlich Benehmen euch so sehr zu gefallen scheint, ist Niemand anderes, als der Sohn des fränkischen Königs selbst, Carolus oder nach ihrer Aussprache Karl genannt.

Floribelle erblaßte, und gleich darauf überzog eine glühende Röthe ihr Gesicht. Das also war der Sohn ihres Feindes, der Mann, der allein unter seinem ganzen Geschlecht es wagen durfte, ihre Reize gering zu achten, und ein Gut zurückzuweisen, für das Andere mit tausend Freuden ihr Leben gewagt haben würden? Von nun an folgte ihr Auge wie bezaubert jeder Bewegung des jungen Prinzen, und

der Entschluß, er soll mein werden, bildete sich immer heller und klarer in ihrer Seele aus.

Indessen waren alle jene kleinen Begebenheiten vorgefallen, und Floribelle hatte nicht so bald erfahren, daß Karl wieder ins Lager zurück sey, als sie einen schlauen vertrauten Sclaven durch die Wachen bis ins feindliche Lager zu schicken wußte, der dem fränkischen Königssohn Bothschaft von dem Sieg, den er unwissend über das Herz seiner Feindinn erfochten, von seinem Glücke, und von frohen Hoffnungen Kunde bringen sollte. Aber Karl hörte ihn ungerührt an, ja er bedurfte aller höflichen Rücksicht, die des Ritters Pflicht gegen jede, auch unbekannte Dame war, um nicht in Unmuth aufzuflammen, als der Vertraute ihm Floribellens Bild einhändigte, und er nun sah, welche üppigen, glühenden Reize er für das stille, fromme Bild eintauschen sollte, das in seinem Herzen lebte.

Floribelle entglühte vor Wuth und Schaam, als ihr der Sclave einen ehrerbiethigen, aber eiskalten Gruß, und ihr Conterfey dazu, wieder zurückbrachte. Allein es war zu viel von Liebe in dieser Aufwallung, als daß sie nicht die Schaam und den Zorn überbälti-

gen, und Floribellen hätte antreiben sollen, neue Versuche zu machen. Sie wußte ihren Vater dahin zu bringen, daß er abermahls eine Bothschaft mit noch annehmlichern Bedingungen ins Lager der Franken sandte; und da grade um diese Zeit Nachricht an Pipin kam, daß die Wenden und Sachsen an den äußersten Grenzen seines Reiches in unruhiger Bewegung wären, glaubte man zu Pavia, es sollten diese Umstände den König zu einer günstigen Antwort bestimmen.

Wirklich schien es auch, als ob Pipin nicht übel geneigt wäre, sich in Unterhandlungen einzulassen; aber Karl erklärte fest und bestimmt, er werde nun und nimmer Floribellen seine Hand reichen, er sey bereit, seines Vaters Schlachten mit seinem Blute, seinem Leben zu kämpfen, nie aber sich zum Werkzeug und Pfand eines Vertrages herzugeben, den er nicht gut heißen, und der seinem Vater und ihm nie zur Ehre gereichen könnte. Karls Weigerung wurde durch eine Gesandtschaft unterstützt, die von Rom kam, und den König aufmahnte, mit dem Feinde der Kirche in keine Verhandlungen einzugehen. Pipin ermannte sich zu neuem Widerstand, Aistulphs Anträge

wurden verworfen, und die Belagerungsarbeiten, die ein paar Tage still gestanden hatten, begannen mit erneuter Kraft.

Floribelle hatte zu gute Kundschafter überall, im fränkischen Lager sowohl, als in der Gegend, um nicht bald zu erfahren, daß Karls trotzige Weigerung die nächste Veranlassung zur Erneuerung der Feindseligkeiten gewesen war, und woher diese ihrer Eitelkeit ganz unbegreifliche Kälte des Jünglings gegen sie stamme. Sie erfuhr seine geheime Liebe zu der schönen Engelberta, und beleidigter Stolz, Eifersucht und Rachgier regten ihr Herz in wilder Gährung auf. Sie erkannte nun wohl, daß hier nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nichts zu hoffen sey, und sie beschloß, alles, selbst das Unnatürlichste und Grauenhafteste zu wagen, um ihrer Liebe und ihrem gekränkten Stolz Befriedigung zu verschaffen.

Pipin, der den wahren Grund von seines Sohnes Weigerung eben so wohl kannte, als Floribelle, hatte ihm, obwohl er in Rücksicht Floribellens keinen Gehorsam forderte, doch von Neuem mit der härtesten Behandlung, ja mit seinem Fluche gedroht, wenn er die thörichte Liebe zu der Tochter des verstorbenen

Childerich nicht aufgäbe. Aber der stolze Frankenkönig hatte entweder in der Jugend nicht geliebt, oder schon vergessen, wie ihm damahls zu Muthe gewesen war. Karls Neigung zu der unglücklichen Jungfrau, die ihr und ihres Hauses Mißgeschick mit so viel Würde und frommer Demuth ertrug, die ein zartes Mitleid an ihren bittersten Feind gezogen, und der seine Tugenden das Herz bezwungen hatten, ließ sich nicht von des Königs Drohungen und Scheltworten bannen, vielmehr glühte sie still fort, und wuchs noch höher nach jedem solchen Sturme, womit Pipin sie recht mit der Wurzel auszureißen meinte.

Heimlicher, seltener als vorher, aber nur desto sehnsüchtiger und zärtlicher sah Karl seine Engelberta. Das einsame Landhaus unter den Olivenbäumen war ein Himmelreich für ihn, und jede Stunde, die er verstohlen und seelenvergnügt an Engelbertens Seite unter sittigen, zarten Gesprächen von ihrer gegenseitigen Liebe zubrachte, ein Vorgenuß jener Freuden, die seiner einst in den Chören der Engel warteten.

Eine kriegerische Sendung, wozu sein Vater seiner bedurfte, und der er sich um keinen Preis hätte entziehen wollen, hielt ihn viele

Tage vom Lager und von seiner Liebe fern. Aber er kam wieder, stattete seinem Vater den Bericht ab, der ihn vollkommen zufrieden stellte, und schickte sich an, so bald es möglich war, ins Olivenwäldchen zu eilen. Er hatte es erreicht, er stieg vom Pferde und gab dieß dem Knappen, der ihn jederzeit begleitete. An der Stelle im Wäldchen, wohin ihm Engelberta sonst immer entgegen gekommen war — war Niemand. Er ging weiter, kein Mensch kam ihm entgegen. Schon blickte das Haus durch die nahen Gesträuche, keine Engelberta war zu sehen. Eine bange Ahnung ergriff des Jünglings Herz, seine Liebste könnte krank seyn. Das Thor war verschlossen, er pochte, die alte Aufwärterinn erschien, ihre trübe Miene verkündete nichts Gutes. Karl erblaßte, wie er sie ansah. Wo ist das Fräulein? Was fehlt Engelberten? fragte er hastig. Die Alte zuckte schweigend die Schulter, und wies ihn zu ihren Frauen, die um den Rahmen versammelt im Eingangsgemach saßen. Engelberta war nicht unter ihnen, und Marozia stand auf, wie sie den fränkischen Königssohn erblickte, ging ihm mit trübem Anstand entgegen und sagte: »Gnädiger Herr! Ich weiß, warum Ihr kommt, ich weiß, was Ihr

sucht, aber Engelberta ist nicht mehr bey uns.« Karl trat bestürzt zurück. Und wo ist sie? Warum ist sie fort von hier? Jetzt brachen die Thränen der Matrone hervor, und auch ihre beyden Töchter begannen zu weinen. »Um des Heilands willen, edle Frau, was ist vorgegangen? Wie hat Engelberta Euch, wie hat sie mich verlassen können?« sagte der todtbleiche Jüngling, indem er sich zitternd an dem Thürpfosten hielt.

Marozia hatte sich gefaßt, die Töchter näherten sich. Nach manchen Fragen und Erläuterungen erfuhr endlich Karl, daß Engelberta vor einigen Tagen, als sie Abends ihrer Gewohnheit nach im Olivenwäldchen gelustwandelt hatte, nicht wieder zurückgekommen sey, und Landleute aus der Gegend ausgesagt hätten, daß sie in derselben Nacht mehrere wohlbewaffnete Reiter in unkenntlichen Waffen durch die Wälder, die sich von hier bis hinter die Stadt zogen, haben sprengen gesehen, wovon einer ein dicht verschleyertes Frauenzimmer, die sich in seinen Armen zu sträuben schien, vor sich auf dem Pferde gehalten hätte.

Engelberta war entführt. Von wem? Das wußte Niemand. Karls erster Verdacht

fiel auf seinen Vater. Er äußerte indeß nichts davon; aber nach einem dumpfen Schweigen fuhr er plötzlich in die Höhe, reichte Marozia die bebende Rechte und sagte: »Ich bringe Euch Engelberta oder doch Kunde von ihr, so wahr mir Gott hilft!« Er wandte sich um, und verließ schnell das Haus. Dann schwang er sich aufs Pferd, und ritt unter stetem Zurückdrängen der hervorbrechenden Thränen ins Lager. Je mehr er der Sache nachdachte, je weniger schien es wahrscheinlich, daß sein Vater hier die Hand im Spiele gehabt hätte. Hatte er doch längst um diese Liebe gewußt! Hätte er doch schon früher andere, weniger gewaltsame, unritterliche Maßregeln ergreifen können, wenn er so viel von Engelbertas Nähe fürchten zu müssen geglaubt hätte! Wenn aber sein Vater sie nicht hatte rauben lassen, so standen seine Gedanken vollends still, und er wußte nicht, was er denken sollte.

Angekommen im Lager, war sein erster Weg zu Pipin, und mit der Demuth eines Sohnes, aber mit dem Muthe eines Ritters, und der Angst eines liebenden Herzens fragte er ihn geradezu, ob er Engelberta rauben zu lassen für nothwendig befunden habe. Pipins Er-

ſtaunen, ſein ausbrechender Unwille, ja eine Regung von Mitleid mit dem Schickſal der unglücklichen Königstochter, die Karl mitten aus den finſtern Äußerungen ſeines Vaters hervorbrechen zu ſehen glaubte, entwaffnete ſchon jetzt den Verdacht, den er im Anfange noch gehegt hatte. Als er aber dem Vater geradezu die Rechte darhielt, ſagend: »Wenn ihr unſchuldig an dem Raube der Unglückſeligen ſeyd, ſo ſchlagt ein,« und Pipin ihm treuherzig die Hand ſchüttelte, da ſtürzte der Jüngling weinend zu des Vaters Füßen, und flehte um Verzeihung ſeines Argwohns und ſeiner kühnen Frage, und weinte am Herzen des Vaters, der liebend ſein trauerndes Kind umfaßte, und zu ſich hinauf zog.

Pipin gab ſelbſt die gemeſſenſten Befehle, dem Räuber der fränkiſchen Jungfrau auf die Spur zu kommen; denn ſo weit ſein Heer lagerte, ſo weit fränkiſche Wachen ſtanden, ſollte die Unſchuld ſicher, und weibliche Ehre geborgen ſeyn.

Drey ängſtliche Tage vergingen. Karl war überall. Kein Buſch, kein Haus blieb undurchſucht. Am vierten Morgen kamen einige Reiſige

mit der Nachricht zurück, daß sie Kunde von der Jungfrau geben zu können glaubten.

Ziemlich weit von Pavia, im Innersten eines dichten Gehölzes, lag eine Höhle, von Moos, Epheu und Sträuchen überwachsen, der Aufenthalt giftiger Schlangen und grauenhaften Nachtgeflügels aller Art, das den Wanderer, welcher sonst zu Mittagszeit in ihrer kühlen Dunkelheit Schutz vor den Strahlen der Sonne gesucht hatte, mit Gezisch und fürchterlichen Flügelschlägen zurückschreckte. Niemand nahte mehr dieser Grotte, ja seit Menschengedenken vermied jeder Reisende selbst den Umkreis derselben; denn ein grausiges Gefühl umfing und allerley gräßliches Wesen begegnete dem, der sich unvorsichtig nahte, und strafte den kühnen Vorwitz. Die Sage erzählte, daß im finstern Bauch der Höhle eine furchtbare Zauberinn ihr Wesen treibe, und aus dem Blute, den Locken ermordeter Kinder oder junger Leute, die sie auf irgend eine Art in ihre Gewalt zu bekommen wüßte, langsam tödtende Gifte, Liebestränke, oder andern furchtbaren und unauflöslichen Zauber bereite. Die mißhandelten Leichen, das vergossene Blut fanden sich zuweilen, aber die strafende Gerechtigkeit hatte es noch nie ge-

wagt, in das Innere dieſes von hölliſchen Mächten vertheidigten Aufenthalts zu dringen, und die Verbrecherinn, die daſelbſt hauſte, zur Strafe zu ziehen.

Unweit dieſer Höhle nun hatten Karls Reiſige den Leichnam einer in Nonnentracht gekleideten wunderſchönen Jungfrau gefunden. Ihr langes blondes Haar war auf einer Seite abgeſchnitten, in ihrem Buſen, gerade über dem Herzen, die Todeswunde, und ihre zarten Hände trugen Spuren von Feſſeln. Die Reiſigen brachten die Leiche, und Karl warf ſich in wildem Schmerz über ſie hin; denn es war Engelberta. Auch Pipin eilte mitleidsvoll herbey, und die Feldfürſten ſeines Heeres umſtanden in ehrfürchtiger Stille die Gruppe, und ehrten durch ihre Trauer den Schmerz ihres geliebten Herrn. Dann ward Engelberta's ſchöne Leiche aufgehoben, auf ein Prunkbett ihrer hohen Geburt gemäß, das brennende Kerzen und frommes Gebeth der Prieſter umgaben, gelegt, und am andern Tage in der Kirche des nächſten Kloſters feyerlich beſtattet.

Karl war in dumpfem Schmerz der Leiche gefolgt und nur mit Mühe konnte ſein Vater ihn bereden, die Gruft zu verlaſſen, in der ſein

Liebſtes auf der Welt, nun auf immer vor ſeinen Blicken verborgen, ruhte. Aber er war kaum im Lager angelangt, als ſich eine neue unbegreifliche Empfindung in ſeinem Herzen regte. Eine heftige Sehnſucht ergriff ihn und zog ihn nach den Mauern von Pavia. Dort — dort, meinte er, müſſe das Glück ſeines Lebens wohnen! Dorthin zog es ihn mit unausſprechlicher und ganz wunderbarer Macht!

Er verſtand ſich ſelbſt nicht, und wäre eine Täuſchung bey ſo klarem Augenſchein möglich geweſen, ſo würde er geglaubt haben, man habe ihn mit einem Gaukelſpiel geäfft, Engelberta lebe noch und ſey in Pavia, und dorthin ziehe ihn die Gewalt der Liebe. Zwey Tage vergingen ſo in räthſelhafter Spannung, der nur die Beſchäftigungen des Lagers, die Kämpfe und Gefahren der Belagerung und der Stürme einen Theil der peinlichen Wirkung benahmen, die ſie auf den Prinzen hatte. Aber am dritten Tage, als er in tiefen Gedanken über dieſe wunderbare Sehnſucht in ſeinem Zelte ſaß, ſieht er plötzlich etwas vor ſich auf dem Boden ſchimmern. Er hebt es auf. Es iſt das Gemählde eines ſehr ſchönen Frauenzimmers. Er betrachtet es näher, es iſt Floribel-

lens Bild, das er schon einmahl in Händen gehabt, und, wie er glaubte, der Eigenthümerinn zurück gestellt hatte. Auf einmahl fuhr es wie eine helle Flamme in seiner Seele empor. Es war klar in ihm, er verstand sich ganz. Das war der Gegenstand, wornach ihn seine unbegreifliche Sehnsucht zog, das der Inbegriff aller seiner Wünsche, das Ziel aller seiner Bestrebungen. Er liebte Floribellen, das Urbild des Conterfeys, das er in Händen hielt, und er mußte zu ihr, sie sehen, ihr seine Gluth gestehen oder sterben.

Als der erste Sturm des berauschten Gefühls vorüber war, stand er finster in sich versunken da, die Wandelbarkeit seines Herzens, seinen Verrath an dem Andenken der kaum erkalteten Liebsten bitter scheltend, und sich selbst mit den heftigsten Vorwürfen strafend. Ach Engelberta war ihm noch theuer, in die Sehnsucht nach der neuen Geliebten mischte sich wunderbar seine alte Liebe, und Floribelle und Engelberta schmolzen in seinem bethörten Sinn in ein unbegreifliches Eins!

Tief vor jedes Menschen Blick und Ohr verbarg er schaamroth und unwillig die Schmach seines flatterhaften Herzens. Niemand, niemand

sollte wissen, was in seiner Brust vorgegangen war, und wie schimpflich schnell die zärtlichste Liebe zu dem stillen Engel sich in eine verzehrende Gluth gegen ein Wesen verwandelt hatte, das ihm einst mehr als gleichgültig, das ihm widrig erschienen war. Er war sich selbst ein Räthsel und Abscheu, aber er konnte dem heißen Drange, der ihn zu Floribellen zog, nicht widerstehen.

Pavia ward indeß mit jedem Tage härter bedrängt, und Aistulph, der keine Hoffnung auf Hülfe oder Ersatz mehr hegen konnte, dessen Streiter sich mit jedem Kampf verminderten, während die Lebensmittel abnahmen, und Hunger und Seuchen zu herrschen begannen, entschloß sich endlich, in Pipins harte Bedingungen zu willigen, und Alles herauszugeben, was er dem heiligen Vater entzogen hatte. Für sich hatte der Frankenkönig nie etwas verlangt. So willigte er freudig in die Vorschläge der longobardischen Gesandten, der Vertrag wurde unterzeichnet, die Thore der Stadt öffneten sich, und Aistulph selbst, von der schönen Floribelle und vielen Großen seines Hofes begleitet, zog mit fürstlicher Pracht in das Fränkische Lager, um seinen Sieger zu bewillkommnen.

Karl erblickte den Gegenstand seiner Leidenschaft; er flog auf sie zu, er achtete nicht des Hofceremoniels, und Floribelle, die längst schon für den Sohn ihres Feindes geglüht hatte, ließ ihn in Blicken und Worten errathen, daß er keine Unempfindliche liebe.

Nun hatten sie Beyde erreicht, was sie so heftig zu verlangen schienen. Aber ganz anders gestaltete sich die Freude darüber in Floribellens und Karls Brust.

Wenn die Befriedigung lange genährter Wünsche Floribellen mit freudiger Ruhe, ja mit Stolz erfüllte, wenn sie am Ziele langen Strebens nun mit dem Gefühle, ja mit dem Übermuth der Sicherheit ruhte, so trieb eine peinliche Unruhe ihren unglücklichen Liebhaber umher. Eine unbegreifliche Sehnsucht zog ihn zu Floribellen, wenn er sie nicht sah; eine viel begreiflichere Gleichgültigkeit, ja eine Art von Widerwillen schreckte ihn in ihrer Gegenwart von jeder vertrauteren Annäherung, jeder Herzensergießung zurück. Es war kein süßes Zusammenklingen verwandter Seelen, es war kein weiches Hinneigen zu dem liebevollen vertrauten Herzen, kein zartes Verstehen der tiefsten leisesten Regungen ohne Worte, wie bey

Engelberta. Eine verzehrende Gluth loderte im Innersten, sprach sich in trunkenen Blicken aus, hielt ihn unentfliehbar in der Nähe des heiß umfaßten Gegenstandes, und keine Befriedigung folgte diesem Verlangen, kein Blick, kein Ton, keine Äußerung des geliebten, eben so glühend liebenden Wesens entsprach dem, was der andere Theil erwartet hatte. Karl fühlte das mit peinlichem Widerwillen gegen sich selbst. Reue über seine Wandelbarkeit, und ein dunkles geheimes Gefühl, das unterdrückt und verborgen ihn mit wehmüthiger Gewalt an das Andenken der verstorbenen Geliebten zog, theilten seine Seele in eben so viel widerstreitende Mächte, die sich unter einander bekriegten.

Floribelle, triumphirend, den stolzen Gegner endlich besiegt und in ihren Fesseln zu halten, suchte es nun durch ihren Vater so weit zu bringen, daß ein feyerliches Eheband den Geliebten unauflöslich vor der ganzen Welt an sie kette, und ihr mit seiner Hand die Krone der Fränkischen Königinnen sichere. Aber hiervon wollte Pipin, den die schnell geänderte Gesinnung seines Sohnes auf das höchste aufbrachte, nichts wissen. Aistulph und seine Tochter, das Betragen des Longobardischen Hofes während

der ganzen Zeit, die Sitten der Wälschen überhaupt widersagten seinem Innersten, und was er vorher aus Ehrfurcht für den heiligen Stuhl nicht angenommen, schlug er nun aus eigenem Widerwillen aus. Ja er brach bald darauf mit dem Heere von Pavia auf, und hoffte eine Neigung, die so schnell und unvorbereitet entstanden war, würde nun auch wohl eben so schnell durch Zeit und Entfernung verschwinden. Aber er hatte nicht auf die Art dieser Liebe und den Scharfsinn der Verliebten gerechnet. Karl fühlte, ja er wußte bestimmt, daß er ohne Floribellen nicht leben könne, und sie hatte nichts weniger als den Gedanken aufgegeben, einst noch das Ziel ihrer Wünsche, Karls Hand und Krone zu erhalten.

So unterrichtete sie den in derley Künsten neuen Jüngling. Ohne Widerrede folgte er dem Vater und dem Heere. Keine Klage schien die Trennung zu bedauern; aber am Ende des dritten Tages fand sich ein niedlicher Mohrenknabe zu den Troßbuben des Heeres. Seine Artigkeit, sein geschicktes Wesen empfahlen ihn bald überall. Karl hörte davon, und nahm ihn sogleich in seine Dienste. Floribelle folgte dem Geliebten in dieser Verkleidung bis nach Deutschland,

und wußte durch tausend Künste und Ränke den Argwohn Pipins und die Aufmerksamkeit des übrigen Hofgesindes zu täuschen. Als sie in Aachen angelangt waren, brachte sie Karl in das Haus einer ihm ergebenen Edelfrau. Dort legte sie die Kleider wieder an, die ihrem Geschlecht und Stand gebührten, und der seltsame Liebesbund dauerte eine Weile fort, wie er vor Pavia begonnen hatte.

Aber nicht lange erfreute sich Floribelle hier des mühsam errungenen Vortheils. Sie fing an zu erkranken, sie welkte sichtbar hin, ohne daß irgend Jemand eine eigentliche Ursache dieser Krankheit aufzufinden im Stande war. Karl in höchster Verzweiflung schrieb sie den Beschwerlichkeiten der Reise und dem ungewohnten rauhen Klima zu, das verderblich auf die weiche Südnatur wirkte. All sein Schmerz, alle Hülfsmittel, die er anwenden ließ, alle Pflege und zärtliche Sorgfalt waren indeß nicht vermögend, den unaufhaltsam dahin fließenden Strom dieses Lebens zu hemmen. Die Klagen der unglücklichen Floribelle, die sich in der Blüthe der Jugend und Schönheit dahin sterben sah, ihre frevelnden Gesinnungen, ihre gewaltsame Spannung, die zwischen unchristli-

cher Verzweiflung und wildem Trotze gegen den Schöpfer wechſelte, ſtießen den frommen Karl eben ſo heftig von ihr ab, als eine unerklärliche Neigung ihn auf der andern Seite an die verblühte, faſt reizloſe Geliebte feſt hielt. Endlich erbarmte ſich der Tod ſeiner Qual und ihrer Leiden. Floribelle ſtarb, aber ſelbſt ihr Erbleichen löſ'te nicht das Band dieſer mächtigen Liebe. Karl blieb mit eben dem Eigenſinn an die entſeelte Hülle gefeſſelt, mit welchem er vorher die Lebende umfaßt hatte. Er ließ die Leiche mit den köſtlichſten Spezereyen einbalſamiren, mit königlichem Schmucke zieren, und ſaß Tag und Nacht an dem offenen Sarge. Er wollte nicht dulden, daß man ſie beerdige, und ließ ſich durch kein Zureden, ſelbſt nicht durch den ſtrengen Befehl ſeines Vaters, der endlich von der raſenden Leidenſchaft und dem thörichten Beginnen ſeines Sohnes war unterrichtet worden, von der Leiche trennen. Pipin erſchien nun ſelbſt in dem Zimmer, worin die vergötterte Geliebte auf prächtigen Decken, von der ſinnreichen Liebe aufs koſtbarſte geſchmückt, lag, und er fuhr entſetzt vor der Geſtalt zurück, an der bereits der Tod ſeine zerſtörende Gewalt zu äußern anfing. Alle Anweſenden fühlten dasſelbe

Grauen wie er, nur der verblendete Sohn schien nichts davon gewahr zu werden, und diesen Gegenstand des Entsetzens mit eben der Liebe zu betrachten, wie einst die blühende Schönheit. Da trat der Erzbischof von Cölln, ein frommer Mann, den, in Gottesfurcht und Heiligkeit wandelnd, die Täuschungen der Welt und der Hölle nicht blenden konnten, zur Leiche hin, und sprach, nachdem er sie lange betrachtet hatte: »Es will mich bedünken, als läge hier etwas Widernatürliches zum Grunde. Mit Gottes Hülfe wird es sich aufklären.« Er verließ hierauf mit allen Übrigen das Gemach, und verharrte die folgende Nacht vor seinem Bethschemmel in andächtigem anhaltenden Gebethe zu Gott um Erleuchtung.

Als er gegen Morgen seine Schlafstelle und die Ruhe suchte, senkte sich ein wunderbarer aber heller Traum auf ihn nieder. Er sah sich im Schlunde einer tiefen dunklen Höhle, die nur durch den Schein eines Feuers erleuchtet wurde, über welchem ein Kessel schwebte, während ein furchtbares Zauberweib, Sprüche murmelnd, um denselben herschritt. Am Boden, nicht weit davon, lag eine todte, ermordete Jungfrau, weiß und bleich, lieblich und sittig,

wie eine geknickte Lilie; aus ihren blonden Locken, und aus dem Blute ihres Herzens, das die Zauberinn auffing, bereitete sie einen gräßlichen Zauber in dem Kessel über der Flamme. Dichte Rauchwolken wallten empor, umhüllten die Zauberinn, die Leiche, das ganze Bild. Sie zerflossen nach und nach. Eine königliche, wunderschöne Frau, die er alsobald für Aistulphs Tochter erkannte, stand vor dem Zauberweibe, und empfing von ihr einen breiten goldenen Ring, den sie ansteckte, und der ihren linken Arm nahe am Herzen umspannte.

Hier erwachte der fromme Bischof; aber er hatte genug gesehn, und dankte Gott inbrünstig für die Erleuchtung. Dann begab er sich in das Haus, wo die Todte lag, erhielt es durch sein Ansehn von dem liebeverlornen Prinzen, daß er ihn auf einige Augenblicke allein bey der Leiche ließ, suchte an ihrem reichbekleideten Arm das Armband, zog es ab, und verließ das Gemach. Karl betrat es sogleich wieder, aber er starrte vor Entsetzen zurück, als er die Leiche erblickte. Schaft mir den gräßlichen Anblick weg! rief er: Beerdigt dieses Bild der Zerstörung!

Man gehorchte schnell und freudig. Karl hohlte tief auf Athem, sah um sich her, wie ein

aus schwerem Schlummer Erwachender, und Thränen um Engelberta, und Klagen um ihren Tod waren der erste Laut seines sich wiederfindenden Herzens. Der ganze Zeitraum zwischen ihrem Verlust und diesem Augenblick schien in Vergessenheit versunken. Floribelle, seine rasende Leidenschaft für sie, Alles, was von Pavia an bis hier in Aachen mit ihm vorgefallen war, schwebte ihm nur wie Bilder eines ängstigenden Traumes vor.

Aber der fromme Bischof, als er merkte, wie der junge Prinz ihm (seit er das magische Armband bey sich trug) mit unerhörter Liebe und Anhänglichkeit überall folgte, warf, um sich jedes teuflischen Verkehrs zu entledigen, den Armring in einen Teich nicht weit von Aachen.

Sein Ufer wurde von nun an Karls liebster Aufenthalt. Aus seinen stillen Wogen schien ihm oft das Bild der verklärten Geliebten empor zu steigen. Hier ruhte er am liebsten von seinen schweren Sorgen und Regierungsgeschäften aus, und ergötzte sich an den Erinnerungen seiner ersten Liebe. Hier endlich umschwebte ihn Engelbertas sanftes Andenken, und flüsterte ihm mit Engelsmilde Schonung und Erbarmen für Emma und Eginhard ein, indem sie ihn mit

holdem Liebesblick auf die Zeiten erinnerte, wo ja auch er aus Liebe gefehlt hatte, und einem verehrten Vater ungehorsam gewesen war.

Dieß ist die wahre Ursache von Karl des Großen vorzüglicher Neigung zu der altberühmten Städt. Der Zauber einer ersten, unglücklichen Liebe war es, der den fürstlichen Helden so mächtig an diese Gegend band, ihn, so lange er lebte, mit stiller Sehnsucht dahin zog, und ihn endlich nach dem Tode eine geliebte Ruhestätte dort finden ließ, wo in der Nähe die wunderbar aufbewahrten Reste der ersten Geliebten tief im Schooße der Fluth ruheten.

Neue Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Leipzig, 1818.

In Commission

bey August Liebeskind.

ALB. WAGNER
HEIDELBERG

I.

Das Ideal.

Eine Erzählung

über

10 [redacted] aufgegebene Worte gedichtet:

Sternschnuppe, Werner, Zunder, Rio-Janeiro, Dampfmaschine, Brautkranz, Narrenhaus, Strickbeutel, Purpur, Trotzkopf.

[illegible]

[illegible]!!

Sternschnuppe.

Mitten im einsamen Gebirg, wohin nur selten Neugierde oder Geschäfte einen Reisenden führen, lebten die Freyherren von Wiltek auf ihrem Stammschloß, einer alten Ritterburg, die noch in dem fünfzehnten Jahrhunderte gebaut, und seitdem von einer rechtlichen aber nicht sehr begüterten Familie bewohnt, im Äußern und Innern das Gepräge der guten alten Zeit bewahrt hatte. Neuerungssucht und Modezwang waren von diesen alterthümlichen Mauern wie von den Gemüthern der Bewohner fern geblieben. Der Vater vererbte dem Sohn das kleine Besitzthum, der Sohn bewahrte und bewirthschaftete es wie sein Vater und Grosvater, hielt gute Nachbarschaft mit dem umliegenden Adel, war seinen Unterthanen ein gütiger Herr, und kam übrigens höchst selten in die Residenz, wo er in seiner vergnügten Unabhängigkeit nichts zu suchen, und in seiner beschränkten Lage keine glänzende Figur zu spielen hatte.

So war ein Geschlecht der Wilteke nach dem andern hin in die Ruhe der Familiengruft gegangen, und jetzt bestand die ganze Familie noch aus einem Älternpaare und ihrem Sohn, einem hochgewachsenen stolzen gutmüthigen Jüngling, der seine Erziehung dem Beyspiel der Ältern und dem Unterricht eines frommen und gelehrten Geistlichen verdankte, welcher seit dreyßig Jahren auf dem Schloß lebte, das Amt eines Käplans und Mentors verwaltete, und durch Liebe zur Stille, Rechtlichkeit und Ordnung sich an diesen Aufenthält, und dann durch innige Neigung an den jungen Victor gezogen fühlte, der seiner Aufsicht übergeben war.

Victor wuchs fröhlich und muthig heran. Der Vater nahm ihn mit in die Forsten und zu seinen Arbeitsleuten auf die Felder, der Abbé unterrichtete ihn in der Religion, im Lateinischen und Griechischen, die Mutter las mit ihm Franzöſisch, und ein alter Reitknecht ließ ihn sich auf den Pferden seines Vaters tummeln. So abgeschieden von der Welt und sie doch nicht vermissend, im wiederkehrenden Kreise unschuldiger Beschäftigung, hatte der Jüngling sein zwanzigstes Jahr erreicht, sein Herz hatte sich noch nicht in der stillen Brust bewegt, und

wenn ſein Vater zuweilen von der künftigen Wahl einer ſtandesmäſsigen Gattinn ſprach, dachte Victor dabey ſich gar kein anderes Verhältniß als das freundſchaftlich ruhige und etwas heimliche Beyſammenleben ſeiner Ältern, und einiger ihnen ähnlicher Nachbarn.

Aber das Herz behauptet ſeine Rechte, und früh oder ſpät erwacht das Gefühl, das nun einmahl in jedes Menſchen Bruſt für einige Zeit die Herrſchaft führen muß. Eine dunkle unbeſtimmte Sehnſucht bemächtigte ſich des Jünglings. Er fing an, die Geſellſchaft ſeiner Ältern, ſeines Lehrers, am meiſten die jedes Fremden zu vermeiden, er ſuchte die einſamſten Plätze im Walde auf, je düſtrer der Ort war, je mehr fühlte er ſich zu ihm hingezogen, und er wurde oft vom Vater geſcholten, wenn er, zu den Arbeitern im Felde, oder dem Förſter oben auf dem Berge geſandt, über die Gebühr lang ausblieb, und nun von dem nachforſchenden Vater am Fuß einer Eiche im Graſe liegend, oder am Felſenabhang unbeweglich in die ſtürzenden Wellen des Waſſerfalls ſtarrend, angetroffen wurde.

Nach und nach fing das Gefühl an, ſich deutlicher auszuſprechen. Der Abbé las den Plato mit ihm, und helle Funken fielen in des Jüng-

lings Seele, und hohe Ansichten eröffneten sich vor seinem Blick. Er wünschte, er sehnte sich nach einem Herzen, das ihn verstände, das die ergänzende Hälfte seines unvollständigen Wesens wäre, nach einem Freunde, wie ihn die Griechischen Jünglinge gehabt, wie ihre Geschichte und Fabel der Heldenpaare viele aufweist.

Da blieb er oft in sternhellen Nächten lange nach Mitternacht auf einem weit umschauenden Hügel. Sein Geist verlor sich in den Tiefen des gestirnten Himmels, sein Auge suchte den Punct, auf dem das Wesen weilen mochte, das er nicht kannte, das er aber innig begriff und liebte. Er flehte zu Gott, ihm diesen Freund zuzuführen, oder ihn zu demselben zu leiten. Da lösete in dem Augenblicke sich eine helle Sternschnuppe in der Gegend des Abendsterns, dem Sterne der Liebe los, fuhr in gerader Richtung nach Nordost und verlosch dort.

Dort ist er! Dort ist er! rief Victor heftig, sprang auf, und sah sich um. Weit, weit von ihm, aber gerade dort, wo der leuchtende Funken niedergefahren war, lag, das wußte er, die Hauptstadt, und dort mußte er den Freund finden, nach dem sein Herz mit allen Kräften strebte.

Werner.

Wenige Tage nach diesem Vorfall kam Besuch nach Wiltek. Es war eine weitläufige Anverwandte des Hauses, die zum ersten Mahle in ihrem Leben wegen Familiengeschäften das einsame Schloß ihrer fast vergeßnen Stammgenossen besuchen mußte. Frau von Grünhelm wurde mit vieler Förmlichkeit empfangen und behandelt, aber durch alle diese steifen Formen, die der Frau von Welt zuweilen ein kleines Lächeln abnöthigten, blickte so viel Rechtlichkeit, und als man sich erst näher gekommen war, so viele Herzlichkeit durch, daß sie dieser ehrwürdigen Familie ihre innige Achtung nicht versagen konnte, und diese Menschen, die in der großen Welt wohl nur Spott und Lachen erregt haben würden, manchen der glänzendsten Bekanntschaften in jenen Kreisen vorzog.

Sie hatte ihre Tochter mit sich, ein junges, blasses Mädchen, das erst von einer schweren Krankheit genesen sich in der Gebirgsluft erhohlen sollte. Luise war nicht häßlich, aber auch nicht hübsch, eine schlanke Gestalt mit hellblondem reichem Haar, und stillblickenden blauen Augen, ohne Ansprüche, und, wie es schien, auch

ohne Recht dazu. Sie sprach wenig, sie forderte wenig, sie beschäftigte wenig. So ging man achtlos an ihr vorüber, und auch auf sie schienen die neuen Umgebungen nur einen geringen Eindruck zu machen. Desto angenehmer war die ganze Familie Wiltek von ihrer Mutter angesprochen. Ein feines und doch herzliches Benehmen, ein lebhafter gebildeter Geist, und eine Gestalt, die trotz ihrer vorgerückten Jahre durch Anstand und kluge Wahl des Anzugs noch gefallen konnte, machten sie schon in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes Allen angenehm; aber nun wußte sie voll Sachkenntniß mit dem alten Herrn über seine Landwirthschaft, und mit der Frau von der Französischen Litteratur aus dem Jahrhundert des Vierzehnten Ludwigs zu sprechen, sie kannte die meisten Classiker, die der Abbé studiert hatte, und sprach mit Bescheidenheit davon: So gewann sie bald Aller Herzen, und ihre Tochter ward ganz neben ihr übersehn.

Aber die Erscheinung dieser Frau sollte noch bestimmter Epoche in dem stillen Leben dieser Familie machen. Sie hatte zu ihrer Unterhaltung mehrere Bücher mitgebracht, unter welchen sich Werners früheste Meisterstücke, und ein Paar Bände von Wilhelm Meisters Lehrjahren be-

fanden, alle, ganz neue Erscheinungen in dieser einsamen Gegend, obgleich sie schon seit Jahren die Lust und Bewunderung der Welt machten. Victor fand sie zufällig, blätterte darin, fühlte sich zauberisch angezogen, und ersuchte Frau von Grünhelm um die Erlaubniß diese Bücher zu lesen, die ihm ganz unbekannt waren. Sie bewilligte es mit Freuden, und Victor verschlang nun den neuen Schatz, der ihm Ansichten und Aussichten in eine Welt eröffnete, von der er vorhin auch keine Ahndung gehabt hatte.

Ganz wunderbar fühlte er sich aber bewegt, als er in einigen von Werners Schauspielen die Vorstellung des Verfassers von dem lange und verborgen in der Brust getragenen Urbild fand, das uns dann ein himmlischer Augenblick in der Wirklichkeit zeigt, und von dem wir uns für die ganze Ewigkeit festgebunden fühlen. Das war es! Das hatte er schon längst nur verworren und dunkel geahnet! Es war die Stimme seines Schicksals, die sich jetzt auf einmahl deutlich aussprach, und er war überzeugt, daß es ihm gerade so gehen werde und müsse.

Zugleich aber auch erkannte er, daß er bisher im Irrthum gewesen, wenn er seine fehlende Hälfte unter dem gleichen Geschlechte gesucht.

Nur ein Weib in aller ihrer Milde und Zartheit konnte ihm geben was ihm fehlte, nur Mann und Weib ſtellten die Menſchheit im Begriffe dar, und ein Mädchen war es, was er ſuchen mußte. Von allen den weiblichen Weſen, die ihm aber die neuen Bücher ſchilderten, zog ihn keines ſo zauberhaft an, als die dunkle, ernſte Geſtalt der armen Mignon, und er war eben ſo gewiß als von dem erſten Satze auch davon überzeugt, daß ſein Urbild ſich in einer ſolchen ſüdlichen glühenden düſtern Natur finden müßte.

Zunder.

So war nun der Funke in den Zunder gefallen, und des Jünglings Plan bildete ſich mit Wärme und Haſt aus. Nach Nordoſten, wo die Reſidenz lag, hatte die Sternſchnuppe, jener Bothe des Himmels, hingewieſen, und was war wahrſcheinlicher, als dort in dem Sammelplatze vieler Menſchen aus allerley Ländern, von allerley Ständen das zu finden, was in der Einſamkeit ſeiner Berge ihm nur ein Wunder zuführen konnte? Als daher einſt Abends im traulichen Familienkreiſe die Rede auf die Hauptſtadt, und auf den Einfluß kam, den das geſellige Leben, und das Abreiben des eignen im Conflict vieler

fremden Charactere, auf junge Leute habe, schlug Frau von Grünhelm ihren Verwandten vor, Victorn doch auch ein Mahl für ein Jahr oder zwey nach der Residenz zu schicken, weil sie jene Einwirkung für sehr günstig eben auf einen jungen Mann von Victors Stand und Character halte. In Victors Augen glänzte überraschte Freude und hoher Purpur bedeckte sein Gesicht, als er seinen stillen Wunsch laut aussprechen hörte. Auch Luise erröthete leicht, und ein leiser Seufzer entschlüpfte ihrem Mund. Frau von Wiltek schien den Vorschlag mit Vergnügen zu hören, der alte Herr aber schüttelte mißmuthig das Haupt, und der Abbé sagte: Darüber sollte man nachdenken, es läßt sich Manches dafür und dawider sagen.

Es wurde vor der Hand nicht weiter von der Sache gesprochen, aber Jedes bildete im Geheim den Gedanken nach seiner Ansicht aus, die Baroninn hielt Conferenzen mit dem Abbé, auf den sie viel Vertrauen hatte, Victor zeigte der Mutter unverhohlen die ganze Heftigkeit seines Wunsches, der alte Herr wurde gestimmt, überredet, und als nach ein Paar Tagen die Frau von Grünhelm zum Schmerz der ganzen Familie die Nähe ihrer Abreise verkündigte, und

leichthin jenes Vorschlages wegen Victor erwähnte, fand sie die Gemüther viel empfänglicher als das erstemahl. Es wurde ernstlich darüber gesprochen, Plane entworfen, Maßregeln genommen, und Frau von Grünhelm both mit freundlicher Bereitwilligkeit ein Paar Zimmer ihres eigenen Hauses an, wenn Victor auf den Winter mit dem Abbé nach der Stadt ziehn und bey ihr wohnen wollte.

In diesem Augenblicke verließ Luise schnell das Zimmer, und ihre Mutter, die sie erbleichen zu sehen glaubte, eilte ihr nach. Ein Paar Stunden darauf, als die Familie sich zum Abendkaffeh versammelte, erschien Frau von Grünhelm allein, und sagte, daß ihre Tochter sich durchaus nicht wohl befinde, daß sie schon vorher ein starker Schwindel genöthigt habe, das Zimmer zu verlassen, und daß sie ihre Abreise beschleunigen müsse, um die Kranke je eher je besser in die Nähe ihres Arztes zu bringen.

Man hörte diese neue Nachricht mit vielem Unmuthe. Alles hatte sich an die liebgewordenen Fremden gewohnt, und drey Wochen freundschaftlichen Beysammenseyns waren schnell und vergnügt vergangen. Indessen war nichts gegen die Gründe der Frau von Grünhelm einzu-

wenden, und so reiſete ſie denn mit ihrer Tochter, die ſich am andern Tage beſſer befand, von Allen geſegnet und vermiſst, ab.

Ihre Abreiſe ließ eine Leere in Schloß Wiltek zurück, von der ſeine Bewohner in ihrem vorigen ſtillen Leben keine Vorſtellung gehabt hatten, und die bloß durch die Zubereitungen für Victors nun feſtgeſtellte Reiſe einigermaſſen minder drückend wurde. Natürlicherweiſe woren die Abgereiſeten oft der Gegenſtand der Geſpräche im Familienkreiſe, und Jedes äußerte ſein Wohlgefallen an ihnen nach ſeinen Anſichten. Doch kamen ſie Alle im Lobe der Mutter und in der Meinung überein, daß ihre Tochter wohl nicht mit ihr zu vergleichen ſey. Das meine ich doch nicht, ſagte der Abbé, der bisher meiſt geſchwiegen hatte: Fräulein Luiſe iſt wohl nicht ſo ſchön, und nicht ſo lebhaft wie ihre Mutter, aber ich bin verſichert, daß es ihr weder an Verſtand noch an Bildung des Herzens fehlt. Es ſteht ſchon von einer ſolchen Mutter, wie Frau von Grünheim iſt, nicht zu vermuthen, daß ſie irgend etwas an der Erziehung ihrer Tochter verſäumt haben werde.

Das eben nicht, fiel Victor ein, aber mir

scheint, daß Luisens Fähigkeiten so unbedeutend sind —

Verzeihen Sie, lieber Victor, wenn ich Ihnen sage, daß Sie hier sehr übereilt urtheilen. Ich habe oft und mehr als Sie Alle mit dem Fräulein gesprochen. Sie hat sehr viel Verstand, viele Bildung, und einen gediegnen Character. Aber sie ist noch kränklich und scheint überhaupt von einer reizbaren Empfindlichkeit zu seyn, die sie jede Berührung mit fremden Personen, gleichsam aus Furcht vor Verletzung, vermeiden heißt.

Sie können Recht haben, antwortete Victor, aber ich finde sie ein kaltes seelenloses Geschöpf.

Auch hierin möchte ich Ihnen widersprechen, erwiederte der Abbé. Fräulein Luise hat ein weiches Herz, und in der kurzen Zeit ihres Hierseyns: In Geheim manche wohlthätige Handlung ausgeübt.

Es ist wahr, sagte die Baroninn, daß die Mutter sie nicht bloß mit Liebe, sondern mit Achtung, mehr wie eine Freundinn, als wie eine Tochter behandelt, und das spricht sehr für Luisen.

Das kann seyn, schloß Victor, und stand auf: So betrügt denn der Schein, und wir wer-

den das Wunderwesen auf den Winter kennen lernen.

Rio Janeiro.

Die Paar Monathe bis zum Winter, wo Victor, vom Abbé begleitet, in die Residenz ziehen sollte, vergingen still und ohne merkwürdigen Vorfall, außer daß ein Brief von Frau von Grünhelm kam, worin sie der Familie mit vielen Entschuldigungen zu wissen machte, daß es ihr nicht möglich sey, ihrem Versprechen nachzukommen und Victor eine Wohnung in ihrem eignen Hause zu geben, weil in Rücksicht der Miethpartheyen während ihrer Abwesenheit einige Veränderungen vorgefallen seyen; doch habe sie bereits Anstalt getroffen, ihren unfreywilligen Fehler gut zu machen, und ein anständiges Quartier in ihrer Nachbarschaft würde, bis Victor in die Stadt zu kommen dächte, für ihn bereit seyn. Man ließ sich auf Wiltek diese Abänderung, die man für sehr zufällig hielt, gefallen, und Victor sah nun mit Sehnsucht und gespannter Erwartung dem Tage entgegen, der ihn in eine neue, ihm wunderbar verschwebende Welt, und, woran er gar nicht zweifeln konnte, zu dem Gegenstand seiner Wünsche,

dem Mädchen seiner Träume, das er sich in Mignons Gestalt dachte, bringen würde.

Der Tag brach endlich an. Unter Thränen und Segenswünschen schied Victor von seinen Ältern, der Abbé von seinen theuren Freunden, und Beyde gelangten ohne weitere Abentheuer in die Residenz, die denn mit ihren hohen Häusern, ihren engen von Menschen wimmelnden Straßen, ihren lärmenden Arbeitern, rasselnden Wägen, und ewig wechselnden bunten Scenen auf Victor, wie auf jeden Neuling, erst betäubend und widrig, dann höchst anziehend wirkte. Frau von Grünhelm empfing die Ankommenden freundschaftlich, sie waren viel in ihrem Hause, und Victor ward durch sie in den besten Gesellschaften eingeführt, in welchen ungeachtet seiner Neuheit, eine glückliche Figur, ein natürlicher Anstand, und sein Stolz, der ihm Sicherheit des Benehmens gab, ihm über die Unbeholfenheit des Landjunkers glücklich hinüberhalfen.

Luise war wenig zu sehen. Ihre noch nicht ganz hergestellte Gesundheit gab ihr eine gerechte Entschuldigung. Nur der Abbé besuchte sie fleißig, und erzählte seinem Zögling viel Gutes von ihr, so daß dieser auf das Wort seines Men-

tors hin ihr mit großer Achtung begegnete. Luise schien dieß freundlich zu erkennen, sie wurde weniger schüchtern und zurückhaltend, und Victor mußte gestehn, daß er sich wirklich in ihr geirrt, und das blasse stille Wesen viel mehr Gehalt habe, als er ihr anfangs zugetraut. Indessen war sie blond, schlank und wohl schon achtzehn Jahre, und er fühlte nicht das Geringste von jener wunderbaren Sympathie, die ihn, seinem Systeme gemäß, beym ersten Anblick seiner mangelnden Hälfte hätte ergreifen und auf ewig fesseln müssen.

Der Carneval kam, und in einigen Tagen sollte große Assemblee und Thee dansant beym Spanischen Bothschafter seyn. Frau von Grünhelm schlug ihrem Vetter vor, sie zu begleiten. Er nahm es gern an, und es wurde den Tag zuvor schon im Abendzirkel der Frau von Grünhelm von diesem Hause und einer neuen interessanten Erscheinung in demselben gesprochen. Das war eine Nichte der Bothschafterinn, die in Rio-Janeiro geboren, nach dem Tod ihrer Ältern ihrer Tante übergeben, und mit dieser vor wenigen Tagen angekommen war. Einige fanden sie sehr reizend und höchst interessant, indeß Andere sie kaum für hübsch gelten lassen

wollten, und besonders die Frauen sie für sehr ungezogen erklärten. Am Tage der Assemblee trat Victor mit seiner Tante ein, welche ihn der Bothschafterinn vorstellte, und seine Blicke blieben starr an einer Gestalt hangen, die hinter der Frau vom Hause stand, und ihm in ihrer südlichen Farbe, den großen dunkel glühenden Augen, und einem sonderbaren, doch nicht unvortheilhaften Anzug das Bild der düstern Mignon, seine Ahndung, seinen Wunsch und die Weisung der Sternschnuppe darstellte.

Auch sie heftete ihre Augen auf den fremden jungen Mann, und ein sichtliches Wohlgefallen spiegelte sich in ihnen. Der große, blühende Jüngling in seiner stolzen Haltung schien ihr einen angenehmen Eindruck gemacht zu haben. Ohne sich um das Urtheil der Gesellschaft zu kümmern, ließ sie ihre Blicke ihm ungezwungen folgen, und lächelte freundlich, wenn die seinigen ihr begegneten, und er sie erröthend zu Boden schlug.

Nun sonderten sich die verworrenen Massen, die ältere Welt reihete sich an die Spieltische, die jüngere strömte in einen anstossenden Saal, wo nach dem Thee getanzt wurde. Drey junge Männer aus den ersten Häusern näherten sich

dem Fräulein vom Hause, jener südlichen Schönheit, um sie zum Tanz aufzufordern. Sie sah sie zweifelnd an, ihr Auge suchte Victor. In demselben Momente trat er von der Seite hinzu, um ebenfalls sein Glück zu versuchen. Sie erröthete heftig, ihr Auge strahlte, sie legte ihre Hand in seine, wandte den drey Herren ohne Entschuldigung den Rücken und flog mit Victor die Reihen hinab. Wer war glücklicher als er!

Den ganzen Abend wich er, so viel es der Anstand erlaubte, nicht mehr von ihrer Seite. Ihre Gestalt, ihre Lebhaftigkeit, ihr Geplauder, selbst das den gewöhnlichen Formen Zuwiderlaufende ihres Benehmens zogen ihn zauberisch an. Er hatte gefunden, was er suchte. Das war Mignon, das die Hälfte, die ihm fehlte, dieß glühende, hingebende, dunkle Wesen, das allein ihn glücklich machen konnte.

Ganz trunken von den neuen Gefühlen kam er nach Hause, und erzählte dem Abbé so viel von dem seltsamen Mädchen von Rio-Janeiro, daß dieser leicht bemerken konnte, was in seines Zöglings Seele vorgegangen war. Ganz willkommen schien ihm diese Entdeckung nicht zu seyn, doch hielt er an sich, und nahm sich vor, genau zu beobachten.

Victor suchte alle Gelegenheiten auf, das Mädchen von Rio-Janeiro zu sehen. Er hatte leicht ihren Geschlechts- und Vornahmen erfahren. Sie hieß Donna Anna de Alava. Doch jene Benennung klang unbestimmter, geheimnißvoller, und so behielt sie Victor gern bey. Auch Donna Anna vermied keine Veranlassung, wo ihr der schöne junge Mann begegnen konnte, sie behandelte ihn ungemein freundlich, doch nach ihrer Art, das heißt, in jähen Absprüngen, mit Laune, schnellem Wechsel des Betragens, tausend bald kindischen, bald kühnen Einfällen, und bezauberte ihn gerade dadurch am meisten. Daß Victor bis über die Ohren in sie verliebt war, entging ihrem Scharfblick nicht, und sie freute sich im Stillen dieser Eroberung, obwohl sie manchmahl that, als sey ihr auch nicht das Mindeste an ihm gelegen.

So hatte sich nun freylich Mignon nicht gegen ihren Geliebten betragen, aber das bemerkte Victor nicht. War doch das Mädchen von Rio-Janeiro eben so dunkelfarbig, eben so seltsam, eben so glühend wie jene. So dauerte sein süßer Rausch eine Weile fort, man fing schon an davon zu sprechen, daß der Baron von Wiltek den kleinen Amerikanischen Wildfang, wie Manche

das Mädchen von Rio-Janeiro nannten, heirathen werde, und die Bothschafterinn zog Erkundigungen über seine Familie und sein Vermögen ein.

Die Dampfmaschine.

So war der Winter unvermerkt herumgekommen. Schon schmelz der Schnee von den Höhen um die Hauptstadt her, die Eisdecke des Stromes zerbarst, das Eis floß hinweg, und an einem der schönen Februar-Tage kündigte ein reisender Künstler an, daß er an dem und dem Tage mittelst eines Schiffes, das von einer Dampfmaschine getrieben sey, nicht allein ohne Ruder über, sondern auch gegen den jetzt sehr heftigen Strom fahren würde.

Alles war begierig auf diese Erscheinung, und am bestimmten Tage strömte die ganze Stadt der schönen Aue zu, in welcher der Versuch gemacht werden sollte. Kutschen folgten an Kutschen, Züge von Neugierigen bildeten von den Thoren bis weit an den Strom hinunter eine bunte Kette. Auch Frau von Grünhelm war mit ihrer Tochter hinausgefahren, diese neue Product des schaffenden menschlichen Geistes zu betrachten. Victor wandelte zu Fuß mit

dem Abbé hin, und so eben rollte die Equipage der Bothschafterinn an ihnen vorbey, und das Mädchen von Rio-Janeiro warf Victor einen fröhlichen Gruß zu.

Die Menge reihte sich ans Ufer hin, die Fahrt begann auf dem zierlich geputzten Schiffe unter dem fröhlichen Schall türkischer Musik. Das Boot landete unter Jubelgeschrey am andern Ufer, und kam von da wieder eben so wohlbehalten und schnell zurück.

Ach! Ich hätte wohl Lust so hin und her zu schweben. Ginge das nicht an? sagte Donna Anna, indem sie sich fragend an ihre Tante wendete.

Welch ein Einfall! fiel diese streng ein: Schickt sich das für eine Dame?

Die Nichte begriff nicht, was daran unschickliches seyn könnte; indeß machte einer der Umstehenden sie auf die Gefahr aufmerksam, der solche Böte ausgesetzt wären, wenn die Maschinen nicht ganz vorzüglich, und folglich der Möglichkeit des Zerspringens unterworfen wären. Man sprach darüber. Donna Anna meinte, ein Mann, so ein recht entschlossener, könnte es doch darauf hinwagen. Sie blickte umher, es befanden sich in ihrem Gefolge mehrere

junge Männer, die gewöhnlich ihren Hof ausmachten, und unter ihnen Victor. Ihre Eitelkeit schwoll. Wer hätte wohl Lust und Muth, fragte sie neckend, indem ihr Blick bey dem letzten Worte auf Victor fiel, die Fahrt zu wagen? Ich! rief Victor ganz allein, und die Andern standen schweigend und verlegen.

Mein Gott! Herr von Wiltek! sagte Frau von Grünhelm, die sich mit Luisen zur Bothschafterinn gesellt hatte: Wagen Sie das nicht! Wir kennen den Mechanismus und die Tüchtigkeit dieser Fahrzeuge noch nicht genug.

Thun Sie es nicht! sagte Luise, indem ihr Auge bittend zu Victor emporsah.

Sie werden doch nicht so tollkühn seyn? rief der Abbé, der eben dazu kam.

Mein Himmel! sagte Donna Anna: Welcher Lärmen um eine Kleinigkeit! Lassen wir es gut seyn, Herr von Wiltek! Sie dürfen ja nicht fahren.

Ich dürfte nicht? rief dieser, indem ihm das Blut ins Gesicht schoß. Wer könnte es mir wehren?

Sie hören ja, wie Alles Ihnen abräth, und —

Ich danke meinen Freunden sehr für ihre Theilnahme, fiel Victor mit steigendem Zorn ein: Aber ich hoffe, man wird die Freundschaft

nicht so weit treiben, meinen freyen Willen bis in Kleinigkeiten beschränken zu wollen. Ich fahre, Donna Anna! Ich fahre gewiß. Er wandte sich um, und ging schnell auf den Künstler zu, der eben an seiner Maschine beschäftigt war. Anna triumphirte, die jungen Herren, die sie umgaben, mußten bittere Sarcasmen über ihre Vorsichtigkeit hören, während sie mit Lebhaftigkeit an dem Gespräch Theil nahm, das Victor mit dem Mechanikus hielt, und Alles verabredete, um das Boot zu besteigen, das nun Strom an fahren sollte.

Noch einmahl ermahnte der Abbé, aber von Anna's Blicken und Beyfallslächeln ermuthigt, hörte Victor nicht auf seine Warnungen, und abermahls fuhr unter Musik und lautem Jauchzen das Schiff und Victor mit ihm ab.

Seine Freunde blieben in unangenehmer Stimmung zurück. Der jungen Amerikanerinn leichtfertiges Benehmen, Victors verliebte Übereilung, die Möglichkeit einer Gefahr auf dem nicht genug erprobten Fahrzeug, Alles vereinigte sich sie aufzureizen; doch siegte bald das Wohlwollen gegen den Jüngling, den Muth und Liebe verlockt hatten, und der ihrer Obhuth empfohlen war. Der Abbé schickte sich an, so

ſchnell er konnte, am Ufer dem Schiff zu folgen, Frau von Grünhelm warf einen Blick auf Luiſe, rief nach ihrer Equipage, ſtieg ein, und hatte den Abbé bald eingeholt, den ſie ſich zu ihnen ſetzen hieß. So fuhren ſie dem Boote nach, und hatten es ſchon mehr als erreicht, als ein heftiger Knall, und eine ſchwarze Rauchſäule, die mit fürchterlichem Gebrauſe in die Luft ſtieg, ihnen das geahnete Unglück verkündete. Das Fahrzeug war geborſten, Trümmer, Menſchen ſchwammen auf dem Strom, der Alles jählings abwärts trug. Der Wagen hielt ſchnell, der Abbé ſprang todtenblaß und zitternd heraus, um wahrſcheinlich die Leiche ſeines Zöglings zu finden. Frau von Grünhelm, ſelbſt im Innerſten erſchüttert, ſtand der ohnmächtigen Luiſe bey. Indeſſen kam Volk herbey, alles beeiferte ſich zu helfen, zu retten. Victor, der auf einigen Brettern beſinnungslos den Strom hinabtrieb, wurde herausgezogen. Er war betäubt, an der Stirn, am Arm verletzt, aber er lebte. Des Abbé's Ausruf: Gottlob! er lebt! erſcholl im Wagen, und Luiſe ſchlug die Augen auf. Sie war nicht länger zu halten. Noch zitternd eilte ſie, von einem Bedienten unterſtützt, mit ihrer Mutter ans Ufer, als eben

Victor ſich in den Armen des Abbé's aufrichtete, und bleich, ſtaunend um ſich her ſah. Sein Blick fiel auf Luiſen. Dieſe Todesbläſſe, die Angſt, und die zitternde Hoffnung, womit ihr Auge an ihm hing, feſſelten auch das ſeinige. Mir iſt nichts. Seyn Sie außer Sorgen! ſagte er ſchwach und mit freundlichem Lächeln: Nur der Schrecken — Sprechen Sie nicht! fiel ihm Frau von Grünhelm ein: Sie ſind erſchöpft. Und damit trat ſie zu ihm, wiſchte das Blut ab, das von ſeiner Stirne troff, und ſah mit Vergnügen, daß die Verletzung unbedeutend war; Luiſe aber knieete neben ihm hin, und umwand ohne zu ſprechen unter ſteten Thränen, die ihr ſelbſt unbewußt über die Wangen liefen, ſeine Hand mit ihrem Schnupftuch. Der Abbé hielt ihm Eau de Cologne vor. Er ließ Alles geſchehen, und lächelte nur ſchweigend und dankbar gegen die Freunde, die ſo gütig um ihn bemüht waren. Endlich fühlte er ſich ſtärker, er ſtand auf, und Frau von Grünhelm ließ ihn langſam und ſchonend zum Wagen führen, in den ſie mit ihm, Luiſen und dem Abbé einſtieg. Luiſe beſtand darauf, daß er ihren Platz obenan einnehmen mußte, die Mutter ſorgte für ſeine bequeme Lage, der Abbé brach

bald in Jubel über seine Rettung aus, bald schalt er die Tollkühnheit des Jünglings, der sich nicht zu vertheidigen wagte, und nur seine Freunde um Verzeihung wegen des Schreckens bath, den er ihnen verursacht. Aber nun glaubte Frau von Grünhelm zu bemerken, daß seine Hand ihn heftiger schmerze, und er gestand, daß die Kälte ihm weh thue. Mein Gott! Wenn wir nur was Warmes zum Verbinden mit hätten! rief sie, und Luise nahm schnell den feinen Indischen Shawl ab, versicherte, daß ihr im wattirten Überrocke nicht zu kalt sey, und hüllte mit Hülfe einiger Stecknadeln Victors Arm und die wunde Hand so geschickt in den schönen Purpur des weichen Gewebes, daß er auf der Stelle einige Linderung zu spüren versicherte. Er küßte ihr dankbar die Hand, die heftig zitterte, betroffen blickte er sie an, eine hohe Gluth übergoß ihre Wangen, sie senkte das große blaue Auge, und Victor fand in dem Augenblick, daß Luise wirklich hübsch sey. So oft während des Zuhausefahrens, seine Blicke den ihrigen begegneten, und es geschah wunderbar oft, so erneuerte sich dasselbe Spiel, und als sie an Victors Hause schieden, faßte er noch einmahl die hülfreiche Hand, drückte sie so fest

an seine Lippen, und sein Blick sprach eine so dankbare Rührung aus, daß Luise ganz verlegen nicht wußte, was sie that, und ihm die Hand so lange ließ, bis der Abbé ermahnte, in der kalten Luft nicht länger stehen zu bleiben.

In Victors Seele waren an diesem Morgen seltsame Dinge vorgegangen, und obwohl er Donna Anna's Betragen unmöglich in dem strengen Lichte sehen konnte, in welchem es der Abbé betrachtete, so hatte doch auch Luise sich seine Aufmerksamkeit und einen bedeutenden Platz in seiner Erinnerung erworben.

Brautkranz.

Schon in einigen Tagen war Victor so weit hergestellt, daß er ausfahren und jene Besuche machen konnte, zu denen sein Herz und die Dankbarkeit ihn trieben. Viele seiner Bekannten hatten täglich zu ihm gesendet, denn der Zufall hatte Aufsehn erregt; aber die Bothschafterinn und Frau von Grünhelm schickten täglich zweymahl, und bey jenen Erkundigungen wurde Donna Anna immer ausdrücklich genannt. Er hatte also nichts angelegentlicheres zu thun, als, sobald er durfte, sich der Geliebten vorzustellen, die so gütig um ihn besorgt gewesen war. Auch

wurde er dafür belohnt; denn obwohl ziemlich viel Leute bey der Bothschafterinn waren, sprang doch Anna, so wie er eintrat, mit einem Ausdruck der Freude ihm entgegen. Ein Strom von Worten, Fragen, Erkundigungen floß von ihren Lippen, während der glückliche Verliebte ihre Hand mit viel beredterem Schweigen an seinen Mund drückte. Dann stellte sie ihn der Gesellschaft als den einzigen entschlossenen Mann vor, den sie kennen gelernt, und erzählte denen, die den Vorfall nicht kannten, die Geschichte jenes Tages mit so viel Triumph im Blicke, daß Victor sich beschämt fühlte, und zum ersten Mahle Donna Anna mit verletztem Gefühle verließ.

Sein zweyter Gang war zu Frau von Grünhelm. Er fand sie nicht, aber wohl Luise, die angekleidet, doch etwas blaß, auf dem Ruhebette lag, während eine alte Kammerfrau im Fenster arbeitete.

»Sie sind nicht wohl mein Fräulein! Ich bitte tausendmahl um Vergebung, wenn ich —

Nicht doch, meine Unpäßlichkeit war sehr unbedeutend, ich bin nur ein Bißchen erschöpft. Sie nöthigte Victor, sich niederzusetzen, er mußte erzählen, wie es ihm gegangen war, eine heitere Fröhlichkeit strahlte aus ihren Augen, und

so lebendig hatte Victor sie nie gesehn. Auch ihn riß ihre Munterkeit hin, und er vergaß des unangenehmen Eindrucks, mit dem er das Haus der Bothschafterinn verlassen hatte. Mitten im Gespräch fiel sein Blick auf den rothen Shawl, den Luise um die Schultern geschlagen hatte. Ach das ist ja mein wohlthätiger Verband! rief er, und faßte ihn an. Wie viel habe ich Ihrer Güte zu danken!

Luise erröthete bis unter die Locken: Er ist so weich, so warm, so bequem, ich trage ihn gern im Hause. —

Ja! Ja! brummte die alte Kammerfrau, die Luisen zum Theil erzogen hatte, und sich nun einiges Recht über sie anmaßte: Freylich ist er warm, und darum sollte ihn das Fräulein nicht im geheizten Zimmer umhaben. Aber da hilft kein Reden!

Er ist mir aber nicht zu warm.

Weil Sie sich schon daran gewöhnt haben! Das ists ja eben, was ich sage. Denken Sie nur, gnädiger Herr! fuhr sie zu Victor gewendet fort: Seitdem der Herr Abbé den Shawl zurück gesendet hat, legt ihn das Fräulein auch keine Minute von sich, und wenn sie dann wird ausgehn und sich anziehn müssen, wird es ihr schaden.

Victor erröthete ebenfalls, und sah zu Boden. Er war verlegen und doch vergnügt, ohne zu wissen, warum?

Da er nicht antwortete, fuhr die Alte fort: Das war auch neulich die Ursache ihrer Krankheit, als sie Ihnen den Shawl abgab. Sie hat sich erkältet, weil sie sich überhaupt zu warm gewohnt.

Mein Gott! rief Victor, so bin ich Schuld?

Nein! nein! fiel Luise lebhaft ein: Glauben Sie nicht! Und du, Kathrine, was schwätzest du auch so thöricht! Glauben Sie ja nicht, Wiltek! Es ist erst seit vorgestern. Ich blieb zu lange in der Vorrathskammer, weil die Fuhr von der Herrschaft angekommen war. Es hat mir damahls nicht geschadet, seyn Sie versichert, gewiß nicht.

Victor hatte ihre Hand gefaßt, er sah ihr ins hocherröthende Gesicht. Sie schlug die Augen nieder, sie erhob sie wieder, weil sie unbefangen scheinen wollte, sie trafen auf Victors Blicke, die mit dem Ausdruck der Freude und Rührung auf sie geheftet waren.

Nun war es um ihre Fassung geschehen. Thränen traten in ihre Augen, sie wollte sie zurückhalten, aber sie brachen gewaltsam hervor,

und Victor stürzte auf die Kniee, drückte ihre Hand an seine Lippen, und rief: O Gott! Verdiene ich denn so viel Güte?

Der erste Sturm des überraschten Gefühls war vorüber. Luisens bessere Besinnung erwachte, sie raffte ihre Kraft zusammen, bath Victor aufzustehn, und entschuldigte mit der Reizbarkeit ihrer Nerven ihre allzugroße Weichheit und den seltsamen Auftritt.

Der Ernst, womit sie dieß that, schlug jede voreilige Hoffnung in Victors Seele nieder, die ruhige Würde, mit welcher sie das zu bewegte Gespräch abbrach, und ein anderes herbeyführte, erfüllte ihn, obwohl sein Stolz ein Bißchen darunter litt, mit hoher Achtung für sie, und er schied, als er es mußte, recht ungern von ihr.

Von nun an besuchte er das Haus ihrer Mutter fleißiger; aber Luise trat in die Schranken freundschaftlicher Theilnahme zurück, und jenes Vorfalls ward nicht mehr erwähnt, so wenig als er den rothen Shawl mehr an Luisen erblickte, der eine so schmeichelnde Hoffnung in ihm erweckt hatte. Das that ihm nach und nach weh, denn er mußte nun glauben, daß jene Überwallung des Gefühls wirklich nichts als Wirkung einer höhern Reizbarkeit war, und er war

ſich bewußt, durch keine Geckenhaftigkeit dieſe Kälte verſchuldet zu haben. Hier verletzt, dort von Donna Anna bald buhleriſch angezogen, bald launiſch abgeſtoſſen, verlor ſich der ſtille Frohſinn ſeines Herzens, und eine mißmuthige Stimmung verbreitete ſich über ſein ganzes Weſen.

Der Abbé bemerkte es, er ſprach mit ihm darüber, Victor läugnete. Der Abbé ſchlug ihm allerley Zerſtreuungen vor, keine behagte dem Jüngling. Was machen denn Sie mit Ihren Abenden, fragte endlich Victor, wenn wir nicht beyſammen ſind? Ich gehe meiſtens zu Grünhelm, war die Antwort: Sie ſind viel zu Hauſe und meiſt allein, oder mit ein Paar Freunden. Das ſind mir die liebſten Abende.

Victor ſchwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: Da wird wohl kein Unheiliger zugelaſſen werden, da dürfte ich wohl nicht —

Und warum nicht? Ich bin überzeugt, daß Sie mit Vergnügen aufgenommen werden würden. Gehn Sie nur gleich heut mit.

Eh ſie darauf vorbereitet ſind? Nein, durchaus nicht, lieber Abbé! Aber fragen Sie ſo von Weitem an.

Der Abend kam. Der Abbé ging zu Grün-

helm, Victor zur Bothschafterinn. Donna Anna sah aus wie ein Engel, sang zur Guitarre wie ein Engel, tanzte, als die Rede darauf kam, einen Brasilianischen Nationaltanz wie ein Engel, und behandelte Victorn — wie ein Teufel. Sie hatte einen Myrthenkranz in den Haaren. Victor bemerkte es, denn er lag gar zu reizend in dem dunkeln Gelocke, das sich liebkosend darüber bog.

Das ist mein Brautkranz! sagte sie, halb ernst, halb scherzend.

Brautkranz? wiederhohlte Victor, und sein Herzschlag stand still.

Ja doch! ja! Oder glauben Sie, ich könnte nicht auch Braut werden?

Wer würde hieran zweifeln? Aber so schnell, so unvermuthet? Victor schien unglaublig, und Anna dadurch beleidigt.

Nun, wenn Sie noch zweifeln, so fragen Sie die Tante, ob Graf Montejo, der Sicilianische Bothschafter, nicht um mich angehalten hat?

Victor erblaßte. War das Ernst, Scherz, Muthwille oder Kälte?

Er rührte sich nicht von der Stelle. Da sprang Anna zur Tante, zog Victor nach, und flüsterte ihr ins Ohr. Ja, ja, erwiederte die

Tante leiſe zu Victor, es iſt wahr. Aber Sie begreifen, daß das mit Delicateſſe behandelt werden muß, und ſo bitte ich Sie, weil die kleine Plauderinn nicht hat ſchweigen können, es indeſſen bey ſich zu behalten.

Victor verbeugte ſich. Seine Heiterkeit war dahin, er folgte Annen maſchinenmäſſig nach, die ſich in den Schwarm der jungen Leute miſchte. Bald darauf ward ein Tanz vorgeſchlagen. Alles verlief ſich in den vordern Saal, und Victor bemerkte nichts davon, bis er ſich plötzlich allein ſah. Er erwachte aus ſeiner Betäubung, und wollte fort, aber er vermißte ſeinen Hut, der im Eintrittsſaal lag. Dort tobte der Tanz, er hoffte ſich unbemerkt durchzuſchleichen. Anna erblickte ihn, ſie ſprang auf ihn zu. Sie müſſen mit mir tanzen! rief ſie. Mit der Braut eines Andern? antwortete er bitter und wandte ſich um. O deßwegen? antwortete ſie lachend: Ich will mit Ihnen tanzen, wenn ich auch Gräfinn Montejo ſeyn werde. Kommen Sie! Sie legte ihren Arm in den ſeinigen, ſie ſah ihn mit den ſchwarzen groſſen Augen ſo freundlich, ſo zärtlich an — er konnte nicht widerſtehn. So faßte er Sie in halber Betäubung der Liebe, der Eiferſucht, des Schmerzens an, und wirbelte

die Reihen mit ihr hinab. Beym Ausruhen blieb sie an ihn gelehnt, wie in vertraulicher Vergessenheit stehn, flüsterte, tändelte, kosete mit ihm, und ganz verwirrt, halb selig, halb verzweifelnd verließ er endlich das Haus.

Die Nacht ging ihm meist schlaflos hin. Zweifel und Hoffnung, Unwillen und Liebe kämpften in seiner Brust. Graf Montejo war zwar um mehr als dreyßig Jahre älter als Donna Anna, aber er besaß große Reichthümer, bekleidete einen glänzenden Posten und war, wie die Welt sagte, ein verständiger, würdiger Mann. Victor hatte nichts als seine Jugend, seine Liebe und ein sehr mäßiges Vermögen dagegen in die Wagschale zu legen. Konnte er auf die Einwilligung ihrer Verwandten hoffen? Hatte Anna durch ihr Betragen ihn wohl berechtigt, ihr eine so standhafte Liebe zuzutrauen, die sie bewegen könnte, ihn dem schimmernden Freyer vorzuziehn, und sich vielleicht dem Unwillen ihrer Familie auszusetzen?

Müde von Sinnen und Zweifeln schlief er endlich ein, und das Erste, was ihn spät am Morgen weckte, war ein Billet der Frau von Grünhelm, die ihn sammt dem Abbé einlud,

diesen Abend, wo sie ganz allein zu Hause blieb, mit ihr zuzubringen.

Was werde ich da erleben! dachte Victor, indem ihm der beseitigte Shawl und Luisens strenge Zurückhaltung einfiel. Der Abbé sagte ihm, daß er sich gestern von Weitem erkundigt habe, ob er wohl seinen Zögling in diesen sehr geschlossenen Cirkel bringen dürfte, und daß Frau von Grünhelm den Vorschlag mit vieler Freude angenommen habe.

Und Luise?

Luise hat geschwiegen, wie meistens. Sie kennen sie, man muß gewisse Saiten ihres Gemüthes berühren, um sie ins Feuer zu bringen, dann kann sie aber auch wohl lebhaft und angenehm plaudern.

Aber es geschieht selten! antwortete Victor.

Hören Sie, lieber Victor! Ich muß ihnen sagen, ich habe so meine eignen Gedanken über dieses Frauenzimmer. Ich glaube, sie hat ein geheimes Leiden, etwa eine unglückliche Liebe —

Eine unglückliche Liebe? fuhr Victor schnell auf, und Purpur bedeckte sein Gesicht.

Ich habe das seit Langem schon zu bemerken geglaubt, schon damahls, wie sie auf Wiltek war.

Schon damahls? sagte Victor langsam.

Und was sie mir gestern gesagt, als die Mutter aus dem Zimmer war, bestätigt mich in meiner Ansicht. Denken Sie, Sie hat Lust ins Kloster zu gehn.

Mein Gott! rief Victor erschrocken.

Ich bin erschrocken, wie Sie, lieber Victor, fuhr der Abbé fort, und erzählte ihm nun, mit welcher stillen Fassung, und rührenden Frömmigkeit das Mädchen sich über ihren Wunsch geäußert, und ihn gebethen habe, was er allenfalls vermöchte, dazu beyzutragen, um ihre Mutter, die von diesem Vorschlag nichts hören wollte, bey vorkommender Gelegenheit dafür zu stimmen.

Der Abbé schloß seine Rede, ging aus, und ließ Victor in allerley seltsamen Gedanken zurück. Endlich kam der Abend, und Victor hatte schon ein Paar Mahl nach der Uhr gesehen, ob es nicht Zeit wäre aufzubrechen. Sie fanden Frau von Grünhelm und Luisen allein, und blieben es auch den ganzen Abend zu Victors großer Freude, der sich vorgenommen hatte, recht viel mit Luisen zu reden, und wo möglich den Trübsinn ein wenig zu zerstreuen, der dieß schöne Gemüth verdüstert, und es bis zu einem so trau-

rigen Entschlusse gebracht hatte. Luise war recht munter nach ihrer Art, sie sprach viel und angelegentlich über interessante Gegenstände, und Victor sah sie oft wehmüthig an, wenn er dachte, daß um dieß sanfte Gesicht sich ein Nonnenschleyer legen, und statt des Brautkranzes, den er gestern in den Locken der muthwilligen Anna gesehen hatte, diese Fülle des schönsten blonden Haares, das sich so jungfräulich und sittsam um die helle Stirn zog, und rückwärts in glänzenden Flechten, wie reines Gold, mit Geschmack aufgesteckt war, der unerbittlichen Scheere zum Opfer fallen sollte. Luise kam ihm heut hübscher und interessanter als jemahls vor, sie war so freundlich gegen ihn, so still und immer gleich, indeß eine Andre sein arglos hingegebenes Herz durch Launen kränkte und mißhandelte, und sie war unglücklich, und auch ihre Brust vielleicht von einem Undankbaren oder Treulosen zerrissen worden.

Der Abend war schnell verstrichen, Victor hatte seit langem keinen so vergnügt zugebracht, er dankte Frau von Grünhelm recht kindlich für die Erlaubniß, die sie ihm gegeben, und bath oft wieder kommen zu dürfen. Es ward mit freundlicher Güte bewilligt, und Luise, als er ihre

Hand fassend die Bitte auch an sie richtete, versicherte ihn, daß das ihre angnehmsten Stunden seyn würden.

Narrenhaus.

Es gab nun in jeder Woche ein Paar solcher stillen Abende. Victor gewohnte sich an diese Art von Unterhaltung und sie ward ihm bald unentbehrlich. Luisen lernte er auch nach und nach näher kennen, und seine innige Zuneigung gegen sie wuchs mit jedem schönen Zuge, jedem stillen Verdienst, das er an ihr kennen lernte; wie sie zierlich Clavier spielte, meisterlich zeichnete, in jedem häuslichen Geschäft, jeder weiblichen Arbeit geübt, und doch so bescheiden war, daß nur der Zufall ihm die meisten dieser Vorzüge entdeckte. Jene schmeichelhafte Hoffnung, die einst nach dem Vorfall am Wasser in ihrem überraschten Gefühl ihm eine verborgene Neigung gegen ihn ahnden ließ, hatte sich zwar durch Luisens gleiches, würdevolles Benehmen nach und nach verloren, aber sie war ihm, er wußte selbst nicht wie, gerade dadurch theurer und der innige Wunsch, die Achtung und lebhafte Theilnahme eines so edlen Wesens zu gewinnen, noch reger geworden.

Donna Anna gewann nicht durch diesen Vergleich. Ob sie den Grafen heirathen werde, konnte er nicht recht erfahren. Ihr Betragen blieb eigenwillig, ja, tyrannisch gegen ihn und die andern jungen Männer, die ihre Schönheit und ihre Seltsamkeit an sie gezogen hatten, und ihr Muthwille, und ihre wechselnden Launen, mittelst deren sie jeden Tag eine andere Person war, in Zauberbanden hielten. Victor fing an, das Absichtsvolle dieses Betragens einzusehen, er fing an zu ahnden, daß ein solches Wesen eigentlich nur sich selbst lieben könne, und er fühlte den Wunsch, wenn auch noch nicht die Kraft, Fesseln zu zerbrechen, die ihm so wie immer drückender, so auch immer entwürdigender schienen.

Eines Tages, als eben bey der Bothschafterinn der Selbstmord eines wohlbekannten jungen Mannes, den man einer hoffnungslosen Liebe zuschrieb, die ihn schon längst bis zum Wahnsinn gebracht hatte, der Gegenstand des allgemeinen Gespräches war, und der Unglückliche sowohl als die Schöne, um derentwillen die furchtbare That geschehen war, bald bedauert, bald scharf getadelt wurden, erklärte Donna Anna ganz unverhohlen, daß sie diese Frau keineswegs weder für tadelns- noch für beklagens-

werth, sondern nur für zu beneiden hielte, indem es eine groſse Freude, ja der höchste Triumph für weibliche Reize wäre, wenn ein Mann um ihrentwillen entweder ins Narrenhaus käme, oder sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Die jungen Herren schrieen laut über diese Härte und Grausamkeit, und fanden doch auch selbst in diesem Moment die muthwillige Sprecherinn so reizend, daß Einer von ihnen sich hoch und theuer vermaß, er würde sich nächstens im Fall des Unglücklichen befinden, und Donna Anna des beneideten Triumphes genieſsen. Victor aber hatte ihre unzarte Äuſserung mit tiefem Mißfallen gehört, eine starre Kälte zog sich um sein Herz, und Mignon und die Hoffnung, hier seine Hälfte zu finden, verschwanden plötzlich vor seinen entzauberten Augen.

Er kam von nun an seltner zur Bothschafterinn, er war ruhiger geworden, der Rollenwechsel in Anna's Betragen, ihre Launen stimmten ihn nicht mehr, wie vor Kurzem, in einem Abend zehnmahl von höchster Lust zur Verzweiflung um, und Donna Anna merkte bald, daß hier eine Veränderung vorgegangen war. Weit entfernt, einen Zweifel in ihre Liebenswürdigkeit und die Macht ihrer Reize zu setzen,

glaubte sie fremde Einwirkungen zu spüren. Des Abbé's Abneigung gegen sie war ihr bekannt, sie hatte sie durch muthwillige Einfälle auf sein altfränkisches Äußeres, und durch ihr ganzes Benehmen eben so wohl verdient, als sie sie reichlich vergalt; aber sie wußte, daß er das Haus der Frau von Grünhelm vor allen in der Stadt schätzte und oft besuchte, und sie hatte erfahren, daß Victor seit einiger Zeit ebenfalls viele Abende dort zubrachte. Frau von Grünhelm hatte eine Tochter zu verheirathen und war eine kluge Frau, die ihre Sachen zu betreiben verstand. Es war kein Zweifel, man speculirte dort auf Victors Hand, der Abbé half mit, und Victors sichtbare Kälte gegen Anna war die Folge jener Machinationen.

Das stand hell und unumstößlich vor Anna's Seele, und mit dieser Überzeugung stieg auf einmahl Victors Werth in ihren Augen hoch hinauf. Er hatte ihr beym ersten Anblick ungemein gefallen, er hatte späterhin sie stets lebhaft beschäftigt, aber seine schwärmerische Überzeugung von der geheimen Sympathie, die zwischen ihm und ihr walten müsse, seine Phantasie, die alle Tugenden seines Ideals auf sie übertrug, hatten seine Leidenschaft so schnell

entflammt und Anna's Sieg so erleichtert, daß mit dieser Leichtigkeit der Werth desselben größtentheils verloren gegangen war, sie ihn bis jetzt nur als einen unverlierbaren ewigen Sclaven an ihren Ketten nachschleppte, und nur zuweilen mit Freundlichkeit ermunterte, während sie an Andre, die ihr gleichgültig gegenüberstanden, alle ihre Liebenswürdigkeit verschwendete.

Nun schien sich das Blatt gewendet zu haben. Victor wurde gleichgültiger, die Gefahr, ihn zu verlieren, wurde möglich und endlich wahrscheinlich, er war, wenn gleich keine glänzende Parthie, doch um seiner Persönlichkeit willen, die in blühender Schönheit, Kraft des Gemüthes und reiner tadellosen Sitte sich so vortheilhaft vor allen jungen Leuten auszeichnete, eine sehr ehrenvolle Eroberung, und Anna both nun Alles auf, den Sclaven, der seiner Freyheit entgegenstrebte, durch jede Kunst festzuhalten, und seine Bande unzerreißbar zu machen.

Strickbeutel.

Das Spiel begann. Victor fühlte es, er sah die Künste, die hier angewandt, das Netz, das bereitet wurde, ihn immer enger und enger

zu umschlingen, er sah es, verschmähte es im Heiligthum seiner besseren Seele, und vermochte doch nicht, sich ganz und standhaft des allmächtigen Zaubers zu erwehren, der durch alle Sinnen auf ihn eindrang. Er vermochte es um so weniger, als wirklich nicht Alles Kunst war, und die unbändigste Eitelkeit sich in Anna's Brust auf eine wunderbare Art mit aller Gluth ihres Landes mischte, sie in manchem Augenblicke wirklich heiß liebte, und im nächsten, wenn ihr Stolz wieder hoffen durfte, mit hochmüthigem Leichtsinn das mühsam Errungene kalt von sich stieß.

Nur in Einem Gefühle blieb sie sich treu, in ihrer Eifersucht gegen Luise und ihrem Hasse gegen sie, die sie nun einmahl für ihre absichtsvolle, neidische und doch so ungleiche Nebenbuhlerinn hielt. Es war ihr nicht möglich, dieß Gefühl zu unterdrücken, oder auch nur zu beherrschen; bey jeder Gelegenheit brach es aus dem Innern ihrer Seele hervor und äußerte sich bald in auffallender Kälte, ja beynahe Ungezogenheit gegen Luisen, wenn Sie mit ihr in Gesellschaften zusammentraf, und in bitterem Spott, wenn sie abwesend war. Luise bemerkte es, und eine stille Hoffnung senkte sich in ihre Brust. Sie

hätte sich lebhafter gefreut, wenn sie Zeuginn gewesen wäre, mit wie stolzem Ernst und schöner Wärme Victor bey einer solchen Gelegenheit sie in Schutz gegen Anna's Spöttereyen nahm, wie erkältend dieser Zug in Anna's Herzen auf ihn wirkte und gerade den entgegengesetzten Eindruck machte. Auch Anna fühlte, daß und worin sie gefehlt hatte; sie fühlte es, aber sie besaß weder Würde noch sich selbst genug, um klug einzulenken. Ihre Eifersucht, ihr Haß gegen Luisen waren nur wüthender entflammt, und sie strebte nach Rache, die ihr ein Zufall in die Hände zu spielen schien.

Unlängst war Victors Geburtstag gewesen. Frau von Grünhelm, von den Abbé unterrichtet, hatte ihn im kleinen Kreise besserer und langgeschätzter Freunde bey sich still und fröhlich gefeyert. Victor war so vergnügt an diesem Tage. Das Andenken an seine guten Ältern, denen diese Epoche sonst auch ein theures Fest gewesen war, ihre Briefe voll herzlicher Liebe, die ihm der Abbé beym Erwachen mit seinem eigenen väterlich gemeinten Glückwunsch übergab, der kleine herzliche Kreis bey Grünhelm, und endlich ein schöner Beutel, den ihm Luise heimlich gehäckelt, und der wirklich ein Meisterstück

weiblicher Kunst in Rücksicht auf die Reinheit der Arbeit und die meisterliche Farbengebung genannt werden konnte, hatte ihn in ein Meer stiller heiterer Seligkeit versenkt. Vor allen aber freute ihn Luisen's Geschenk, das wie ein kleiner Strickbeutel gestaltet, aber für Victor/ zum Tabaksbeutel bestimmt war. Er trug es stets bey sich, und schrieb ihm wie einem Talisman die geheime Kraft zu, ihn bey Donna Anna vor mancher Thorheit zu bewahren, wenn er an die bescheidene und doch so hohe weibliche Seele dachte, von der er ihn erhalten hatte.

So hatte er ihn denn auch bey sich, als bald darauf eines Abends bey der Bothschafterinn auf Anna's Verlangen im grosen lärmenden Cirkel um Pfänder gespielt wurde. Victor war zerstreut, er hätte den Abend lieber bey Luisen zugebracht, die er gestern nicht ganz wohl verlassen hatte; aber die Einladungskarte des Bothschafters, die er bey seiner Zuhausekunft vorfand, und der Nahmenstag der Bothschafterinn, auf den ihn der Abbé aufmerksam machte, zwangen ihn, die Einladung anzunehmen. Er ging hin, er spielte, aber er vergaß alle Augenblick die Spielregeln, und mußte ein Pfand nach dem andern geben. Donna Anna freute sich

jedesmahl ganz unbändig, wenn er wieder gestraft wurde; denn seine Zerstreuung, die nicht, wie sie wohl sah, von ihren Reizen herrührte, war ein Verbrechen in ihren Augen. Endlich hatte er bereits nichts mehr zu geben, als den Strickbeutel, dessen er durchaus nicht erwähnte, weil er ihn bey einer solchen Gelegenheit nicht entweihen wollte.

Er entschuldigte sich daher, daß er kein Pfand mehr zu geben habe. Aber Donna Anna wollte es nicht glauben, und einer seiner Nebenbuhler, der froh war, ihm einen schlimmen Streich zu spielen, bemerkte ein Schnürchen, das aus Victors Tasche heraushing. Er zog an, der niedliche Beutel erschien, und wurde mit großem Gelächter an Donna Anna ausgeliefert. Victor sprang auf, Verlegenheit und Zorn färbten seine Wangen, er stellte den unbefugten Forscher zu Rede. Dieser Zorn, die Verbergung des Beutels, Alles erregte Anna's höchste Eifersucht. Nun war ihr der Beutel erst wichtig geworden, sie besah ihn, es war Damenarbeit, sie erkannte die Zeichnung, die sie einmahl in Luisens Hand gesehen hatte. Victors Verbrechen war entschieden, und als er sich an sie wandte, um von ihr die Zurückgabe des Ge-

raubten zu erbitten, hielt sie den Beutel triumphirend in die Höhe, und sagte, indem sie einen wüthenden Blick auf ihn schoß: Den Beutel sollen Sie nie — nie wieder in ihre Hände bekommen! Das versichere ich Sie, Baron Wiltek!

Victor sah sie an, er sah die Gluth des Zornes in ihren Zügen, er erkannte die Gefahr seines Verlustes, und sehr artig, aber sehr bestimmt erklärte er, daß er den Beutel wieder haben müßte, und daß er wohl erkenne, daß Donna Anna jetzt nur scherze.

Nein, rief sie, noch mehr gereizt durch Victors bestimmten Ton: Sie sollen, Sie werden ihn nicht bekommen, eh möchte ich ihn ins Feuer werfen! Sie machte eine rasche Bewegung gegen den brennenden Kamin. Um Gotteswillen! rief Victor und fiel ihr in den Arm.

Der Beutel muß Ihnen ja ganz unaussprechlich theuer seyn! Nun das freut mich! das freut mich! rief sie mit hämischen Triumph, und eilte mit ihrer Beute aus dem Zimmer. Victor stand einen Augenblick versteinert, dann ging er rasch auf den jungen Menschen zu, der ihm den unverschämten Streich gespielt hatte, flüsterte ihm ins Ohr: Wir sprechen uns morgen in der Aue! ergriff seinen Hut und verließ den Saal. Alles

ſtand beſtürzt, die Freude war geſtört, Donna Anna erſchien nicht wieder, und die Geſellſchaft ging bald darauf in allerley Gedanken über den ſonderbaren Auftritt auseinander.

Am andern Morgen hatte Donna Anna nichts Angelegneres zu thun, als die Rache auszuführen, über die ſie die halbe Nacht nachgeſonnen hatte. Sie packte allerley Bonbons, die ſie eben aus Liſſabon erhalten hatte, hinein, legte ihn in eine Schachtel, und ſchrieb ein artiges Billet an Luiſen, worin ſie ihr ſagte: Sie habe vor einigen Tagen dieſen Strickbeutel zum Geſchenk, und dieſe ſeltenen Bonbons aus ihrem Vaterlande erhalten, von denen ſie ihren Freunden gern mittheilen möchte; da ſie aber als eine Amerikanerinn die Strickerey nicht verſtehe, ſo wüßte ſie dieſe Bonbons in nichts ſchicklichers einzuhüllen, als in dieſen Beutel, der hiermit in die Hände einer Kunſtverſtändigen und ſelbſt Künſtlerinn gelangen werde.

Luiſe war befremdet über dieſen Zettel, da ſie Donna Anna's Geſinnung gegen ſie wohl kannte; aber ſie erſtarrte, als ſie die Schachtel öffnete und ihr Geſchenk für Victor darin fand. Wie kam der Beutel in Anna's Hand? Daß ihn Victor ihr geſchenkt habe, konnte ſie nicht

glauben. Dazu war er zu zartfühlend, dazu war seine Freude, wie er ihn erhielt, zu lebhaft gewesen, und heucheln konnte Victor nicht. Aber eine große Nachläßigkeit mußte er sich zu Schulden haben kommen lassen, die den Beutel in Anna's Hände gebracht. Das Übrige traute sie der erfinderischen Eifersucht der Portugiesinn zu.

Sie erwartete Victor diesen Tag gewiß zu sehn. Er war gestern nicht da gewesen, obwohl er wußte, daß sie nicht ganz wohl war. Desto sicherer zählte sie auf seinen Besuch; den er sonst nie zwey Tage aussetzte, und hoffte von seinem Freymuth offene Erklärung. Aber der Mittag, der Abend kam, und Victor, und auch der Abbé ließen sich nicht sehn. Sie wurde unruhig. Hundert schwarze Zweifel, die ihr ruhiger Sinn vorher als unwahrscheinlich verworfen, drängten sich ihr nach und nach auf. Was war nicht von der Coquetterie dieses Mädchens aus Rio-Janeiro, die sich schon manchen seltsamen Schritt erlaubt, von der Eitelkeit und Schwäche eines Männerherzens zu erwarten? Vergeblich redete Frau von Grünhelm ihr zu, kein übereiltes Urtheil zu schöpfen, und sich nicht vor der Zeit mit düstern Ideen zu quälen.

Luise liebte, Luise argwohnte schon lange, Luise hatte eine viel schönere und viel kühnere Nebenbuhlerinn, und Victor war ein Mann. Wer unter ihren Schwestern wird ihre Sorge, die in Angst und Kummer überging, tadeln können?

Purpur.

Luise fühlte sich krank, als der Morgen kam, und nicht im Stande, ihr Zimmer zu verlassen. Die Mutter war ernstlich besorgt. In der Mittagsstunde erschien Victor. Er vernahm mit sichtbarem Schrecken Luisens Unpäßlichkeit, er schien zerstreut, niedergeschlagen, ja Frau von Grünhelm wollte bemerken, er sey bläßer als sonst. Luisen bekam er nicht zu sehn, und auch keine Einladung für diesen Abend, an dem Frau von Grünhelm, wie er vermuthen konnte, sicher zu Hause blieb. War der Raub bereits bekannt? Zürnte man ihm? War Alles nur Zufall? Diese Gedanken folterten ihn unabläßig, und unfähig, diesen unruhigen Zustand, diese Beschämung von den liebsten Freunden zu ertragen, wünschte er heftig, sich mit Luisen erklären, und ihr Alles aufrichtig sagen zu können. Doch sie war in ihrem Zimmer, und er mußte seine Unruhe und Angst noch länger erdulden.

Kaum hatte er sich entfernt, als eine Verwandte der Frau von Grünhelm eintrat, eine Frau, wie es Viele gibt, die man überall sieht, die alle Gesellschaften, alle Orte besuchen, wo die Menge sich sammelt, jeden Abend in ein Paar Theater, und einige Gesellschaften gehn, um Alles zu hören und zu sehn, was geschieht, und dann mit ihren Zusätzen von Haus zu Haus zu tragen.

War das nicht der junge Wiltek? war ihr erstes Wort, wie sie eintrat. Er ging eben, antwortete Frau von Grünhelm. Wissen Sie schon die Geschichte, die er vorgestern im Hause des Spanischen Bothschafters mit dem jungen ** hatte? Und nun erzählte sie mit mancher komischen Bemerkung über die Ungezogenheit des Amerikanischen Wildfangs und manchem Zusatz von ihrer Erfindung die Geschichte mit dem Beutel, und daß Wiltek den jungen ** gefordert, dieser aber eben so feig als unverschämt sich nicht gestellt, sondern alles dem Abbé entdeckt habe, der sich keinen andern Rath mit seinem wüthenden Zögling gewußt hatte, als ihn den ganzen gestrigen Tag zu bewachen, und nicht eine Minute von der Seite zu gehn.

Frau von Grünhelm war innerlich erfreut

über dieſe Erzählung, aber am meiſten darüber, daß der Nahme ihrer Tochter nicht genannt worden war, und Wiltek ſich eben ſo ſchuldlos, als muthig und zartfühlend bewieſen habe. Sie ſchrieb auf der Stelle ein Billet an den Abbé, um ihn ſammt Victor für den Abend zu bitten, dann eilte ſie zu ihrer Tochter und erhob das gedrückte Herz durch den treuen Bericht des Vorfalls, indem ſie mit mütterlicher Wärme und Freude dem edlen Jüngling ſein volles Recht widerfahren ließ. Wer war glücklicher als Luiſe! Bis Nachmittag fühlte ſie ſich ſchon ſtärker, und als Victor eintrat, fand er zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude ſie ganz hergeſtellt im Zimmer ihrer Mutter, verſchönert durch inneres Vergnügen, und dankbare Liebe, die ein zartes Roth auf dieſe ſonſt blaſſen Wangen gehaucht, und dieſem ſtillen Blick ein ungewohntes Feuer gegeben hatten. Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, ſuchte er Luiſen allein zu ſprechen, und ſie, die ſeine Abſicht errieth, erleichterte ſeinen Wunſch. Freymüthig erzählte er ihr Alles bis auf die Duellgeſchichte, und bath ſie mit flehenden Blicken, mit wahrer Angſt des Herzens ihm nicht zu zürnen, und ihm den Verluſt eines für ihn ſo koſtbaren Gutes nicht beyzumeſſen.

Gewiß nicht, antwortete sie lächelnd: Ich wußte schon diesen Morgen Alles, und Sie sind ganz entschuldigt. Das Beste aber ist, daß wir den Flüchtling wieder haben. Der Strickbeutel ist in meinem Schranke.

In Ihrem Schranke? widerhohlte Victor halb bestürzt, halb freudig.

Kommen Sie einen Augenblick, Herr von Wiltek! Erlauben Sie, liebe Mutter, sagte sie, indem sie sich zu dieser wandte: Wir sind sogleich wieder da. Victor folgte ihr auf ihr Zimmer, er hatte es noch nie betreten.

Mit freudigem Gefühl sah er sich darin um. Ein stiller, schöner Geist sprach ihn aus der heitern Ordnung, der einfachen Einrichtung, den wenigen aber gewählten Kunstwerken an, die an den Wänden hingen. Ein Bethschemmel an der Seite des jungfräulichen Lagers, die heiligen Gegenstände der Bilder im Zimmer, und eine Staffeley, auf der er die meisterliche Copie eines bekannten Madonnen-Bildes erblickte, füllten sein Herz eben so mit Achtung gegen Luisen, als mit ängstlicher Ahndung vor jenem düstern Wunsch, den ihm der Abbé einst mitgetheilt hatte. Luise zeigte ihm den Beutel, die Bonbons und Annens Brief. Victor erhielt sein

theuers Geschenk wieder, und der Friede war gemacht. Nun näherte er sich der Stäffeley und wollte das Gemählde betrachten. Da leuchtete ihm die schöne Purpurfarbe des bekannten Shawls entgegen, den Luise beym Mahlen umgehabt und auf den Stuhl liegen gelassen hatte.

Ach der Shawl! rief er aus, und nahm ihn hastig vom Stuhl weg. Wie viel schöne Erinnerungen knüpfen sich nicht an dieses Tuch! Fräulein Luise! fuhr er mit ..ner Wärme fort, die er nie sonst gegen sie geäußert: Diese Purpurfarbe war die Morgenröthe eines bessern Daseyns für mich. Seit ich diesen Shawl um den Arm gehabt, habe ich Sie und Ihre treffliche Mutter näher kennen gelernt, ich habe Freuden und reine Genüsse in ihrem Hause kennen gelernt, von denen ich vorher keinen Begriff gehabt, ich bin ein besserer Mensch geworden. Erhob den Shawl mit schwärmerischer Entzückung auf und drückte einen Kuß darauf. Luise sah ihn an, ein süßes Gefühl übermannte ihr Herz, sie zitterte, sie wollte sich an der Staffeley halten, er sah es, streckte erschrocken die Hand aus, um sie zu stützen, und sie sank in seinen Arm.

Ach Luise! Könntest Du mich lieben? rief er: Könntest Du die stille Flamme nicht ver-

schmähen, die ich lange mir selbst unbewußt in der Brust trug, und die erst dieser letzte Vorfall mit deinem Geschenke mich klar hat erkennen lassen?

Luise drückte, ohne zu sprechen, seine Hand an ihr Herz.

Ja, du bist mir gut, rief er freudig aus: Und Luise, nicht wahr, du gehst nicht ins Kloster? Du bleibst in der Welt, die du zierst, bey deiner Mutter, bey mir, der seine Tugend, seine besseren Gefühle dir, himmlisches Mädchen, dankt.

Victor! antwortete sie mit stiller Würde: Ich habe Sie geliebt, seit ich Sie das erstemahl sah, und ich glaubte Sie das Eigenthum einer Andern.

Er erröthete. Vergiß eine Verirrung, Luise, deren Grund in einer jugendlichen Schwärmerey und Täuschung lag! Er erzählte ihr hierauf die Geschichte mit der Sternschnuppe und seinen Wahn in Rücksicht Mignons. Innig beglückt, kehrten sie zu Frau von Grünhelm und dem Abbé zurück, die in den Blicken der beyden jungen Leute ihre stille Seligkeit lasen, und vermutheten, daß eine Erklärung vorgegangen sey, die den geheimen Wünschen beyder Familien eben

so sehr als dem wahren Glück ihrer jungen Freunde entsprach.

Trotzkopf.

Ein kleiner Sturm stand Victor noch bevor. Am Morgen nach diesem schönen Abend, der für seine Zukunft so beglückend entschieden hatte, erhielt er ein Billet von Donna Anna, sehr unleserlich und sehr unrichtig französisch geschrieben, worin sie ihn dringend bath, zu ihr zu kommen, weil sie krank sey, und ihn nothwendig sprechen müsse. Er stand eine Weile an, ob er dem Rufe folgen sollte, der ihm so unzart schien — nicht als ob sein Herz noch einen Zweifel aufgeworfen hätte — er überlegte nur, ob es die Artigkeit erlaube, einer Dame eine solche Bitte abzuschlagen. Sein besseres Gefühl sagte: Nein! Seines Herzens glaubte er sicher zu seyn und so ging er hin.

Man führte ihn in Donna Anna's Zimmer. Sie lag auf dem Ruhebette, und er erschrack wirklich, als er sie ansah. Sie war blaß, schien sehr erschöpft, und ihre dunkeln Augen schimmerten durch einen feuchten Schleyer.

Sie sind wirklich krank, Fräulein? rief er,

und Anna freute sich der sichtlichen Bestürzung, die sich in seinen Mienen mahlte.

Seit drey Tagen, lispelte sie mit erlöschter Stimme: Sie können denken, daß der Auftritt und das Aufsehen, das er erregt hat, mich sehr angegriffen haben.

Welches Aufsehen? fragte Victor staunend.

Nun wenn Sie das nicht wissen, daß gestern und vorgestern der Esel, mit dem Sie Ihren Beutel vertheidigten, und des jungen ** unverschämtes Betragen das Gespräch der Stadt ist —

Das thut mir wahrlich leid! entgegnete Victor ernst.

Mir auch, sagte Donna Anna seufzend: Das weiß Gott, der auch weiß, was ich seitdem gelitten habe! Ich habe es Ihnen sagen wollen, ich habe gestern zweymahl zu Ihnen gesandt. Sie waren nie zu treffen.

Victor schwieg verlegen. Er war beydemahl bey Luisen gewesen. Aber ich begreife nicht, hub er an, wie das einen unangenehmen Einfluß auf Sie —

Sie begreifen nicht? Nun wahrlich! Das ist doch leicht zu begreifen! Ich war schon compromittirt als Fräulein vom Hause durch Ihre erste

Weigerung, ein Pfand zu geben, da Sie doch noch eins besaßen, ich ward es noch einmahl und beschämender durch den heftigen Eifer, in den Sie über den Raub dieser Armseligkeit kamen, und den Beutel gar nicht in meinen Händen lassen wollten, ich ward es endlich zum dritten und empfindlichsten Mahle durch ihre Ausforderung an **, wovon man mich als Ursache nennt, und meinen Nahmen in der Stadt herumträgt.

Victor war wirklich betroffen, er suchte sich zu entschuldigen, und bath Annen das Stadtgeschwätz zu verachten, das sich ohnedieß bald verlieren würde.

Das kann ich nicht, und werde es nicht! Es gibt nur Ein Mittel, die Sache wieder gut zu machen, und die Welt über den Gesichtspunct zu belehren, aus dem sie den Vorfall betrachten muß. Sie erscheinen heut Abends in der Loge der Tante. Dann wird man sehen, daß kein Mißverständniß zwischen uns waltet, und die Geschichte keinen Einfluß auf ihr Betragen gegen uns hatte.

Verzeihen Sie, mein Fräulein! Heut Abends ist es mir nicht möglich. Luise hatte ihn beym Abschied freundlich gebethen, den folgenden gan-

zen Tag, ihrer Mutter Geburtstag, bey ihnen zuzubringen.

Nicht möglich? Und warum nicht? Ihr Auge sprühte Funken.

Ich bin versagt, wo ich mich nicht losmachen kann, ohne unartig zu seyn.

Sie sind es in diesem Augenblicke gegen mich.

Victor wollte sich entschuldigen. Sie hörte ihn nicht an. Ihre Eifersucht riß sie hin. Sie wußte recht gut, daß er gestern bey Luisen gewesen, sie ahnete, was vorgefallen war, und wollte nun das Äußerste versuchen.

Victor sah sie mit einem Gemische von Unwillen, Mitleid und Verwunderung an.

Sie werden also nicht kommen?

Ich kann nicht.

Trotzkopf!

Schelten Sie mich, mein Fräulein, lassen Sie Ihren Zorn über mich ergehn, ich muß ihn tragen, so unschuldig ich auch daran bin; aber Ihrer gütigen Einladung kann ich nicht folgen.

Diese gelassene Erklärung brachte Donna Anna aufs Äußerste. Sie brach in Thränen aus, und Victor stand verlegen mit gespanntem Gefühl, weil er dieses Betragen sich nicht zu deuten, und nicht zu unterscheiden wußte, wie vie-

len Antheil Eitelkeit, oder ein Reſt von Neigung daran habe. Er ſuchte ſie zu begütigen, er bath ſie, ihm nicht zu zürnen. Ihr Stolz erwachte, als ſie ihn bitten ſah, ſie ſetzte mit neuer Heftigkeit ihre Vergebung zum Preis ſeiner Folgſamkeit, er müſſe in die Loge kommen.

Victor zuckte die Achſeln und ſchwieg: Und wenn Sie mich noch einmahl Trotzkopf nennen, ich kann nicht.

Nun ſo ſey denn der Tag verwünſcht, an dem ich Sie zum erſten Mahl ſah, an dem ihre Blicke, die unverhohlne Gluth, die aus Ihrem ganzen Weſen ſprach, mein argloſes Herz berückten, und mich glauben machten, Sie könnten Liebe für mich empfinden! Es war Täuſchung, Betrug. —

Entrüſtet wollte Victor ihr in die Rede fallen. Sie hörte ihn nicht an, unaufhaltſam ergoß ſie ſich in Bitterkeiten, über ihn, über ſein Geſchlecht, über ſeine Nation, die gar keines wahren Gefühles fähig ſey, und indem ſie noch ſo ſchmähte, trat die Bothſchafterinn ein. Anna! Anna! rief ſie ſchon von weitem: Welche Heftigkeit! Welche Unbeſonnenheit! Haſt Du denn vergeſſen, daß der Arzt Dir Ruhe empfohlen hat?

Anna ſchwieg ſtörriſch. Wie die Jugend

leichtsinnig ist! fuhr die Bothschafterinn, zu Victor gewendet, fort: Sie hat vorgestern Abends nach ihrem Brauche rasend beym Minister getanzt, und sich dann über dem Nachhausefahren erkältet —

Ha! rief dieser, und eine schwere Last sank von seiner Brust: Das ist also die Ursache Ihrer Krankheit?

Anna wandte ihm den Rücken, ohne zu antworten. Beschämung, Zorn und Eifersucht regten ihr Innerstes auf.

Victor wechselte noch einige gleichgültige Worte mit der Tante, und empfahl sich dann. Anna würdigte ihn keines Blickes, keines Wortes. Die Tante sah wundernd ihn und ihre Nichte an. Victor aber, froh Annens Denkart ganz kennen gelernt zu haben, und nicht ohne beschämendes Gefühl wegen des zerstobenen Platonischen Traumes, nahm sich fest vor, dieß Haus nie wieder zu betreten.

Er hielt Wort, und es ward ihm leicht, es zu halten; denn Luise zog ihn mit sanften Banden immer fester an sich. Er schrieb an seine Ältern, und entdeckte ihnen seine Wünsche. Sie waren es zufrieden, denn Luise besaß außer dem Vorzug, die Nichte einer geschätzten Anverwand-

ten zu seyn, und zu ihrem persönlichen Verdienst noch das beträchtliche Erbtheil ihres Vaters. Schüchtern both ihr Victor seine Hand und den Aufenthalt auf dem einzigen Gütchen an, das er einst besitzen sollte. Sie nahm es mit Freuden an. Die Stille des Landlebens hatte von jeher Reiz für sie gehabt, und Victors Ältern ihr bey dem ersten Besuche Liebe und Vertrauen eingeflößt. Frau von Grünhelm willigte gern ein, ihr mütterliches Herz hatte nie eine glänzende Parthie, aber häuslichen Frieden und Glück der Liebe für ihre Tochter gewünscht. Die Hochzeit wurde still aber selig gefeyert, und der Abbé genoß die Freude, den geliebten Zögling am Altar mit dem besten Mädchen zu vermählen, das er längst in Geheim für ihn erwählt hatte.

II.

Abdrachmen.

Ali Machmud war König eines der mächtigsten Mauriſchen Stämme, die zur Zeit der Arabiſchen Herrſchaft in Spanien blühten. In dem ſchönen Valencia am Ufer des Meers zwiſchen Palmen- und Olivengärten lag ſeine bethürmte Burg, nicht viel kleiner und an Schönheit geringer als der berühmte Pallaſt von Alhambra. Das weite Land umher, vom mildeſten Himmel in üppiger Segensfülle aufgeſchloſſen, gehorchte ſeinen Befehlen, ſeine Heerden tranken aus hundert Bächen, zehntauſend bewaffnete Männer zogen auf ſein Geheiß in den Kampf, ſeine Schiffe beſuchten die entlegenſten Küſten und brachten die Schätze aller Himmelsſtriche in ſeinen Pallaſt, in welchem eine Schaar der ſchönſten Sclavinnen zu ſeinem Dienſte beſtimmt wohnte. Aber vor allen Schönen die Schönſte war Zemrude ſeine einzige Gemahlinn, in deren Arm er von ſeinen Siegen zurückkehrte, die er mit der Beute gedemüthigter Feinde ſchmück-

te, die von allen seinen Eroberungen ihm die höchste, die köstlichste dünkte.

Dennoch bey allem diesen Glanz, bey allen Gunstbezeugungen, die das Glück so verschwenderisch auf sein Haus zu thauen schien, wohnte doch im Innern dieses Hauses und im Herzen des Fürsten keine Zufriedenheit, und selbst in Zemrudens Armen hörte der Wurm nicht auf zu nagen, der seit Jahren an Ali Machmuds Lebensruhe zehrte.

In den Tagen rascher Jugend hatte ein feindseliges Geschick seine und seines Bruders Liebe auf Einen Gegenstand, die schöne Zemrude, gelenkt. Azem war der ältere, ihm waren die Herrschaft, die Reichthümer seines Vaters bestimmt, ihm reichte Zemrudens Vater, ohne auf ihre geheimen Wünsche zu achten, die Hand der Tochter, und Ali Machmud sah das Kleinod seines Lebens in die Hand eines Bruders übergehn, der schon längst als künftiger Herrscher und Gebiether des jüngern Bruders heimlichen Neid auf sich gezogen hatte. Die zwey mächtigsten, die zwey edelsten Leidenschaften, Liebe und Ehrgeiz, zerrissen seine Brust, und in beyden war er von dem Bruder aufs Tödtlichste gekränkt. Von nun an glühte ein dunkler Haß

gegen Azem in seinem Herzen, er entfernte sich vom Hofe seines Vaters, ehe noch die Hochzeitfeyerlichkeiten begannen, trieb sich in Abentheuern und ritterlichen Thaten im Abend- und Morgenlande umher, glänzte auf den Rennbahnen, wo die Paladine Frankreichs Ruhm ärnteten, erfüllte die Welt mit dem Ruhme seines Nahmens, und kehrte endlich, nachdem sein Vater längst todt und Azem im Besitze der angestammten Herrschaft war, mit Entwürfen des Stolzes und der Rache nach Spanien zurück.

Wenn der Mensch einmahl vom Pfade des Rechten abgewichen ist, schwört die Hölle freudig zu ihm, und erleichtert und ebnet ihm den Weg zum Abgrund. So fand Ali Machmud die Sachen, als er den heimischen Boden betrat, seinen dunkeln Wünschen nur allzugünstig. Seines Bruders weicher Sinn hatte die Vasallen übermüthig, die Nachbarn lüstern nach leichtem Raube gemacht; Unordnung, Ungehorsam von Innen, Verheerungen feindlicher Einfälle von Außen hatten das schöne Valencia in einen traurigen Zustand versetzt, und hoffend oder fürchtend sahen Aller Augen auf den kühnen, berühmten Ritter, dessen Ankunft den Ausschlag

geben, und die Seite, auf die er sich neigte, zur siegreichen machen mußte.

Noch einmahl klopfte sein guter Engel in der Gestalt des ehrwürdigen Mursa, ihres gemeinschaftlichen Erziehers, an sein Herz, den ihm Azem im Vertrauen auf des Bruders Liebe entgegengesandt hatte, um seinen Schutz zu erflehen, und ihm dafür die Hälfte des Reiches zu biethen. Das Ganze und die schöne Zemrude! flüsterte der Satan. Er wies den bestürzten Lehrer stolz ab, und nahm in der nächsten Stunde den Antrag zweyer benachbarter Stammeshäupter an, die ihm ihre Streitkräfte antrugen, wenn er die Beute, seines Bruders Reich, mit ihnen theilen wollte. An der Spitze ihrer Schaaren drang er in das Land seines Bruders, in sein Vaterland, und der erschrockene Azem verzieh sich jeder Hoffnung, als das Gerücht ihm meldete, wer die feindlichen Schaaren anführe. Doch quoll auch in Azems Adern, wenn gleich minder feurig, das Blut, das Ali Machmud belebte. Im Augenblick der höchsten Noth erwachte der Heldengeist der Verzweiflung in ihm. Mit den wenigen Getreuen, die ihm übrig geblieben waren, setzte er sich zur Gegenwehr, und da ihm schon fast nichts als seine Hauptstadt übrig

geblieben war, beschloß er sich in dieser bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, und wenigstens rühmlich zu fallen. Ali Machmud rückte an, er umlagerte die Stadt, in der er das Licht erblickt hatte, in deren Umkreis die Gebeine seiner Vorältern ruhten. Azems kleine Schaar, von dem verzweifelnden Helden angeführt, that Wunder der Tapferkeit. Ali Machmud zürnte über diesen kühnen Widerstand, er entflammte seine Rachbegier, es war nicht sein Bruder mehr, der ihm gegenüberstand, es war der Räuber seines Thrones und seiner Liebe. So drang er unwiderstehlich auf ihn ein, und, was List und Entschlossenheit der Belagerten ersinnen konnten, vereitelten der Belagerer wilde Kraft und weit überlegene Macht. Allmählich schmolz die kleine Besatzung durch Stürme, Hunger und Seuchen, Azem sah die Stunde herannahen, wo sein Bruder die Mauern ersteigen, und ihn sammt den Seinigen vielleicht in entehrende Gefangenschaft schleppen würde. Das wollte er nicht erleben. Ehe der Morgen kam, an dem der letzte Sturm Statt haben sollte, fiel er mit seiner kleinen Schaar aus. Ein wüthender Kampf begann, Azems Begleiter fochten mit dem Entschluß zu sterben, aber auch dem Feind

so viel Schaden zu thun als möglich, und so fielen sie Alle nach der Reihe über Haufen erschlagener Feinde, Azem mitten unter ihnen, die Standarte des Reichs in der festgeschlossenen Rechte haltend, die selbst der Tod nicht lösen konnte.

Ali Machmud durchritt nach dem Kampf das stumme Schlachtfeld. Da lagen die Tapfern hingestreckt, zehn der Seinigen auf Einen Feind, und mitten drinnen, wie die Getreuen ihn umringt hatten, sein Bruder, vorwärts aufs Gesicht gestürzt, die Fahne in der Hand, die Ali Machmud schnell und nicht ohne Grausen erkannte. Er hieß die Leiche aufheben, die starren Züge des Bruders, die gebrochenen Augen, die Wunden, aus denen all sein Blut geflossen war, gossen unwillkührlich Schauer über sein Herz, er winkte mit der Hand den Anblick zu entfernen, nur die Standarte sollte man ihm bringen. Die Hand des Todten hatte sie so fest umklammert, daß man die Finger abhauen mußte, um die Fahne zu bekommen. Man erzählte dem Fürsten, wie man sie erhalten. Ali Machmud verhüllte sein Gesicht. Es war doch sein Bruder gewesen! Mit diesem Gedanken schwang die Vergeltung zum ersten Mahl die Schlangengeißel gegen sein Herz.

Die Feyer des siegreichen Einzugs, der jubelnde Schall der Kriegsmusik, die Erwartung, Zemruden in wenig Augenblicken wieder zu sehn, übertäubten bald in Ali Machmuds Brust die Stimme des Gewissens. Er bestieg sein Roß, und an der Spitze des siegtrunknen Heeres zog er in die eroberte Stadt, durch blutbefleckte Straßen, neben den Leichen der Gebliebenen oder Verhungerten vorbey, in den königlichen Pallast und die Arme der Geliebten. Ein kurzer Zwischenraum wurde dem Wohlstand und der Trauer der königlichen Witwe um den gefallenen Gemahl gegönnt; dann ging sie, der frühern Wünsche gedenkend, freudig in die Arme des Siegers über.

Dieser hatte indessen alle andern Frauen und Kinder des ermordeten Königs vor sich erscheinen lassen, und über ihr Schicksal entschieden. Die Frauen wurden theils verschenkt, theils eingekerkert, und die Kinder jedes Geschlechtes nach der Sitte des Morgenlandes, zur größern Sicherheit des neuen Thronbesteigers, ermordet. Nur eine Einzige der Frauen, die seit einigen Monathen ein Pfand der Liebe des verstorbenen Königs unter ihrem Herzen fühlte, fand Mittel zu entfliehen, eh sie gezwungen war, vor Ali

Machmud zu erscheinen, und alle Nachforschungen, die er, besonders da er ihren Zustand erfuhr, anstellte, um die Entflohene zu finden, blieben fruchtlos.

Das Reich, welches Ali Machmud an sich gerissen hatte, verwaltete er als ein starkmüthiger und kluger Fürst. Zuerst wußte er durch kleine Opfer, und durch die Furcht vor seiner Überlegenheit die zwey Nachbarn, deren Heere ihm das Reich hatten erkämpfen helfen, von jeder weitern Forderung abzuhalten; dann brachte er die unbändigen Vasallen zum Gehorsam, warf die äußern Feinde zurück, erweiterte die Gränzen seines Gebiethes, schützte Handel, Ackerbau und Künste, und brachte dadurch bald sein Reich in den blühenden Stand, der im Eingange geschildert worden.

Aber mitten unter diesen Herrlichkeiten schwebte ein schreckendes Bild unabläßig vor seiner Seele, und die Gestalt des erschlagenen Bruders, wie er ihn auf dem Schlachtfeld gesehn, erschien ihm im Thronsaal mitten unter seinen Großen, mischte sich in die Haufen des zujauchzenden Volkes, und schreckte ihn oft selbst aus Zemrudens Armen empor. Keine Ruhe wohnte in seinem Herzen, kein Glück in seinem Pallast.

Ein Jahr ungefähr nach seiner Vermählung gebar ihm Zemrude einen schönen, fröhlichen Knaben. Die Wärterinnen brachten das Kind der erfreuten Mutter. Sie wollte es an ihren Busen drücken, und fuhr schaudernd zurück; denn der Knabe trug unverkennbar die Züge seines Oheims. Ängstlich hieß sie die Wärterinnen, das Kind, so lang es möglich wäre, dem Auge des Vaters zu entziehen, und als man endlich seiner bestimmten Forderung nachgeben, und seinen Sohn ihm zeigen mußte, wandte sich das Vaterherz in geheimen Entsetzen von dem unschuldigen Wesen ab, das ihn, unbewußt, in den zarten Zügen an sein Verbrechen strafend mahnte.

Indessen sollte die Welt dieß nicht wissen, und selbst gegen seine Gemahlinn erwähnte der Fürst dieser unseligen Ähnlichkeit nicht, und hoffte in nachfolgenden Kindern Ersatz für die verbitterte Freude an dem Erstgebornen zu finden. Aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt, und Abderachmen die einzige Frucht nicht nur seiner Verbindung mit Zemruden, sondern auch der einzige Zweig des königlichen Stammes; denn so viel untergeordnete Frauen, und so viel schöne Sclavinnen auch sein Harem zählte, und so oft ihn die Geburt eines Kindes erfreute, so

erreichte doch keines von ihnen das erste Jahr des Lebens, und alle welkten hin, zarten Pflanzen gleich, von innerer Verfehrung angegriffen. Dieses Unglück verdüsterte Ali Machmud's Gemüth, und die Sonnenstrahlen von Milde und Güte, die sonst zuweilen aus seinem leidenschaftlichen Herzen hervorgebrochen waren, verloren sich ganz. Er ward aus einem gerechten ein strenger Herr, aus einem gefürchteten Nachbar ein gefährlicher Feind, die alte Kriegs- und Abentheuer-Lust erwachte in ihm, das Bewußtseyn der Macht reizte zu Vergrößerungen. So wurde ein ungerechter Krieg um den andern angefangen, und Ali Machmud suchte in den Zerstreuungen des Lagers, im Getümmel der Schlacht die Stimme des Gewissens zu betäuben, und die Geißeln des strafenden Geschickes zu vergessen.

Der Sieg folgte seinen Fahnen. Mehrere benachbarte Fürsten waren theils unterjocht, theils zinsbar gemacht. Ali Machmud sah mit düsterm Stolz in die schimmernde Zukunft, wo er seinem Thronerben das Reich noch einmahl so groß, und noch einmahl so furchtbar hinterlassen würde, als er es von seinem Vater und Bruder überkommen hatte. Aber indeß Ruhmsucht und

Ehrgeiz ihn in schwindelnde Träume wiegten, kam ihm von seinem Pallaste die Bothschaft, daß sein einziger Sohn, von einer wüthenden Krankheit befallen, am Rande des Grabes sey, und bald darauf, daß zwar das Übel durch die Kunst der Ärzte gebrochen, das Leben aber nur mit Verlust des Augenlichts erkauft worden sey, indem sich die ganze Macht der Krankheit auf diesen zarten Sinn geworfen, und ihn zerstört habe. Ali Machmud knirschte. Das gerettete Leben des einzigen Sohnes, den er nie geliebt, und nur als den Erben seines Ruhmes, seiner Größe werth gehalten hatte, galt ihm kaum etwas mehr, wenn ein unglücklicher Zustand ihn unfähig machte, die glänzenden Eroberungen zu behaupten, die sein Vater mit so viel Blut und Gräueln erkauft hatte. Sein Schmerz brach in Wuth aus, er stürzte sich auf den schon fast erlegenen Feind, nichts widerstand seinem Anfall, bald krönte ein vollständiger Sieg seine Anstrengungen. Alles rings umher unterwarf sich, und mit der Beute mehrerer Städte bereichert, zwey gefangene Fürsten in Ketten mitschleppend, zog er sieggekrönt, und von dem trunkenen Volke jauchzend empfangen, in seine Hauptstadt und seinen Pallast ein.

Hier standen die Großen seines Reiches ehrfürchtig versammelt, hier bewillkommte ihn ihr schmeichelnder Zuruf, hier kam ihm Zemrude in aller ihrer Schönheit, noch anziehender durch den stillen Gram, der in ihren Zügen lag, entgegen; aber sein einziger Sohn, der schöne, hoffnungsvolle Knabe, wurde dem Vater entgegen geleitet, und konnte den allgemeinen Jubel nur hören, nur vernehmen, wie Ali Machmud sich mit Entsetzen von ihm abwandte, weil des Knaben verdunkeltes Auge, ungewiß vor sich hinstarrend, ihm jene schreckende Ähnlichkeit noch greller ins Gedächtniß hervorrief. Erschüttert sahen die umstehenden Großen diese Scene, und schrieben sie der schmerzlichen Bewegung des Vaterherzens beym Anblick des unglücklichen Kindes zu. Aber von diesem Augenblick verbannte Ali Machmud seinen Sohn ganz aus seiner Gegenwart; denn der Anblick des hülflosen Wesens, das keine der stolzen Hoffnungen mehr zu erfüllen im Stande war, die der Vater auf ihn gebaut, und das ihm ewig sein Verbrechen vorwarf, weckte alle Schlangen seiner Brust.

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit strengte er nun alle Erfindsamkeit seines Geistes an, both

alle Mittel auf, die seiner Macht zu Gebothe ständen, und nahm selbst zu den dunkeln Künsten des Abgrunds seine Zuflucht, um dem Schicksal einen Ersatz für die entrissenen Hoffnungen, einen zweyten Thronerben, abzuzwingen, und so die Existenz des ersten verhaßten Sohnes vergessen und nichtig zu machen. Der Himmel hörte weder die Gebethe, welche auf des Fürsten Befehl das Volk in allen Moscheen darbrachte, noch zeigte der Abgrund sich geneigt, den dunkeln Beschwörungen und gräulichen Opfern zu folgen, die Ali Machmuds Aberglaube ihm darbrachte. Vielmehr klangen die Aussprüche, die seine Magier und Zeichendeuter ihm von daher gaben, unerfreulich und hoffnungslos; denn Azems Blut sollte den geraubten Thron einst wieder besitzen, und Rettung und Glück nur von daher für das unglückliche Land kommen.

Abderachmen, vom Vater verstossen, von den Höflingen vernachläßigt, nur von seiner Mutter mit doppelter Zärtlichkeit umfaßt, wuchs indessen trüb und traurig in der Nacht, die ihn umfing, heran, als der weise Mursa sich Zemruden näherte, und, sie auf des Knaben unbenützte Anlagen hinweisend, leicht von ihr er-

hielt, daß sie ihm seinen Unterricht und seine Erziehung vertraute. Abderachmen hing bald mit kindlicher Liebe an dem Lehrer, der seine düstre Einsamkeit erheiterte, und seinem Geiste Beschäftigung darboth. Mursa gab es nicht auf, aus Abderachmen einen für sein Volk beglückenden Fürsten, wenn auch keinen glänzenden Helden zu bilden. Alle Wissenschaften beynahe waren seinem Geiste, alle besseren Gefühle seinem Herzen zugänglich, und er sah bald mit Freude die schönen Früchte seines Unterrichts in des Knaben empfänglicher Seele keimen. Aber er konnte dem Umgang mit dem Prinzen nur die wenigen Stunden weihen, die seine Staatsgeschäfte ihm übrig ließen, und ob er gleich für tüchtige Lehrer in allen Fächern gesorgt hatte, blieben noch müßige Stunden genug übrig, in denen der arme Blinde sein Unglück lebhafter fühlen mußte. Darum sorgte Mursa auch für dieses Bedürfniß. Er erhielt es leicht von Zemrudens Liebe und Ali Machmuds Gleichgültigkeit gegen seinen Sohn, ihm einen Gespielen seines Alters zugesellen zu dürfen. Aber kein Knabe durfte es seyn; denn der würde sich nicht mit Geduld und Liebe in alle die Sorgen und Aufmerksamkeiten fügen, die Abderachmens Zu-

ſtand forderte, ſondern ein Mädchen aus gutem Hauſe, von des Prinzen Alter, ſanft, nachgiebig, ſorgſam, und er verſprach, ſich um ein ſolches Weſen umzuſehen.

In wenig Wochen brachte er Zemruden Nachricht, daß er ein ſolches Kind, wie ſie bedurften, gefunden habe, die Tochter eines edlen Hauſes, deren Vater in Ali Machmuds Kriegen gefallen war, und eine Witwe mit unerzognen Kindern hinterlaſſen hatte. Die zwölfjährige Alide half der Mutter bereits die jüngern Geſchwiſter pflegen, und nur der Wunſch, ſich dem Fürſten gefällig zu erweiſen, hatte dieſe bewogen, in die Trennung von ihrer Tochter zu willigen, ſo wie der Gedanke, das Glück ihrer Familie zu gründen, und einem Unglücklichen zum Troſte zu werden, Alidens den Schmerz des Abſchieds überwinden half. Sie ward zu Zemruden geführt, die mit Überraſchung ſo viel Adel und ſo ſinnige Schönheit in ſo zarter Jugend bewunderte. Alide aber erröthete bis in die Locken, als der bildſchöne Knabe, den ſein hoher Wuchs einem Jünglinge ähnlicher machte, zu ihr geführt, und ihr als künftiger Geſpiele vorgeſtellt wurde.

Die Kinder wurden bald bekannt, und Alide

unterzog sich mit fröhlicher Geschäftigkeit ihrer neuen Bestimmung. Sie war den ganzen Tag um Abderachmen, sie scherzte mit ihm, sie erzählte ihm, ließ sich von ihm erzählen, und fand in tausend Aufmerksamkeiten und kleinen Diensten, die sie ihm leistete, in einer Menge Spiele und Zeitkürzungen, die sie für den lieben, unglücklichen Gespielen ersann, ihr angenehmstes Geschäft. Abderachmen war wunderbar geschickt in seiner Blindheit, und Alide nicht immer damit zufrieden, daß er ihrer Hülfe nicht mehr bedurfte; doch erkannte er, was sie ihm that, mit nicht geringerem Dank, und sein Loos, das ihm sonst so traurig geschienen hatte, begann nun seine Bitterkeit zu verlieren. Mursa richtete ihre Erziehung gemeinschaftlich ein, es schien, als wolle er sie mit und für einander bilden, und was nur immer in des Prinzen Unterricht auch für ein Mädchen schicklich und brauchbar war, lernte Alide mit dem Gespielen. Vorzüglich wurden Beyde in Musik geübt, und Gesang und Laute, und manche Blüthe der Dichtkunst, die sich in Abderachmens Gemüth aufschloß, gewährten ihnen süße Stunden. So abwechselnd beschäftigt und zerstreut, von Wohlwollen und Milde umgeben, die ihm sein Un-

glück wenig fühlen liesen, die unbekannte Welt um ihn her durch Alidens liebendes Gemüth erkennend, und von ihrer Liebe, wie von einem zarten Netz, auf jedem Schritte umringt, erhöhte sich die weiche Stimmung seines Gemüths immer mehr, und Liebe und Mittheilung wurden ihm immer mehr Bedürfniß. Aber dieses Bedürfniß fand auch sogleich seine volle Befriedigung, und es verbreitete sich hierdurch ein stiller Frieden, eine heitere Seligkeit in seiner Brust, die ihn tief und vollständig beglückte. Wenn er an Alidens Hand durch die blühenden Gärten seines Vaters wandelte, in denen sie mit zärtlicher Sorgfalt immer die Plätze wählte, wo Blumendüfte, oder die Töne der Natur ihren Freund berühren konnten, wenn er mit ihr im Schatten der Jasminlauben saß, der Gesang von hundert Nachtigallen aus den säuselnden Wipfeln, das Geräusch der Murmelquelle neben ihm, das leise Geflüster der Lüfte in den blühenden Büschen, das würzige Düfte zu ihm herantrug, ihn von allen Seiten mild umgaben, ein herzliches Kosen zwischen Aliden und ihm waltete, oder Lautenspiel und Gesang die Stunden flüchtiger machten, dann gestand er ihr oft mit Entzücken, daß er ganz glücklich sey, und

daß er nicht glaube, sehend, glücklicher werden zu können, weil er alle seine Freuden aus Tönen, Düften, aus süßem Kosen, und freundlicher Sorge für ihn viel tiefer und inniger empfände, wie sie ihn in seiner Nacht, unzerstreut von dem Anblick der Gestalten, berührten.

Jedes solche Geständniß war ein Triumph für Aliden, die ihres Daseyns Zweck und Freude in der Beglückung ihres Lieblings fand, und auch der weise Mursa bemerkte mit Vergnügen, wie sein längstgehegter Plan sich nach und nach entwickelte, und das Schicksal seines Zöglings wie er es gewünscht hatte, bestimmt wurde. So hatte er in seinem Unterricht und Umgang Alles vermieden, was kriegerische Lust, Ruhmsucht, und außer sich strebenden Ehrgeitz hätte wecken, und Triebe und Wünsche erregen können, die in ewigem Widerspruch mit des Prinzen beschränkter Lage ihm sein Unglück doppelt fühlbar gemacht haben würden. Aber er bildete seinen Geist und sein Herz für seine Zukunft, und stellte ein Ideal von Herrschertugend und Völkerglück vor dem inneren Blicke des Prinzen auf, das zu erreichen ihn der Mangel des Lichtes nicht hindern sollte, und das schöne Flammen in seiner Seele weckte. Mit großherziger Erhebung dachte

Abderachmen an eine Zeit, wo er der Vater und der Segen seiner Unterthanen seyn wollte, und Mursa und Alide, ihm treu zur Seite stehend, das, was die Natur ihm streng verweigert hatte, ersetzen sollten. Schon jetzt übte er sich in dem schönsten Vorrechte seines künftigen Standes, er besuchte, von Mursa's Rath geleitet und seinem eigenen Herzen getrieben, an Alidens Hand die Wohnungen der Armuth oder des Kummers, und lernte so den wahren Zustand seiner Völker kennen. Mit Bewunderung und Rührung sahen die Bedrängten oft das holde Paar bey sich eintreten, zwey Engeln des Himmels an Schönheit und Segen gleich, bis Abderachmens Unglück, der unsicher an der Hand der treuen Gefährtinn wandelte, sie an ihre Sterblichkeit erinnerte.

Jahre vergingen auf diese Art, während Ali Machmud sich in steten Kriegen weit von seiner Hauptstadt stürmisch bewegte, und von dem Schicksal des verhaßten Sohnes beynahe keine Kunde nahm. Abderachmen war zum Jüngling, Alide zur Jungfrau herangereift. Ihre Schönheit hatte sich in voller Blüthe entwickelt, und der Adel des Gemüths und ein königlicher Sinn sprachen sich bey ihm in jeder Geberde aus. Nicht ohne Erstaunen fand ihn sein

Vater so, als er jetzt nach einer Abwesenheit von zwey Jahren zurückkehrte, und ungeachtet jene furchtbare Ähnlichkeit, und des Prinzen hülfloser Zustand dem Vater ein ewiger Stein des Anstosses blieben, mußte er doch mit Wohlgefallen die vortheilhafte Entwickelung des Sohnes bemerken, der nun einmahl sein Nachfolger auf dem Thron seyn sollte. Er ließ sich mit ihm in Gespräche ein, er beobachtete ihn genauer und fand, daß das Innere nicht hinter dem Äußerlichen zurückgeblieben war. Er befahl ihm, in einigen Versammlungen seiner Großen, und selbst in dem Rathssaal zu erscheinen, er hörte seine Urtheile, und dankte der treuen Sorgfalt des guten Mursa mit aufrichtiger Freude für das, was er aus seinem Sohne gemacht hatte. Nur Eins fand er sogleich und überall zu tadeln, seine zu sanfte Gemüthsart, und obwohl ihm Mursa vorstellte, daß eine andere den Prinzen unglücklich machen würde, bestand der König dennoch auf seiner Ansicht, und suchte den Grund einer ihm so widrigen Richtung in dem verweichlichenden Umgang mit Frauen, in der Abgeschiedenheit des Harems. Darum beschloß er, seinen Sohn in andere Umgebungen zu bringen, achtlos, ob der Jüngling, der so

von fremder Liebe und Sorge abhängig war, nicht ein rascheres Wirken, und eine genauere Bekanntschaft der Welt mit dem Glück seines Herzens bezahlen würde.

Das Erste, was er that, war, ihm einen Gesellschafter ungefähr gleichen Alters, einen jungen Krieger von Persischer Abkunft, der sich in dem letzten Feldzug vortheilhaft ausgezeichnet, und durch Tapferkeit, Wohlgestalt und Gewandtheit dem König empfohlen hatte, zu geben. Edris, so hieß der Perser, war stolz auf diese Auszeichnung, und voll Eifer, sein neues Amt recht im Sinne dessen, der es ihm auftrug, zu erfüllen. Er drängte sich an den Prinzen, dessen Liebenswürdigkeit ihn anzog, und der den muntern Gefährten freundlich empfing, und wußte bald durch sein Jugendfeuer, seine Genuß- und Lebenslust, Begriffe und Wünsche in Abderachmen zu erregen, von denen dieser vorher nie eine Vorstellung gehabt hatte. Auf eigenen Antrieb sowohl, als auf des Königs Geheiß, versammelten sich mehrere Jünglinge der adelichen Geschlechter um den Prinzen. Viele davon hatten die Feldzüge seines Vaters mitgemacht. Sie schilderten ihm das freye, bewegliche Leben im Kriege, die Lust ungebundener Ju-

gend, die stolze Befriedigung des Siegers, endlich den Umgang und die Reize der Frauen auf eine Art, die Flammen in seine Seele warf, und ihm Vergnügungen und eine Lebensweise als höchstbeglückend zeigte, die er bisher zum Theil als eines bessern Menschen unwerth hatte verdammen hören. Eine neue Welt schloß sich in seinem Inneren auf, Wünsche, Triebe, Plane stiegen empor, die ihn zu einem neuen Menschen machten, aber auch sein mit so viel Sorgfalt gebautes Glück zernichteten. Er fing an, die Schranken zu fühlen, die ihn eng umzogen, ihn von jeder Freude, jeder Äußerung jugendlicher Kraft ausschlossen, worin seine Gefährten ihre Befriedigung fanden, und jede Aufwallung kriegerischen Muthes zur Thorheit machten. Widerstrebend ertrug er sein hartes Loos, und verwünschte oft das Daseyn eines Wesens, das sich und Allen um ihn her eine unerträgliche Last war. Vergebens strebten Mursa und Alide diesen Einwirkungen entgegen, Abderachmen hatte vom Baum des Erkenntnisses gekostet, sein Paradies war verloren, und er entfernte sich immer mehr aus dem Zauberkreise zarter Liebe, den Mursa's Weisheit um ihn gezogen hatte. Sein Vater, zufrieden mit der Richtung, die seines

Sohnes Gemüthsart nahm, schenkte ihm vermehrte Achtung, zog ihn in seine Rathsversammlungen, worin der Prinz immer mit Würde und Befriedigung erschien, und befahl endlich, ihn, so viel es möglich war, in den Waffen und ritterlichen Künsten zu üben.

Alide hatte den ganzen Gang dieser Veränderungen mit schwerem Herzen gesehn. Nicht allein wurde der theure Gespiele immer mehr ihr entfremdet, und ihr das Glück, allein und ausschließend für ihn zu sorgen, geraubt; sie erkannte bald deutlich, wie unglücklich er dadurch ward, und besonders machten diese Waffenübungen sie ganz trostlos. Nie schien ihr Abderachmen schöner, als wenn er mit dem blitzenden Gewehr in seiner Hand in muthiger Stellung vor ihr stand, oder wenn sie ihn geschickt und stolz zu Pferde sitzen sah; aber auch nie kam er düsterer, verzweiflungsvoller in seine Gemächer zurück, als wenn er in diesen Stunden erfahren hatte, was ein Jüngling seines Standes und Alters vermögen könnte, sollte, und was ihm auf immer unmöglich war. Dann nahte sie sich ihm wohl mit jenen sanften Tröstungen, die sonst nie verfehlt hatten, sein Herz wohlthätig zu berühren, jetzt aber glitten sie fruchtlos

davon ab, und selbst seine Neigung zu Aliden schien sich, wie Alles, was bisher sein Glück ausgemacht hatte, zu verlieren.

Immer gewaltiger wirkte Edris auf Abderachmens ganzes Wesen, und die guten Geister seiner vorigen Zeit standen machtlos von ferne. Nun reichte der Tag nicht mehr zu Zerstreuungen und Vergnügungen hin, und Edris beredete seinen fürstlichen Freund leicht, ihm auf seinen nächtlichen Spaziergängen zu unverhofften Abentheuern und tollen Schwärmereyen zu folgen. Verkleidet als provencalische Troubadours, mit der Laute in der Hand, schlichen sie sich Nachts aus dem Pallast, und Edris führte den Prinzen, dem diese Art von Unterhaltung einen neuen Reiz versprach, bald hier bald dort vor den Balcon irgend einer ihm bekannten Schönen, wo sie ihre zärtlichen Romanzen anstimmten, und Abderachmens Gesang und Spiel manchen freundlichen Beyfall erndete.

Auf einem dieser Gänge, als sie am Meeresufer hinwandelten, tönte auf einmahl von der Terrasse eines nahen Gartenhauses ein entzückender Gesang her. Es war eine Frauenstimme, die eine Spanische Romanze zur Laute sang. Der Inhalt des Liedes, eine unglückliche Liebe,

der Klang der Stimme, der Ausdruck des tiefsten Gefühls in dem Vortrage, alles drang mit unwiderstehlicher Gewalt auf Abderachmen ein. Er blieb angefesselt stehen, die Töne zogen mächtig in seine Seele und weckten ein Gefühl von Sehnsucht und Verlangen, das er bisher nicht gekannt hatte. Schon lange hatte der Gesang geschwiegen, als er noch wie entgeistert da stand, und widerstrebend seinem Führer folgte, weil die Stunde nahte, in der sie, um unentdeckt zu bleiben, zurückkehren mußten.

Immer noch klangen jene Töne in seiner Seele nach. Eine solche Himmelsstimme hatte er nie gehört, und die Brust, der sie enttönte, mußte der Sitz aller Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Milde seyn. Mit aller Heftigkeit einer ersten Leidenschaft und mit aller Innigkeit seines Gemüths ergriff er das Bild, das seine Einbildungskraft ihm von der unbekannten Sängerinn entwarf, und zweifelte nicht daran, daß die Wirklichkeit ihm völlig entsprechen werde. Edris bemerkte bald die Veränderung, die mit seinem Gebiether vorgegangen war, er drängte sich in sein Vertrauen, und versprach ihm auf Kundschaft auszugehn.

Er hatte bald erfahren, was er zu wissen

verlangte. Die Sängerinn war eine edle Spanierinn, und mit ihrem Vater, der, einer Staatsursache willen, unzufrieden den Hof von Castilien verlassen hatte, vor Kurzem nach Valencia gekommen, wo die Schönheit des Landes den vornehmen Verbannten anzog, indeß so lange zu verweilen, bis die Umstände sich geändert haben, und ihm erlauben würden, entweder in sein Vaterland zurückzukehren, oder einen andern Ort zum Aufenthalt zu wählen. So blieb er, zwar ein Christ, aber durch seinen Reichthum und den Glanz seiner Geburt überall willkommen in Valencia, und hatte sich das schöne Gartenhaus am Meeresufer gekauft, wo er mit seiner Tochter Elvira, der reichsten, wie der schönsten und geistvollsten Erbinn in Spanien, lebte.

Diese Nachrichten waren ganz darnach, die Träume, die Abderachmens entzündete Phantasie im Voraus entworfen hatte, zu bestätigen und noch lebendiger zu machen. Er hatte also richtig geurtheilt. Sie war schön, sie war liebenswürdig, und die Klagen unglücklicher Liebe (denn konnte man mit so viel Gefühl wohl etwas anders, als seine eigene Lage aussprechen?) waren durch die Entfernung vom Vater-

lande, vielleicht durch eine Verflechtung der Schicksale ihres Vaters, leicht und natürlich erklärt.

So träumte Abderachmen, Tag und Nacht mit dem Gegenstand seiner Gedanken beschäftigt, und konnte es kaum erwarten, bis ein günstiges Zusammentreffen der Umstände ihm erlaubte, in der Nacht mit Edris den Gang am Meeresufer zu wiederhohlen.

Sie gingen wohl, aber mehrmahl vergebens. Abderachmen wollte verzweifeln — die schöne Stimme erklang nicht wieder. Endlich nach manchen fruchtlosen Wanderungen, an einem schönen, mondhellen Abend, als er, bereits lange Zeit vergebens vor der Gartenmauer auf und ab wandelnd, die Hoffnung ganz aufgeben wollte, ließ sich die Laute aus dem nahen Gebüsch des Gartens hören. Abderachmens Herz schlug hoch empor, sein Athem stockte — und nun fiel nach einigen künstlich ausgeführten Gängen die Silberstimme Elvirens ein, und sang von den zarten Schmerzen verborgener, schüchterner Liebe. Abderachmens Seele schwebte aus seiner Brust auf diesen Tönen, und, als sie geendigt hatte, griff er begeistert in die Saiten seines Instruments, und, die Melodie ihres

Liedes wiederhohlend, ergoß ſich ſeine Phantaſie in ſchnell erſonnenen Verſen, die der unbekannten Angebetheten die Wirkung ihres Geſanges auf ſein Herz ſchildern ſollten. — Er hatte geendet, er horchte, Alles war ſtill — kein antwortender Laut! Nur vernahm ſein geſchärftes Ohr ein Geräuſch wie von leiſen Tritten und ſeidenen Frauengewändern, das ſich an der Mauer hinzog und allmählich verlor. Erſchrocken fiel er ſeinem Freund um den Hals: Ach Gott! Sie geht! Ich habe ſie verſcheucht, und ſie zürnt mir wohl! Edris lächte: Glaubt das nicht, gnädiger Herr! Kein Weib zürnt je darüber, daß ihre Reize Eindruck machten. Laßt uns nur fleißig wiederkommen! Bringt die Laute mit, und ich ſtehe euch dafür, ihr kriegt einmal und vielleicht bald Antwort. Dieſer Troſt ſeines Gefährten, ſo geeignet er ſchien, des Prinzen Furcht zu verſcheuchen, hatte etwas Unangenehmes für ihn, und er ſchwieg.

Den nächſten Abend ward der Verſuch gemacht. Abderachmen ſang zur Laute, er hielt inne, und ſang wieder, ſeine Lieder athmeten zarte, ehrerbiethige Gluth. Es war ihm, als hörte er hinter der Gartenmauer flüſtern und ſeufzen, aber es klang kein Ton. Eben ſo in

der zweyten Nacht, wo er deutlich eine weibliche Stimme zu unterscheiden glaubte, die leise »Ach, wie schön!« ausrief, als er seinen Gesang geendigt hatte. Am dritten Abend klang die Laute, noch ehe der Prinz die seinige ertönen ließ, und die Stimme besang in ruhigen Accorden die Schönheit der Sommernacht am Meeresufer.

Antwortend fiel Abderachmen ein, und die Schwesterlaute schwieg nicht, sie tönte fort in sein Spiel und erhob ihn auf den Gipfel des Entzückens. Von nun an wurde jede Nacht der Gang an die Gartenmauer wiederhohlt, und es wurden auf den beyden Lauten harmonische Gespräche geführt, in deren dunkeln, unentwickelten Inhalt es dem Prinzen, so wie der ungesehenen Sängerinn, frey stand, jeden beliebigen Sinn zu legen. Aber so groß dieß Glück dem verliebten Fürsten anfangs geschienen hatte, so befriedigte es doch bald sein verlangendes Herz nicht mehr völlig. Er wünschte mehr, er wollte die Sängerinn kennen lernen, mit ihr sprechen, und die himmlische Seele, die seine Phantasie in ihr ahndete, sich in Worten enthüllen sehen. Edris wurde mit diesem Wunsche bekannt gemacht, er übernahm den Auftrag willig, und brachte nach ein Paar Tagen dem Prinzen, der ein

ſolches Glück vor kurzer Zeit kaum für möglich gehalten hatte, die Nachricht, daß die ſchöne Elvire eingewilligt habe, ihm in einem entlegenen Pavillon des väterlichen Gartens eine geheime Zuſammenkunft zu gewähren.

Die Zeit bis zu dieſem Abend ſchien dem Prinzen ſtill zu ſtehn, und wohl zehnmahl fragte er Aliden, indeß die Sonne noch hoch am Himmel ſtand, ob es nicht bald dunkel werden würde. Sie antwortete jedesmahl mit einen leiſen Seufzer: Nein — und es fiel dem in ſeine Erwartungen verſunkenen Jüngling nicht auf, daß ſeine Freundinn auch gar nicht nach der Urſache ſeiner Ungeduld fragte. Nun kamen endlich die kühleren Stunden, die Dämmerung wurde zur Nacht, der volle Mond ſtieg über die ſpiegelhelle Meeresfläche empor, tauſend Nachtigallen erhoben ihre Stimmen in den Citronen- und Olivengärten der Gegend. Da trat Edris zu dem Prinzen, der mit Aliden ſchweigend auf einer der Terraſſen auf und ab wandelte, und ſagte leiſe: Es iſt Zeit. Der Prinz fuhr haſtig empor. So laß uns gehn! rief er, und Alide ließ in dem Augenblick ſeine Hand fahren und trat erbleichend zurück. Ohne Abſchied eilte Abderachmen mit geflügeltem Schritte

an seines Freundes Arm dahin, Alide aber sank weinend aufs Gras, und machte dem langgepreßten Herzen durch Thränen Luft.

Geheimnißvoll, durch Gebüsch und abgelegene Pfade wurde der Prinz von seinem Freunde geleitet. Er fühlte, wie nah ihn das Dickicht umfing, wie vorsichtig Edris es auseinander bog, damit es nicht zu laut rauschte, wenn sie durchschlüpften, und wie doch hier und dort ein thauiger Zweig an seine Wange schlug, daß die zarten Tropfen daran blieben. Immer enger ward das Gebüsch, immer lautloser die Stille, in der nur ihre Athemzüge hörbar waren. Eine seltsame Spannung hielt Abderachmens Brust umfangen. Noch nie hatte er auf Wegen gewandelt, die er hätte verbergen müssen. Alles war bis jetzt, so dunkel es auch äußerlich um ihn war, in seinem Innern hell und offen gewesen. Wir sind zur Stelle! flüsterte Edris jetzt, und Abderachmen hatte alle seine widrigen Gefühle vergessen, und dachte nur an das nahe Glück. Ein leises Pochen wurde von innen beantwortet, eine Thür öffnete sich, eine Frauenstimme lud sie ein, ihr zu folgen, und brachte sie bis zu einem Vorhang, der sich rauschend aufthat. Elvira trat ihnen mit einem

holdſeligen Gruß entgegen. Abderachmen war außer ſich beym Klange dieſer Stimme, bey der Berührung der zarten, weichen Hand, die die ſeine leiſe faßte, und ihn achtungsvoll zu einem Sopha führte. Übrigens blieb das Geſpräch in den Schranken geſelliger Unterhaltung. Elvirens lebendiger Geiſt ſpielte leicht um jeden Gegenſtand; anmuthiger Scherz, treffender Witz, ſelbſt leichter Spott regte die Gemüther angenehm wechſelnd auf. Abderachmen war entzückt über dieſe Art von Unterhaltung, die ihm bis daher fremd geweſen war, und er fühlte, wie Elvirens Geiſt auch in ſeine Seele helle Funken warf, die ihn zu tändelnden Scherzen und Witzſpielen entzündeten. Dieſes leichte Dahingleiten des Geſprächs, die heitere Unbefangenheit, mit der Elvire ihn behandelte, ſelbſt der Stolz ihres Betragens, der die Huldigung des Mauriſchen Fürſtenſohnes als einen der Schönheit wohlgebührenden Tribut zu betrachten ſchien, alles das vereinte ſich, um den Zauber zu vollenden, der Abderachmen umſtrickt hatte, und er kehrte verliebter von Elviren zurück, als er hingegangen war.

Das ſchöne Leben dauerte fort. Elvire verſtand ſich dazu, den Prinzen auf dieſelbe

Art wie das erstemahl zuweilen zu empfangen, und Abderachmen war jederzeit auf dem Gipfel des Glücks, wenn Edris, der heimliche Unterhändler dieser Liebe, ihm wieder die Möglichkeit eines solchen Besuchs ankündete. Allmählich rückten die Herzen einander näher, in Saitenklang und Liedern durfte der Prinz ein Gefühl offenbaren, das seine schüchternen Lippen im Gespräche nicht zu äußern wagten, und Elvire schien diese geheimnißvolle Huldigung nicht ungünstig aufzunehmen. Sie wurde freundlicher, zuweilen sogar inniger gegen den Überglücklichen, sie ließ sich herbey, ihm hier und dort eine der kleinen Gefälligkeiten zu erzeigen, in deren freundlicher Leistung Alide sonst ihr Glück gefunden hatte, und die ihm hier als Gunst ertheilt wurden, und Abderachmen schwamm in Seligkeit, wenn er die Orange, die sie für ihn geschält und zertheilt hatte, aus ihrer Hand empfing, und ihr niedlicher Finger die seinen berührte, oder wenn sie sich zuweilen herbeyließ, seine Führerinn zu werden.

Alide kam durch alle diese Begegnisse ganz in Schatten zu stehn. Abderachmen fühlte, ohne sich's deutlich zu gestehn, daß er im Unrecht gegen die Geliebte seiner Jugend, gegen die

freundliche Gefährtinn seines Unglücks war. Zum ersten Mahl in seinem Leben hatte er vor ihr ein Geheimniß. Er machte sich Vorwürfe über diesen Bruch der alten Freundschaft, und er konnte doch die allmächtige Scheu nicht überwinden, die ihn abhielt, ihr gerade ein Geständniß dieser Art zu thun. Es war nicht vonnöthen, um sie von Allem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Die besorgte, die verrathene Liebe hatte längst Alidens Blick geschärft, ein geschicktes Forschen sie weiter gebracht, sie wußte Alles, was Abderachmen ihr hätte sagen können und noch mehr; denn sie wußte auch, daß der liebenswürdige Königssohn, noch ehe Elvire eingewilligt hatte, ihn zu sehn, Gnade vor ihren Augen gefunden, daß sie die nähere Bekanntschaft geschickt herbeyzuführen verstanden, und weder der Prinz noch Edris eine Ahndung davon gehabt hatten, daß sie die Wünsche der stolzen Schönen erfüllten, als jener erste Besuch ihnen als eine seltene Gunst zugestanden wurde. Das Alles wußte Alide, aber sie berührte es mit keinem Laute, und ließ großmüthig den Freund in dem beglückenden Wahn ihrer Unwissenheit.

Stiller Kummer und durchweinte Nächte

hatten indeß an ihrer Gesundheit gezehrt. Ihre Bläße, ihre trüben Augen sah Abderachmen nicht, aber er mußte erfahren, daß sie kränkelte. Es erschreckte ihn, und er war mit liebevoller Aufmerksamkeit für sie besorgt. Dennoch fühlte Alide wohl, daß es nicht mehr dasselbe Gefühl war, das früher bey ähnlichen Fällen ihn tagelang an ihr Lager geheftet, ihn jeden ihrer Athemzüge hatte belauschen machen. Aus dieser klaren Überzeugung bemühte sie sich, ihm ihre Leiden lieber ganz zu verbergen, und selbst diese Anstrengung verdoppelte ihre Krankheit.

Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß ein Kind des verstorbenen Königs noch lebe, welches dem traurigen Verhängnisse seines Hauses entgangen, und noch unter dem Herzen der Mutter gerettet worden sey. Mehrere Monathe nach Azems Tode sollte es die Mutter geboren, und in der tiefsten Verborgenheit erzogen haben. Ali Machmud hörte dieß Gerücht mit Grauen. Es war still und ruhig in seinen Landen, die alles äußeren Glanzes genossen, er war gefürchtet, aber er war nicht geliebt, und er wußte dieß. Er ließ daher die strengsten Nachforschungen anstellen, und erfuhr hierdurch, daß das Kind, dessen Daseyn ihn in Schrecken setzte,

zwar ein Mädchen, und gegenwärtig nicht bey ihrer Mutter sey, daß aber diese schon oft stolze Hoffnungen geäußert habe, die sich auf die Ansprüche der Tochter gründeten. Den Aufenthalt der Mutter wußte Niemand bestimmt anzugeben. Einer hatte sie vor Jahren hier, der Andere dort getroffen. Man zweifelte, daß sie sich in Valencia aufhalte. Ali Machmud ließ Mursa zu sich rufen, den Mann, dem er in den wichtigsten Angelegenheiten am liebsten vertraute, und dem er auch damahls die Befehle wegen des Harems seines Bruders gegeben hatte. Mursa erboth sich auf der Stelle selbst nachzuforschen, und vor allem in jene Stadt zu reisen, in der man die Witwe Azems zuletzt gesehen haben wollte, um ihre Spur zu finden. Ali Machmud war es zufrieden, und Mursa bath sich's als eine Gunst von seinem Fürsten aus, Aliden auf einen Besuch zu ihrer Mutter führen zu dürfen, die in der Nähe von Valencia lebte und längst ihr Kind wiederzusehen gewünscht hatte. Es ward ihm bewilligt, und Mursa kündigte Aliden ihre nahe Abreise an. Sie erschrack tödtlich. So schmerzlich ihr Leben an der Seite des wandelbaren Freundes war, so konnte sie doch den Gedanken nicht fassen, ohne ihn zu seyn, und

auch Abderachmen war tief betrübt. Aber der Wunsch der Mutter entschied, und Alide schickte sich zur Reise an. Jetzt erst, da er sie verlieren sollte, fing er an einzusehen, wie viel er an ihr besaß. Diese Betrachtung gab seiner Neigung und seinen Bestrebungen um sie alle schöne Wärme früherer Zeit wieder. Er war den ganzen Tag um sie, er folgte sogar Edris nicht, als er ihn zu Elviren führen wollte. Die arme Alide schwelgte, wie ein zum Tode Bestimmter, noch die letzten Augenblicke im Genuß alles ihres vormahligen Glücks, und Beyde trösteten sich mit dem Gedanken, daß diese Trennung nicht lange dauern würde.

Als Alide fort war, drängte sich Edris noch näher an den Prinzen, er suchte ihm die entfernte Freundinn zu ersetzen, er zweifelte nicht sie sogar zu überbiethen. Doch Abderachmen, an Alidens sanfte, hingegebene Liebe, an ihre zarte Sorgfalt mehr, als er selbst glaubte, gewohnt, vermißte sie schmerzlich in jedem Augenblick. Ihm war es, als hätte er mit ihr das Gesicht noch einmahl verloren, dessen Mangel sie ihm so wenig hatte empfinden lassen, als hätte er durch ihre Augen gesehen, und die Welt leicht und sicher in ihrem Geiste erkannt. Selbst an

Elvirens Seite, die er jetzt, von Edris überredet, sehr oft besuchte, entschlüpfte zuweilen ein Seufzer nach Aliden seiner Brust, und aller Zauber des Talentes, des Witzes, des geistreichen Umgangs konnte ihm die sanfte Gespielinn seiner Jugend und eine Zeit nicht vergessen machen, in der kein Zwiespalt zwischen seinen Wünschen und seinem traurigen Zustand war, und selbst dieser Zustand durch Alidens sinnreiche Zärtlichkeit eine Art von Reiz für ihn erhalten hatte.

Elvire sah die Schwermuth des Prinzen, und sie erfuhr ihre Ursache. Es beleidigte ihren Stolz, und eben dieser Stolz trieb sie an, jeden Reiz ihres Umgangs, jedes Talent, womit sie so reich geschmückt war, aufzubiethen, um ein Gefühl zu besiegen, das sie als einen Raub an den Huldigungen ansah, die man ihr schuldig war.

Es gelang ihr nur halb, und es schien überhaupt, als eb auch äußere Umstände sich vereinigen wollten, ihre Plane zu stören, und den Prinzen aus allen seinen gewohnten Verhältnissen zu reißen.

Das Waffenglück, das seinem Vater lange Zeit treu gewesen war, hatte schon seit mehreren Jahren angefangen, wie ein leichtsinniges

Weib, dem alternden Manne ihre Gunst zu entziehen, womit sie einst den Jüngling und reifenden Helden so verschwenderisch überschüttet hatte. Es war jene Zeit, wo die siegreichen Fortschritte der christlichen Fürsten und innere Zwistigkeiten die Macht der Mauren täglich verminderten, und die Fahne des Kreuzes an vielen Orten zu wehen begann, wo vorher der Halbmond geschimmert hatte. Ein Stück Land um das andere sahen die Mauriſchen Fürsten sich entrissen, die Begeisterung der Freyheit und der Religion erhob die Gemüther der Spanier, und lehrte sie jene Wunderthaten verrichten, die wir in dem Inhalt ihrer Romanzen sowohl, als in den Berichten der Historie mit Erstaunen lesen. Ali Machmud fühlte, wie alle seine Glaubensgenossen, daß es nun darauf ankam, für ihre Erhaltung mit Ernst, und vorzüglich mit vereinter Kraft zu kämpfen. Dennoch war an keine wahre Einigkeit unter den Mauriſchen Stämmen zu denken, und Ali Machmud nicht mehr der, der er gewesen. Mehrere seiner Schlachten endigten mit zweifelhaftem Glück, und manchmahl konnten die Christen, oder seine andern Feinde, die diesen Zeitpunct ergriffen,

um alte Unbilden an ihm zu rächen, ſich den Sieg zuſchreiben.

Jetzt kam nach langer Abweſenheit Murſa zurück, den der König ſehnlich erwartet hatte. Er hatte beynahe durch halb Spanien die Spur jener Sultaninn, Azems Witwe, verfolgt, und endlich erfahren, daß ſie am Hofe des Königs von Arragonien, und folglich an einem Orte lebe, wo Ali Machmuds Arm ſie nicht erreichen konnte. Syrma, ſo hieß die Fürſtinn, war wirklich allein dem Sturz ihres Hauſes entgangen, ſie hatte eine Tochter, ſie war ſtolz, herrſchſüchtig, und baute auf die gerechten Anſprüche der ſchönen Canzade und auf ihre Reize kühne Hoffnungen, für die ſie ſchon Viele an dem Hof gewonnen hatte, der ſeit langer Zeit auf nichts eifriger dachte, als auf die Verbreitung ſeiner Herrſchaft, und auf Vorwände zu Kriegen mit den Mauren. Murſa wagte es daher, dem Könige vorzuſchlagen, ob er nicht durch eine Heirath zwiſchen ſeinem Sohn und jener Tochter ſeines Bruders, der Gerechtigkeit ſowohl, als den Abſichten beyder Partheyen ein Genüge leiſten, und Syrma ſammt ihrem bedeutenden Anhang für ſich gewinnen wollte. Außer ſich vor Zorn verwarf Ali Machmud dieſen Vorſchlag,

der ihm entehrend, schimpflich schien. Seine Gedanken wegen einer Braut für seinen Sohn waren viel höher gerichtet. Die Tochter des Königs von Granada sollte ihrem künftigen Gemahl die Macht und Unterstützung des gewaltigen Schwiegervaters zusichern, und so ein festes Bündniß zwischen den zwey bedeutendsten Fürsten der Mauren bilden, das dem wachsenden Glück der Christen entgegen zu streben im Stande wäre.

Mursa entfernte sich traurig und ging zu Abderachmen, dem er keine fröhlichere Bothschaft zu bringen hatte. Er hatte Aliden ihrer Mutter übergeben, und sich auf den ihm vom Könige befohlenen Weg gemacht, mit dem Vorsatze, im Rückweg sein anvertrautes Pfand zurückzufordern und sie mit sich wieder nach Valencia zu bringen. Aber er fand das unglückliche Mädchen nicht mehr. Schon die Reise hatte ihre geschwächte Gesundheit angegriffen; sie war bald nach ihrer Ankunft im mütterlichen Hause, sanft und mild, wie sie gelebt hatte, in den Armen ihrer trostlosen Mutter entschlafen. Ihre letzten Worte waren ein Gruß an den Gespielen ihrer Jugend gewesen, und nun grünte die dunkle Cypresse schon seit Monathen zu Haupten ihres

Grabes, das der alte Freund tiefbewegt besucht hatte.

Abderachmen hörte diesen Bericht mit der heftigsten Erschütterung. Eine geheime Stimme erhob sich in ihm, die ihm bittere Vorwürfe über sein Betragen gegen die treue Gefährtinn seines Lebens machte. Alle ihre Holdseligkeit, alle ihre überschwängliche Liebe für ihn stieg schmerzlich und strafend in seinem Geiste empor, er versank in Schwermuth, er schloß sich in seine Gemächer ein, und weder die Bemühungen des geschäftigen Edris, noch seine immerwährenden Gespräche von Elviren vermochten den Trübsinn des Prinzen zu zerstreuen.

Endlich wich die Gewalt des Schmerzes der wohlthätigen Macht der Zeit und der Zureden der Freundschaft, und Abderachmen ließ sich überreden, Elviren, die, wie Edris sagte, tiefbetrübt über des Prinzen Unglück und seine lange Abwesenheit war, zu besuchen. Sie trat ihm mit zarter Theilnahme, mit weicher Stimme entgegen, die die Rührung des eigenen Herzens und die Freude, den Langentbehrten wiederzusehn, bezeugen sollte. Sie wußte so mild und schonend dem Schmerze des Prinzen zu begegnen, sie wußte so viel Herzliches und Freund-

liches von der verstorbenen Freundinn zu sagen, und durch die erhöhte Wärme ihres Benehmens geschickt so viel halbverborgene Liebe durchschimmern zu lassen, daß Abderachmen sich wohlthätig erheitert und getröstet fühlte. Elvirens Umgang ward ihm bald unentbehrlicher als vormahls. Er suchte bey ihr nicht bloß die Befriedigung einer unruhigen Leidenschaft, wie er sie bisher für sie empfunden hatte, er wollte auch nach Alidens Tode diesen Verlust durch sie ersetzen, er wollte eine innige, theilnehmende Freundinn und das unerschöpfliche milde Herz finden, das ihn ehemahls in der Jugendgespielinn so glücklich gemacht hatte. Aber dieser Wunsch blieb unerfüllt. Elvire war nicht Alide, ihr lebhafter Geist nicht fähig, sich lange in jener angenommenen Weichheit zu erhalten, und obwohl Abderachmen dieß mit Unlust bemerkte, war er doch zu tief verstrickt, um nicht seine Fesseln, auch so wie sie waren, schön und theuer zu finden.

Nach und nach that sich Manches hervor, das leise Mißklänge in die Gefühle seines Herzens brachte. Edris schien ihm verändert, oft niedergeschlagen, ungleich, und sein Betragen, besonders in Elvirens Gegenwart, launisch, räthselhaft. Auch Elvire betrug sich anders gegen

Abderachmen, wenn Edris zugegen, als wenn sie mit jenem allein war. Der Prinz sprach mit Edris darüber. Dieser läugnete. Mit Elviren sich zu erklären, hinderte ihn ein leises Gefühl, das ihm nicht jene Unbefangenheit der Freundschaft gegen sie erlaubte, die sein Verhältniß zu Alizden so schön gemacht hatte. Es entstand Unruhe und Zweifel in seinem Innern, und ein dunkles Mißtrauen, das bey seiner Blindheit und diesen Verhältnissen so natürlich war, fing an sich im Grunde seines Herzens zu regen.

Indessen zogen bald große Begebenheiten die Aufmerksamkeit und alle Seelenkräfte der beyden Jünglinge von ihren kleinern Angelegenheiten auf die des Vaterlandes hin. Der König von Arragonien rüstete sich zum Kriege. Die Ansprüche der stolzen Syrma und ihrer schönen Tochter dienten zum willkommenen Vorwand, Ali Machmud zu befehden. Syrma selbst befand sich, wie man sagte, bewaffnet beym Heere, um die Streiter für ihre Sache zu begeistern, und Valencia's Krone mit der Hand der schönen Canzade war der Preis desjenigen, der ihr das väterliche Erbtheil erkämpfen würde. Ali Machmud raffte sich auf in seiner ganzen Kraft. Diese Nachricht schien, indem sie seine Wuth ent-

stammte, ihm alle Stärke und Behendigkeit eines Jünglings wieder zu geben. Er both alle Hülfsmittel seines Reiches auf, und brachte wirklich in grosser Eile eine bedeutende Macht zusammen. Er schien zu fühlen, daß es sich um das Äußerste handle, und darum befahl er auch seinem Sohne, um dessen Erbtheil der Streit war, dießmahl ihn zu begleiten, nicht, daß er an den Gefechten Theil nehmen, aber daß er die Beschwerden und die Art des Krieges, so wie die Wichtigkeit des letzten Kampfes kennen lernen sollte. Edris aber sollte in Valencia bleiben und dort alle Anstalten zur Vertheidigung der Hauptstadt treffen, wenn vielleicht der Krieg auswärts nicht glücklich ginge.

Es schien dem Prinzen, als ob dieser Auftrag seinem Freunde nicht so unwillkommen wäre, und es befremdete ihn, da der rasche, kriegslustige Jüngling dadurch von Schlachten und dem Lagerleben entfernt, und zur stillen Bewachung einer ruhigen Stadt verdammt wurde. Ihn selbst schmerzte zwar die Trennung von der Geliebten; doch war der bevorstehende Kampf zu wichtig, um nicht den Kräften seiner Seele eine ganz andere Richtung zu geben, und so verließ er, nach einem Abschied von Elviren, den er sich von ih-

rer Seite viel erweichender und ſchmerzlicher vorgeſtellt hatte, in wunderbar ſtreitenden Gefühlen mit ſeinem Vater die Stadt, um ſich zum Heere zu begeben, und tauſend Segenswünſche des Volks, das ſeinen künftigen Herrſcher liebte, und ſich von ſeinem ſanften, durchs Unglück geläuterten Gemüth beſſere Tage verſprach, folgten ihm nach.

Als der König zum Heere kam, hörte er, daß die Spaniſche Armée nicht mehr weit entfernt ſey, und erkannte nun wohl, daß ſich das Loos des Krieges bald entſcheiden müſſe. Bald ſtanden die Heere einander gegenüber. Ali Machmud beſchloß, ſich den Vortheil des Angriffs nicht nehmen zu laſſen, und am folgenden Tage eine Schlacht zu liefern. Aber die Feinde waren ſchneller, als er. Von Glauben, Ritterthum und glorreichen Erinnerungen beſeelt, warfen ſie ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Mauriſchen Schaaren, und zwangen ſie zu weichen. Vergebens ſtrebte Ali Machmud, die gebrochenen Reihen wieder herzuſtellen, und die Wuth und Tapferkeit, die ihn beſeelte, in die Bruſt ſeiner Krieger zu ſtrömen. Seine Stimme ward nicht gehört, ſein Beyſpiel überſehen. Alles, was er vermochte, war, die verwirrten Truppen

in leidlicher Ordnung zurückzuziehen, und eine ſichere Stellung zu gewinnen, in der er die entmuthigten Schaaren ausruhen laſſen, und zu einer zweyten Schlacht vorbereiten konnte.

Er erkannte die ganze Gefahr ſeiner Lage, und ſchickte deßhalb ſeinen eignen Sohn, von Murſa begleitet, weil er den Auftrag ſonſt Niemand vertrauen wollte, an den getreuen Edris mit dem Befehl, den Harem und alle Schätze auf das feſte Schloß in den Bergen zu flüchten, Valencia aber in ſo guten Vertheidigungsſtand, als es die Zeit nur immer erlauben würde, zu ſetzen. Abderachmen, getrieben durch ſeines Vaters ehrendes Vertrauen und beflügelt durch die Hoffnung in Elvirens Nähe zu kommen, hatte Valencia bald erreicht. Er langte im Schloſſe an. Edris war nicht da, man ſandte aller Orten herum, ihn zu finden, und der liebende Prinz flog, den Augenblick benützend, den er ſeiner Pflicht rauben durfte, von einem treuen Sclaven geleitet, zu Elviren. Sein Herz ſchwelgte im Vorgenuß ſeiner und Elvirens Freude bey ſeiner unerwarteten Erſcheinung. So kam er auf dem ihm wohlbekannten geheimen Weg bis zu ihrem Gemach, und ſtreckte ſchon die Hand aus, den ſeidenen Vorhang zurückzuzie-

hen, als er reden hörte, Elvirens und Edris Stimme erkannte, und sein Nahme, der eben ausgesprochen wurde, ihn aufmerksam machte. Er zog die Hand zurück und blieb stehn.

Und wenn Abderachmen, sagte Edris mit leidenschaftlichem Ton, wie wir hoffen müssen, glücklich an der Seite des siegreichen Vaters zurückkehrt, wenn es ihm gelingt, des Vaters Achtung zu gewinnen, die er schon jetzt zum Theil besitzt, wenn er dann vielleicht den Vater mit Bitten bestürmt, und der König —

Gib doch solchen Eingebungen leerer Furcht kein Gehör! hörte der Prinz Elviren zärtlich antworten: Nie wird Ali Machmud einwilligen, daß sein Sohn einer Unterthaninn, und einer Christin — das merke wohl — die Haremo reiche. Von dieser Seite bist Du ganz sicher.

Und wenn der König stirbt, wenn er vielleicht in der Schlacht bleibt, Abderachmen dann frey und als Herrscher zurückkommt und Deine Hand fordert, Er, mein Freund, mein Beschützer?

Dann muß ich sie ihm freylich reichen, aber sicher nur meine Hand. Mein Herz ist und bleibt Dein. Auch ist dieß das sicherste Mittel für Dich, ihn durch mich zu beherrschen,

und so die Zügel der Macht in unsern Händen zu behalten.

O Elvire! Elvire! Wozu willst Du mich bereden?

Zu Deinem und meinem Glücke.

Und wird er nichts ahnden, nichts entdecken?

Er vertraut Dir und mir unbedingt, und überdieß erleichtert uns seine Blindheit jede Täuschung. Was kann man einen blinden Ehemann nicht glauben machen, wenn man sieht, wie die Sehenden betrogen werden?

Abscheulich! rief Abderachmen jetzt, tief empört durch diese Falschheit und durch den Spott, den Elvire sich über sein Unglück erlaubte. Die Verliebten sprangen erschrocken auf, die Vorhänge theilten sich rauschend, und mit gezücktem Schwert stürzte Abderachmen ins Zimmer. Stirb Niederträchtige! rief er, und stieß nach Elviren. Es wurde Edris leicht, des Prinzen Stoß aufzufangen und die Geliebte zu schützen, aber nicht so leicht ihn zu entwaffnen. Abderachmen rang mit aller Kraft gegen den Verräther. Aber Elvirens Angstgeschrey hatte Leute herbeygezogen. Edris sah sie in Sicherheit, er ließ von dem Prinzen ab, und dieser war zu tief beleidigt, um vor Zeugen auch nur mit Einem

Laute zu verrathen, was geſchehen war. Schnell kehrte er in ſeinen Pallaſt zurück, ließ Edris verhaften, und übertrug dem weiſen Murſa die Pflichten für die Beſchützung von Valencia, die er jenem hätte auferlegen ſollen. Er ſelbſt ordnete noch an, was nöthig war, und kehrte in höchſter Eile zu ſeinem Vater in's Lager zurück.

Verrathen von Freundſchaft und Liebe, auf dem Puncte, ſein Reich und vielleicht den Vater zu verlieren, der ſeine gänzliche Niederlage nicht überleben würde; in ſeiner Blindheit unglücklicher als jeder Andere an ſeinem Platz, erſchien nur Ein Gedanke ihm tröſtend in der Nacht, die ſeine Augen wie ſeine Seele umfing — den Tod in jener Schlacht zu ſuchen und zu finden, die ſeinem Reiche den Untergang bringen würde. Unter einem ſchicklichen Vorwande verletzter kriegriſcher Unterordnung von Edris Seite, entſchuldigte er die Abänderung an dem väterlichen Befehle, und bath knieend und mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm den Vater, ihn in die nächſte, die letzte Schlacht begleiten zu dürfen. Ali Machmud ſtellte ſeinem Sohne ernſt die Schwierigkeiten und die Gefahr dieſes Unternehmens vor, doch freute ihn des unglücklichen Jünglings kriegeri-

ſcher Muth. Mit freundlicher Achtung bewilligte er endlich ſein Begehren, und übergab einem ſeiner verläßlichſten Offiziere die Sorge, über den Prinzen zu wachen, und ihn nicht zu verlaſſen.

Der Tag der entſcheidenden Schlacht erſchien nur zu frühe. Das chriſtliche Heer, ſich ſeines Vortheils bewußt, war nicht geſonnen, den Mauren lange Zeit zur Erhohlung zu laſſen, und kurz nach jenem erſten Sieg erſchien es wieder wohlgerüſtet und freudig im Felde. Ali Machmud ordnete ſeine Schaaren. Ihnen fehlte die Zuverſicht des Siegs, aber ihr Führer wußte ſie mit dem Muth der Verzweiflung zu beſeelen. Auch ſie ſtritten für ihren Glauben, für den unangefochtenen Aufenthalt auf väterlicher Erde, für ihren Fürſten, der ſie ſo oft zum Sieg und zur Beute geführt hatte. Der Kampf war hartnäckig und lange zweifelhaft; endlich aber erlag die Anſtrengung der Araber bey kleinerer Zahl und geſchwächtem Muth der Übermacht und Zuverſicht des chriſtlichen Heeres. Ali Machmud ſah den Sieg auf jene Seite übergehn, er widerſtand, ſo lange er vermochte, und als Alles rettungslos zu Grunde ging, da ſpornte er ſein Pferd in den dichtſten Haufen der Feinde, und rief dem

Sohne zu, ein Gleiches zu thun. Er wollte seinen Ruhm, seine Macht nicht überleben, und den hülflosen Sohn lieber mit sich ins Grab reißen, als dem entehrenden Mitleid der Sieger überlassen. Ein wüthender Kampf erhob sich, wo Ali Machmud stritt. Abderachmen fühlte die Gefahr seines Vaters, und strebte, da er nicht vermögend war, ihn zu vertheidigen, ihm mit seiner Brust zum Schild zu dienen. Die fromme Absicht ging verloren. Ali Machmud sank, von einem Pfeil getroffen, sterbend vom Pferd, sein heißes Blut bespritzte des Sohnes Angesicht. Dieser, alle Warnungen seines Begleiters verachtend, sprang verzweifelnd ab, und warf sich über die Leiche seines Vaters, um sie zu schützen. Da wurde auch er sehr verwundet, und auf dem erkaltenden Busen seines Vaters zum Gefangenen gemacht.

Er war ohne Bewußtseyn, und erwachte erst lange darauf unter der Behandlung einer weichen, zarten Hand, die, wie er fühlte, Verband und schmerzenstillenden Balsam um seine Kopfwunde legte. Wo bin ich? fragte er voll dumpfer Verzweiflung, in's Leben gekehrt zu seyn. Eine freundliche männliche Stimme antwortete: Prinz! Ihr seyd in guten Händen,

bey Menschen, bey Christen! Abderachmen wendete sich mit Grauen der Wand zu. Haltet still, sagte die Stimme abermahls, daß man Eurer pflegen kann, wenn ihr das Leben behalten wollt! Das will ich nicht! rief der Prinz, und stieß mit der Hand den Verband weg. Da brach eine weibliche Stimme in heftiges Weinen aus. Abderachmen wandte sich überrascht, er fühlte eine seiner Hände ergriffen und mit Thränen benetzt. Was ist das? sagte er: Wer seyd ihr? — Wo bin ich? — Antwortet! O, um Gotteswillen! flüsterte die leise weibliche Stimme: Laßt Euch verbinden, stoßt unsere Hülfe nicht von Euch! Abderachmens Innerstes bewegte sich bey diesen fast tonlosen Lauten. Er wollte sich aufrichten, die heftige Bewegung brachte sein Blut in Wallung, es strömte stärker aus den Wunden und er sank ohnmächtig zurück. Als er von Neuem erwachte, fühlte er sich so schwach, seinen Zustand so dumpf und schmerzhaft, daß er sich seiner nur zuweilen bewußt ward, um zu leiden, und dieses Leiden alsogleich in dumpfen Träumen zu vergessen.

Wie lange diese Lage dauerte, konnte er selbst nicht unterscheiden. Eines Tages erwachte er mit klarerer Besinnung, schlug die Au-

gen auf, und wähnte wieder zu träumen; denn es war ihm, als umfinge ihn keine so dichte Nacht mehr, als sähe er in nebelartiger Dämmerung sich Gestalten vor seinem Bette bewegen. Er wollte den Arm emporheben, um sich zu überzeugen, ob er wache; aber dieser lag schmerzlich verwundet, schwer und regungslos neben ihm. Er wollte sich erheben, und vermochte es nicht. Aber die Gestalten hörten nicht auf, sich zu bewegen, und endlich, zwischen Angst und Überraschung schwankend, fragte er leise, ob Jemand hier sey? Sogleich näherte sich eine Gestalt seinem Lager, und mit einem Schrey der Freude rief der Prinz: O Allah! Ich sehe!

Gott sey gelobt! antwortete die freundliche Männerstimme, die Abderachmen schon öfters während seines Hierseyns gehört hatte: Das war es ja, was wir wünschten und hofften!

Ich sehe! Ich sehe! rief Abderachmen noch einmahl heftig, und sank dann, erschöpft von der neuen Erschütterung, zurück.

Man ermahnte ihn, sich stille zu verhalten, und so viel wie möglich dem Sturm der Freude zu gebiethen, der bey seiner Schwäche gefährlich seyn könnte. Es bedurfte nicht viel dazu. Kaum war die erste Aufwallung des Entzü-

ckens vorüber, kaum wurde der Prinz sich seiner selbst bewußt, so schlug die Betrachtung seines Schicksals, daß er verwundet, vielleicht verstümmelt, seines Vaters, seines Thrones beraubt, vom Freund und der Geliebten verrathen, bey Feinden, bey Christen hülflos gefangen lag, jede Regung der Freude nieder, und es schien ihm, als hätte ein feindseliges Geschick ihm das Augenlicht, das es ihm in glücklichen Tagen neidisch entzogen, gerade jetzt wiedergegeben, damit er sein ganzes Unglück überblicken, und klar erkennen könne, wie viel er an allen Gütern der schönen Erde verloren habe.

So schloß er unwillig die Augen wieder, und wendete sich von den Umstehenden ab in seine alte Nacht, und wünschte lieber auch nichts zu hören, und nicht die Tiefe seines bodenlosen Misgeschickes zu erkennen. Indessen strebte die jugendliche Kraft seiner Natur diesen düstern Eingebungen mächtig entgegen; unwillkührlich hob sie ihn aus dem dumpfen Trübsinn empor, und regte, wie Erschöpfung und Schmerz allmählich wichen, wenigstens den Wunsch in ihm auf, zu wissen, was seit dem letzten Augenblick seines vollkommenen Bewußtseyns, als sein Vater neben ihm sterbend vom Pferde sank, bis

jetzt mit ihm vorgegangen war, und wie und warum die jahrelange Finsterniß von seinen Augen gewichen sey.

Ein freundlicher Greis, des Königs erster Leibarzt, Alvarez, nahm das Wort, und erzählte dem Prinzen, daß, als er schwer verwundet auf seines Vaters Leiche hingesunken war, die Arragonischen Krieger, gerührt durch seine kindliche Liebe, ihn sorgfältig aufgehoben und aus dem Schlachtgewühl getragen, und der König selbst, als er es vernommen, sogleich befohlen habe, die Leiche des gefallenen Gegners mit aller Ehrerbiethung, den Prinzen aber mit der größten Sorgfalt und Treue zu behandeln. So sey er in den Pallast, der dem König von Arragonien zum Aufenthalt gedient hatte, gebracht, und alle Leibärzte desselben zu seiner Pflege aufgebothen worden. Ihrer Sorgfalt war es gelungen, nicht allein sein Leben zu retten, das viele Tage in Gefahr schwebte, sondern er, Alvarez, habe bald mit großer Freude entdeckt, daß er auch Hoffnung schöpfen dürfte, dem Prinzen das lang verlorne Augenlicht wieder zu geben, indem eben jene tiefen Wunden, die sein Leben bedrohten, die Wurzel des alten Übels gehoben hatten, und nun könnte er ihm

mit Gewißheit versprechen, daß er bald und vollständig geheilt seyn würde.

Abderachmen hörte dem freundlichen Greise mit gemischtem Gefühle zu. Wenn ihn von einer Seite seine Wiederherstellung und vor Allem die ungehoffte Gabe des Lichtes mit einer freudigen Empfindung durchschauerte, so schlug die Erinnerung an sein Schicksal jede aufkeimende Fröhlichkeit gewaltsam nieder, und die Wunden seiner Seele bluteten ungehindert und ungeheilt fort, indeß die seines Körpers unter der treuen Pflege des gütigen Alvarez sich von Tag zu Tag besserten. In dieser trüben Stimmung, von schmerzenden Erinnerungen unabläßig gequält, unempfindlich gegen jeden fröhlichen Eindruck, ließ ihn selbst die Nachricht gleichgültig, daß Mursa die Hauptstadt entschlossen gegen den übermächtigen Feind behaupte, und täglich mehr treue Valencier sich zu ihm sammelten, um die Rechte ihres geliebten jungen Fürsten zu vertheidigen, und ihm eine frohe Wiederkehr zu bereiten. Er hatte ja Alles verloren was ihm den Thron und das Leben lieb machen konnte.

Alvarez, der seinen Pfleglung lieb gewonnen hatte, erkannte bald, daß hier nicht al-

lein der Körper, sondern auch der Geist der Heilung bedürfe, und sann darauf, ihn durch Beschäftigung und durch Vergnügen zu erheitern. Aber alle diese Bemühungen blieben fruchtlos, und die einzige Art von Zerstreuung, die dem Prinzen nicht unangenehm war, die selbst einige wohlthätige Wirkung auf sein krankes Gemüth zu äußern schien, waren Spaziergänge und der Anblick der schönen Natur im Frühlinge, der mit langentwohntem Zauber auf seine Augen und sein Herz wirkte.

So durchstrifte er an einem lieblichen Morgen die Gegend um die Stadt, von Alvarez begleitet. Diese im Ostwind wankenden Palmen, auf blumigen Wiesen zerstreut, dieser Blüthen buntfarbige Pracht, diese majestätischen Wälder, die die Stirnen der Berge krönten, der Strom, der wie ein breites Silberband durch das reiche Land langsam und prächtig dahinzog, seine umbüschten Ufer, die Hütten und Landhäuser, die am Fluß sowohl, als am Abhang der Hügel zerstreut in Oliven- und Pomeranzen-Gärten lägen, und von denen milde Lüfte den würzigen Duft zu dem Prinzen herantrugen, alles das drang unwiderstehlich in seine, dieser Reize noch so entwohnten Augen, und

bekämpfte den Trübsinn, der, unaufhörlich aus den Tiefen des Gemüthes emporsteigend, einen düstern Nebel über alle diese Schönheiten zu breiten drohte.

Unter manigfachen Gesprächen, die Alvarez klug entspann und fortsetzte, um den Prinzen von der Beschauung seines Schicksals abzulenken, gelangten sie, einem Fußpfad folgend, ans Ufer des Stroms, und wandelten im Schatten der Erlen und Pappeln hin, als sie in der Nähe hinter den Büschen reden hörten. Sie blieben stehn. Eine weibliche Stimme, die leise und beynahe leidend klang, sagte eben: Nein, Fatme! Du wirst mich nicht überreden. Was mir einen Schein von Besserung gibt, ist Wirkung der Jahreszeit. Blüht doch Alles auf zu neuem Leben, zu neuer Lust! Sieh dort den Kastanienbaum drüben auf der Wiese, den im letzten Herbste der Blitz traf! Jetzt treibt er aus seinem einzigen Zweige noch ein Paar Knospen. Glaubst Du aber deßwegen, daß sich der Baum wieder erhohlen und der verbrannte Stamm wieder grünen werde? O nein!

Diese Worte, die Stimme, mit der sie gesprochen wurden, die wie ein Echo aus frühern Tagen halb vergessene dunkle Gefühle in Abde-

rachmen weckte, erregten seine ganze Aufmerksamkeit, und fesselten ihn an die Stelle, auf der er stand. Sein Begleiter entdeckte eine Öffnung in der Hecke, und nun sahen sie zwey Frauen, eine jüngere und eine ältere unter einem blühenden Mandelbaum im Grase sitzen. Ihre Kleidung zeigte von höherm Stande, in der Ferne warteten ein Paar schön gekleidete Sclavinnen. Die jüngere schien sehr krank zu seyn. In den feinen edlen Zügen, in der Haltung der ganzen Gestalt lag etwas ungemein Edles, das selbst durch eine tödtliche Bläße und den Ausdruck des Leidens hell durchschimmerte, und es war nicht unwahrscheinlich, daß sie vielleicht eben ihrer Gesundheit wegen an diesem schönen Morgen einen Spaziergang unternommen habe, und hier im Schatten, wo sie sich unbelauscht glaubte, die früh erschöpften Kräfte zum Rückweg sammle. Die Ältere sprach ihr Trost und Hoffnung ein.

Ach, thu' das nicht, Fatme! Was soll mir die Hoffnung? Was habe denn ich noch vom Leben zu erwarten? Meine Bedeutung ist aus, ich habe schon vor zwey Jahren zu leben aufgehört, jetzt bin ich nur noch.

Träume! erwiederte die Ältere: Man muß sich ärgern, wenn man Dich hört.

Schilt mich nicht, Fatme! Kann die Blume dafür, daß sie nach wenigen Tagen verblühen muß, und die Schmetterlinge, daß sie nicht essen und leben können wie die Raupen, sondern sterben, wenn sie geliebt haben?

Welche kindische Rede! Eine Pflanze, ein unvernünftiges Thier, und ein Mensch!

Es ist doch so, lispelte die Kranke: Ach, ich hatte eine Bestimmung, eine schöne, beglückende, für Ihn zu leben, Ihm so viel zu seyn, als ich konnte, Ihm sein trauriges Schicksal zu erleichtern, ja sogar auf Augenblicke vergessen zu machen! Und ich kann Dir mit froher Beruhigung sagen, ich hatte mein Ziel erreicht, ich habe ihn wirklich glücklich gemacht, trotz seiner Lage. Ach er hat es mir in jenen seligen Tagen unsers Beysammenseyns oft mit stillem Entzücken, mit Thränen der Rührung gestanden. Und er war so gut, so liebenswürdig!

Gut? Liebenswürdig? Der Flattergeist, der Treulose, der sein Herz an eine Andere gehängt, und Alles vergessen, Alles gering geachtet hat, was Du für ihn thatest?

Ich bitte Dich, schweig davon, Fatme! sie

die Kranke mit schmerzlichem Tone ein: Ich erkenne deine Liebe zu mir, die Dich so reden macht; aber Du weißt, es thut mir weh.

Mir aber soll es nicht weh thun, antwortete die Ältere heftig, mir, die ich Dich von deiner Geburt an geliebt, gewartet, gepflegt, und an meiner Brust ernährt habe? Ich soll schweigen, wenn ich erkenne, daß der Gram um den Undankbaren deine Gesundheit seit zwey Jahren untergräbt, und Du jetzt dennoch hineilst, sobald Du von seiner Gefahr hörst, ihn pflegen und bedienen willst, die Ohnmacht und Krankheit Dich zwingt, dein Amt aufzugeben? Das soll ich geschehen lassen und schweigen, soll Dich von Tag zu Tag kränker werden, in deiner Jugend und Schönheit vergehen sehen?

Vergehen! fiel die Jüngere ein: Ja, Fatme! Vergehen! Das ist das rechte Wort. Und glaube mir, es liegt auch eine Art von Seligkeit in diesem stillen Verblühen und Vergehen. Sterbe ich doch um seinetwillen, und endet doch mein Tod jeden Anspruch, jeden Streit! Darum wünsche ich zu sterben, ich will von keiner Hoffnung wissen, der Tod ist meine einzige Hoffnung, mein einziger Trost, und wer mir diesen rauben will, liebt mich nicht.

Bey diesen Worten erhob sich die Kranke, von Fatmen unterstützt, langsam von ihrem Sitze, und stand tiefathmend eine Weile so, daß die zwey Verborgenen sie ganz und ungehindert sehen konnten, indeß die Sclavinnen auf einen Wink herbeyeilten, und nun alle zusammen den Rückweg antraten.

Sie waren bereits ziemlich weit, als Abderachmen erst aus tiefen Gedanken erwachend anhub: Was war das? Welche Erscheinung? Welche Gesinnungen und Gefühle!

Das war Canzade, antwortete Alvarez, die Tochter der Witwe Eures Oheims, dieselbe, welche —

Canzade? fuhr Abderachmen auf: Die Tochter meiner Feindinn? Meine Feindinn selbst?

Alvarez erzählte noch viel zum Lobe der Prinzessinn, die, ganz anders gesinnt als ihre stolze Mutter, diese oft gebethen habe, ihre Ansprüche aufzugeben, und kein Blut um einer Krone wegen vergießen zu machen, welche für sie keinen Reiz habe.

Gesteht, brach endlich der Prinz sein langes Schweigen. Gesteht mir, Alvarez! Man muß so unglücklich seyn wie ich, um in der Person, die sich mir als die edelste und seltenste ihres Ge-

ſchlechts zeigt, meine argſte, meine geborne Feindinn zu finden.

Der weiſe Arzt bemerkte ungern dieſe Richtung des Geiſtes, die an Allem, was ihm vorkam, die dunkelſte Seite auffand, und er tadelte es liebreich. Aber Abderachmen ging nicht von dieſer Anſicht ab, und ſo diente, was ihn zerſtreuen ſollte, nur, ſeinen Mißmuth zu vermehren. Doch blieb ein wehmüthiges Andenken an die unglückliche Canzade in ſeiner Bruſt, und er konnte der Feindinn ſeines Hauſes ſein Mitleid wie ſeine Achtung nicht verſagen.

Er ſetzte ſeine Spaziergänge fort, weil der Arzt es ihm geboth, er verſuchte ſogar, dem Vergnügen der Jagd einen Genuß abzugewinnen; aber ſein Kummer ſtieg mit ihm zu Pferde, begleitete ihn in den Wald, und kehrte mit ihm in ſeine Gemächer zurück. Doch liebte er es, ſich in die dunkelſten Schatten des Forſtes zu verſenken, und dort wohl nicht ein ſchuldloſes Wild, aber ſeine trüben Gedanken ungeſtört zu verfolgen. So kam er eines Tages von ſeinem Gefolge ab, und fand ſich mit ſeinem Stallmeiſter in einer unbekannten Gegend des Waldes ganz allein. Die Mittagsſonne brannte auf den offnen Flächen, und unter dem Laubdach glühte

drückende Hitze, die der Schatten nicht zu mindern vermochte. Kein Quell, kein Strauch mit saftigen Beeren war weit umher zu finden. Sie irrten eine Weile herum, und gelangten endlich an den Ausgang des Waldes, von dem aus sie die Umgegend und ihren Weg erkannten. Aber Durst, Erhitzung und Müdigkeit drückten den Prinzen, und so erschien ihm ein niedliches Gartenhaus, das am Abhang des Hügels mitten in einem wohlgebauten Garten lag, sehr willkommen. Er ging darauf zu, und sandte den Stallmeister voraus, um für einen verirrten Jäger um einen Trunk Wasser oder Milch zu bitten. Der Mensch ging durch die Palmen-Allee, die nur ein ländliches Gitter verschloß, dem Hause zu. Abderachmen folgte ihm von fern, trat in den Umkreis des Gartens und betrachtete mit Vergnügen überall die Spuren eines milden Geistes in den zierlichen Beeten, in den sinnig vertheilten Blumen und Sträuchen, als er plötzlich neben sich ein Geräusch hörte, und aus einem Gebüsche ein Frauenzimmer hervortrat, das bey dem Anblick des Prinzen mit einem Schrey des Schreckens zusammensank. Abderachmen eilte hin, sie zu unterstützen und um Verzeihung für seine unvermuthete Er-

ſcheinung zu ſtehen, als er ebenfalls mit Beſtürzung in der Sinkenden die Prinzeſſinn Canzade erkannte.

Sie richtete ſich an ſeinem Arm auf, und ſuchte ſich mit ſichtbarer Anſtrengung zu faſſen. Iſt's möglich? ſagte ſie endlich, indem ein zartes Roth ihre Wangen überflog: Seh ich den Prinzen von Valencia vor mir?

Ihr kennt mich, Fürſtinn? erwiederte Abderachmen betroffen! Verzeiht, ich hatte keine Ahndung, wem dieß Gebieth zugehöre; ſonſt würde ich —

Ich verſtehe, was Ihr ſagen wollt, antwortete Canzade mit mildem Ernſt: Laßt das für dieſen Augenblick, und erklärt mir, welcher Zufall Euch hierher geführt hat?

Abderachmen ſtand im Anſchauen dieſer zarten Züge, in den Tönen dieſer Stimme verloren, die mit unbekannter Gewalt alle Tiefen ſeines Herzens aufregten, und antwortete nicht. Canzade ſah ihn an, ſie ſah den Ausdruck ſeiner Blicke, und ſchlug von Neuem erröthend die ihrigen zu Boden. Aber in dem Augenblick trat Fatme, begleitet von ſeinem Stallmeiſter und einem jungen Sclaven, der einen Becher Milch und ein Körbchen mit Früchten trug, auf ſie zu.

Sie schien erstaunt, die Prinzessinn bereits im Gespräche mit dem jungen Fremden zu finden, aber ihr Erstaunen verwandelte sich in sichtlichen Unmuth, als Canzade, ihr den Prinzen vorstellend, seinen Nahmen nannte.

Der Prinz bemerkte es. Ich erkenne, sagte er, daß meine Erscheinung in diesem Hause befremdend, ja beleidigend scheinen muß, und ich habe nichts, als meine gänzliche Unwissenheit zur Entschuldigung anzuführen. Bey diesen Worten verbeugte er sich und wollte gehen. Canzade erblaßte; sie sah Abderachmen und Fatmen wechselweise an. — Und wie hängt dieß Alles zusammen? sagte sie endlich zweifelnd.

Ich habe mich auf der Jagd verirrt, ich habe die Gitterthür eures Gartens offen gesehn, und es gewagt, die Gastfreyheit guter Menschen um eine Schale Wasser oder Milch für einen Ermüdeten anzusprechen.

O geschwind, geschwind! rief Canzade, indem sie sich zu dem Knaben wandte und den Becher ergriff. Aber wie sie in Abderachmens glühendes Antlitz sah, zog sie die Hand zurück und sagte: Nein, Prinz, Ihr seyd zu erhitzt, Ihr dürft nicht gleich trinken. Kommt, setzt Euch

hier im Schatten, und wenn Ihr abgekühlt seyd, dann werd' ich Euch die Milch reichen!

Abderachmen sah sie erstaunt, aber mit einer Regung von Freude an. Prinzessinn! Diese Sorgfalt, diese Güte! sagte er: Wahrlich, ich weiß nicht, was ich von dem Allen denken soll.

Nur nicht, daß wir Euch vergiften wollen, antwortete sie mit leichtem Scherz: Ich will Euch den Becher auch kredenzen. Sie schritt voran, setzte sich unter blühenden Pomeranzenbäumen, und deutete dem Prinzen, neben ihr Platz zu nehmen. Er folgte verwirrt und wunderbar angeregt durch Alles, was geschehen war, und setzte sich an Canzadens Seite, Fatme ihnen gegenüber. Der Sclave stellte Obst und Milch neben die Fürstinn und entfernte sich mit dem Stallmeister, und Canzade endete das verlegene Schweigen der kleinen Gesellschaft, indem sie eine der Orangen ergriff, und mit den Worten: Das dürft Ihr schon essen, und der Saft kühlt und löscht den Durst, sie zierlich zu schälen anfing. Dann theilte sie sie mit dem Prinzen, und ein leichtes Gespräch, jede feindselige Beziehung, jede schmerzliche Berührung sanft und zart vermeidend, entspann sich unter ihnen. Der Prinz mußte von seiner unverhofften Heilung,

von seinen Gefühlen, als er das Licht zum ersten Mahl wieder erblickte, erzählen, er mußte ihr schildern, was er gelitten, wie seine Wunden sich nach und nach gebessert, wie er sich an die Freuden des Gesichts gewöhnt habe. Sie schien mit der regsten Theilnahme zuzuhören, sie ließ sich jeden kleinen Umstand beschreiben, sie ergriff endlich den Becher, trank mit ihren feinen Lippen zuerst daraus, und reichte ihn dann mit der anmuthigsten Freundlichkeit ihrem Nachbar, der noch immer nicht begreifen konnte, wie er und Canzade zusammentreffen und sich so gegeneinander benehmen konnten. Indeß zog ihn der Fürstinn liebenswürdige Unbefangenheit unwiderstehlich fort. Er hatte bald vergessen, wer diejenige war, die ihn so freundlich behandelte, und als nach mehr als einer Stunde der Stallmeister kam, ihm zu melden, daß sein Gefolge, das ihn gesucht hatte, nun da sey, um seine Befehle zu erwarten, fühlte er, daß er ungern von hier scheide, und stand zögernd auf. Canzade blickte freundlich aber besorgt zu ihm empor. Ihr geht schon, Prinz? sagte sie, und ihre Hände hatten sich zitternd berührt, ohne daß sie es wollten. Er stand unschlüßig. Darf ich wieder kommen? fragte er, schüchtern vor ei-

ner ſtrengen Verweigerung. Beſucht uns bald wieder! erwiederte ſie ſchnell und fröhlich: Ihr macht uns Freude damit. Der Prinz war überraſcht durch dieſe Güte. Er ließ ſich auf ein Knie vor Canzaden nieder, drückte ſeine Lippen ehrfurchtsvoll auf ihre Hand, und kehrte dann, Kopf und Herz mit tauſend Gedanken angefüllt, in ſeinen Pallaſt zurück.

Das war die erſte ſchöne Stunde ſeit dem Augenblick geweſen, da Elvirens Verrath ihn aus allen ſeinen Himmeln heruntergeſchleudert hatte, und er nahm ſich vor, da er ſo gütig Erlaubniß dazu erhalten, recht bald und oft Gebrauch davon zu machen.

Sobald es der Wohlſtand erlaubte, erneuerte er ſeinen Beſuch, und wurde von nun an jedesmahl wie ein alter Freund achtungsvoll und freudig empfangen. Es ward ihm wohl in Canzadens milder, beruhigenden Nähe. Anziehende Geſpräche erheiterten ſeinen Geiſt, und eine unerſchöpfliche Güte und Aufmerkſamkeit, die in ihrem Betragen, ihren Worten, ſelbſt in ihrer Stimme ſich verkündete, berührte wohlthätig und heilend die wunden Stellen ſeines Herzens. Es war ihm ſo wohl und zugleich ſo ſeltſam in ihrer Gegenwart, als hätte er ſie längſt gekannt,

und ſie ein heiliges Recht auf ſein volles Vertrauen. Dieß ward ihr auch nach und nach. Abderachmen erzählte von ſeiner unglücklichen Kindheit, ſeines Vaters Abneigung gegen ihn, und nannte Alidens Nahmen. Ein ſchnelles Roth übergoß Canzadens Wangen bey dieſem Worte, und ſie ſchien verlegen zu werden. Abderachmen bemerkte es erſtaunt, doch da ſie ſich ſogleich faßte, und der Gegenſtand den Erzähler hinriß, wurde die kleine Störung bald vergeſſen.

Von nun an waren Alide und jene ſchöne ſtille Zeit, in der ſie um Abderachmen gelebt, ihn zärtlich geliebt und ſo treu für ihn geſorgt hatte, der Inhalt ſeiner meiſten Geſpräche mit Canzaden. Ihm ſchloß ſich das Herz auf, wenn er von der unvergeßlichen Freundinn ſprechen konnte, und Canzaden ſchien kein Gegenſtand der Unterhaltung lieber zu ſeyn als dieſer. Sie wußte geſchickt jedesmahl die Rede darauf zu lenken, ſie forſchte, ſie fragte nach Allem, das Andenken Alidens erneuerte ſich vor Abderachmens Geiſt in doppelter Lebhaftigkeit, und durch einen ſeltſamen Zauber erhöhte ſich in eben dem Maaße ſeine Neigung für Canzaden, die ihm in ſo manchen Stücken eine glückliche Wiederhohlung der verlornen theuren Geſpielinn ſchien.

Ihr Umgang ward ihm hierdurch immer werther, und endlich zum Bedürfniß, und auch er fühlte, daß er hier willkommen war, und mit Achtung und innigem Wohlwollen aufgenommen wurde. Canzadens Gesundheit besserte sich ebenfalls zu seiner größten Freude mit jedem Tag, das zarte Roth ihrer Wangen blühte auf, ihr Blick wurde heiter, ihre Kräfte kehrten zurück, auch Fatmens unmuthiger Ernst, mit dem sie im Anfange den Prinzen behandelt hatte, löste sich endlich in eine mütterliche Zuneigung auf, und ein stiller, seliger Frieden, dem ähnlich, der ihn einst durch Alidens Liebe beglückt hatte, verbreitete sich in seiner Brust. Nur zwey Dinge waren, die diesen schönen Einklang störten, der Gedanke an jenen überglücklichen Treulosen, der Schuld an Canzadens Gram und ihrem Verblühen war, und sein Verhältniß zu ihr, als der Tochter seiner Feindinn. Keines von beyden war noch zwischen ihnen berührt worden. Des Erstern zu erwähnen, mangelte es Abderachmen an Muth, und das Zweyte zu nennen, schien Canzade absichtlich zu vermeiden, so lange das Schicksal des Krieges nicht entschieden war.

Abderachmen wußte gar nichts von dem

Gang seiner Angelegenheit. Man hielt seit den letzten, ihm hoffnungsreichen, Nachrichten Alles vor ihm strenge verborgen, und dieser einzige Umstand war es, der ihn vermuthen ließ, daß es minder schlimm um seine Aussichten stünde, als seine Feinde ihm gern glauben machen wollten. Eines Tages aber, als er zu Canzaden kam, trat ihm diese mit Augen, die vor Freude glänzten, entgegen, und erzählte ihm, daß sie so eben zuverläßige Nachricht erhalten habe, wie sein Feldherr Mursa nicht allein die Hauptstadt gegen das ganze feindliche Heer behauptet, sondern auch ein junger Offizier, Edris genannt, durch eigene Bemühung unter dem treuen Volk ein Heer gesammelt habe, das entschlossen war, für die Rechte ihres geliebten, jungen, rechtmäßigen Königs zu siegen oder zu sterben. Mit dieser Schaar hatte er dem Feinde in unordentlichem Kriege so viel Abbruch gethan, daß dieser sich zurückzuziehen und den größten Theil des schon eroberten Landes zu räumen gezwungen worden war. Überrascht, erfreut und verlegen hörte Aderachmen diese Zeitungen. — Und aus Eurem Munde, Fürstinn, muß ich das erfahren? Ihr selbst seyd es, die mir meldet, was Euch, wie ich glauben muß, nicht angenehm seyn kann?

Ihr irrt Euch, lieber Vetter! antwortete sie mit freundlichem Lächeln: Erlaubt, daß ich Euch diesen Nahmen gebe, der Euch durch unsere Blutsverwandtschaft gebührt, und mit welchem Euch früher zu nennen nur Euer Unglück mich abhielt! Dieß scheint sich nun zu meiner großen Freude zu enden, und so erinnere ich Euch und mich gern an ein Verhältniß, das uns einander näher bringt. Was aber meine Ansichten von dem Zwiste unserer Häuser betrifft, so glaubt mir, daß mein Herz nie in die Absichten meiner Verwandten eingestimmt hat, und dieser Krieg mir von jeher ein Gräuel war.

Abderachmen war entzückt über diese Erklärung. Er verbarg ihr seine Freude nicht, aber es war kein geringer Zusatz zu derselben, daß ihre Erzählung ihm die Treue des verlorengegebnen Freundes verbürgte. Canzade fragte nach der Ursache dieser Äußerung. Abderachmen erröthete, und stand verlegen. Er konnte des Verraths, den Edris an ihm begangen, nicht erwähnen, ohne seines Verhältnisses zu Elviren zu gedenken. Noch hatte er ihren Nahmen nicht genannt. Nun drängten ihn die Nothwendigkeit und Canzadens Fragen, die, als ahnde sie die Ursache seines Zauderns, mit gespannter Er-

wartung und sichtlicher Unruhe in ihn drang. Er war schon längst gewohnt, ihr nichts zu verbergen, er hatte nicht die Macht, ihr etwas zu verweigern, und so mußte er sich denn entschliessen und sich seines Undanks gegen die liebevolle Freundin, seines Unglücks, und zugleich seiner strafbaren Verblendung anklagen. So wie er anfing, so wie Canzade fühlte, was nun kommen würde, sah der Prinz sie erbleichen, und ein leichtes Zittern durch ihre Glieder zucken. Doch hörte sie gefaßt und in grosser Spannung zu, sie unterbrach ihn nicht, wie sonst, mit theilnehmenden Fragen, sie führte ihn nicht von einer Kleinigkeit tändelnd zur andern. Schweigend, blaß, die Hände, deren Zittern sie zu bekämpfen strebte, vor sich in den Schooß gefaltet, ließ sie die kurze, oft abgebrochene Erzählung, wie des Erzählers tieferregtes und empörtes Gemüth sie geben konnte, über sich ergehen. Aber als Abderachmen nun an die Stelle kam, wie er, vom Lager zurückeilend, sehnsüchtig in die Arme der Geliebten fliegen wollte, und des Freundes Verrath, Elvirens niedrigen Spott vernahm, und seine Schmach in dem Blut der Treulosen rächen wollte, da vermochte sie den leidenschaftlich bewegten Freund nicht mehr an-

zuhören. Einer Ohnmacht nahe ſtand ſie auf und winkte dem Prinzen, der erſchrocken den Arm ausſtreckte, ſie zu unterſtützen, zu ſchweigen und ſich zu entfernen. Fatme geleitete ſie ins Haus, Abderachmen ſtand betäubt von dieſem Auftritt, und entfernte ſich endlich, als ein Sclave kam, ihm zu melden, daß die Prinzeſſinn ſich ſehr übel gefühlt und zu Bette habe gebracht werden müſſen.

Am andern Tage eilte er ſogleich hinaus zu ihr. Sie war noch krank, und zwar bedeutend. Er konnte nicht einmahl Fatme'n ſprechen, die ihre Pflegetochter keinen Augenblick verließ; und voll Sorge um Canzaden, voll Vorwürfe gegen ſich ſelbſt, daß er durch ſeine lebendige Schilderung bey ihr, deren Herz gleichfalls ein Treuloſer gebrochen hatte, allzuſchmerzliche Erinnerungen erweckt habe, kehrte er langſam und in düſtere Gedanken verloren zurück. Angſt um Canzaden, Sehnſucht ſie wiederzuſehen, und ein peinliches Gefühl, wenn er an den Überglücklichen, Unwürdigen dachte, der ein ſolches Herz zu brechen im Stande war, und doch noch ſo innig geliebt wurde, verbitterten ihm jeden Augenblick, und der ganze finſtere Trübſinn,

der so lange Zeit auf ihm gelastet hatte, kehrte wieder zurück.

So verschlichen einige Tage langsam und unerträglich, und der Schmerz, der ihn um Canzaden folterte, zeigte ihm einen noch tiefern Abgrund seines Geschickes; er zeigte ihm, daß er Canzaden liebe, und zugleich, daß er hoffnungslos liebe. Der stille Frieden, der ihn in ihrer milden Nähe beglückt, die Harmonie seines Innern, die die Einwirkung ihrer schönen Seele in ihm hergestellt hatte, die kindliche Anhänglichkeit an dieß reine, der Erde halb entflohene Wesen, hatten ihn über die Natur seiner Gefühle getäuscht. Jetzt, wo ihre Gefahr und die Erkenntniß, daß ihr Herz auf ewig für ihn verloren sey, sein Gemüth aufgeschreckt hatten, jetzt erkannte er aus dem Sturm, der sein Inneres durchtobte, das Daseyn und die Heftigkeit einer Neigung, die so ganz von den fieberhaften Erschütterungen verschieden war, welche einst die kunstvolle Elvire in seiner Brust zu erwecken und zu unterhalten verstanden, und die er deßhalb nie für mehr als Freundschaft gehalten hatte.

Seine einzige Beruhigung war, täglich zweymahl selbst hinaus an den theuern Ort zu eilen,

der sie umschloß, sich bey ihren Leuten genau nach jedem kleinsten Umstand zu erkundigen, und wenigstens das Zimmer von außen zu sehen, in dem sie lag und litt durch seine Schuld, aber um eines andern Beneideten und Gehaßten willen. Endlich einmahl erschien ihm Fatme, wie ein Bothe vom Himmel, und trat erschrocken zurück, als sie Abderachmens verlöschte Blicke, die Bläße seiner Wangen sah. Ach Gott, was ist Euch, gnädiger Herr? rief sie aus: Ihr seyd krank! Der Prinz versicherte sie, daß er ganz wohl sey, und beschwor sie nur mit unruhiger Heftigkeit, ihm Alles zu erzählen, was mit der Fürstinn vorgegangen war. Fatme gehorchte, der Prinz hing an ihrem Munde, sie sah den Eindruck ihrer wechselnden Nachrichten in Gluth und Bläße, in dem bewegten Spiel seiner Züge sich spiegeln, und das Entzücken, mit dem er die Nachricht empfing, die Fürstinn am folgenden Tage wieder sehen und sprechen zu dürfen. Sie entließ ihn endlich, und ermangelte nicht, ihrer Gebietherinn von allem treue Nachricht zu geben.

Länger als die verflossenen peinlichen Tage dünkten dem Prinzen nun die letzten vier und zwanzig Stunden. Aber auch sie verschlichen

endlich, und der Augenblick kam, wo er ſie wieder ſehen ſollte, die nun einmahl, wenn gleich ohne Wiedervergeltung, die Herrinn ſeiner Gedanken, ſeiner Gefühle, ſeines ganzen Lebens war. Fatme führte ihn in das Zimmer, wo Canzade, in himmliſcher Freundlichkeit lächelnd, auf einem Ruhebette lag, und dem willkommnen Freund ſchon von ferne die Hand zum Gruße both. Er eilte hinzu, er konnte nicht ſprechen. Knieend drückte er die theure Hand an Bruſt und Lippe, fühlte mit nahmenloſen Entzücken ihren erwiedernden Druck, erhob ſich endlich und geboth dem Sturm, der aus der tieferregten Bruſt hervorzubrechen drohte, als Fatme ihn erinnerte, daß jede heftige Gemüthsbewegung der kaum Wiederhergeſtellten ſchädlich werden könnte. Nun waltete ein leichtes aber herzliches Geſpräch zwiſchen ihnen, das Fatmens Gegenwart in ruhigen Schranken hielt, wenn die bewegten Seelen zuweilen in Seufzern und abgebrochenen Worten ſich zu verrathen begannen, und mit Erſtaunen ſahen Beyde die Abenddämmerung ſinken, die den Prinzen zurückzukehren geboth.

Canzade blühte, vom Hauche der treuſten

Liebe berührt und gepflegt, schnell wieder auf, und sah mit Befremden den theuern Freund noch immer trüb und niedergeschlagen. Eines Morgens, wo sie zum ersten Mahl, von ihm begleitet, den Garten verließ, um einen weitern Spaziergang zu machen, hieß sie Fatmen mit einem Wink zurückbleiben, und nahm sich vor, ihn freundlich und herzlich zu befragen. Abderachmen ging meist schweigend neben ihr, versunken in seine hoffnungslose Liebe, die zu ertragen ihm immer schwerer fiel, je schöner die holde Freundinn an seiner Seite aufblühte, je gütiger sie ihn behandelte. Unter schattenden Kastanien setzten sie sich endlich, und Canzade begann nun, den Freund, den lieben Vetter, wie sie ihn seit jener Nachricht vom Kriege gern und vertraulich nannte, um die Ursache seiner Schwermuth zu fragen.

Abderachmen sah sie staunend an. — Sein Herz drängte ihn, ihr Alles zu sagen, sein Stolz hielt das beschämende Geständniß seiner Hintansetzung zurück. Könnt Ihr mir's verdenken, Fürstinn! so begann er endlich, wenn es mich befremdet, ja wenn es mich kränkt, nachdem ich Euch mein ganzes Herz geoffenbaret, Euch

noch stets verschlossen und geheimnißvoll zu finden? Was ist die Ursache Eures Verblühens in so zarter Jugend, des stillen Kummers, der, als ich Euch kennen lernte, so sichtbar Euer ganzes Wesen drückte? Was war es endlich für eine Beziehung auf Euer Schicksal, die Euch in meiner Erzählung neulich so erschütterte? Ich weiß, ich verstehe von dem Allen nichts. Ihr nennt mich Euren Freund, Euren Verwandten; aber kann wohl wahre Freundschaft ohne gegenseitiges Vertrauen bestehn?

Lanzadens Auge heftete sich mit dem Ausdruck inniger Liebe auf ihn, und schwoll von einer Thräne. Ihr beklagt Euch über mich, lieber Vetter, und wohl nicht mit Unrecht. So muß ich denn mein langes Schweigen brechen und Euch enthüllen, was ich früher zu gestehen wahrlich nicht die Zuversicht hatte. Ja, Abderachmen! Auch mich hat eine gekränkte Liebe beynahe an den Rand des Grabes gebracht.

Abderachmen erblaßte, seine Lippen zuckten, sein Auge sah starr vor sich hin.

»Ich habe nur einmahl, aber für mein ganzes Leben geliebt. Ich genoß das unbeschreibliche Glück, dem Gegenstand meiner Liebe recht viel

zu seyn, ihn zu trösten, zu erheitern, sein trauriges Schicksal vergessen zu machen; aber fremde Menschen drängten sich zwischen uns, unser stiller Himmel ward zerstört, ich sah mich einer glücklichen, und, der Himmel ist mein Zeuge, daß keine Eitelkeit mich so zu reden verführt, keiner bessern Nebenbuhlerinn wegen verlassen. Das war die Ursache, warum ich meinen Freund floh, warum ich in der Blüthe der Jugend welkte, und den Tod als meinen einzigen Trost betrachtete.»

Und nun? sagte Abderachmen kaum hörbar mit zitternder Stimme.

»Nun ist es anders, nun darf ich wieder hoffen. Mein Schicksal hat sich seltsam gewendet. Ich glaube, ich bin noch geliebt, ich herrsche noch in dem Herzen, das zu besitzen der einzige Stolz, das einzige Glück meines Lebens war; — ich darf —«

O, wie könnte das auch anders seyn! rief Abderachmen mit dem Tone der Verzweiflung, und sprang auf: Wer könnte Euch denn nicht lieben, wer könnte Euch verlassen, um was immer für ein Weib dieser Erde?

Glaubt Ihr das wirklich, Abderachmen?

sagte Canzade, indem sie ihn mit ausgebreiteten Armen zärtlich ansah: Und könntet Ihr Aliden wirklich noch lieben?

Alide! rief der Prinz heftig erschüttert. Was wollt Ihr mit den Geistern der Verstorbenen?

Sie stand auf und ging auf ihn zu. Abderachmen! O Du meine erste, meine einzige Liebe! — Ahndest Du nichts? Kennst Du die Jugendgespielinn wirklich nicht mehr? Sie wollte ihren Arm um ihn schlingen, er stürzte mit dem Ausruf: Alide! zu ihren Füßen nieder. Sie beugte sich über ihn, sie nannte ihn mit den zärtlichsten Nahmen, er war außer sich. Nur mühsam erhob er sich, und sank auf den Rasensitz hin. Seine Hand ruhte zitternd in der ihrigen, sein Auge haftete starr an ihr, und seine Zunge war nicht vermögend, einen Laut hervorzubringen.

Canzaden oder Aliden erschreckte dieser Zustand, sie warf sich an seine Brust, sie klagte sich ihrer unvorsichtigen Raschheit an, sie brach in Thränen aus. Bey diesen Tönen strömten auch die seinigen hervor, und mit ihnen kam ihm Bewegung und Sprache wieder. Er umschloß sie

heftig, drückte sie an seine Brust, und vermochte es endlich in einzelnen Lauten sein Entzücken auszudrücken. Doch währte es lang, bis Beyde so viel Fassung und Ruhe gewannen, um zu erzählen und zu vernehmen, was Abderachmen so lang ein Geheimniß geblieben war.

Ihre Mutter hatte durch Mursa's Schutz damahls die Möglichkeit gefunden, dem traurigen Schicksal zu entgehen, das auf Ali Machmud's Befehl seines Bruders ganzes Haus traf; und als sie eine Tochter, und bald darauf Zemrude einen Sohn geboren hatte, entwarf der redliche Freund, der sich in beständiger Kenntniß von der Lage seiner Geretteten erhielt, den Plan, diese Tochter mit dem Prinzen einst zu verbinden, und so das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Doch machte er Syrmen Schweigen und Verborgenheit zur strengen Pflicht, da er nur unter dieser Bedingung sich ihrer annehmen könnte. Er brachte hierauf diese Tochter unter falschem Nahmen an Ali Machmud's Hof in Abderachmens Nähe, und was er so eifrig gewünscht hatte, schien durch die zarte Neigung, die die beyden Kinder zu einander faßten, und die mit den Jahren wuchs, sich einer frohen

Entwickelung zu nahen, als das Eingreifen des Vaters in die Erziehung des Sohnes, Edris Einwirkungen und Elvirens eitle Bemühungen alle seine gutgemeinten Plane zerstörten, und Zyrmens unbescheidener Stolz auch den Schleyer des Geheimnisses zerriß, den er durch so lange Jahre vorsichtig über ihr und ihres Kindes Daseyn gebreitet hielt. Er fand es für nöthig, Alinden sogleich aus einer Nähe wegzubringen, die ihr bey Ali Machmuds Gesinnung auf den leisesten Verdacht, daß er die gefürchtete und verwünschte Tochter seines Bruders in seinem Pallast beherberge, tödtlich werden konnte, und ihre Spur an Ali Machmuds Hofe durch die falsche Nachricht von ihrem Tode zu vertilgen. So brachte er sie zur Mutter, die damahls längst aus der Nähe von Valencia entwichen war, und jenseits der Pyrenäen einen sichern Zufluchtsort gesucht hatte, von wannen sie nun, erbittert über die fehlgeschlagene Hoffnung, ihre Tochter durch Abderachmens Liebe und das Geschenk seiner Hand einst im Besitz des ihr gebührenden Thrones zu sehen, nach Arragonien floh, und dort Alles zum Untergang ihrer Feinde aufbeth.

Vergebens suchte ihre Tochter, in deren Her-

zen das Andenken des unglücklichen Jugendgespielen, trotz seiner Flatterhaftigkeit, treu fortlebte, sie von diesem blutigen Vorhaben abzuwenden. Syrma wollte nun einmahl ihre Tochter auf dem Thron von Valencia sehen, und so achtete sie weder ihrer Bitten, noch des Kummers, der an ihrer Jugendblüthe verheerend nagte, begleitete endlich das Arragonische Heer nach Valencia, und hoffte dort siegreich mit den Überwindern des Feindes einzuziehn, der vor langen Jahren also als Sieger ihres Gemahls und Zerstörer ihres ganzen Erdenglücks eingezogen war. Canzade aber ließ durch keine Drohung, keinen Befehl der Mutter sich abhalten, sobald sie vernahm, daß Abderachmen, zum Tod verwundet, auf das Schloß gebracht wurde, zu ihm zu eilen, und ihre Stimme war es gewesen, die ihn zuerst aus seiner Betäubung geweckt und wunderbar in seinem Herzen wiedergeklungen hatte. Als Erschöpfung und Krankheit sie ihn später zu verlassen zwangen, bezog sie mit der treuen Amme das Landhaus am Walde, wo er sie kennen, und in ihr seine alte Neigung zu der Jugendgespielinn aufs Neue emrfinden gelernt hatte.

Das war es, was der Glückliche nach und nach und unter tausend Unterbrechungen seliger Liebe von Canzaden vernahm, und was ihm den ganzen Umfang seines Glückes zeigte, dem nun zu seiner Vollendung nur die Freyheit und die Möglichkeit fehlte, der Geliebten die Krone anbiethen zu können, die ihr durch ihre Geburt und seine Liebe so sehr gebührte.

Wenige Tage darauf näherte auch dieser Wunsch sich seiner Erfüllung. Ein Offizier von seiner Armee, von Mursa gesandt, von einigen der angesehnsten Valencier und von Arragonischen Offizieren begleitet, erschien, um ihm die Freyheit und Rückkehr in sein Reich, wo Alles seiner mit offnen Armen wartete, anzukünden. Edris hatte in einem kühnen Streifzug, mit Wagniß seines Lebens, das Glück gehabt, den Sohn des Königs von Arragonien gefangen zu nehmen, und dieser war zum Lösegelde für Abderachmen bestimmt. So war dieser seiner Gefangenschaft ledig, und die Nachrichten von dem für ihn günstigen Stand des Krieges in seinem Vaterlande erhöhten den Werth der persönlichen Freyheit. Er flog zu Canzaden, um ihr sein Glück anzukünden, und beschwor sie, mit ihm

zu ziehen, da er ohne sie nicht leben, und sie noch weniger im fremden Lande mitten unter seinen Feinden zurücklassen könne. Canzade willigte gern unter der Bedingung ein, daß die treue Fatme sie begleite. Man redete alle Anstalten ab, die Reise sollte mit dem Anbruch des nächsten Tages vor sich gehn, und der Überglückliche schied mit der sinkenden Dämmerung, wie gewöhnlich, von seiner Geliebten. Er war allein, nur von seinem Stallmeister begleitet, und eilte in Träumen künftigen Glückes durch die Gebüsche hin, als er sich plötzlich von einigen Gewaffneten überfallen, und Einen derselben mit blinkendem Dolche auf sich eindringen sah. Schnell zog er sein Schwert, aber in dem Augenblick faßte der Gegner ihn ins Gesicht, ließ den Dolch fallen, und mit dem Ausrufe: Azem! O mein Azem! sank er in die Arme seines Gefährten. Die Stimme klang nicht wie die eines Mannes. Abderachmen stand verwirrt, ein schneller Gedanke fuhr durch seine Seele, er faßte den Sinkenden kräftig an: Du bist Syrma! rief er, und Du willst den Freund deiner Tochter ermorden? Syrma richtete sich auf und starrte ihn an. Welche Ähnlichkeit! rief sie: O

mein Azem! mein unglücklicher Gemahl! »So laßt mich gut machen was mein Vater an Euch verschuldet! Gebt mir Canzadens Hand! Laßt mich den Thron mit ihr theilen, der die Ursache unsers Zwistes ist, und möge die unglückliche Ähnlichkeit mit meinem Oheim, die mir meines Vaters Herz entfremdete, mir das Eurige gewinnen!« Sie stand eine Weile unentschlossen. »Ich bin gekommen, Rache an Dir zu nehmen, der mir die geliebte Tochter unglücklich gemacht und unsere heiligsten Rechte gekränkt hat, ehe Dein unverdientes Glück Dich mir ganz entzieht. Du liebst Canzade, sagst Du, Du biethest ihr Deine Hand, und ich kann den nicht tödten, der mir ein so theures Bild zurückruft! Canzade wird entscheiden.«

Und Canzade entschied. Tyrma legte die Hand der Tochter in die des Prinzen, und kehrte versöhnt mit ihnen nach Valencia zurück. Hier empfingen Volk und Heer jubelnd ihren Herrscher, der bald an der Spitze seiner getreuen Schaaren den Feind vollends aus dem Reiche vertrieb, und dann mit der Feyerlichkeit der Krönung die seiner Verbindung mit Canzaden vereinigte. Als Ordnung und Friede hergestellt

waren, ließ er Ebris vor seinen Thron rufen, und nahm den Freund, der sein Unrecht so schön vergütet hatte, wieder an seine Seite, in sein Herz auf. Vor Allen aber genoß Mursa das unumschränkte Vertrauen und den kindlichsten Dank des beglückten Paares, dem er mehr als Vater gewesen war, und ärntete den Lohn seiner Tugend in ihrem und des Vaterlandes Glücke, das durch Abderachmens Erziehung und die tapfere Behauptung der Stadt sein eigenstes Werk war.

III.

Der Husarenoffizier.

Herr von Z** pflegte jährlich, wenn seine Geschäfte es ihm erlaubten, eine Fußreise zu machen. Gesundheit, Zerstreuung, Erhohlung von den anstrengenden Arbeiten seines Berufs waren der nächste Zweck dieser Spaziergänge, aber die angenehmere Ausbeute für sein Herz waren die Bilder schöner oder gewaltiger Naturscenen, und die Erinnerung an manches kleine Ereigniß, das seine Einbildungskraft beschäftigte oder sein Gemüth ansprach. Oft pflegte er noch lange, noch Jahre darnach mit Wohlgefallen an solche kleine Vorfälle zu denken, und die angenehmen Bilder, die wohlthätigen Gefühle, die sein Gedächtniß gesammelt und sein Herz treu bewahrt hatte, wie aus einem geheimen Schatze hervorzulangen, um die kalte Alltagswelt seines Stadt- und Gesellschaftlebens damit zu verschönern.

Eine kleine Begebenheit war ihm vor Vie-

len werth, und er kehrte oft und gern dahin zurück. Es war im Spätjahr 1808 gewesen, als er durch freundliche Bergpfade in das reizende, ziemlich weite R*** thal kam, in welchem Eisenminen, Hochöfen, Hammerwerke und Sägemühlen ein reges aber mühevolles Leben verbreiten. Aus pyramidalischen Essen stieg hier der schwarze Rauch, Hammer pochten, Wehren rauschten, Kohlstätten dampften, berußte Arbeiter gingen zwischen ihren zerstreuten Hütten umher; Alles verkündete Armuth bey strengem Fleiß und Genügsamkeit. Nur rechter Hand, wo über kleinere Waldberge der Riesenrücken eines kahlen Felsengebirges herüberschaute, stand ein größeres stattliches Haus, dessen alterthümliches Ansehn Festigkeit und Wohlstand verkündete, und seltsam mit einem ganz neuen Dache abstach, das den einen Flügel bedeckte. Es war das Wohnhaus des reichen Hammermeisters, und alle Arbeiter rings im Thal zollten ihm den Fleiß ihrer Hände. Er war es, der die ganze Gegend leben machte. Diese Erkundigungen hatte Z** schon früher eingezogen. Mit Vergnügen betrachtete er das betriebsame Thal, und in seiner Seele erhob sich ein Gefühl von

Achtung für den Mann, deſſen Genie und Thätigkeit ſo vielen Menſchen Unterhalt und Lebensgenuß verſchaffte; denn Herr von Z** war ganz voll von den Grundſätzen der Induſtrie und Ökonomie, die unſer Zeitalter beleben, und jede Gelegenheit, wo er der regellos waltenden Natur ein Stückchen ihres Gebiethes abgewonnen, und durch menſchliche Raſtloſigkeit bewimmelt, zur Vermehrung des Mein und Dein benützt ſah, erfüllte ihn mit verſtändiger Freude.

So war es auch damahls. Vergnügt und aufmerkſam durchſtreifte er die Gegend, unterhielt ſich mit den Arbeitern, ließ ſich ihre Producte zeigen, machte ſeine Bemerkungen, erkundigte ſich nach Materiale, Verkehr, Abſatz, kurz, er verfuhr ganz nach der Weiſe der Reiſebeſchreiber, deren Werke er häufig geleſen hatte, und ging nun, wie der Tag ſich neigte, dem Wohnhauſe zu, um mit dem Beſitzer desſelben, den er im Voraus ſchätzte, bekannt zu werden.

Die Sonne war gegen die Beraggipfel geſunken, ihr röthlicher Schein verklärte die Gegend und ſtrahlte wunderſchön aus den Fluthen des breiten, hier in der Ebene ruhig dahin gleitenden Bergſtroms, auf deſſen klarer Fläche der Wiederſchein dunkler Tannen über dem roſenro-

then Schimmer ſchwebte. Still und ſtiller wurde es in der Gegend, die Abendglocke tönte, das Geräuſch der Arbeiter ſchwieg, die dunkelnden Berge ruhten friedlich und ſchützend um das ſtille Thal, und grauenhaft ſchaute von eben der Rieſenrücken des Felsgebirges, wie der Herr und Fürſt der Gegend herein. Aus Z**s Herzen waren jetzt alle induſtriöſen Gedanken verſchwunden, kindlich gab er dem Zauber ſich hin, womit die Natur ihn umfing, und nachdem er ſich eine Weile am Anblick des abendlich ſtillen Thals gelabt hatte, näherte er ſich, mehr mechaniſch, als um ſeines erſten Vorſatzes wegen, dem Hauſe. Es war ein groſſes Gebäude, an drey Seiten von Nebengebäuden und einer Mauer umgeben, die einen geräumigen Hof vor demſelben bildeten. Ein Paar ehrwürdige Nußbäume beſchatteten mitten im Hof einen Tiſch mit Bänken, bey welchen er einige Männer erblickte. Vor dem Thor ſaß ein junges, bürgerlich gekleidetes Weib, auf deſſen Schooß ein ganz kleines Kind ſpielte. Z** trat grüßend zu ihr, die junge Frau antwortete freundlich. Er erfuhr, daß ſie die Gattinn des Hammermeiſters ſey, und ſie wies ihn an ihren Mann, der im Hof mit einigen Arbeitern ſprach. Z**

betrachtete während des Gespräches die Frau, und fand, was er beym ersten Anblick nicht bemerkt hatte, daß ihre Bildung sehr zart, ihre Züge wirklich edel waren; aber Krankheit oder Gram hatten die Blüthe dieser frischen Jugend (sie konnte nicht viel über zwanzig Jahre haben) abgestreift, und nur war von einer einst vielleicht blendenden Schönheit nichts übrig geblieben, als die edlen Formen und eine rührende Blässe.

Das Gespräch der Männer im Hofe wurde laut, die Frau schrack zusammen. Z** gewahrte es, aber er schwieg. Er hörte den Hammermeister schelten, er hörte, wie er den Leuten von dem geforderten Arbeitslohn mit bestimmter Heftigkeit abdingte, und von keinen Bitten, ja selbst nicht von den Thränen zu bewegen war, mit welchen im Auge der ältere der beyden Männer, ein schwächlicher Greis, nun unter leisen Klagen aus dem Thore trat, während der jüngere, trotz der Gegenwart der Hammermeisterinn, seinem Brotherrn einen derben Fluch nachschickte. Die Frau seufzte und schlug das große blaue Auge zum Himmel. Z** war nicht heimlich zu Muthe, er hatte beynahe Lust, unverrichteter Dinge umzukehren, als der Haus-

herr unter den Thorbogen trat, den Fremden mit halber Höflichkeit begrüßte und die Frau rauh anfuhr, daß sie noch in der Abendluft mit dem Kinde heraußen sitze. Sie stand auf und ging schweigend. Z** wollte sich nun in ein Gespräch mit dem Hammermeister einlassen, über sein Werk, über die Gegend u. s. w., aber der Meister sah den einfachen Überrock des Fremden mit gerümpfter Nase, blickte auf dessen bestäubte Stiefel, und antwortete kurz. Z** wurde ärgerlich und ging.

Bey den freundlichen Wirthsleuten, wo er die Nacht zubrachte, hörte er viel von des Hammermeisters Reichthum, seinem großen Verkehr bis Constantinopel, wenig von seiner Güte oder Rechtlichkeit. Seine Frau wurde als eine Kreuzträgerinn geschildert. Z** fand bestätigt, was ihm die erste Zusammenkunft mit diesen Menschen hatte vermuthen lassen. Zum Hammermeister, Herrn Kluge, zu gehn, hatte er nun wenig Lust mehr; aber er wollte die Gegend sehen, und erkundigte sich nach einem Führer.

Die Wirthinn sah ihren Mann an. Da wäre ja Niemand besser, als der lahme Georg? sagte sie. Liebe Frau! fiel Z** lächelnd ein: Mit einem lahmen Führer wird mir nicht viel

gedient seyn; ich denke brav auf den Bergen herumzuklettern. Thut nichts, erwiederte die Wirthinn, Sie werden zufrieden seyn. Ach, Georg klettert ja beständig auf allen Felsen und in allen Schluchten herum. Z** wollte noch einige Bedenklichkeiten äußern, aber der Wirth, ein rechtlicher, verständiger Mann, versicherte ihm, daß er sich ganz auf den Menschen verlassen könne. »Er führt alle Reisenden, und alle sind mit ihm zufrieden; es ist ein armer Holzknecht, aber ein treuer, geschickter Bursche.« Kühn wie der Teufel, setzte die Wirthinn hinzu, scheu, wie eine Gemse, aber auch so geschickt wie sie.

Z** war es endlich zufrieden. Er beurlaubte seine Wirthsleute, und dachte sich eben zu Bette zu begeben, als es leise an seiner Thüre pochte. Die Wirthinn war es. Verzeihen Sie, gnädiger Herr! Eins muß ich noch sagen. Georg geht nicht aus dem Wald hervor ins Dorf; aber mein Mann hat ihm schon Post geschickt, er wartet Ihrer morgen beym Brunnen im S* Thal, und sein Junge wird Sie hinführen.

Seltsam! erwiederte Z**: Der Mensch macht wunderliche Forderungen. Indessen — es sey! Laßt mich morgen mit Sonnenaufgang wecken!

Die Wirthinn ging. Z** dachte der Sache nach. Ein lahmer Holzknecht, der ihn auf Felsen und Bergen herumführen sollte, und der nicht einmahl aus seinem Walde hervorgehn wollte, um die Leute abzuhohlen, von denen er Geld zu verdienen hoffte! Das machte ihn neugierig, und er versprach sich viel Spaß von dem wunderlichen Kauz, den er morgen sollte kennen lernen.

Der Morgen kam. Z** trat angekleidet aus seinem Zimmer auf die Hausflur. Guten Morgen, gnädiger Herr! sagte die Wirthinn, die hier Gemüse putzte. Georg wartet schon am Brunnen. He! Fränzel! — Ein freundlicher Junge von acht bis zehn Jahren kam gesprungen. — »Da, geh' mit dem gnädigen Herrn!«

Sie gingen. Die Gegend lag wunderschön im Morgenglanz vor Z**s Augen. Die Nebel schwangen sich aus den Thälern herauf, die Sonne stieg über die Bergrücken und trank die Thränen des Thaues von Gras und Blumen auf, die in der kühlen Morgenluft wie leichte Rauchwolken emporwallten. Z**s Herz öffnete sich weit und groß, und das Gefühl der Nähe des allgegenwärtigen Gottes drang durch alle Sinne in dasselbe. Er bethete still und in sich

gekehrt, es war ihm so wohl, so leicht, er hätte Alles mit Liebe umfassen und an sein Herz drücken mögen.

So ergötzte ihn auch die zutrauensvolle Kindlichkeit seines Begleiters, und nachdem er seine Gedanken von dem Erhabenen wieder auf die ihn umgebende Erde gerichtet hatte, unterhielt er sich fröhlich mit dem fröhlichen Knaben. Sie hatten nun die freyere Gegend durchwandert und die Thalschlucht nahm sie auf, in welche heut noch kein Sonnenstrahl gedrungen war, in der noch die Morgendämmerung mit dem vollen Tageslichte zu kämpfen schien. Zu beyden Seiten stiegen steile, wenig begrünte Felsen gerade empor, aus denen nur hier und da sich einzelne Fichten emporwanden. Ein schmaler Pfad lief am Felsen hin, tief unten rauschte der tosende Waldbach. Das war die ganze Breite der Schlucht, und dazu sprang noch der Weg von einer Seite zur andern auf kühnen Stegen und Brücken, wenn der schrofe Fels auch für den winzigen Pfad nicht mehr Raum gab. Jetzt öffnete sich die Schlucht zur Rechten ein wenig. Da lag der Brunnen, überbaut mit einer hölzernen Hütte, die ihn vor Ungemach und Verunreinigungen schützen sollte, und am Geländer des

Steges, der hinüber führte, lehnte, vorwärts über den Strom gebeugt, ein hochgewachsener, starker Mann. Georg! rief der kleine Fränzel: Da ist der Herr, den du führen sollst. Der Mann drehte sich um und begrüßte Z**, und dieser stand ein bißchen überrascht; denn es war in der Gestalt und der Bewegung des jungen Menschen gar nichts Bäurisches, vielmehr sprach aus den edlen Zügen des bleichen Gesichts und den tiefen dunkeln Augen ein nicht gemeiner Ausdruck; seine Haltung war gewandt, und ein Paar Worte, die er sprach, klangen feiner, als die gewöhnliche Mundart der Bewohner dieses Thals. Er stand auf seine Axt gestützt und fragte mit höflichem, aber bestimmten Ton, wohin es dem gnädigen Herrn gefallen würde, zu gehn?

Das will ich Euch überlassen, sagte Z**. Ich bin ganz fremd, und habe keinen andern Zweck, als die Gegend kennen zu lernen.

Wenn es nur darum zu thun ist, antwortete Georg, so will ich Sie führen, so gut ich kann. Ich kenne manchen schönen Punct; aber es ist eine Frage, ob auch Jedem gefällt, was mir.

Immerhin! erwiederte Z**: Laßt uns gehn, ich folge Euch.

Z** wollte einigemahl ein Gespräch anknü-

pfen; aber Georg schien wortarm, ob er gleich jede Frage sehr höflich beantwortete. Nachdem sie schon eine Stunde gegangen waren, bemerkte Z** mit Bedauern, daß das lange Gehen und Steigen seinem Begleiter schwer ward. Er überlegte bey sich, wie traurig das Schicksal des jungen Menschen sey, dem sein Zustand den ohnedieß mühsamen Broterwerb noch mehr erschwerte, und vielleicht in spätern Jahren ganz unmöglich machen würde. Er konnte seinem Mitleid endlich nicht mehr gebiethen, und so wandte er sich auf einer Anhöhe, wo Georg still stand und sich auf seine Axt stützte, mit der Frage an ihn, wo er denn das Unglück gehabt habe, sich den Fuß zu beschädigen?

Ein brennender Balken ist mir auf die Hüfte gefallen, die Schwere des Holzes und das Feuer haben mir eine tiefe Wunde gemacht, antwortete Georg trocken und finster.

»Armer Mensch! Aber wie ging das zu? Habt Ihr eine Feuersbrunst gehabt?«

Vergangenen May wäre die Hammerschmiede beynahe ganz abgebrannt.

»Und da habt Ihr löschen geholfen? Das ist brav von Euch!«

Georg schwieg. Ein düsterer, beynahe feindseliger Ausdruck zog sich über sein Gesicht.

»Eure Verletzung muß Euch sehr beschwerlich fallen. Habt Ihr geholfen, des Hammermeisters Haus zu löschen, so wär' es seine Schuldigkeit —«

Wäre es Ihnen nicht gefällig, weiter zu gehn, gnädiger Herr? Es ist noch ein großer Weg bis zum Gipfel des Berges, von wo ich Ihnen die schöne Aussicht zeigen kann.

Z** sah seinen Führer befremdet an. In seinen Zügen lag ein finsterer Gram. Ein leises Gefühl hieß Z** das Gespräch abbrechen, das den armen Burschen widrig zu berühren schien.

Ohne mehr eine Sylbe zu wechseln, gelangten sie auf die Höhe. Hier zeigte sich Georgs besseres Gefühl und eine viel mehr als bäurische Bildung im vortheilhaftesten Lichte. Mit einem feinen Sinn für Naturschönheiten wußte er Z** auf die geschicktesten Standpuncte zu führen, wo plötzliches Erblicken eines sehenswürdigen Gegenstandes das Vergnügen der Überraschung gewährte, oder der besondere Character irgend einer Parthie auch eine besondere Stimmung hervorbrachte. So hatte er ihn nun rings auf der Bergkuppe herumgeführt, wo der Blick des

Reisenden bald in schön begrünte friedliche Thäler, bald auf die wogige Welt niedrigerer Berge fiel, die wie Wellen eines im Sturm bewegten und plötzlich erstarrten Meers, seltsam und abwechselnd gestaltet umher lagen. Endlich wies Georg mit der Hand links hinab: Hier ist das R***thal, sagte er finster, wandte sich um, setzte sich auf einen Stein und senkte den düstern Blick in die Bergwelt vor sich hinab.

Z** blickte hinunter, wo sein Begleiter hingewiesen hatte, und stand überrascht von dem mahlerisch schönen Anblick des ganzen weiten Thals mit seinen Hütten, Feueressen, kleinen Gärtchen, Wiesen und Feldern, die der helle Bach durchfloß, und über Wehren und Räder rauschend, dumpf aus der Tiefe heraustönte. Gerade zu seinen Füßen lag das Wohnhaus des Hammerherrn. Er sah deutlich Menschen in dem Hofraum hin und her gehn, ja es däuchte ihm sogar, die Frau mit dem Kinde im Garten hinter dem Hause, den er gestern nicht wahrgenommen, zu bemerken. Er brach in fröhliche Ausrufungen aus, die von dem schweigsamen Begleiter unbeantwortet blieben. Endlich hatte er sich satt gesehn, er rief seinem Führer, und dieser brachte ihn auf einem andern, kürzern, aber

nicht minder angenehmen Weg wieder herab gegen den Brunnen zu. Wo der Wald sich öffnete, blieb er stehn und nahm Abschied. Z**, der mit seiner Begleitung wohl zufrieden gewesen war, reichte ihm ein ansehnliches Geschenk. Georg, ohne es zu besehen, nahm es höflich dankend. Z** ging vorwärts. Plötzlich hörte er sich rufen. Georg kam ihm nach: »Sie haben mir zu viel gegeben, gnädiger Herr!«

Mit Nichten, guter Mensch! Ihr verdient Euer Geld mühsam. Ich bin Euch Dank schuldig.

»Den nehm' ich gern, aber dieß?« Er wies auf das Geld, und um seinen Mund zeigte sich ein bitterer Zug. — »Ich verdiene mir einen Gulden des Tages, einen halben habe ich mit Ihnen versäumt. Wollen Sie mir etwas mehr geben, als mein tägliches Brot mir einträgt, so werde ich es mit Dank erkennen; aber Almosen, gnädiger Herr — Almosen kann und werde ich nicht nehmen, so lange ich diese Arme noch rühren kann.« Er legte den Rest auf einen Stein und ging rasch zurück. Z** sah ihm überrascht nach, und versäumte darüber, was er gewollt hatte, ihm das Geld aufzudringen. Als er sich besann, war Georg verschwunden, und

Z** wanderte in allerley Gedanken seinem Wirthshause zu.

Hier trat ihm der Wirth entgegen und meldete ihm, daß der Hammermeister mit vielen Entschuldigungen, daß er gestern nicht die Ehre gehabt hätte, den gnädigen Herrn zu kennen, ihn auf heut zu Tische habe bitten lassen. Er soll mit Niemanden grob seyn, er mag ihn kennen oder nicht, sagte Z** ärgerlich, und sandte den Bedienten hin, um abzusagen; denn er hatte die gestrige Unart nicht vergessen. Dann befahl er, sein kleines Mahl im Garten des Wirthes aufzutragen, speisete hier recht wohlgemuth unter der hohen schattenden Kastanie, und die freundliche Wirthinn ging ab und zu, und unterhielt ihn mit manchem Gespräch über die Gegend und die Nachbarn.

Z**s Gedanken waren mit seinem seltsamen Führer beschäftigt. Er erzählte der Wirthinn, was ihm mit ihm begegnet war.

»Ja! ja! so ist er,« sagte sie lächelnd. »Ein wunderlicher, aber ein guter Mensch, und sehr unglücklich!«

Das ist wahr, ihm muß es sehr sauer werden, sein Brot zu verdienen. Hindert ihn denn

ſein Zuſtand nicht oft an ſeiner beſchwerlichen Arbeit, und leidet er dann nicht vielleicht Noth?

Die Wirthinn zuckte die Achſeln. »Wir wiſſen nicht viel, was er macht. Er hat ſich hinten mitten im Wald, wo es am ſchauerlichſten iſt, eine kleine Hütte aus Holz erbaut. Dort lebt er wie ein Einſiedler, geht früh mit dem Tage an ſeine Arbeit, und kehrt in der Nacht — wohl nicht allemahl zurück; denn er ſchläft, wo ihn die Finſterniß überfällt, im Wald, auf dem Berge, wie es kommt.«

Seltſam! Und kann er denn arbeiten wie ein Anderer?

»Es iſt zum Erſtaunen, wie viel er vermag. Wo es am meiſten Kraft und Entſchloſſenheit gilt, bey den gefährlichſten Arbeiten, bey Schlägen auf den ſteilſten Leithen, oder wenn die Stämme von den höchſten Bergen herabzubringen ſind, überall iſt Georg dabey und weiß Rath mit ſeinem Kopfe, oder Hülfe mit ſeiner Hand. Aber er verwildert auch ganz bey dieſer Lebensart, er kommt nie mehr in das Dorf und iſt ein völliger Menſchenfeind geworden.«

Und warum thut er das? Er iſt ein hübſcher, wohlgewachſener Burſche, geſchickt und

verständig, wie ich noch keinen seines Gleichen gesehen habe. Er könnte —

»Ach, gnädiger Herr! Da wäre viel davon zu reden,« sagte die Wirthinn, und spielte mit dem Band an ihrer Schürze.

Darf man seine Geschichte wissen? fragte Z**, sehr neugierig gemacht durch Alles, was er bisher vernommen hatte.

»Sehn Sie, gnädiger Herr!« begann die Wirthinn nach einer kleinen Besinnung: »Ihnen darf ich es schon sagen, Sie sind ein guter, freundlicher Mann, und der arme Georg hat Ihnen Mitleid eingeflößt. Andre Leute haben wohl auch von seinen Umständen gehört, aber sie lachen ihn aus, schelten ihn einen Narren, und das thut mir weh; denn er dauert mich sehr. Ach, ich weiß seine Geschichte nur zu gut!«

Z** schob die halbgeleerten Schüsseln zurück, zog einen Stuhl neben sich, und wies der Wirthinn, sich darauf zu setzen. Sie that es und begann also:

Georg ist kein Bauerssohn, oder eigentlicher Holzknecht. Sein Vater war Schullehrer hier, ein geschickter, ordentlicher Mann, und die Mutter eine kreuzbrave Frau. Georg lernte rechnen, schreiben und lesen. Ach, Sie sollten

ihn einmahl lesen hören! Das geht prächtig, mit so viel Nachdruck und so deutlich, und manchmahl so beweglich, daß Einem die Augen übergehn! Ja — und was ich sagen wollte — schreiben kann er, schreiben — wie gestochen. Warten Sie, gnädiger Herr!« Sie lief ins Haus und kam sogleich wieder mit einem saubern Blatt Papier heraus, auf welchem der Anfang von Gellert's Lied: Du klagst und fühlest die Beschwerden des Stands, worin du dürftig lebst, — mit fester, zierlicher Hand geschrieben war. »Sehen Sie, die Vorschrift hat Georg meinem Fränzel gemacht; denn, wie er noch unter uns lebte, hat er mir ihn aus Gefälligkeit im Schreiben unterrichtet.«

Aber wie kommt denn der Mensch unter die Holzknechte? fragte Z**.

»Hören Sie nur weiter. So ward denn Georg von seinen braven Ältern erzogen, die ihm aber sonst nichts geben, und ihn nicht hätten unterstützen können, wenn er hätte studieren wollen. Da war nun der vorige Hammermeister, Gott hab ihn selig, ein gar christlicher, guter Mann. Der trug ihnen an, den Sohn zu sich zu nehmen, und ihn lernen zu lassen, was er brauchen würde, um sich sein Brot zu verdie-

nen. Dem Hammermeiſter hatten des Knaben rüſtiger Wuchs, ſeine Geſchicklichkeit, ſein anſtelliges Weſen gefallen, er gab ihn zu einem alten braven Holzknecht in die Lehre, damit er von unten auf Alles angreifen und kennen lerne, was zum Schlagen, Schwemmen und Herbeyſchaffen des Holzes gehört, das der alte Herr aus ſeinen eigenen Waldungen zog, und womit er nicht nur ſeine Eiſenwerke mit Kohlen verſah, ſondern auch ſonſt noch einen ſehr groſſen Handel trieb. Dann wollte er ihn, weil er fertig rechnen und ſchreiben konnte, zum Aufſeher über das Geſchäft ſetzen. Georg begriff Alles leicht, er war in Kurzem der Geſchickteſte, wie der Rüſtigſte von allen Arbeitern. Keine Schlucht in den Bergen, kein einſames Thal blieb ihm unbekannt, überall war er der Erſte bey jeder beſchwerlichen Arbeit oder Gefahr. Der alte Hammermeiſter gewann ihn immer lieber, und Georgs Ältern, ja die ganze Gegend glaubte nichts Anderes, als daß ihn der kinderloſe, reiche Mann, der weit und breit keinen Verwandten hatte, wohl einſt zum Erben ſeines ganzen Vermögens machen, oder doch gewiß gut bedenken würde.

So verging die liebe Zeit. Georg war ein ſchöner, hochgewachſener Burſche von neunzehn

bis zwanzig Jahren geworden. Nun, Sie kennen ihn ja. Er sieht sich freylich nicht mehr ähnlich, aber man kann doch urtheilen, was er vor vier bis fünf Jahren gewesen seyn mußte, groß, schlank gewachsen, gewandt in jeder Bewegung, und hübsch von Gesicht, ach, so hübsch!« — Die Wirthinn sah wehmüthig lächelnd vor sich hin und schwieg einen Augenblick. Das Bild des einst so hübschen Georg schien vor ihrer Seele zu schweben.

»Da war nun meiner Mutter Bruder,« hub sie wieder an, »der hatte dasselbe Wirthshaus in Bestand, auf dem wir jetzt sind, ein Ehrenmann, aber mit einer ganzen Schaar Kinder geplagt. Die älteste darunter, Rosine, gar ein hübsches, frommes Mädchen, war eben recht blühend herangewachsen, da trafen sie und Georg sich auf einem Kirchtag bey uns. Sie hatten sich wohl sonst hundert Mahl gesehn, aber wie das nun mit der Liebe ist, man geht oft Jahre lang an einander vorüber, und sieht nichts und merkt nichts, und auf einmahl ist es, als ob der Blitz darein schlüge, und man diese Person nun zum ersten Mahl sähe, und eine Menge Sachen an ihr fände, die man vorher gar nicht bemerkt hatte. Genug, Rosine und Georg verliebten sich

ſterblich in einander. Sie hatten ihre Liebe kein Hehl; es wäre auch nicht wohl möglich geweſen, denn man ſah es den Leutchen auf den erſten Blick an, wenn ſie beyſammen waren. Georgs Ältern, der alte Hammermeiſter und mein Vetter wußten darum, Jedermann hielt ſie in Ehren, denn ſie waren Beyde hübſch und brav, und Georg bey ſeiner Geſchicklichkeit und bey der Liebe ſeines Brotherrn für ihn lebte in fröhlichen Hoffnungen.

Aber, lieber Gott, was ſind die Hoffnungen und die Zuverſicht des Menſchen auf dieſer Welt! Eines Tages brachten die Arbeiter den alten Herrn, ohne Bewußtſeyn, ſterbend in das Haus getragen. Der Schlag hatte ihn im Walde gerührt. Georg that ihm alle Liebe und Treue, aber er ſtarb am achten Tage. Reden hatte er nicht mehr können, auch wenig mehr von ſich gewußt, und wie er todt war, und die Gerichte gehohlt wurden, fand ſich kein Teſtament. Man verſiegelte Alles, nahm Alles in Verwahrung, die Erbſchaft wurde in die Zeitungen geſetzt, und nach vier bis fünf Monathen meldete ſich tief in Siebenbürgen ein weitläufiger Verwandter, ſchickte Briefſchaften und Documente ein,

und kam endlich selbst. Das ist Herr Kluge, der jetzige Hammermeister.«

Der ist's? sagte Z** verdrüßlich und zog die Stirne kraus. Nun -- und weiter? —

»Georgs Hoffnungen waren nun freylich zu Wasser geworden. Es that ihm leid, aber mehr um Rosinens willen, der er gern das Leben so süß als möglich gemacht hätte. Er für seine Person hoffte sich überall durchzubringen, und wohl auch eine Frau und Kinder schlecht und recht zu erhalten; denn der neue Hammermeister that ihm im Anfange recht schön, weil er nichts verstand, und Georg das ganze Werk kannte, und Alles ging eine Weile noch gut. Aber unglücklicher Weise warf Herr Kluge seine Augen auf Rosinen. Abgelernt hatte er Georgen auch Manches, dieser ward ihm nach und nach entbehrlicher, und endlich um Rosinen's willen verhaßt. Doch wagte er sich nie gerade an ihn, denn er scheute ihn, wie denn der Bursche überhaupt, ich weiß nicht wie, sich bey Jedermann in Respect zu setzen versteht. Dafür neckte er ihn im Stillen, und so unbemerkt, daß Georg es anfänglich gar nicht ahndete, woher ihm bald hier, bald dort Hinderniß oder Verdruß entstand. Während der Zeit betrieb Herr Kluge

seine Liebesangelegenheit mit Eifer. Rosine wies ihn ab, wie Euer Gnaden denken können; aber Georg erschrack tödtlich, als sie es ihm sagte. Es war, als gingen ihm mit einem Mahl die Augen auf. Nun begriff er, woher ihm seit langer Zeit der Verdruß gekommen war, er sah das Ende deutlich vor, und verbarg es Rosinen nicht. Sie wollte nichts davon glauben, sie betheuerte ihm ihre Treue, und daß nichts auf der Welt sie von ihm abwendig machen könne. Ach Rosine! antwortete Georg seufzend: Ich glaube Dir wohl und baue fest auf Deine Treue; aber ich sehe schon, wie Alles kommen wird. Du bist arm, und ich habe nichts als meinen Dienst. Der Hammermeister wird mich entlassen, ich werde kein Brot für Dich haben, er wird Deinen Ältern goldene Berge versprechen, diese werden in Dich dringen, Du wirst ihnen nichts entgegen zu setzen haben, als Deine Liebe für mich, und wirst endlich nachgeben müssen. Solche Gespräche, die hundert Mahl vorfielen, endigten dann immer unter Thränen und neuen heißen Versicherungen gegenseitiger Liebe und ewiger Treue; aber gebessert wurde an der Sache nichts. Was Georg vorgesehn hatte, geschah. Der Hammermeister warb förmlich um Rosinen.

Die Ältern erſchracken vor Freude. Ein ſolches Glück hatte ihnen nicht geträumt, ſeitdem durch des alten Herrn Tod Georgs Ausſichten zu Nichts geworden waren. Sie drangen nun in die Tochter, ſie bathen, die Mutter führte ihr ihre ſieben unverſorgten Geſchwiſter vor, der Vater ſchalt, drohte, Roſine blieb ſtandhaft. Herr Kluge ahndete, was ihm im Wege ſtand. Knall und Fall hatte Georg ſeinen Abſchied, und der Meiſter hatte dafür geſorgt, daß er ſobald keinen guten Dienſt ringsumher bekommen ſollte; denn er hatte ihn überall als einen unruhigen, gefährlichen Menſchen verſchrieen, und durch ſeine Freunde verſchreyen laſſen.

Das kränkte den armen Georg am meiſten, als er es erfuhr, weil es ihm auch die letzte Hoffnung auf eine andere Verſorgung wenigſtens für lange Zeit raubte. Zwey Tage ward er nirgends zu finden. Ob er im Wald herum gelaufen, oder ſich irgendwo verborgen, wußte Niemand. Am dritten Tage kam mir. Mein Gott, wie ſah der Menſch Bleich, verwirrt, beynahe nicht zum Er bath mich inſtändig, ihm Roſinen hinaus zu hohlen; denn in ihrer Ältern Haus möge er nicht gehen, und er habe nothwendig mit ihr zu

sprechen. Sie kam sogleich und fuhr erschrocken zurück, als sie ihn sah. Ich wollte gehn, er bath mich zu bleiben, er wollte nicht allein mit Rosinen reden. Da drang er nun in sie, sich dem Willen ihrer Ältern zu ergeben und ihm zu entsagen. »Aber nicht vergessen!« rief er, indem seine Thränen heftig hervorbrachen. »Ach nicht vergessen, Rosine! denn das würde ich nicht ertragen, nicht hier, nicht in einer andern Welt! Aber ich kann Dich nicht versorgen, ich bin ein unglücklicher, verfolgter Mensch, ich ziehe Dich mit in mein Elend, und das darf nicht seyn. Deine Ältern sind arm, Du sollst die Stütze, der Trost Deines Hauses werden!« Rosine wollte von Allem dem nichts wissen, sie betheuerte ihm ihre Liebe unter heißen Thränen, sie wollte schwören; er litt es nicht. Ach, Sie hätten hören sollen, wie herzbrechend er ihr zuredete, wie er sie auf das vierte Geboth und seine Verheißung wies, auf den Lohn ihres Gehorsams, der gewiß nicht ausbleiben würde, früh oder spät; wie christlich und fromm er sprach, der arme, gute Georg! Endlich, nach langem Hin- und Herreden, Weinen und Trösten setzte Georg seinen Willen durch. Rosine mußte ihm in mei-

ner Gegenwart feyerlich entsagen, er riß sich laut schluchzend aus ihren Armen und war fort.

Dieser Auftritt kostete der armen Rosine eine Todeskrankheit. Sie legte sich noch denselben Abend. Nun bewies sich Herr Kluge erst recht geschäftig. Alle zweyte Tage schickte er seine eigene Equipage nach ** stadt, um den Arzt hohlen zu lassen; beständig waren mehrere von seinen Leuten auf der Straße, um Arzeneyen, zarte Speisen, kurz, Alles, was der Kranken dienen konnte, herbeyzuschaffen, und keine Prinzessinn kann eine bessere Wartung haben, als das Mädchen erhielt. Sie genas auch zuletzt, aber mit ihrer blühenden Schönheit und ihrem Frohsinn war es aus. Die erste Frage, als sie nach wochenlanger Geistesabwesenheit zu sich kam, und ich sie besuchte, war nach Georg. Ich kennte ihr nichts sagen, er war und blieb verschwunden, und Herr Kluge breitete au[f] was auch die Meisten glaubten, er sey [zu] die Soldaten gegangen. Rosine erhob[] sehr langsam, sie wankte lange herum [wie] Schatten, und gab endlich, daß ich [sie] mache, auf das unabläßige Bitten ihrer [Mut]ter, und aus Gehorsam gegen den unglücklichen Freund, dem sie es gelobt hatte, ihre

Hand dem Herrn Kluge. Das war eine Herrlichkeit in den ersten Monathen! Der eingebildete Mensch stolzierte überall mit seiner schönen Frau herum, und behängte die arme Rosine mit einer ganzen Menge Schmuck und Putz, unter dem sie mir vorkam, wie ein Opferthier, das zur Schlachtbank geführt wird. Aber es dauerte nicht lange. Mit dem sicheren Besitz verschwand nach und nach die Liebe, er fing an, wie man sagt, das Rauhe heraus zu kehren, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und die arme Rosine, so sanft und geduldig sie Alles in ihrem freudenlosen Herzen ertrug, hatte die Hölle auf Erden neben diesem Menschen.«

Verdammter Kerl! rief Z** aus.

»Ja, ja, fuhr die Wirthinn fort, es ist ein böser Mensch! Die ganze Gegend fühlt es auch, und besonders die armen Leute, die er unchristlich drückt. Aber es ist ihm doch schon Manches heimgekommen, und Gott läßt solche Übelthaten nicht ganz unbestraft. So hat er auch den Holzhandel, der dem alten Herrn sehr viel Geld eintrug, aufgeben müssen. Er bekam fast keine Arbeiter mehr, die Meisten waren nur um Georgs willen geblieben, und verliefen sich, wie der fort war. Nun hat der

Graf**, dem die benachbarte Herrschaft gehört, die meisten Waldungen gekauft, und betreibt die Schwemmen und den ganzen Holzvertrieb mit grosiem Vortheil.«

Aber wie ward es denn mit Georg?

»Von dem wußte man fast ein Jahr lang nichts. Endlich kam hier und dort Jemand, der ihn hinten im Wald bey des Grafen Holzknechten, oder Nachts hier im Thal zwischen den Obstgärten wandelnd gesehn hatte. Nach und nach wagte er sich mehr heran, und ich selbst begegnete ihm einmahl. Mit Mühe erkannte ich ihn in der verfallenen Gestalt, in dem armseligen Anzug. Er hatte sich eine Weile wie ein Verzweifelter in der Welt herumgetrieben, hatte allerley versucht, und zuletzt auch unter die Soldaten gehn wollen. Aber er konnte sich nicht entschließen, sich auf ewig aus Rosinens Nähe zu verbannen. Es zog ihn gewaltsam hierher zurück, wo sie lebte, wo sie unglücklich war — das wußte er — wo er sie doch vielleicht zuweilen sehen konnte. So hatte er bey dem neuen Schwemm-Meister des Grafen Dienste gesucht, und gefunden, und arbeitete weit hinten auf den Bergen in den Holzschlägen. — Aber was wird denn nun endlich daraus werden? fragte

ich ihn zuletzt: Wirst Du mit Allem, was Du weißt und kannst, immer und ewig ein Holzknecht bleiben? Er sah mich finster an. »Wenn mich aber die Arbeit freut? Das ist eben das Rechte! So im tiefen Wald und Gebirg, fern von Menschen leben, die mächtigen Bäume fällen, die seit Jahrhunderten stolz da gestanden sind, und wenn einer stürzt, ein ganzes Heer von Gesträuchen unter ihm zerschlagen sehn; an den Waldströmen weilen und zuschauen, wie sie Felsen wegreißen, Wehren zertrümmern und Felder überschwemmen! Gehts denn nicht überall so? Lebt denn nicht überall der Mächtige, Reiche, vom Unglück oder der Noth der Armen?« Kurz, Georg blieb auf seinem Sinn, aber, da ihm Manche, wie ich, zuredeten, und ihn tadelten oder auslachten, vermied er endlich sich vor Jemand sehen zu lassen.«

Hat ihn aber wohl Rosine gesehen oder gesprochen?

»Das weiß ich nicht, denn ich selbst sah ihn nur ein Paar Mahl von fern, und sie hatte sich von dem Tag ihrer Verehligung an bey mir und allen ihren Freundinnen ausgebethen, daß ihr Niemand von Georg und der vergangenen Zeit spreche. Doch glaube ich wohl, daß sie sich

manchmahl gesehen, auch wohl vielleicht ein Paar Worte gesprochen haben mögen.

Kurz vorher, eh' Georg sich wieder hier sehen ließ, war Rosine von einem bildhübschen Knaben Mutter geworden, der ihre einzige Freude ausmachte. Da brach auf einmahl in einer Nacht — ach, ich werde den unglückseligen Johannistag nicht vergessen — Feuer in einem von den Nebengebäuden des Eisenhammers aus, und griff so seltsam und so wüthend um sich, daß noch bis jetzt die meisten Menschen glauben, es sey gelegt worden, und zwar von einem aus Herrn Kluge's eignen Leuten, den er kurz vorher durch seine Härte zur Verzweiflung getrieben hatte. Der Meister war sogleich herbeygeeilt; auch Rosine folgte ihm, um durch ihr Bitten und ihre Versprechungen die Leute zu willigerer Hülfe zu bewegen; denn sie kannte ihren Mann und wußte, wie wenig sich von dem guten Willen der Menschen für ihn zu versprechen war. Wie sie nun da stand, und den Leuten zusprach, war es ihr, als sähe sie Georg unter denen, die am thätigsten beym Löschen waren. Es fuhr ihr wie ein Messer durchs Herz, und sie blickte nun unverwandt hin, und dankte ihm mit stillen Thränen in ihrem Herzen. Da

hört sie auf einmahl hinter sich ein entsetzliches Geschrey. Sie sieht sich um. Das Feuer ging im Hauptgebäude auf, und zwar gerade, wo ihr Schlafzimmer war und ihr Kind lag. Die Mägde riefen zum Fenster hinaus um Hülfe, man sah das Feuer zugleich an der Treppe und auf dem Dach. Rosine stieß einen Schrey des Entsetzens aus, wollte hinzueilen und fiel ohnmächtig nieder. Wir waren indeß Alle herbeygekommen; denn die Nachricht von dem Feuer, der Schein und das Getöse hatten die ganze Gegend aufgeweckt. Als ich in den Hof trat, trugen eben zwey Arbeiter Rosinen wie eine Todte heraus und legten sie ins Gras. Es war eine Verwirrung, ein Lärmen, ein Entsetzen unter den Leuten, daß es nicht zu beschreiben ist. Eines schrie hier, das Andere dort um Hülfe, um Wasser, um Eymer. Ich blieb bey der unglücklichen Frau, als ein neues Getöse und ein schwerer Fall mich aufschauen machte. Ein Mensch, den ich nicht erkennen konnte, springt aus dem niedrigen Fenster des Hauses, und ein brennender Balken vom Dach stürzt ihm nach. Jesus! Maria! schrie ich, der ist hin! Aber in zwey Minuten darauf kam das Kindsmädchen mit dem Buben auf dem Arme, und rief schon

von Weitem: Geſtrenge Frau! Geſtrenge Frau! Der Pepi lebt, es iſt ihm gar nichts geſchehen!

Das Kind fing in dem Augenblicke an zu ſchreyen. Bey dieſem Tone ſchlug die Mutter die Augen auf, und war wie halb wahnſinnig vor Schrecken, Angſt und Freude. Wir fragten nun, was geſchehen war, und die Magd erzählte, daß ſie noch geſchlafen hätten, als ſie plötzlich durch den Feuerlärmen aufgeweckt worden wären, und das Feuer ganz in ihrer Nähe erblickt hätten. Sie hätte ſich mit dem Kinde retten wollen, aber die Treppe habe bereits gebrannt, und ſo hätte ſie zum Fenſter hinaus um Hülfe gerufen. Da ſey plötzlich ein Mann durch Rauch und Flammen über die Treppe hinan zu ihr ins Zimmer gedrungen, habe das Kind ergriffen, und ſey mit ihm zum Fenſter hinausgeſprungen. Ihnen habe man nachher eine Leiter angelegt. Wie ſie unten geweſen, habe ſie gleich nach dem Knaben gefragt; der Menſch der ihn gerettet, ſey ſchwer verwundet auf der Erde gelegen, weil ihm ein brennender Baum nachgefallen war, das Kind hatte er aber im Fallen unbeſchädigt einem Arbeiter hingereicht.

Roſine hörte dieſe Erzählung mit einer unbeſchreiblichen Bewegung an. Es ging ihr in der

Seele vor, was geſchehen war. Sie drückte das Kind laut weinend an ihr Herz und ſtand dann auf, um in den Hof zu eilen; aber ſie zitterte ſo, daß ich ſie führen mußte. Ich ermahnte ſie langſam zu gehn. O laß mich! Laß mich! rief ſie: Ich muß zu ihm! — Wie wir in den Hof kamen, ſtanden eine Menge Leute um den Verwundeten herum. Roſine, bleich wie der Tod, mit zerſtreuten Haaren, und mit dem Rufen: Wo iſt er? Wo iſt er? Ich muß ihn ſehen! drängte ſich durch den Schwarm, Alles machte ihr Platz, ſie ſtand vor Georg, der halb ohnmächtig in den Armen einiger Arbeiter lag. Er blickte auf ſie hin — nein, gnädiger Herr, ſo einen Blick habe ich mein Lebtag nicht geſehn! — und ſie ſtürzte, Alles vergeſſend, mit dem Ausruf: »O mein Georg!« über ihn hin. Ich drängte mich ihr nach, ich redete ihr zu, ſie hörte und ſah nichts, als den verwundeten Liebſten, den ſie in ihren Armen hielt und mit ihren Thränen benetzte. Reden konnte Keines von ihnen, bey Georg aber ſchien die Beſinnung nur ſo lange geblieben zu ſeyn, bis er ſeine Roſine wieder geſehen und umfangen hatte; dann ſank er völlig bewußtlos zurück und die Arbeiter trugen ihn wie ſterbend vom Hofe weg.

Wie Rosine ihn so todtenbleich sah, wollte sie nicht von ihm lassen, und ich hatte Mühe, sie zu halten. Ich rief meinem Mann, ich winkte ihm auf den Unglücklichen. Mein guter Mann verstand mich, er trat zu den Leuten, und befahl ihnen, den Verwundeten in unser Haus zu bringen. So konnte ich doch Rosinen den Trost geben, daß ihr armer Freund so gut als möglich verpflegt und alles Nöthige für ihn gethan werden würde. Sie fiel mir schluchzend um den Hals, und beruhigte sich endlich in dem Gedanken, daß Georg bey uns seyn, daß sie immer Nachricht von ihm haben, und für ihn würde thun können, was die Umstände erlauben würden.

Indeß war das Feuer gelöscht, und Jeder kehrte nach Hause zurück. Ich fand meinen Kranken unter den Händen des Wundarztes, den mein Mann sogleich gehohlt hatte, schwer, aber nicht gefährlich verwundet. Doch lag er beynahe sechs Wochen bey uns, stand unsägliche Schmerzen aus, und blieb am Ende doch lahm, wie Sie wissen. Was Rosine während dieser Zeit zu leiden gehabt, weiß ich am besten, und ich möchte fast behaupten, sie habe noch mehr ausgestanden, als der Kranke. Der Ham-

mermeiſter nähmlich, der längſt auf Georg eiferſüchtig geweſen, und ſeine Frau, wohl nicht aus Liebe, aber aus Hochmuth wegen ihrer alten Neigung gequält hatte, ward dann auch von dem Vorfall bey der Feuersbrunſt unterrichtet, und — nun, man muß Eines wie das Andere ſagen — es war nicht darnach, daß ein Ehemann ſich darüber freuen konnte. Aber doch machte er es zu arg; denn die beyden Leute hatten in aller Unſchuld ihres Herzens und ohne böſe Abſicht ſo gehandelt, und endlich hatte ihm Georgs Heldenmuth doch ſein Kind erhalten. Was er aber nur zur Kränkung ſeiner Frau und zur Schmach des unglücklichen Jünglings erſinnen konnte, das erfand er und erzählte es Roſinen alle Tage. Bald mußte ſie hören, was der Wundarzt für Noth und Elend für Georg vorgeſagt hatte, und wie er ihn bey dem Behandeln der Wunden marterte, bald, wie die Leute in der Gegend über die Buhlſchaft der Frau Hammermeiſterinn mit einem Holzknecht ſpöttelten, und über deſſen Liebe zu ihr, die durch Feuer und Flammen gegangen wäre, und doch wohl alſo nicht ſo ganz ohne Hoffnung auf Belohnung geweſen ſeyn müſſe, und was der kränkenden und ehrenrührigen Dinge mehr wa-

ren. Dabey bewachte er sie wie ein Drache, sie durfte keinen Fuß in unser Haus setzen, sie mußte ihm das sogar schwören, und als er endlich auf den Gedanken kam, sie könnte den Unglücklichen wohl etwa heimlich mit Geld unterstützen, nahm er ihr die Hauskasse ab, und erniedrigte sie vor allen Dienstbothen.

Das ist ja ein wahrer Höllenbrand, dieser Herr Kluge! sagte Z**, und die arme Rosine ist eine so geduldige Kreuzträgerinn.

Das ist sie, gnädiger Herr, geduldig und fromm, und in Gottes Willen ergeben! Das ist aber auch ihr einziger Trost, der einzige Stab, an dem sie sich aufrecht erhält, das Christenthum und die Liebe für ihr Kind. Das ist ihr nun seit jenem Unglück doppelt theuer. Sie dankt es Georgen, sagt sie, und betrachtet es als sein Geschenk, das er ihr mit Gefahr seines Lebens erkauft hat. Er hat aber auch viel und standhaft gelitten. Still und finster hat er durch dreyßig Tage, und wohl nicht viel weniger schlaflose Nächte auf Einer Stelle gelegen, und nie ist eine Klage, oder ein Laut des Schmerzens seinen Lippen entflohen. Von Rosinen hat er nie gesprochen; als wir ihm aber erzählten, daß das Kind lebe, und seine Helden-

that nicht vergeblich gewesen sey, da blickte er dankbar zum Himmel, und es war das erste und letzte Mahl, daß ich einen Ausdruck von Freude in seinen Augen sah. Was wir für ihn thaten, erkannte er mit freundlicher, kindlicher Liebe, verließ aber doch, sobald er gehen konnte, mit Segenswünschen unser Haus. Seitdem hat er den Umkreis des Thales nicht wieder betreten, er lebt von seiner Hände Arbeit, die ihm sauer genug werden mag, und vom Führen der Reisenden. Wir wissen wohl, das heißt, wir können es uns an den Fingern abzählen, daß es ihm knapp gehen muß; aber er nimmt weder einen leichteren Dienst hier im Orte, den ihm mein Mann gern verschafft haben würde, noch weniger aber eine Unterstützung an. Was wir während seiner Krankheit an ihm gethan, sey ohnedieß, meint er, eine nie abzutragende Schuld für ihn. So bleibt er hinten in seinen Bergen und Wäldern, wird immer menschenfeindlicher, und ich fürchte und denke mit Zittern daran — denn ich habe Georg lieb, wie einen Bruder — es wird einmahl nicht gut enden.

Hier endigte die Wirthinn ihre Erzählung, und Z**s Gedanken waren nun mit noch höherem Interesse auf Georg gerichtet. Aber auch

Rosine hatte seine zarteste Theilnahme erregt, und so nahm er sich vor, die Einladung des Hammermeisters zu benutzen und gegen Abend zu ihm zu gehn.

Kluge empfing ihn mit vielen Complimenten und Entschuldigungen, bedauerte unendlich, daß er nicht die Ehre gehabt hätte, heut zu Mittag zu bedienen u. s. w. Z**, ohne viel auf all dieses Geschwätz zu antworten, äußerte seinen Wunsch, das Werk und die Anlagen zu besehen. Sie gingen umher. Es war eine Anstalt von großem Umfang, mit ungeheuern Kosten angelegt, und ziemlich wohl unterhalten, nur daß es Z** schien, als wehe ein unheimlicher Geist der Rastlosigkeit und des ungemessenen Strebens nach augenblicklichem Gewinn ihn aus allen diesen Anlagen an, und zeuge von keiner zweckmäßigen Eintheilung und nöthigen Überlegung. Endlich kam die Reihe an Garten und Haus. Jener war vernachläßigt, dieß mit einer ungeschickten Pracht, weit über den Stand des Besitzers und ohne allen Geschmack eingerichtet.

In einer Art von Speisesaal ward der Kaffeh aufgetragen, und Rosine trat zu Z**s großer Freude herein, ihm einzuschenken. Er hatte

nun Zeit sie zu betrachten, diese edlen Formen zu bewundern, und zu erachten, wie blendend schön diese Gestalt in ihrer Blüthe gewesen seyn mochte. Sie sprach wenig, doch hatte ihr Ton durchaus nichts Leidendes, selbst ihrer Haltung, die Gram und Kränklichkeit etwas vorgebeugt hatten, schien sie gebiethen, und mit keinem Wort, keiner Gebehrde die Theilnahme oder Aufmerksamkeit erregen zu wollen, die ihr Z**s weiches Herz schon reichlich zollte. Vergnügt durch die Bekanntschaft mit Rosinen, kehrte er ins Wirthshaus zurück, und nahm sich vor, um auch Georg kennen zu lernen, noch einen Spaziergang mit ihm zu machen. Es geschah, wie er es gewünscht hatte, und er hatte sogar die Freude, seinen finstern Begleiter heut ein wenig gesprächiger und zutraulicher zu finden. Er erstaunte über des jungen Holzknechts gewählte und fast begeisterte Sprache, zu welcher ihn manchmahl die Betrachtung einer Naturscene hinriß. Noch mehr, wie gestern, fühlte er sich von Achtung und Mitleid zu dem jungen Mann hingezogen, dessen Geschichte ihm nun bekannt war. Es war ihm nicht möglich, ihn anders als mit Sie anzureden, was der Holzknecht freylich im Anfange mit Befremdung zu

hören schien, und nur zu gern hätte er mit ihm über sein Schicksal gesprochen, von dem Unglücklichen selbst Äußerungen über seine Lage gehört, und ihm dann, so wie es möglich gewesen wäre, Hülfe angebothen; aber es lag etwas in Georgs Wesen, das jede solche Annäherung hintanhielt, und Z** nicht erlaubte, das Wort der Frage oder Anspielung, das bereits auf seiner Lippe schwebte, auszusprechen.

Endlich war die Wanderung für heut geendet. Z** beurlaubte sich von seinem Führer, nicht wie von einem gedungenen Begleiter, sondern wie von einem Fremden, der aus Gefälligkeit den weiten Weg mit ihm gemacht. Er hatte nicht den Muth ihm die ärmliche Bezahlung von gestern anzubiethen, und stand einen Augenblick verlegen. Dann zog er ein hübsches Reiseetui mit Bleyfeder, Scheere, Messerchen u. s. w. heraus. Ich gehe morgen nach Wien zurück, sagte er, und bedarf dieser Dinge nicht mehr. Behalten Sie das Etui zum Andenken eines Mannes, den Sie durch Ihre Begleitung verpflichtet haben, und der wünscht, daß Sie ihn nicht vergessen möchten! Georg stand einen Augenblick erstaunt, beschämt, gerührt: die Herzlichkeit in des Fremden Betragen überwältigte

endlich seinen Stolz. Ich danke Ihnen, sagte er, indem er Z**s Hand ergriff: Es hätte dieses Geschenks nicht bedurft, um Sie mir unvergeßlich zu machen. Die Art, wie Sie mich behandelten, hat mich erquickt, erhoben, und Sie haben mir dadurch weit mehr gegeben, als durch dieß schöne Andenken. Er schüttelte Z**s Hand treuherzig. »Vergessen auch Sie einen Unglücklichen nicht, der Ihrer Güte und Herablassung einen seiner besten Tage dankt!« Z** glaubte nun den Augenblick da, wo Georgs Herz sich ihm öffnen würde, er hatte schon eine Frage auf der Zunge, aber Jener wandte sich, und verschwand so schnell im nächsten Busch, daß Z** mit offenem Munde etwas einfältig ihm nachsah, und gar nicht mit den streitenden Empfindungen zurecht kommen konnte, die des jungen Menschen halb zutrauliches, halb stolzes Betragen erregte.

Am andern Morgen verließ er das Thal und kehrte nach der Hauptstadt und zu seinen Geschäften zurück, indem er sich fest vornahm, das nächste Jahr gewiß wieder hierher zu kommen, Georgs Bekanntschaft fortzusetzen, und sich überhaupt immer in der Kenntniß seines Schicksals zu erhalten. Aber dieser Vorsatz wurde von Zeit

zu Zeit verschoben, und endlich ganz aufgegeben. Im nächsten, im zweyten und dritten Jahre störten bald Hindernisse Z**s kleine Ausflüge ganz, oder überredende Freunde und zufällige Umstände führten ihn gegen den Plan, den er jeden Frühling faßte, nach R** zu gehn, in andere Gegenden. Doch gedachte er stets mit wehmüthiger Erinnerung des Schicksals der beyden Liebenden, und liebte es, Georgs Heldenthat, sein starkmüthiges Betragen, und der armen Rosine stilles Leiden seinen Zuhörern oft und ausführlich mitzutheilen.

Im vierten Jahre endlich, nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihnen, gelang es ihm, seinen längst genährten Vorsatz auszuführen, und er unterhielt sich schon auf dem Wege nach R** mit allerley Träumen und Möglichkeiten, was indessen wohl Zufall oder Schickung aus den jungen Leuten gemacht haben, und in welchen seltsamen, glücklichen oder tragischen Lagen er sie finden könnte.

Von allem dem war nun aber — wie es denn mit solchen Spielen unserer Phantasie meistens geht — gar nichts geschehen, ja vielmehr gerade ein Stand der Dinge eingetreten, den der gute Z** bey allen seinen Möglichkeiten gewiß gar

nicht als möglich gedacht hatte. Die Wirthsleute waren schon seit drey Jahren nicht mehr auf dem Hause, weil der Hammermeister, dem es gehörte, vielleicht um den Antheil der guten Menschen an seiner Frau und Georgs Liebe zu strafen, einen so übermäßigen Zins gefordert, und sie auch sonst noch so mannigfaltig geneckt hatte, daß sich der Mann endlich gezwungen gesehen, den Pacht aufzugeben, und anderswohin zu ziehn. Das Hammerwerk aber hatte Herr Kluge nun auch seit drey Jahren einem Rechnungsführer übergeben. Er selbst war, um die Früchte seiner Industrie mit Glanz zu genießen, in das nächste Städtchen gezogen, und lebte dort auf einem großen Fuß, gab Gastgebothe, von denen nicht nur die Stadt, sondern die ganze Umgegend sprach, hielt Kutschen und Pferde, Bediente u. s. w., spielte hoch, und fing an, sich dieser Leidenschaft so wie dem Trunk unmäßig zu ergeben. Seine Frau sah den Abgrund wohl, in den ihr Mann zu rennen angefangen hatte, aber längst belehrt, daß hier weder Bitte noch Vorstellung helfe, und gewohnt, ihr Kreuz zu tragen, ging sie unter allen den lärmenden Herrlichkeiten eben so still, so geduldig und so freudenlos umher, wie auf dem Eisenhammer, nur

daß ſie an den Ort ihres langſt verlornen Glückes und ihrer Jugendfreuden oft mit bittern Thränen zurückdachte.

Und Georg? fragte Z** den Gaſtwirth, der an des Abgegangenen Stelle ihm alle die verlangten Erkundigungen mitgetheilt hatte.

Georg? Wer iſt der?

Z** erklärte, ſo gut er konnte. Niemand im Gaſthofe wußte etwas von dem Holzknecht Georg. Er beſchloß, ſich in dem Eiſenhammer nach ihm zu erkundigen. Der Rechnungsführer war ein artiger, junger Mann. Z** fragte, beſchrieb, erklärte. Endlich beſann ſich der Rechnungsführer. Ja, ja! ſagte er: Ich erinnere mich des hübſchen, muthigen Burſchen. Es war einer der beſten und geſchickteſten Arbeiter, und überhaupt ein ſehr braver und ein ſehr unglücklicher Menſch, der ein beſſeres Schickſal verdient hätte. Z**s Herz ging bey dieſen Lobſprüchen freudig auf, er fragte weiter, und erfuhr nun folgende Geſchichte.

Georg hatte ſein düſteres Einſiedlerleben von dem Herbſt an, wo ihn Z** kennen lernte, in den Winter hinein noch fortgeſetzt, und war, ſeinem Vorſatz treu, nie in das Dorf gekommen; aber Herr Kluge hatte ihn längſt zum Zielpunete ſei-

ner Rache gemacht, und seit dem Vorfall bey der Feuersbrunst, wo seine und Rosinens treue Liebe sich so achtlos und unwiderstehlich vor der Welt gezeigt hatten, sann er im Stillen nur darauf, wie er ihn verderben, und Rosinen jede Hoffnung des Wiedersehens, ja, jede Kenntniß von dem Schicksal ihres Jugendfreundes entziehen könne. Was er gethan haben mochte, hat kein Mensch bis jetzt erfahren, aber nach dem neuen Jahre war Georg aus der Gegend, Niemand wußte wohin? verschwunden. Er kam nicht mehr zu den Arbeiten der Holzknechte, seine Hütte im Felsenwinkel auf der Alpe stand seit Wochen leer, sein weniges Geräthe ungebraucht. Alle Kameraden bedauerten den Verlust des entschloßnen, treuen Gefährten, und je mehr und mehr gewann die Meinung an Wahrscheinlichkeit, daß er auf einem seiner kühnen Gänge verunglückt, vielleicht in eine unzugängliche Kluft gestürzt, oder mit dem Eise irgendwo eingebrochen und rettungslos zu Grunde gegangen sey. Diese Meinungen verbreiteten sich auch bis zu dem Eisenhammer. Rosine vernahm sie, wurde todtenbleich, schwieg aber, und kränkelte von dem an noch mehr. Gegen alle ihre Erwartung war ihr Mann der einzige, der die-

ſen Vermuthungen keinen Glauben beyzumeſſen ſchien, und feſt behauptete, ja mit vielen nicht unſcheinbaren Gründen zu beweiſen ſuchte, daß das Alles wenig Statt habe, und daß der Vermißte ſich über kurz oder lang ſchon wieder vorfinden würde.

So verging der Winter. Im nächſten Frühling hatte Herr Kluge eine Reiſe tief hinein ins Gebirge zu machen. Die Ärzte hatten Roſinen längſt Zerſtreuung und Luftveränderung verordnet, das gewöhnliche Mittel, wenn ſie ſonſt nichts zu rathen wiſſen. Ihr Mann ſchlug ihr vor, mit ihm zu gehn; es war das erſte Mahl ſeit ihrer Verheirathung, daß er ihr etwas freundliches erwies. Er erzählte ihr viel von der ſchönen Gegend, von dem herrlichen Leben bey ſeinen reichen Freunden den Hammermeiſtern in den höhern Bergen. Roſine, der Alles recht war, nahm es mit freundlichem Danke an, und richtete ſich zur Abreiſe ein. Ihres Mannes Verheißungen waren nicht zu groß. Sie ſah wirklich vorzüglich ſchöne Gegenden, wurde mit großen Ehren und mit einem Aufwande bewirthet, der ihr oft läſtig war, und ſehnte ſich nach wenigen Tagen wieder in das Thal ihrer Jugend und ihre gewohnten Umgebungen zurück. Aber ſie

ſollte noch einen groſſen, berühmten Waſſerfall ſehen, von dem ihr Mann ihr ſchon zu Hauſe ſo viel vorgeſagt hatte. Sie gab auch hierin nach, und fuhr mehrere Stunden weit mit einem Schwager ihres Mannes und dieſem an den bezeichneten Ort.

Man führte ſie durch ein enges, begrüntes Thal an einem Bach hin, an deſſen Ufer hier und da aufgeſchichtete kleine Holzſtöſſe die Nähe einer Schwemme verkündigten. Auf dem Gipfel eines mäſſigen Hügels, den ſie erſtiegen, ſtand eine einſame Hütte, roh aus Baumſtämmen zuſammengefügt. Hier wohnt der Holzknecht, ſagte ihr Schwager, der die Schleuße beſorgen muß. Roſine ſah die ärmliche Wohnung an, das ganze Weſen hier herum, die Holzarbeiten, alles füllte ihr Herz mit wehmüthigen Erinnerungen. So geſtimmt, leiteten nun ihr Mann und Schwager ſie den gäh abhängigen Hügel herab, bis auf den Punct, wo nun auf einmahl der reiche, vom geſchmolzenen Schneewaſſer ungewöhnlich geſchwellte Waldbach über eine ſteile Höhe von vielen Klaftern mit donnerndem Getöſe herabſtürzte, mehr Schaum wie Fluth, und einer lockern Schneemaſſe nicht ungleich, die durch den thauenden Südwind abgelöſt von Dächern und

Giebeln zerschellend herabstäubt. Ein feiner Regen übergoß die Schauenden selbst in einiger Entfernung; unten tobte und schäumte das Wasser im Felsenkessel, und Rosine sah mit einer Art von schauderndem Gefühl einige Bretter, die man ihr zur Lust in den Abgrund geworfen hatte, von der wildempörten Fluth wie Späne krachend zermalmen. Mein Gott! rief sie: Wenn da ein Mensch hinabstürzte? »Es ist unlängst geschehn, sagte der Schwager und wies auf einen Erlenbusch an der gegenüberstehenden ganz schrofen Felsenwand: Es war ein fremder Holzknecht, der einige Wochen hier gearbeitet hatte. Der Boden war vom Regen glatt und schlüpfrig, seine Kameraden warnten ihn, heut nicht auf den Felsen da hinaufzuklimmen, auf dessen Höhe er, eine Tanne, glaube ich, fällen wollte. Er hörte nicht auf ihren Rath, klomm wirklich bis dort hin zu dem Busch, aber da rollte das lose Gestein unter ihm, und er stürzte rücklings in die Tiefe.« Rosine schauderte und erblaßte. »Seine Kameraden sahen ihn fallen, noch einen Augenblick unten mit dem Strudel kämpfen und dann verschwinden.«

Alles schwieg. Der Erzähler fuhr fort: Es war eine unbegreifliche Tollkühnheit von dem

Menſchen, ſich da hinauf zu wagen. Man glaubt auch, es ſey nicht ohne Vorſatz geſchehen, denn er war immer melancholiſch.

Hat man nicht erfahren, wer und woher er war? fragte Herr Kluge.

Es hat ihn kein Menſch gekannt; nur ein Tuch, das er immer um den Hals getragen, hat einer ſeiner Kameraden, den ſeine Arbeit den Tag darauf in das Thal da hinabgeführt, weiter unten, wo das Waſſer wieder ruhiger wird, an einem Strauch hängen gefunden. Zeig doch, Joſeph! ſetzte der Schwager hinzu, indem er auf einen der ſie begleitenden Knechte wies. Der Knecht zog das Tuch aus der Taſche, es war blaue Seide mit kleinen weißen Streifen. Roſine ſah es an, ihr Auge ſtarrte, ein Fieberfroſt ſchüttelte ihre Glieder, und ohne einen Laut vorzubringen, ſank ſie ohnmächtig zu ihres Mannes Füßen nieder.

Sie hatte das Tuch erkannt, das ſie beym letzten Abſchiede Georgen zum Andenken gegeben hatte.

Man brachte Roſinen in die Hütte des Holzknechts. Sie erhohlte ſich zwar, fand ſich aber ſo ſchwach, daß man ſie den Reſt des Weges bis zu ihrem Wagen tragen mußte. Über den Vor-

fall selbst sprach sie mit Niemanden, und äußerte sich mit keinem Worte; aber es vergingen Wochen, ehe sie sich so weit hergestellt fühlte, um ihre gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten.

Bald darauf faßte Herr Kluge, der sich für ungeheuer reich hielt, jenen Vorsatz, in die Stadt zu ziehen, und führte ihn im kommenden Winter aus. Rosinen war Alles gleich, ja sie glaubte, es könne nun auf der Welt nichts mehr geben, was sie zu kränken oder zu betrüben im Stande wäre. Dennoch fand Herrn Kluge's verkehrter Sinn noch eine verwundbare Seite, auf der ihr Herz bis jetzt nicht angegriffen worden war. Das waren die Unmäßigkeiten im Spiel und Trunk, in die er sich, verleitet von einigen lockeren Gesellen und Zechbrüdern, stürzte. Täglich gab es nun widerliche Auftritte, Herr Kluge verlor im Spiel, und suchte im Wein Vergessenheit seines Verdrusses. Sein Haus war dabey mit unverhältnißmäßigen Aufwand eingerichtet, die Einkünfte reichten dazu nicht hin, er verkaufte mehrere Gründe, machte Schulden auf sein Hammerwerk, und verpfändete den Ertrag von einem seiner Besitzthümer auf Jahre im Vor-

aus. Nichts genügte mehr, und sehen Sie, gnädiger Herr — so schloß der Rechnungsführer seine Erzählung — wenn das so fort geht, wie diese drey Jahre, so muß er bald den Eisenhammer ganz verkaufen, von dem ohnedieß kaum ein Viertheil mehr sein ist. Mich dauert nur die arme Frau und das Kind, die er endlich noch an den Bettelstab bringen wird.

Z** hatte mit wechselnder Gemüthsbewegung zugehört. Am meisten ergriff ihn das schreckliche Ende des armen Georg; denn, daß er es war, der in dem Wasserfall seinen Tod gefunden, blieb ihm, so wie Rosinen, keinen Augenblick zweifelhaft. In trüber Stimmung verließ er das verödete Haus, und wußte nicht, wen er mehr beklagen sollte, den armen Georg, der, trotz seines feindseligen Schicksals, doch nun endlich im Hafen der Ruhe angelangt war, oder die unglückliche Rosine, die in scheinbarem Frieden und Wohlstand, um alle Freuden des Lebens gebracht, nun noch einem hülflosen Alter entgegen sah.

Von nun an war Z** das ganze ihm sonst so angenehme Thal zuwider, und er eilte, es zu verlassen, mit dem festen Vorsatz, es nicht sobald, und, wenn er könnte, nie wieder zu betreten.

Noch ein Jahr trieb es Herr Kluge wie bisher. Rosinens Bitten und Vorstellungen, doch für sein Kind zu sorgen, des Rechnungsführers Warnungen und Berichte von dem Stande seines Vermögens, Alles blieb bey den lauten und ungestümen Forderungen zweyer wüthender Leidenschaften unbeachtet und unbefolgt. Aber Nachtwachen, Unmäßigkeit, wilde Gemüthsbewegungen, die beym Spiel ihn wie einen Ball zwischen Furcht und Hoffnung umherwarfen, böse Launen über den mißlichen Stand seines Vermögens, und selbst die nicht gewohnte Ruhe des Stadtlebens hatten längst seine Gesundheit untergraben. Ein ungeheurer Verlust an der verbothenen geheimen Pharobank, die in derselben Nacht von der Polizey entdeckt und aufgehoben wurde, und Furcht vor Schande und Strafe warfen den morschen Bau zusammen, sein Körper unterlag so vielen Stürmen, und ein Nervenfieber endete am achten Tage nach jener Schreckensnacht sein Leben.

Betäubt von diesen schnellen Schlägen, ermattet von der Pflege des Kranken und von schlaflosen Nächten, stand Rosine an dem Sarge ihres Eheherrn, und wußte nicht, ob sie dem Himmel für ihre Erlösung danken, oder diese

neue Wendung ihres Schickſals als ein neues Unglück fürchten ſollte. So wenig der Verſtorbene gethan hatte, ihr Leben zu verſchönern, ſo war er doch derjenige geweſen, dem ſie am Altare Treue bis in den Tod geſchworen; er hatte in der letzten Zeit gelitten, wie ſie, nur auf andere Weiſe und durch eigne Schuld, und endlich war er der Vater ihres Kindes. Dieß Alles regte jetzt, da er todt, und die Kränkungen, die ſie durch ihn erfahren, abgethan waren, ihr Herz in Mitleid gegen ihn auf, und ſie weinte aufrichtige Thränen an ſeinem Sterbelager, nicht ohne inbrünſtiges Gebeth für das Heil und die baldige Erlöſung der verirrten Seele aus dem Orte der Reinigung.

Als dem erſten ſchmerzlichen Gefühle und den Beobachtungen des Wohlſtandes genug gethan war, ſie auch wieder ihre Gedanken zu ſammeln vermochte, fing ſie wohl an einzuſehen, daß der Himmel ſie lieb gehabt, und durch die Löſung des unglücksvollen Bandes, das durch fünf Jahre ihr Leben verbitterte, freundlich für ſie geſorgt habe. Mochten auch die Trümmer von dem einſt ſo großen Vermögen ihres Mannes noch ſo unbeträchtlich ſeyn, ſo war doch das Wenige bey Stille und Zufriedenheit weit köſt-

licher, als vorher Überfluß und Pracht bey Kränkung und Unfrieden. Überdieß war sie genügsam, ihr Sohn noch klein, und Alles, was sie von den Herrlichkeiten voriger Zeit genossen, ihr nie zur Freude gewesen. So fing sie nun an zu untersuchen, zu ordnen, der Rechnungsführer legte seine Papiere vor, die Gläubiger wurden berufen. Es dauerte lange, bis die Auseinandersetzung zu Stande kam, und endlich nach einem halben Jahre verdrießlicher Berichtigungen fand es sich, daß, wenn Alles verkauft und zu Gelde gemacht würde, nach Abzahlung der Schulden Rosinen kaum so viel übrig blieb, um mit ihrem Sohne sparsam zu leben. Doch zog sie diese rühmliche Armuth dem Vorschlage des Advokaten vor, der ihre Sprüche geltend machen, und so die Gläubiger stark verkürzen wollte. Als Alles ins Reine gebracht war, verkaufte sie auch noch ihr Geschmeide, ihre kostbaren Kleider, miethete sich in derselben Stadt eine kleine Wohnung, richtete sich ein, und suchte nun durch Handarbeiten, in denen sie wohl geübt war, ihr kleines Einkommen zu vermehren, um ihrem Sohne eine anständige Erziehung geben zu können.

So lebte sie still und fromm für sich dahin,

freylich nicht glücklich, denn mit dem Abschied von Georg war ihr Leben zerrissen und gehaltlos geworden; aber sie lebte in Frieden und ohne Kränkung. Georgs Bild schwebte im Lichte der Verklärung vor ihren Augen, und nimmer konnte sie in die feindselige Meinung ihres Schwagers einstimmen, daß er seinen Tod selbst gesucht habe. Er war ja auch immer gottesfürchtig gewesen, wie sie, er hatte allen seinen Trost in der Frömmigkeit gefunden; so werde ihn, meinte sie, doch Gott nicht so schrecklich verlassen haben, daß er es hätte wagen dürfen, eigenmächtig seinem Leben ein Ende zu machen.

Die Welt bewegte sich dazumahl in stürmischen Gährungen. Es war in den Jahren 1812 und 1813. Rosine in ihrer stillen Abgeschiedenheit nahm durch Gebeth und fromme Wünsche Antheil an der guten Sache, und freute sich auf den Zeitpunct, wo sie, wenn nun Alles wieder ruhig, aller Kampf Frieden, aller Haß Einigkeit, das ehrwürdige Alte hergestellt, und auch ihr Sohn der weiblichen Pflege und genauern Aufsicht entwachsen seyn würde, ihn ihrem Bruder, der ein wackerer Landwirth und durch ein braves Mädchen wohlhabend geworden war, zu übergeben, sich aber in die Stille eines Klosters zurückzuzie

hen entschlossen war, wo sie dem Gebeth und dem Andenken an den nievergessenen Jugendfreund leben wollte.

Sie sollte dieser Hoffnung nicht lange genießen. Einer der ersten Gläubiger ihres verstorbenen Mannes, ein Kaufmann in der Stadt, in welcher sie wohnte, Witwer, reich, angesehn und nicht übel gebildet, hatte sie bey den gerichtlichen Verhandlungen näher kennen gelernt. Ihre uneigennützige Handelsweise, ihre Sanftmuth, ihr Unglück, am meisten ihre Schönheit, die Gram und Kränklichkeit nicht ganz hatten zerstören können, machten Eindruck auf den noch blühenden Mann. Er trug ihr seine Hand an, versprach ihren Sohn an Kindes Statt anzunehmen, und betrieb, trotz Rosinens Bitte, sie mit jeder Bewerbung zu verschonen, weil sie fest entschlossen sey, nie wieder zu heirathen, seine Liebesangelegenheit so öffentlich, so auffallend, daß die ganze Stadt davon sprach, und Niemand daran zweifeln wollte, die ganz arme Witwe, die doch vorher an ein so glänzendes Leben gewohnt war, würde, um ihrer und ihres unversorgten Kindes willen, den Verschlag mit beyden Händen ergreifen. So machte man sie in den Gesprächen des Städtchens schon zur Braut,

und der Ruf davon erscholl bald auch in ihrer Heimath.

Eine junge, rechtliche Beamtensfrau, die kurz vorher, ehe Rosine das R** Thal verließ, mit ihrem Manne in die Gegend gekommen war, und sich in freundlichem Umgang näher an sie geschlossen hatte, schrieb ihr Glückwünsche zu der nahen Hochzeit. Rosine antwortete halb scherzend auf das, was sie für Scherz hielt, und versicherte der Frau Rentmeisterinn, daß sie an keine Heirath denke noch denken werde. Doch ängstete sie das Geschwätz der Leute, und noch mehr das Zureden ihrer Freunde und Geschwister, um ihres Kindes willen diesen äußerst vortheilhaften Antrag nicht auszuschlagen. Auch des Kaufmanns zuversichtliche Bewerbungen quälten ihr stilles Gemüth, und sie sehnte sich aus all dem Gewirr mit banger Seele in die Einsamkeit ihres gewünschten Klosters.

Es stand nicht lange an, so kam ein zweyter Brief der Rentmeisterinn. Der Eisenhammer des verstorbenen Herrn Kluge wurde von den Gläubigern verwaltet. Jetzt hatte sich ein Käufer gefunden, ein Husarenoffizier, der den letzten Krieg mitgemacht, das Kreuz verdient hatte, und nun in ländlicher Einsamkeit der Ruhe pfle

gen wollte; denn er war verwundet. Es war, wie die Rentmeisterinn schrieb, ein sehr artiger, wohlgebildeter Mann, der gleich bey der Übernahme des Eisenhammers mancherley Kenntniß und Einsicht gezeigt habe, und das ziemlich zerrüttete Werk mit Verstand und Thätigkeit in recht guten Stand zu bringen scheine. Auch dieser hatte bey der Rentmeisterinn Rosinens Bild gesehen, ihre Geschichte vernommen, und sich erklärt, er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn Rosinens Herz noch frey wäre, sie wieder als Gebietherinn in ihr voriges Eigenthum einzusetzen — wenn ihr Herz noch frey ist, habe er noch einmahl mit sehr bedeutendem Ausdruck wiederhohlt, und der Rentmeisterinn den Auftrag gegeben, in seinem Nahmen anzufragen.

Rosine brach in Thränen des Unmuths und der Angst bey diesen neuen Zumuthungen aus. Ach, mein Gott! rief sie: So will man mir denn keine Ruhe gönnen, mich den Rest eines traurigen Lebens nicht in Frieden beschließen lassen! Sie setzte sich hin, und schrieb ihrer Freundinn, ihr Herz sey wirklich nicht mehr frey; das möchte sie dem Herrn Rittmeister sagen, und übrigens sie jetzt und künftig mit allen solchen Anträgen verschonen.

Frau Fiſcher, ſo hieß die Freundinn, theilte dem Offizier ſogleich am folgenden Tage ſeinen Korb in den ſchonendſten und glimpflichſten Ausdrücken mit, und ſetzte, um der Nachricht einen Theil ihrer Bitterkeit zu benehmen, aus ihrer eignen Anſicht entſchuldigend hinzu, ſie zweifle nun nicht mehr, daß der Kaufmann, der ſchon ſo lange und ſo anhaltend um ihre Freundinn geworben, endlich doch einigen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben müſſe. Der Offizier dankte für die gehabte Mühe, ſchwieg ganz von ſeinen weiteren Abſichten, und die Sache blieb auf ſich ruhen. Aber, obwohl er den Kauf ſchon ſeit einigen Wochen geſchloſſen, und wirklich angefangen hatte, das Werk zu betreiben, auch das Haus ganz anders und in viel einfacherem Geſchmack einzurichten, ſo fand er doch jetzt auf einmahl allerley Anſtände und Zweifel in den Rechnungen, in der Einrichtung, die Niemand als der vorige Rechnungsführer, der längſt ſchon in großer Entfernung eine Anſtellung gefunden hatte, oder die vorige Frau Hammermeiſterinn ſelbſt, die nach dem Tod ihres Mannes alle Schriften durchſehen hatte, zu heben im Stande war. Er ließ ſie daher durch Frau Fiſcher erſuchen, ſeine Bitte nicht übel zu deuten, und ſich

die kleine Reise gefallen zu lassen, weil die Sache schlechterdings an Ort und Stelle entschieden werden müßte. Seiner Absichten war mit keinem Worte erwähnt, und seine Anfrage so natürlich, sein Verlangen so billig, daß Rosine wohl einsah, hier sey nichts zu thun, als einzuwilligen. Frau Fischer versprach die Pferde zu schicken, und Rosine sollte nun nach so langer Entfernung, und in so sehr veränderten Umständen das Thal wiedersehen, wo ihre schönsten, aber auch ihre traurigsten Stunden verflossen waren.

Es hatte sie schon lange eine geheime Sehnsucht hingezogen, und in ihrem Herzen das heimische Thal und das Kloster sie in der Wahl ihres letzten einsamen Aufenthalts unschlüssig gelassen. Nur die Heiligkeit der Stätte und die noch tiefere Abgeschiedenheit entschied endlich für das Kloster. So fuhr sie an einem schönen Frühlingsmorgen unter tausend wechselnden Empfindungen den bekannten geliebten Bergen zu, und stieg bey ihrer Freundinn ab. Frau Fischer empfing sie mit vieler Freude, und sagte ihr, was sie noch heiterer machte, und über die gefürchtete Zusammenkunft mit dem Husarenoffizier beruhigte, daß dieser seit jener abschlägigen Antwort nie wieder etwas von der Sache

gesprochen habe, und still ohne Umgang lebe. Gegen Abend, als es kühler geworden war, konnte Rosine dem Drang nicht widerstehen, der sie in die eigentliche Heimath zum ehemahligen Hause ihrer längstverstorbenen Ältern, zu der Kirche, in welcher sie so oft gebethet und geweint, in die schaurig schöne Thalschlucht zog, in der sie einst in bessern Zeiten so oft mit dem verklärten Freund, und dann später einsam, unter Thränen um ihn, gewandelt war. Sie nahm einen Umweg, um nicht am Eisenhammer vorbey zu müssen; denn sie fürchtete dem Husarenoffizier zu begegnen, und nachdem sie das Haus ihrer Geburt und die Kirche besucht hatte, stahl sie sich auf den einsamsten Pfaden in die Thalschlucht, und freute sich ganz ungemein, als sie sich, unbeachtet und ungesehn, in dieser aufgenommen fand. Sie wandelte in wehmüthig süssen Erinnerungen hin, und war nun bis zu dem Brunnen gekommen, an dem sie oft in theurer Begleitung geruht, und das Wasser getrunken hatte, das des Freundes Hand ihr schöpfte. Sie näherte sich der Brunnenhütte, sie stand auf dem Steg. Mit nicht geringem Schrecken erblickte sie jetzt einen Mann an der Quelle, der sich eben bückte und mit einem leichten hölzernen Becher

Waſſer ſchöpfte. Er war einfach und ländlich, doch nicht ohne Geſchmack gekleidet. Roſine ſtand ängſtlich, ſie wußte nicht, ob es nicht eben der gefürchtete Brautwerber war, ob ſie umkehren, oder, an dem Brunnenhüttchen vorbey, die Straße weiter gehn ſollte. In dem Augenblicke richtete ſich der Fremde auf, wandte ſich und trat aus der Hütte. Roſine erſtarrte, ſie ſah dieſe Geſtalt, dieſe Züge, und mit einem Ton des Entſetzens und der Freude ſchrie ſie: Georg! und ſtürzte zuſammen.

Er ſprang hinzu, er erkannte ſie, trug die theure Bürde zur Quelle, legte ſie auf ſeinen Schooß, beſprengte ſie mit Waſſer, und unter tauſend Liebkoſungen und ſüßen Lauten der Liebe und des Entzückens brachte er ſie wieder zu ſich. Sie richtete ſich auf, ſah ihn noch immer zweifelnd an, und ſank dann mit dem Ausruf: Du biſt's, Du lebſt! laut weinend an ſein Herz. Nur nach langer Zeit vermochten die tiefererſchütterten Seelen ſich zu faſſen, und Worte zu gewinnen, um ihr Erſtaunen, ihre Freude auszudrücken. »Und liebſt Du mich denn noch? Haſt Du mich nicht vergeſſen in der langen Zeit?« fragte endlich Georg. Ach, ich habe nie einen andern Gedanken gehabt, als Dich! antwortete

Roſine. »Und der reiche Kaufmann, der ſich in *ſtadt um Deine Hand bewirbt? Und die Antwort, die Du dem Offizier ſagen ließeſt?« — Du weißt davon? rief ſie überraſcht. Georg ſah ihr Erſtaunen, er ſchien ſich zu beſinnen. Nach einer kleinen Pauſe ſagte er: »Ich habe davon gehört. Der Huſarenoffizier war mein Rittmeiſter, ich ſtehe nun auch hier in ſeinem Dienſt.« Das iſt mir ſehr unangenehm, erwiederte Roſine. »Warum?« »Ach, eben um dieſer Bewerbung willen. Aber ſage mir nur, wie Alles zuſammenhängt? Wir hielten Dich für todt. Ach, was habe ich nicht ausgeſtanden!« — Georg erzählte ihr nun, wie ihr verſtorbener Mann ihn vor vier Jahren durch den Verwalter des Grafen, dem die Wälder gehörten, Nachts in ſeiner Hütte von den Soldaten greifen, und als Recruten habe fortſchleppen laſſen. Da er bey der Infanterie nicht brauchbar war, ſollte er Reiter werden. Er ergab ſich in ſein Schickſal, das er nicht ändern konnte, und nahm nicht ungern die Dienſte, zu denen er ſeit langer Zeit Luſt gehabt, und von deren Ergreifung ihn bloß das Verlangen, in Roſinens Nähe zu leben und vielleicht noch einmahl ihr hülfreich ſeyn zu können, abgehalten hatte. Er hoffte auch jetzt nich-

weit von ihr entfernt zu werden; denn sein Regiment lag in der Nähe des R**thals. Auch schrieb er an Rosinen, sobald es ihm möglich war. Er erhielt keine Antwort. »Ach, und ich keinen Brief!« Auch nicht aus Ungern, und im Jahr 1812 aus Pohlen, wo mein zweytes Regiment beym Auxiliarcorps stand? — »Nicht eine Sylbe! — Was ich gelitten habe, kann nur Dein Herz ermessen, wenn Du mich noch liebst, wie einst. Ich glaubte Dich im Wasserfall in ** ertrunken, zerschellt. O Gott! Georg! Georg! rief sie, und umfaßte ihn mit Angst: Du bist doch nicht hineingestürzt?« Er lächelte. Er war in seinem Leben nicht in der Gegend gewesen, aber das blaue Tuch hatte er bald, nachdem man ihn zum Conscriptionsoffizier gebracht, unter seinen Sachen gesucht und vermißt. Nun verständigten sich nach und nach die ruhiger schlagenden Herzen, und Rosine erfuhr, daß Georg von dem Regiment, bey dem er zuerst angeworben worden, plötzlich und ohne Ursache zu einem Husarenregiment, das tief in Ungern stationirt war, übersetzt wurde. Von hier ging es nach Pohlen, von dort endlich im Jahr 1813 nach Deutschland und über den Rhein bis in die Hauptstadt des gede

müthigten Feindes. Georg erzählte mit Feuer und Lust von den Schlachten bey Kulm, Leipzig und auf dem Montmartre. Rosine hörte ihm mit aufgeregter Seele zu, und es ward ihr bald klar, daß ihr Mann, so wie er die Ursache von Georgs Entführung gewesen war, auch seine Briefe unterschlagen, seine Übersetzung zu dem entfernten Regiment bewirkt, und die Komödie am Wasserfall mit seinem Schwager verabredet hatte, um Rosinen, deren Herz er noch immer Georg zugewandt wußte, jede Hoffnung zu benehmen.

»Aber wie kömmt es, daß Du jetzt hier bist, und hast mich nicht aufgesucht, mich nichts wissen lassen?«

Georg lächelte wieder seltsam: Mein Rittmeister hat mich liebgewonnen, ich habe ihm so viel von der Schönheit dieser Gegend gesagt. Der Eisenhammer war zu verkaufen, er ließ sich überreden, wir nahmen unsern Abschied, und ich bin nun bey ihm, wie einst bey meinem alten geliebten Pflegevater. — Dich aber, Rosine, sogleich aufzusuchen, mich Dir zu zeigen — konnte ich es wagen, nachdem durch vier Jahre alle meine Briefe unbeantwortet geblieben waren, und ich Dich von Freyern umgeben fand? Zu-

dem: Dein Herz iſt nicht mehr frey, lieſſeſt Du dem Offizier ſagen.

»Ach, war es denn nicht wahr? Habe ich Dich denn nicht ewig geliebt?«

O meine Roſine! — Aber theures Weſen! Ich bin nicht reich, Du auch nicht, ich habe Dir nur ein geringes Glück anzubiethen. Roſine legte die Hand auf ſeinen Mund, ſie verboth ihm davon zu reden, ſie war entſchloſſen, auf jeden Fall die Seinige zu werden.

So ſaßen ſie koſend in ſeliger Vergeſſenheit der Welt um ſie her, als die einbrechende Dämmerung Roſinen an den Heimweg mahnte. Ach Gott! rief ſie: Ich habe noch eine halbe Stunde bis zur Frau Fiſcher, und es wird dunkel. »Ich begleite Dich, Roſine, ſo haſt Du nichts zu fürchten.« Sie ſtanden auf, und waren noch nicht lange gegangen, als ihnen in dem engen Thalwege ein Burſche in ſauberer Livree mit einem ſchönen gezäumten Reitpferd entgegen kam. Georg ging ihm entgegen, redete heimlich mit ihm, und der Burſche kehrte mit dem Pferde um. »Das iſt wohl ein Reitknecht des Rittmeiſters?« fragte Roſine. Ja, antwortete Georg: Er ſucht ſeinen Herrn, ich habe ihn angewieſen. Sie gingen weiter. Roſine bemerkte nach einer

Weile, daß Georg langsam und nicht ohne Beschwerde ging. Sie sagte es ihm, und er erzählte ihr, daß er im Kriege viel ausgestanden und einigemahl eben auf die wunde Seite gestürzt sey.

Rosine erschrack: »Ach Georg! Wie wird es Dir denn in deinem Dienste gehen? Und Alles das leidest Du um meinetwillen!«

»Eben darum achte ich alles dieses Leiden nicht. Fürchtest Du aber vielleicht, daß mein Zustand mich einst zur Arbeit unfähig machen könnte, und Du dann ein trauriges Schicksal mit mir theilen müßtest? — Rosine! Wenn Du das fürchtest, so laß es uns lieber alsogleich gestehen, und uns trennen! Du bist jung, schön, gesucht, ich darf dein Glück nicht hindern.«

Rosine machte ihm sanfte Vorwürfe über diesen liebloſen Gedanken. Ein Mahl, sagte sie, hast Du mich überredet, Dir zu entsagen; es war mein und Dein Unglück, daß ich Dir damahls folgte. Jetzt bringst Du mich nicht wieder dazu, gewiß nicht. Ich lasse Dich nicht mehr, und Gott, der Dich in allen Gefahren erhalten, der uns jetzt so wunderbar zusammengeführt hat, wird auch noch weiter für uns sorgen.

Georg umschlang das treue, geliebte Weib, sie stand in seinen Armen, zu ihm aufblickend.

und der Mond, der in dem Augenblick hinter der östlichen Felsenreihe heraufstieg, schimmerte in ihr verklärtes Gesicht und in die Thränen, die aus ihren blauen Augen glitten. Keines sprach, sie fühlten bethend und dankbar ihr unaussprechliches Glück.

So waren sie in trauten Gesprächen bis an den Ausgang des Thales gekommen, und betroffen erkannte Rosine, als sie sich umsah, daß sie den gewohnten alten Weg gegangen waren, der am Eisenhammer vorbeyführte. Sie sah ihn schon ganz nahe vor sich, wollte nun durchaus nicht vorbey, und sagte es ihrem Freund. Dieser lächelte. »Ich muß Dich dennoch bitten, noch bis dahin zu gehn, ich muß sehn, ob der Herr zu Hause ist; denn ich habe ihm etwas zu sagen, ehe ich Dich zur Rentmeisterinn führe.«

Rosine ergab sich in das Verlangen ihres Freundes. Er suchte ihr ein freundliches Plätzchen am Ufer, wo ein Baum sie halb verdeckte; dort bath er sie, zu warten, und eilte ins Haus. Rosine sah seiner Zurückkunft mit Ungeduld, und nicht ohne Furcht, der Husarenoffizier möchte sie erblicken, entgegen. Es dauerte nur kurze Zeit, so hörte sie gehen. Sie wandte sich — und — wie groß war ihr Schrecken! — der Offizier

kam die Anhöhe vom Hauſe herab, gerade auf ſie zu, in völliger Uniform, den Orden an der Bruſt. Sie hörte ihren Nahmen von einer theuern Stimme rufen, jetzt warf der Mond ſein volles Licht auf den Kommenden — es war Georgs Wuchs, ſein Gang, ſeine Züge.

Gerechter Gott! Was iſt das? rief Roſine erſchrocken und zitternd. Aber Georg umſchlang ſie und drückte ſie unter Freudenthränen an ſeine Bruſt: Das iſt der Lohn Deiner Liebe und Treue! Gutes, frommes, himmliſches Weſen!

Aber wie kommſt Du in die Kleider?

Es ſind meine eigenen. Liebe Roſine! Ich bin nicht Unteroffizier und Aufſeher über die Arbeiter hier, wie ich Dir ſcherzend erzählte; ich bin Huſarenrittmeiſter und der Eiſenhammer iſt mein Eigenthum. Gott hat mich wunderbar geführt, Roſine! Er hat mir ſeine Gnade gegeben, daß ich mir die Liebe und Achtung meiner Vorgeſetzten erwerben konnte. Ich ſtieg ſchnell vom Gemeinen zum Unteroffizier, von da zum Lieutenant. Mein Oberſter gewann mich ſehr lieb. In der Leipziger Schlacht hatte ich das Glück, ihm das Leben zu retten; in der von la Ferté champenoiſe wurde er an meiner Seite tödtlich verwundet. Ich hatte Gelegenheit mich

auszuzeichnen, ich wurde auf dem Schlachtfelde Rittmeister und bekam das Kreuz. Aber ich genoß diese Freude nicht, denn mein Oberst, mein zweyter Vater, starb noch denselben Abend in meinen Armen. Ein bedeutendes Legat von ihm, und einige glückliche Coups, die ich auszuführen bekam, setzten mich in den Stand, nachdem ich meine Pflicht gethan und der heilige Kampf geendet war, meinen Abschied zu nehmen; denn ich fühlte, daß ich der Ruhe bedurfte. Von Dir und Deinem Schicksal hatte ich mir von Zeit zu Zeit Kenntniß zu verschaffen gewußt. So erfuhr ich Deines Mannes Tod, und daß der Eisenhammer zu verkaufen sey. Mein Entschluß war bestimmt. Wohin auf der ganzen Welt hätte ich lieber flüchten sollen, als in das stille Thal meiner Geburt, wo ich einst so glücklich gewesen, an das selbst traurige Erinnerungen mich mit unbeschreiblichem Reize fesselten, in dessen Nähe endlich Du noch immer lebtest, und wo ich — wenn Du meiner noch nicht vergessen hattest — auch wieder unaussprechlich glücklich zu werden hoffen konnte? Vor einigen Wochen kam ich hierher, Niemand erkannte mich bis jetzt, Niemand suchte in dem reichen Rittmeister in glänzender Uniform den armen Holzknecht.

Auch fand ich vieles verändert. In manchen Häusern waren neue Bewohner, Andere waren gestorben, Viele in veränderten Verhältnissen. Ich vermied jeden Umgang, weil ich nicht eher erkannt seyn wollte, ehe Du über mein Schicksal entschieden haben würdest. Mit unbeschreiblicher Lust richtete ich mich in dem Hause ein, das Du bewohnt hattest, ich suchte Deine Spuren auf, ich war glücklich, wenn ich wieder eine neue entdeckte. Ach, Rosine! Ich lebte nur in dem Gedanken an Dich!

Er legte sein Haupt auf ihre Schulter, aus Beyder Augen flossen Thränen der Freude, des innigsten Dankes gegen Gott.

Ich erfuhr, begann Georg von Neuem, was mich wenig freute, die Bewerbung des reichen Nebenbuhlers um Dich. Ich hatte nicht den Muth, sogleich hervorzutreten, ich wollte wissen, wie es um Dein Herz, um Deine alte Liebe stände. Die Frau des Rentmeisters fragte Dich, ohne mich zu kennen. Deine Antwort machte mich bestürzt, ich wußte nicht, sollte ich hoffen oder verzweifeln. Meine Sehnsucht nach Dir, meine Liebe hießen mich endlich alle Bedenklichkeiten überwinden. Ich wollte mein Schicksal erfahren, Dir in meiner wahren Gestalt vor

Augen treten, und erwarten, was Du entſcheiden würdeſt. So veranlaßte ich Dein Hierherkommen, ſo erwartete ich Dich zwiſchen heißer Liebe und ängſtlicher Beſorgniß, als Du mir heut am Brunnen erſchienſt.

»Und Du, böſer Menſch, konnteſt Dich noch ſo verſtellen und mich mit dem Rittmeiſter ängſtigen?«

Verzeih, Roſine, einen Scherz, der gar nicht in meinen Plan lag, zu dem Deine Worte mich erſt in demſelben Momente veranlaßten! Verzeih, wenn ich Dir einen unangenehmen Augenblick gemacht habe; glaube mir aber, Roſine, um alle Schätze der Welt möchte ich die Freude nicht geben, mir den Anblick Deines ganzen treuen Herzens und Deiner hingebenden frommen Liebe durch meine kleine Liſt verſchafft zu haben. O Roſine! Ich bin glücklicher, als ich es ſagen kann, als ich es verdiene, glücklicher, als irgend ein Menſch es verdienen kann! Er drückte ſie feſter an ſeine Bruſt, und ſie fühlten Beyde ſchweigend ihre Seligkeit.

Endlich erinnerte Roſine an den Rückweg. Es wird ſogleich angeſpannt ſeyn, antwortete Georg: Laß uns einen Augenblick ins Haus gehn, laß mich Dich in Dein Eigenthum führen,

und der Freude genießen, Dich zum ersten Mahl an dem Orte mein nennen zu können, in dem ich Dich so lange, so schrecklich von mir getrennt wußte! Sie folgte ihm, er zeigte ihr Alles im Hause, wie er es, so viel möglich, einfach und ansprechend eingerichtet hatte, nicht, wie es unter Herrn Klüge, sondern bey seines Pflegevaters Zeit ausgesehen hatte. Rosine ging selig an seinem Arm umher, und feyerte bald mit Wehmuth, bald mit Schaudern an den bekannten Stellen die Erinnerungen der Vergangenheit, bis man dem Rittmeister meldete, es sey angespannt. Er führte Rosinen hinab zu der eleganten Chaise, die im Hofe stand, setzte sich an ihre Seite, und sie, noch ganz betäubt von den wechselnden Auftritten und Gefühlen des heutigen Tages, konnte noch in manchem stillen Augenblick kaum an ihr Glück und an die Wirklichkeit so seltsamer Ereignisse glauben.

So kamen sie unter freundlichem Gekose zur Frau des Rentmeisters, die, schon überrascht, Rosinen an des Rittmeisters Seite im Wagen zu sehen, nun vollends die Entwickelung ihres Schicksals, und daß der Husarenoffizier und der arme, so lang als todt beweinte Georg eine und dieselbe Person seyen, kaum fassen

konnte. Aber bald freute sie sich herzlich mit der beglückten Freundinn, und half recht emsig, Alles zu beschicken und anzuordnen, daß das Hochzeitfest des beglückten Paares in vierzehn Tagen, zwar mit anständiger Feyer, aber einfach und nur im Kreise weniger Freunde vor sich gehen konnte.

Anderthalb Jahre hatten Georg und Rosine in häuslicher Stille und im dankbaren Genuß ihres Glückes gelebt, und ein holdes Mädchen lag schon in der Mutter Arm: — als Herr von Z**, der sich zwar vor ein Paar Jahren vorgenommen hatte, das Thal nie wieder zu betreten, das ihm so viel wehmüthige Erinnerungen gab, sich doch bereden ließ, einen Freund zu begleiten, den seine Geschäfte in diese Gegend führten. Sie stiegen in einem entlegenen Gasthofe ab, dessen Bewohner Z** unbekannt waren; aber er und sein Begleiter blieben es nicht lange. Die Erscheinung von einem Paar angesehener Herren aus der Hauptstadt macht Epoche in einem einsamen Gebirgsthal. Bald erfuhr die Gegend, daß die Herren da, und wer sie wären,

und in einer Stunde darauf sah Z** zu seinem Erstaunen eine Chaise vor dem Gasthofe halten. Ein Husarenoffizier stieg heraus und fragte nach ihm. Z** wußte sich die Erscheinung nicht zu erklären, und wollte eben sein Zimmer verlassen, um dem nach ihm Fragenden entgegen zu gehn, als die Thüre sich öffnete und der Offizier eintrat. Z** sah ihn wundernd an, es war, als sprächen dunkle Erinnerungen aus tiefer Ferne sein Gemüth freundlich aber wehmüthig an. Sie kennen mich nicht mehr — hub der Offizier an, indem er mit gerührter Stimme und dargebothener Rechte auf Z** zuging. »Wahrlich mein Herr! — Mir ist — Ihre Züge, diese Stimme — wir sehen uns heut nicht zum ersten Mahl.« O freylich nicht, rief der Offizier lebhaft: Erinnern Sie sich des armen Georgs nicht mehr, der Sie auf den Bergen herumführte?

»Ob ich mich seiner erinnere, Herr Rittmeister? Ja wohl, ja wohl! Ich habe seinen schrecklichen Tod herzlich betrauert.«

Er lebt noch, Herr von Z**! Er lebt noch und ehrt Sie noch wie damahls.

»Wärs möglich? Mein Gott! Diese Ähnlichkeit — Sie wären — «

Ich bin der arme Georg, rief der Rittmei-

ſter mit lebhafter Rührung: Sehen Sie hier das Etui, das Sie mir damahls ſchenkten. Es iſt ſeitdem nie von mir gekommen. Er zog es bey dieſen Worten hervor und wollte es Z** zur Beglaubigung überreichen, aber er lag ſchon in Z**s Armen, der ihn, heftig bewegt und mit Thränen im Auge, umarmte. Auch in des Rittmeiſters Augen glänzten Zähren, ſie floſſen der Freude des Wiederſehens, dem ſeltſamen Umſchwung ſeines Geſchickes, ſeinen damahligen Leiden. Als er ſich wieder gefaßt hatte, war Z**s erſte Frage nach Roſinen. »Sie iſt mein, ſie iſt meine Frau!« O, nun iſt Alles, Alles gut! rief Z**, und ſprang jubelnd auf: Gott ſey gedankt, der Euer langes Leiden angeſehen und Euch wieder vereinigt hat! Sie müſſen mich zu Ihrer Frau führen. Darum bin ich hier, antwortete der Rittmeiſter: Wir Beyde bitten Sie um dieſen Beſuch, als um die gröſte Freude, die Sie uns machen können. Aber nicht bloß beſuchen, lieber Herr von Z**, auch bey uns wohnen müſſen Sie mit Ihrem Freund, uns angehören, und den Dank und die Liebe eines treuen Herzens nicht verſchmähen, das Ihnen auf jenen Spaziergängen in ſeinem tiefſten Un-

glück einige ſchöne und erhebende Stunden verdankte.

Georg führte Z** zum Wagen. Roſine empfing den Freund, von dem ihr ihr Mann ſo viel Gutes erzählt hatte, mit Achtung und Dankbarkeit. Beyde Gatten beſtrebten ſich, ihm und ſeinem Begleiter die wenigen Tage ihres Aufenthalts im R** Thal ſo angenehm als möglich zu machen; aber die größte Freude genoß der gute Z** nicht ſowohl in den Beweiſen der Liebe und Freundſchaft des edlen Paares, als in der Betrachtung und Überzeugung, wie glücklich dieſe beyden Menſchen waren, und wie ſehr ſie es zu ſeyn verdienten.

Wenn er nun nach R** kommt, und er beſucht das Thal, ſo oft es ihm nur ſeine Geſchäfte verſtatten, wohnt er bey dem Rittmeiſter, und kommt aus dem Heiligthum häuslichen Glückes und geprüfter Tugend immer heiterer und behaglicher nach der Hauptſtadt zurück.

IV.

Spital am Pyhrn.

I

Der ſpäte Wintermorgen ſteigt von den Gipfeln der Alpen langſam nieder, ſchon enthüllen ſich die nächſten Gegenſtände aus dem dicken Nebel, ſchon verbreitet ſich allgemach eine zweifelhafte Helle; die Lampe, die treue Gefährtinn meiner ſchlafloſen Stunden flackert noch einmahl röthlich im werdenden Tageslichte auf, und verliſcht nun. Jetzt iſt der Wintertag völlig angebrochen, und Alles bleibt ſo ſtill und erſtorben, wie mitten in der Nacht. Keine Bewegung auf den nahen Wieſen, kein Geräuſch des Lebens in den Hütten des Landmanns, kein Laut ländlicher Beſchäftigung von den verlaſſenen Alpen, rund um mich her tiefes Schweigen in der Natur draußen, und innerhalb der Mauern meines Kloſters! Da ſitze ich, und höre das Nagen der Todtenuhr im Getäfel meiner Zelle, und denke mit großer Ruhe daran, daß ſie wohl bald mir ſelbſt ſchlagen könnte.

Ich fürchte den Tod nicht, und wünsche ihn, umringt von den Beschwernissen des Alters, auch nicht herbey. Des Herrn Wille geschehe! Jene sind Wirkungen der Natur, und ich ertrage sie, wie ich die Strenge der Jahreszeit in diesem Himmelsstrich ertrage, unter dem ich nicht geboren bin, und der einst meinem ungewohnten Körper so schmerzlich weh that. Aber der Mensch lernt sich an Alles gewöhnen, und es ist erstaunlich, zu welchen ganz entgegengesetzten Bedingungen des Lebens und des Wohlseyns man nach und nach unmerklich gelängt, und sich am Ende der Laufbahn verwundert umsieht, um zu betrachten, woher — und wohin man gekommen ist?

Woher? O mein Vaterland, schönes Spanien mit deinen Oliven- und Palmengärten, mit deinem ewig klaren Himmel, und deinen warmen, belebenden Lüften! O Zeit meiner Jugend, wo ich als ein kriegslustiger Jüngling unter den Fahnen des Herzogs von Alba Spanien verließ, von Ehre und Glauben gerufen, um hier an den äußersten Enden des Abendlandes gegen die Heiden zu kämpfen! Damahls fing erst die Sonne von des Herzogs kriegerischem Ruhme an, aus den Morgenwolken einer hoffnungsvollen Jugend hervorzubrechen, damahls war er noch

nicht der weithin berühmte, der weithin gefürchtete Feldherr Don Philipps des Zweyten, der, selbst ein schwaches Kind zu jener Zeit, auch die Nahmen der Länder in beyden Hemisphären nicht kannte, die ihm sein großer Vater späterhin zu beherrschen überließ.

Es ist lange, sehr lange seit jener schönen, rege bewegten Zeit meiner Jugend in dem warmen Lande, das mich gebar, bis zu meinem Greisenalter in diesem engen Umkreis himmelhoher Felsengebirge, von deren kahlem Scheitel kaum im höchsten Sommer Schnee und Eis weichen. Ach damahls, als körperliche Leiden mich hierher bannten, und mitten unter Schmerzen und den finstersten Aussichten auch noch die schöne Täuschung zerrann, der ich so manches Jahr der blühenden Jugend geopfert hatte, damahls in voller Reife männlicher Kraft ertrug ich ungeduldig mein schweres Geschick. Gott half auch hier hinüber. Meine Wunden heilten zwar langsam, aber sicher, mein Herz gewöhnte sich, das, was es auf Erden vergeblich gesucht hatte, im Himmel zu finden, und der zarte Engel, der hier lange, lange vorher ausgelitten hatte, wies mir den Pfad zum Heil. Ich erkannte den Finger Gottes, der uns von irdi-

schen Leiden und Freuden hinweist auf jenes unvergängliche Glück, das oben wohnt in Licht und Heiligkeit.

So lernte ich zuerst mich ergeben, dann mein Loos minder hart finden, und endlich die stille Beschränkung lieben, die mir nach so manchen Stürmen eine sichere Freystätte darboth.

Zufrieden, ja in manchen Augenblicken vergnügt, blicke ich auf mein vergangenes Leben zurück. Es war ehrenvoll, ohne berühmt zu seyn, es war nützlich, ohne Aufsehen zu erregen, und da es nun wahrscheinlicher Weise bald zwischen den stillen Mauern verlöschen wird, die seit vierzig Jahren die Grenzen seines einförmigen Wirkens ausmachen, fühlt sich der Greis gedrungen, das, was er erfahren, erlitten, erstrebt, in flüchtigen Zügen hinzuwerfen, daß, wenn vielleicht einst diese Blätter nach Spanien gelangen sollten, seine Verwandten, wenn er deren noch hat, daraus erkennen, in welchem Winkel der Welt ein längst vergessener Ahn sein Leben beschlossen, und was aus dem Neffen des Comthurs von Pennalosa geworden sey, der bey Pavia und Wien nicht unrühmlich gestritten, und auch seinen Theil an dem Ruhme gehabt

hat, der die Regierungen seiner beyden Kaiser, Carlos und Fernando verklärt.

Von der Zeit an, als Kaiser Maximilian seinen Sohn Philipp mit der Spanischen Infantinn Johanna vermählte, und so ganz Spanien an sein Haus brachte, entstand ein lebhafter Verkehr zwischen Österreich und meinem Vaterlande, und unzählige Verbindungen und Verhältnisse knüpften sich hin und wieder an. Deutsche Edelleute, die ihrem Herrn nach seinem neuen Reiche gefolgt waren, verbanden sich mit Spanischen Familien, und mancher Spanier sah mit Wohlgefallen den sittsamen Reiz der blauäugigen Tochter des kalten Nordens, die mit ihren Ältern in das ferne Land gezogen war, und führte die fremde Schöne in sein edles Haus ein.

So lernte auch mein Vater eine junge Deutsche edler Geburt kennen, deren Ältern mit dem Erzherzog Philipp nach Spanien gekommen waren. Die Ahnen meiner guten Mutter, die Herren von Losenstein waren einst mächtig in jenen Gegenden von Österreich gewesen, wo das Hochgebirge sich an die Steyrischen Alpen anschließet. Hier herum standen ihre Burgen auf vielen Felsengipfeln, und der Lauf des Steyer-

stuffes ging weithin durch ihr Gebieth. Unglücksfälle, Fehden, und mehr als dieß, ein unruhig stürmischer Geist schwächten nach und nach ihre Macht, sie verloren ihre Besitzungen, und bald ward Schloß Claus an der Steyer ihre letzte und einzige Habe. Auch dieß ging endlich verloren, und die Nachkömmlinge der ehemahls mächtigen Herren von Losenstein dienten in Hofämtern an dem Throne der Habsburger, deren Ahnherren Rudolph ihre Ahnen sich wohl' einst an Macht und Ansehen gleichstellen konnten.

Dieß und so manches vom deutschen Vaterlande erzählte mir meine Mutter, wenn ich, als kleiner Knabe, in den Stunden der Dämmerung horchend neben ihrem Spinnrocken saß, und schon damahls schwebten die eisigen Gebirge mit ihrem ewigen Schnee, ihren undurchdringlichen Forsten, ihren weiten Seen, festen Schlössern, und so manche schauerlich schöne Sage von Geistern und treuen keuschen Frauen, die sich in Lieb' und Leid langsam verzehrt hatten, vor meiner Seele, und mich zog eine sehnsüchtige Ahndung in das düstre stille Land, das mich, wie eine Heimath tiefer Ruhe, vertraulich ansprach.

Als späterhin Carlos der Erste den Römi

jagen Thron bestieg, und seinem Bruder Fernando die Deutschen Erblande überließ, der durch die Hand der Ungarischen Anna, Böhmen und Ungarn damit verband, und das Haus Österreich zur ersten Macht in beyden Hemisphären erhob, da liebte es die Spanische Jugend vorzüglich, in den Kriegen, die dieser Fürst gegen seine Grenznachbarn, die Türken, führen mußte, ihren Muth und ihre Glaubensfreudigkeit zu üben, und drängte sich unter die Schaaren, die unter Herzog Alba, von Carlos seinem Bruder zu Hülfe gesendet, nach Deutschland und von da nach Ungarn zogen.

Herzog Alba war damahls ein junger feuriger Herr, und hatte sich eben aus den Armen einer jüngst angetrauten geliebten Gemahlinn gerissen, um den Kriegszug gegen die Ungläubigen zu thun. Mir war meine gute Mutter vor nicht langer Zeit gestorben, den Vater hatte ich kaum gekannt; so folgte ich gern dem Zug des eignen Herzens wie dem Ruf der Ehre, und trat unter des Herzogs Fahnen, da in Spanien den leichten, nach Abentheuern lüstenden Jüngling kein theures Band mehr hielt.

Wir zogen durch das schöne Frankreich und den größten Theil von Deutschland. Ich könnte

manches erzählen von den Städten und Schlöſſern, die ich geſehen, dem zierlichen Weſen der Franzoſen und der treuen Rechtlichkeit der Deutſchen, in denen ich die Geſinnungen meiner guten Mutter wieder fand, von Pracht und Herrlichkeiten in Palläſten und Kirchen, und von der ungemeinen Liebe des Deutſchen zu ſeinen Waffen, alſo, daß ihm kein Preis für eine ſchöne Wehr zu theuer iſt, und ihre Rüſtkammern das Schönſte ſind, was ich in der Art in den übrigen Ländern ſah. Aber das gehört nicht zu der Geſchichte, der dieſe Blätter gewidmet ſind, und ich breche ab.

Wir hatten ohne ſonderliche Zufälle die Grenze von Öſterreich erreicht. Der ſchöne Donauſtrom, der uns ſchon durch manches deutſche Land begleitet hatte, war auch hier eine Weile unſer Führer. Aber bald verließ der Herzog mit einem Theil ſeines Gefolges das Heer, um einen Freund zu beſuchen, deſſen Bekanntſchaft er in Spanien gemacht, und der ihm bis Regensburg Bothen entgegengeſendet hatte, ihn auf ſeine, erſt kürzlich erkaufte Beſitzung, das Schloß Claus im Gebirge, einzuladen. Nicht ſobald hatte ich dieſen Nahmen gehört, als ich dem Herzog recht inſtändig anlag, daß er mir

erlauben möchte, ihn nach einer Gegend zu begleiten, aus welcher die Vorältern meiner Mutter stammten, und von der sie mir so manches erzählt hatte. Der Herzog bewilligte gern meine Bitte, und so zog unser stattlicher Haufen durch angenehme, fruchtbare Gegenden, endlich bis in ein schönbegrüntes Thal, das hohe, aber freundliche Berge einschlossen.

Die Morgensonne strahlte in unsern blanken Waffen, die Spanischen Hengste brausten muthig in der klaren kühlen Luft, die Bewohner der Hütten sahen erstaunt die langen Reihen fremder prächtiger Gestalten und Trachten, die weithin durchs Thal schimmerten, und auch in meinen Gefährten weckten die Schönheit des Morgens und die Erwartung festlicher Tage auf Schloß Claus einen fröhlichen Geist, und belebten den Zug mit muntern Gesprächen.

Allmählich wurden die Berge zu beyden Seiten steiler und schroffer. Eine lange Felsenwand zog sich an unserer rechten Seite hin, links rauschte tief unten in steinichtem Bette ein wilder Fluß, und nun erschien plötzlich, wo das Thal sich vor unsern Augen in waldigen Anhöhen zu schließen schien, auf einem vorspringenden Felsen ein stattliches Schloß. »Das ist

Claus! rief der Herzog, sich nach mir umwendend, und mit dem Degen nach der Burg weisend. Mein Herz schlug höher, und nicht ohne Bewegung sah ich den alten Sitz meiner Ahnen wieder, und gedachte ihrer ehemahligen Macht und Herrlichkeit und der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge. Meine Betrachtungen wurden bald unterbrochen. Am Fusse des Schloßberges fand sich der Eigenthümer desselben, von allen seinen Mannen und Knechten begleitet, ein, um den Herzog nach Würde zu empfangen und auf die Burg zu führen. Er that es mit Bezeugung vieler Freude und Höflichkeit; doch schien es mir, einen Ausdruck von Verwunderung und Mißbehagen in seinen Blicken zu entdecken, als er das überzahlreiche Gefolge seines hohen Gastes gewahrte, das den Thalweg weit hinab mit Glanz der Waffen und bunten Farben der prächtigen Kleider deckte. Doch lud er uns alle freundlich ein, und ritt zur Linken des Herzogs dem Zug voran, der sich durch Wald und Büsche den oft gekrümmten Weg empor langsam bis zum Schloß bewegte.

Hier entstand bald ein reges lautes Leben. Was zum Schlosse gehörte, war bemüht uns freundlich zu bewillkommen, für unser, und un-

ſerer Pferde beſtes Unterkommen zu ſorgen, ſo wie wir unſerer Seits Alles thaten, um unſern Wirthen ſo wenig als möglich beſchwerlich zu fallen. Doch reichte der kleine Raum des Schloſſes nicht hin, die große Zahl der Gäſte bequem unterzubringen. Nur die Älteſten und Vornehmſten erhielten eigene Gemächer, die jungen Leute mußten ſich's gefallen laſſen, in großen Sälen zu ſechs oder mehr zuſammen zu ſchlafen, oder in dem abgelegenen Theil des alten Gebäudes, das rückwärts an den neuen zierlichen Bau ſtieß, ihr Unterkommen zu finden.

Unter dieſer Zahl war auch ich, und was den Andern unwillkommen ſchien, war mir erwünſcht. Schon beym Heraufreiten über den Berg war dieſer alte Theil des Schloſſes ſammt einer kleinen Kapelle, die noch weiter rückwärts im Walde ſtand, mein Augenmerk geweſen. Wahrſcheinlich war dieſes verlaſſene, vernachläſſigte Gemäuer der Aufenthalt der ehemahligen Herren dieſer Burg, alſo der Vorältern meiner Mutter geweſen, und ich freute mich, auf dieſe Art die beſte Gelegenheit zu finden, um es genau zu unterſuchen. Aber ſo lange die Sonne am Himmel ſtand, war an kein einſames Wandern durch dieſen ſtillen Aufent-

halt der Vergangenheit zu denken; Gelage, geſellige Luſt und laute Freuden hielten uns alle in dem bewohnten Theil der Burg beyſammen, und nur ſpät, als es ſchon ganz Nacht geworden war, wurden wir von den Dienern des Hauſes, Jeder zu ſeiner Schlafſtelle, geführt.

Mein Weg ging durch manchen langen Gang, in dem der Schall unſerer Tritte, von einem dumpfen Echo wiederhohlt, mich öfters ſtutzen und horchen machte, ob nicht Jemand vom andern Ende des Ganges uns entgegen käme, indeß der zweifelhafte Schein unſrer Leuchte, der die Finſterniß eher zeigte als zerſtreute, wie er ſich ſeltſam an ſchwarzen hohen Pfeilern brach, oder in Niſchen und Seitengängen hingleitete, mir wandelnde Schatten vorzuſpiegeln ſchien, die vor den unberufenen Störern ihrer Ruhe ſcheu in die alte Dunkelheit zurückflüchteten. Dieſe Vorſtellungen, die wohl einem Andern, der ſich hier ganz fremd gewußt hätte, ein ſchauerliches Gefühl erregt haben würden, ſprachen mich vertraulich an. Wären es doch die Geiſter meiner Vorältern geweſen, die hier in den altgewohnten Mauern hauſten, und einſt in den Tagen ihrer irdiſchen Laufbahn von demſelben Blute belebt waren, das jetzt noch in meinen Adern

rieſelte! In dieſer Überzeugung wünſchte ich manchmahl, daß dieſe weſenloſen Täuſchungen, deren Ungrund mir meine Vernunft wohl zeigte, mehr als das, daß ſie wirklich Reſte und Äußerungen einer verſunkenen Vorwelt ſeyn möchten, die mir nicht fremd, die mir verwandt und theuer war, und, indem ich mich ſolchen Träumereyen überließ, war ich über Treppen und Gänge, durch hohe Säle und manches verödete Zimmer meinem Führer bis an eine Thüre voll alterthümlichen Schnitzwerks gefolgt. Er öffnete, und ich trat in ein hohes weites Gemach, in welchem die wenigen Einrichtungsſtücke von ehemahliger Pracht und Glanz, zugleich aber auch von der Verlaſſenheit und Unbewohntheit des Gebäudes zeugten. Mein Führer entſchuldigte die unangenehme Schlafſtelle, die er mir anzuweiſen hätte, aber das neue Schloß faſſe die Gäſte nicht alle, und ſo müßten denn die Jüngern und Beherzteren ſichs freundlich gefallen laſſen, einige Nächte in dieſem öden Gemäuer zuzubringen. Ich nahm dieſe Entſchuldigung recht gern an, beſonders da ich ſah, daß in dem ungeheuern Himmelbette ein reines bequemes Lager für mich beſorgt war, und ein Bethſchemmel mit Crucifix und Weihwaſſer mich

vertraulich ansprach. Übrigens standen noch ei nige Stühle und Tische in dem Gemach, und an der Wand hingen dunkle Bilder.

Ich beurlaubte meinen Führer, verrichtete, ehe ich mich niederlegte, mein Nachtgebeth auf dem Bethschemmel, auf dem vielleicht manche meiner Ahnen ihre frommen Gedanken zu Gott mochten gerichtet haben, und entschlief bald, von der Zerstreuung und den Bewegungen dieses Tages ermüdet.

Ich wußte nicht, wie lang ich geschlafen haben mochte, als ich, wie durch etwas außer mir geweckt, vom Schlaf emporfuhr. In dem Augenblick schlug die Uhr im Thurme des Schlosses Mitternacht, und ich sah mein Gemach sich von einem Schimmer erhellen. Ein Mann in alterthümlicher Hauskleidung trat von der Seite, die mir die Vorhänge meines Bettes verbargen, mit einer Leuchte in der Hand ein, und ging, ohne sich um mich zu bekümmern, langsam durchs Zimmer. An der entgegengesetzten Seite blieb er vor einem der Bilder stehen, die dort an der Wand hingen, sah es lange an und seufzte tief. Ich hielt mich stille, weil ich doch sehen wollte, wie sich der sonderbare Auftritt endigen würde; aber es dünkte mich seltsam, ja unartig, daß

einer von den Bewohnern des Schlosses sich gerade diese Zeit wählte, um hier ein Gemählde zu betrachten, das den ganzen Tag zu besehen in seiner Macht stand, und schon war ich im Begriff, da der Fremde seiner Beschauung kein Ende machen zu wollen schien, ihn anzureden, als er sich mit einem schmerzlichen Seufzer umwandte, und ich ein Gesicht erblickte, dessen aschgraue, verfallene Züge, der seltsame Blick der hohlen Augen, und das fremdartige in der ganzen Haltung des Mannes mir eine Art von Schauer einflößten, daß ich es nicht wagte, den Greis, der hier einem schmerzlichen Gefühl unbelauscht Raum zu geben geglaubt hatte, durch meine unvermuthete Anrede vielleicht in Verlegenheit zu setzen.

So blieb ich still, und der Alte entfernte sich wieder, woher er gekommen war; mich aber beschäftigte der wunderliche Besuch gar sehr, und ein heimliches Grauen, das ich, jemehr ich der Sache nachdachte, je weniger überwinden konnte, hielt mich lange Zeit schlaflos.

Als ich bey hellem Tage endlich erwachte, beschloß ich, sogleich zu untersuchen, woher der Mensch, der diese Nacht auf meinem Zimmer gewesen, gekommen, und wer er seyn mochte;

denn unter den Leuten, die ich gestern auf dem Schloß gesehen, war diese Gestalt mir nicht erschienen. Ich stand auf, schaute, und fuhr betroffen zurück, denn an der Seite des Zimmers, wo mein Bett stand und woher der Fremde gekommen war, war keine Thüre zu sehen. Mich überlief es, ich tastete die ganze Wand entlang, ob vielleicht ein Drücker oder eine Feder zu finden seyn möchte, die mir einen verborgenen Eingang öffnen sollte — es war nichts zu sehen, und die Wand schien von einem Ende zum andern ganz und fest. Nun wandte ich mich mit sehr unheimlichem Gefühl ab, und ging auf das Bild zu. Aber so wie dort Grauen und ein inneres Entsetzen mich durchschauert hatten, so fühlte ich jetzt meine Seele von ganz entgegengesetzten Empfindungen ergriffen. Ach, was ich damahls erblickte, hat schmerzlichen Einfluß auf mein ganzes Leben gehabt, und als die schöne Täuschung zu spät zerrann, war mein Loos längst gefallen.

Es war das Conterfey eines jungen Frauenbildes in allem Reize der Unschuld und der Trauer. Schöner, oder wenigstens lieblicher hatte ich weder in der Natur, noch in Abbildung jemahls ein weibliches Wesen gesehen, und ich

war doch in manchen Landen von Europa gewesen, und hatte, als ich mit dem Kriegsheere Kaiser Carles in Italien stand, Gelegenheit, viele Meisterwerke der Kunst zu sehen. Sie war im schwarzen Kleide abgebildet, dessen Verzierungen von Reichthum und hohen Stand zeugten. Unter einer Art von Schleyer floß ihr blondes Haar gescheitelt zu beyden Seiten auf die Schultern nieder, ihre großen blauen Augen waren mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers zum Himmel gerichtet, und den feinen, halbgeöffneten Lippen schien ein schmerzlicher Seufzer zu entfliehen. Ich konnte mich nicht satt an diesem Bilde sehen; es war mir, als lebte es, als sollte es jetzt, jetzt zu sprechen anfangen, und mir die Leiden klagen, die sein Herz drückten, ja, es kam mir nach und nach vor, als wären mir diese Züge nicht ganz fremd, als hätte ich dieß Frauenzimmer schon irgendwo gesehen, und endlich wurde ich so fest von ihrem Leben und ihrem Daseyn in der Welt überzeugt, daß ich mir selbst hoch und theuer gelobte, sie aufzusuchen, wo sie auch seyn möchte, ihr ihren Schmerz abzufragen, sie zu trösten, innig zu lieben, und wieder ihre Liebe zu gewinnen.

Verloren in dieſe Gedanken, war ich ſchon eine Weile vor dem Engelsbild geſtanden, als mir auf einmahl die Urſache einfiel, warum ich es angeſehen hatte, und mich überlief ein Grauen. Vor dieſem Bilde hatte die räthſelhafte Erſcheinung dieſer Nacht ſtille geſtanden, dieß hatte ſie mit Schmerz betrachtet und ſich mit Seufzern davon gewendet! O barmherziger Gott! dachte ich: Was ſoll das bedeuten? Gehört jener wunderbare Greis der Geiſterwelt an? Hängt ſein Schickſal mit dem dieſes holden Weſens zuſammen, und iſt dieſe Geſtalt auch ſchon vielleicht längſt von der Erde verſchwunden? Dieſe Fragen, indem ſie mich mit Schauer übergoſſen, dämpften zugleich die auflodernde Hitze meiner Leidenſchaft, und ſtürzten mich in ein Meer von Zweifeln.

Indem ich noch ſo ſtand, pochte es raſch an meine Thüre. Ich öffnete. Einer von den Edelknaben des Herzogs ſtand davor: Ich möchte mich fertig halten, binnen einer Stunde als Courier abzugehen; der Herzog habe dieſe Nacht Depeſchen bekammen, die eine ſchnelle Mittheilung an die Armee in Ungarn nöthig machten. Dieſer Auftrag, der mir ſonſt ſehr gleichgültig geweſen wäre, traf mich jetzt wie ein Donner

ſchlag. Jetzt ſollte ich fort, fort von dieſer Stelle, die mir ſo wichtig geworden war, fort von aller Möglichkeit, Erkundigungen über den Gegenſtand ſo heißer Wünſche einzuziehen, und vielleicht ohne Hoffnung, jemahls in dieſe Gegenden zurückzukommen, wo allein ich ihn zu finden hoffen konnte! Das war das unglückliche Loos des Soldaten, der, nie ſeines Schickſals Meiſter, ſich von fremder Willkühr und dem Geſetze der Ehre tyranniſch gebiethen laſſen, und das Loos jedes neuen Tages mit unſicherer Erwartung aus der Hand des Zufalls annehmen muß.

Ich faßte mich und ſagte dem Pagen, ich würde gehorchen, kleidete mich auf der Stelle an, nahm Abſchied von der geliebten Geſtalt, deren Züge feſt in mein Gedächtniß gedrückt blieben, und ging durch die langen öden Gänge des alten Schloſſes hinüber in das neue Gebäude, worin, als dem ſchönſten Theil des ganzen Hauſes, dem Herzog ſeine Gemächer angewieſen waren. Da mir aber das Abentheuer dieſer Nacht beſtändig im Sinne lag, unterſuchte ich vorher die Lage und Abtheilung des alten Schloſſes, in dem ich geſchlafen. Die unregelmäßige Bauart, die ungleiche Größe und Lage der

Thüren und Fenster, selbst die Verlassenheit, der Ruin, in dem Alles schon seit sehr langer Zeit verfallen zu seyn schien, zeugte von hohem Alter. Mein Zimmer, das konnte ich deutlich erkennen, war das Äußerste, und an die Wand, woraus der Alte diese Nacht gekommen war, nichts angebaut, nichts, als unten ein niederer Gang, der aus dem Erdgeschoß über einen freyen Platz nach der weiter rückwärts am Wald stehenden Kapelle führte.

Alle diese Bemerkungen dienten nicht dazu, mein Grauen zu zerstreuen, oder meine Neugierde zu vermindern, und immer mehr und mehr mußte ich bedauern, daß ein plötzliches Machtwort mich so schnell von einem Orte trieb, an dem ich so viel zu erforschen gehabt hätte, und den ich, aller Wahrscheinlichkeit nach, in meinem Leben nicht wieder betreten sollte.

Als ich zum Herzog kam, mußte ich noch eine Weile im Vorsaale warten, weil er mit dem Schreiben nicht fertig war. Es traten nach und nach mehrere seiner Leute, Officiere, Diener, und endlich der Herr des Schlosses ein. Man erkundigte sich höflich nach allerley Dingen. Die Burg, die Gegend, unsere Reise bothen den Stoff zum Gespräch; am meisten hatten die

zu fragen, die der Zufall so wie mich in das alte Gebäude gebettet hatte. Obwohl nun vielleicht keiner eines geisterhaften Besuches, wie ich, zu erwähnen hatte, so war doch Diesem das, Jenem etwas anders in den uralten Gemächern aufgefallen, und der Hauswirth bemühte sich vergeblich, ihnen allen genügenden Bescheid zu geben; denn er selbst hatte die Burg erst vor Kurzem von einem Besitzer gekauft, der in dumpfer Gleichgültigkeit mit seiner Familie den vordern Theil bewohnt, seine Wirthschaft getrieben, und sich um so weniger um das veraltete Gemäuer bekümmert hatte, als die Sage ging, es sey von unheimlichen Wesen, Geistern und allerley Spuck bewohnt. Die Kameraden lachten, sie hatten nichts gesehen noch gehört; mich aber machten diese Worte aufmerksam, ich trat näher und fragte, was man sich so eigentlich erzähle?

Ich sah, daß diese Frage dem Burgherrn unangenehm war, und daß es ihn reute, so viel gesagt zu haben. Dummes Volksgeschwätz! erwiederte er: Ich habe nie darauf gehorcht, und kann Euch daher nichts Näheres sagen. Es ist so Sitte im Lande, und keine alte Burg zu finden, die der Aberglaube nicht mit Gespenstern

bevölkerte. Übrigens steht die Burg schon seit dem zwölften Jahrhunderte, das weiß man aus den Archiven, und gehörte bis vor ungefähr hundert fünfzig Jahren den Herren von Losenstein, einem reichen, mächtigen Geschlecht, das durch allerley Schicksale sehr herabgekommen und nun ausgestorben ist.

Meine Mutter war die Letzte dieses Stammes, fiel ich ein: Ihr Vater starb in Spanien, mit ihm ist das Haus erloschen.

So? erwiederte der Burgherr lebhaft und höflich: Nun, es freut mich, daß der Zufall Euch gerade hierher in den ehemahligen Wohnsitz Eurer Ahnen führte; so wird dieß wenigstens Eurem Aufenthalt einigen Reiz geben.

Ich verneigte mich, und ergriff diese Gelegenheit, um nach dem Bilde zu fragen, das mir so sehr am Herzen lag. Ach, lieber Herr von Pennalosa! antwortete der Burgherr: Hierüber müßt Ihr mich nicht befragen. Es gibt so viele Bilder aus alter und neuerer Zeit in diesem Schlosse, auch sind bey Gelegenheit dieses werthen Besuches die Einrichtungsstücke gar mannigfach hin und her gebracht, und wenig an seiner alten Stelle gelassen worden. Übrigens weiß ich, daß des vorigen Eigenthümers

zwey Töchter sehr schöne Mädchen, und fast so gebildet gewesen seyn sollen, wie Ihr das Bild beschreibt. Wohl möglich, daß es die Eine derselben vorstellt!

Und wie hieß dieser letzte Eigenthümer?

Es war ein Herr von Volkersdorf, der draußen auf dem flachen Lande noch mehr Besitzungen hat. Wenn Ihr mit dem Herzog nach Wien geht, müßt Ihr an einem seiner Schlößer dicht vorbey.

Bey diesen Worten trat der Edelknabe aus des Herzogs Zimmer, und rief mich hinein. Die Depeschen waren fertig, der Herzog gab sie mir, indem er mir die höchste Eile einband, und eine Reiseroute überreichte, die mich nicht über Wien, sondern weiterhin durchs Gebirg, neben den Stiften Spital und Admont vorbey, durch Steyermark geraden Weges nach Ungarn führen sollte. Dieser neue Befehl war mir höchst ärgerlich; denn er zerriß den letzten Faden, woran sich meine Hoffnung, die Wirklichkeit des schönen Bildes zu finden, knüpfte.

Mein Mißmuth mochte sich in meinen Zügen zeigen. Sorgt nicht, Don Rodrigo, sagte der Herzog, weil Ihr von Bergen und unbekannten Ortern hört, daß ich Euch einen zu be-

ſchwerlichen, oder von allen Bequemlichkeiten entblößten Weg ſende. Die Straße, die Ihr bereiſet, iſt ein vielbetretener Handelsweg, der von hier bis an das Meer führt, und war in alten Zeiten der Weg, den die Pilger nach dem gelobten Lande zogen. So mag es Euch, einem Streiter für das heilige Kreuz, wohl ziemen, die Straße zu gehen, auf der ſie einſt gewallfahrtet haben. Dieſe freundliche Auskunft des Herzogs machte jeden Einwurf unmöglich. Ich dankte ihm für ſeine Sorgfalt, beſtieg mein Pferd, und blickte noch oft mit ſchwerem Herzen nach der Burg zurück, die ein mir ſo theures Geheimniß verſchloß.

Ich war einige Stunden auf gutem und lieblich abwechſelndem Wege zwiſchen Bergen hingeritten, die immer höher wurden, und auf deren kahlen Spitzen ich zu meiner großen Verwunderung jetzt im Maymonath noch Schnee fand. Endlich neigte ſich die Sonne dieſen kahlen Gipfeln zu, aber zugleich ſtiegen ringsum Wolken hinter den Bergen auf, die Thäler dampften von dem heißen Tage, und eine drückende Schwüle ſchien die Hitze des Mittags verlängern, und keiner Kühle der kommenden Dämmerung weichen zu wollen. Bald, wie das

in Gebirgsgegenden der Fall iſt, zog das Wetter herauf, es blitzte hinter und vor mir, die Donner rollten erſt dumpf und fern, dann immer näher, und bis der zweyte kam, war der erſte noch nicht von allen Berggipfeln und Felſenwänden zurückgeprallt, die den dumpfen Laut zwanzigfach wiederhohlend verlängerten. Einzelne Tropfen fielen, Landleute, die mir begegneten, und in eiliger Haſt mit Pflug oder Karren ihre Hütten zu erreichen ſtrebten, ſprachen von einem ſchweren Gewitter, und riethen mir einzukehren. Ich eilte fort und hoffte, es ſollte wohl noch überhin gehen, oder nicht viel ſchaden.

Indeſſen war ich recht in den Keſſel der höchſten Berge gekommen. Die Sonne war hinter dieſen himmelnahen Felſen längſt verſchwunden, die Dämmerung und das Wettergewölke hatten den Tag ſo verlöſcht, daß die Blitze ſchon leuchteten, als jetzt mit einem jähen praſſelnden Donnerſchlag die Wolke borſt, und der Regen in Strömen niederſtürzte. Zugleich donnerte es ſo ſchnell hintereinander, die Berge hallten die Schläge ſo heftig wieder, die Blitze fuhren ſo nahe und blendend um mich, daß mein Pferd ſich erſchrocken zu bäumen anfing, und ich wohl einſah, daß ich den Rath der kundigen Landleute

nicht hätte verschmähen und mich früher um ein Obdach umsehen sollen. Indeß war ich wieder etwas in der Dunkelheit fortgeritten, als ein heftiger Blitz mir plötzlich zur rechten Hand ein großes ansehnliches Gebäude nebst einer Kirche zeigte, das im Schosse riesenmäßiger Alpengebirge sicher dalag. Ich war froh über diesen Anblick, und lenkte mein Pferd alsobald dahin.

Triefend und schaudernd vor Kälte stieg ich ab und zog die Klingel. Ein freundlicher Greis in priesterlicher Kleidung machte mir auf, und ich sah mich mit angenehmen Gefühl in einem reinlichen, hell erleuchteten Klostergange, in welchem zierliche Thüren zu den Zellen der Geistlichen führten, und einige mit Blumen geschmückte Altäre standen, vor denen ewige Lampen brannten. Ich sagte dem P. Pförtner, was mich hierhergeführt hatte; er bedauerte meinen Unfall, hieß mich in seinem Stübchen warten, und ging, dem Abt meine Ankunft zu melden. Ich sah mich unterdeß in dem netten Zimmer um. Diese Heiterkeit der Einrichtung, diese Sicherheit und Stille des Daseyns innerhalb dieser Mauern, während draußen Sturm und Ungewitter tobten! Ach! dachte ich, so wohl, so behaglich, wie mir hier ist, müßte

auch dem seyn, der aus den Stürmen eines verworrenen oder unglücklichen Lebens sich hierher retten könnte! Ich überließ mich diesen Betrachtungen, als der P. Pförtner wieder kam, um mich zu dem Abt zu geleiten. Es war gleich Essenszeit, ich zog trockene Kleider an, und folgte meinem Führer in den Speisesaal. Hier fand ich in der schönen hochgewölbten Halle, bey hellem Kerzenschein, zwölf ehrwürdige Greise versammelt. Man bewillkommte mich mit Auszeichnung um meiner Sendung willen, und ein eben so angenehmes als unterrichtendes Gespräch verkürzte die Tischzeit. Das waren keine Mönche, welche die unerprobte Jugend in die düstern Schranken eines Klosters verbergend, sich zeitlebens in einem engen Kreise der Gedanken bewegt hatten. Alle diese Männer hatten einst in und mit der Welt gelebt. Jener war Caplan und Beichtiger an einem bedeutenden Hof gewesen, dieser war in Staatsgeschäften, ein dritter in diplomatischen Sendungen gebraucht worden, und Alle hatten, müde des ungenügenden und beunruhigenden Treibens, sich endlich, nach Ruhe und wahrem Glück verlangend, hierher begeben.

Der Saal war mit mehreren guten Gemählden verziert. Einige stellten heilige Gegenstände

vor, andere aber mochten Abbildungen frommer Männer seyn, die einst in diesem Hause sich merkwürdig gemacht hatten, denn sie erschienen meist in gleicher, und dem Gewand meiner jetzigen Gesellschafter ähnlichen Kleidung. Nur zwey Gemählde fielen mir auf, so, daß ich nicht umhin konnte, darnach zu fragen. Das Eine stellte einen schönen jungen Mann in ritterlicher Kleidung vor. Helmkleinodien und Wappen zeugten von hohem, fürstlichen Stande, und das Kreuz auf dem Mantel bezeichnete ihn als einen Kämpfer gegen die Ungläubigen, und somit als meinen Streitgenossen. Diesem Bilde gegenüber war ein Bischof im vollen Ornate mit Infel und Stab. Hinter dem purpurnen Vorhang, der sich über ihm in prächtigen Falten aufzog, erblickte man eine gebirgige Gegend, und in derselben ein Gebäude, welches fast so aussah, wie das Stift, in dem ich mich jetzt befand, mir in der schnellen Beleuchtung des Blitzes erschienen war. Was mich aber bey diesen beyden Bildern am meisten anzog, war die unverkennbare Ähnlichkeit in den Gesichtszügen beyder Männer, so, daß jener ritterliche Jüngling und dieser ehrwürdige Bischof entweder Eine und dieselbe Person, oder nahe Verwand-

te seyn mußten. Ich fragte meinen Nachbar. Das ist unser Stifter, erwiederte er, Graf Otto, aus dem fürstlichen Hause von Andechs, das in Steyermark und Kärnthen mächtig war, und bis zur Herzogswürde stieg, Bischof von Brixen und Bamberg, und Gründer dieses Hauses! Dort aber ist er in seiner Jugend abgebildet, wie er noch, fern von dem Gedanken, seine kriegerische Laufbahn sobald auf diese Art zu beschließen, mit dem heiligen Kreuze bezeichnet durch diese Gegenden ins gelobte Land zog. Jetzt sah ich den Ritter genauer an. Es war ein sehr edles Gesicht, dessen jugendliche Fülle und Freudigkeit sich bey dem alternden Bischof in trüben Ernst und einen lebensmüden Ausdruck der tiefen Züge verwandelt hatte, die mit den himmelwärts erhobenen Augen das Glück in einer andern, bessern Welt zu suchen schienen. Ich theilte dem Geistlichen meine Bemerkungen mit. Ihr habt nicht falsch gesehen! antwortete dieser: Graf Otto von Andechs hat schon in früher Jugend die Stürme des Lebens erfahren, und sich zeitlich vor ihnen in die Stille des Klosterlebens geflüchtet. Wenn Ihr unserm Stift länger die Ehre Eures Besuches gönnen könntet, Herr von Pennalosa, so sollte es mir ein besonderes Ver-

gnügen seyn, Euch die Geschichte unsers Hauses und zugleich seines Stifters mitzutheilen. Die Bibliothek und das Hausarchiv stehen unter meiner Aufsicht, und es war eine angenehme Beschäftigung meiner einsamen Stunden, das, was ich über diesen Gegenstand fand, mit Treue und Liebe zusammenzutragen.

Diese Blätter zu sehen und zu lesen, blieb mir wohl keine Hoffnung; denn morgen mit dem Frühesten mußte ich fort, und so abermahls der Befriedigung einer gerechten Neugierde entsagen. Wir standen bald darauf vom Tische auf, und ich begab mich zur Ruhe, um so bald als möglich am folgenden Morgen aufbrechen zu können.

In dieser Nacht gaukelten seltsame Träume um mich. Die schöne Frau aus Schloß Claus, der Ritter von Andechs und meine eigene Gestalt verwirrten sich in wunderbaren, oft wechselnden Beziehungen vor meiner Seele, ich konnte aber keines dieser Bilder auffassen oder verstehen, so, daß mir auch, als ich erwachte, nichts als eine unbestimmte aber lebhafte Erinnerung, und eine wehmüthige Sehnsucht übrig blieb, die mich nach jener himmlischen Frauengestalt zog, und mir eine unbekannte Verkettung unserer Schicksale anzudeuten schien.

Der Morgen war hell und kühl nach dem Gewitter des vorigen Abends hinter den Bergen heraufgestiegen. Ich beurlaubte mich von den gastfreyen Vätern, bestieg mein Roß, und betrachtete im Morgenlichte die wildschön schauerlich-Gegend und das Kloster, das wie in einem Asyl tiefer ungestörter Ruhe zwischen diesen himmelanstrebenden Bergen lag, mit einem seltsamen Gefühl. Es war mir, als zögen mich diese Felsengipfel zauberisch an, als winkten die Fichten, die im Morgenwind rauschten, mir da zu bleiben, als spräche das stille freundliche Stift, gleich meiner Heimath, mich einladend und ruheversprechend an. Doch von ferne winkten Pflicht, Ehre, kriegerischer Ruhm, und vor Allem die Hoffnung, das Original des Bildes zu finden, das wie der Leitstern aller meiner künftigen Handlungen und Bestrebungen hell vor mir schwebte.

In drey Tagen war ich bey der Armee, die an der Ungarisch-Steyrischen Grenze stand. Bald hohlte uns der Herzog ein, die Kriegsoperationen gingen rasch vorwärts und mit wechselndem Glück. Bald wichen die Türken unserer Tapferkeit, bald, wenn ihr großer Sultan Soliman sie in Person anführte, muß-

te das Christliche Heer sich zurückziehen. Doch nun versammelte dieser seine ganze Macht, und rückte unaufhaltsam gegen Österreich vor. Verheerung, Raub und Mord bezeichneten die Schritte des heranwogenden Heeres, der Brand der Dörfer leuchtete bey Nacht seinem schrecklichen Zuge, was nicht fliehen konnte, fiel unter dem Schwerte der Heiden, und Ströme von Christenblut düngten die Felder von Steyermark und Österreich. So riß sich der Sultan unwiderstehlich bis vor die Mauern Wiens. Aber hier fand er heldenmüthigen Widerstand in der Entschlossenheit der tapfern Bürger und den klugen Gegenanstalten des heldenmüthigen Grafen Niklas von Salm, unter dessen Fahnen ich bey Pavia in jener denkwürdigen Schlacht zum ersten Mahl mein jugendliches Schwert versucht hatte. Auch dießmahl brannte ich vor Begierde, mich vor seinen Augen auszuzeichnen, und strebte darnach, unter dem kleinen Haufen zu seyn, der mit ihm sich in die geängstete Stadt werfen, und diese Vormauer der Christenheit vertheidigen durfte.

Es war noch eine geheime Absicht, die mich zu diesem Schritte trieb. In der großen Residenz, wo Bewohner aus allen Theilen des

Reiches zusammenströmten, sollte sich, dachte ich, doch vielleicht eine Spur der Unbekannten finden, die ich mit brennender Begierde in der ganzen Welt aufzusuchen entschlossen war. Die Belagerung begann, Wien wurde unaussprechlich bedrängt, aber es hielt sich tapfer. Mit den Bürgern zugleich vertheidigte unser kleiner Haufe die Wälle, und endlich hatten wir das unbeschreibliche Vergnügen, nach mehr als zwanzig abgeschlagenen Stürmen, und nachdem der Feind durch Krankheit und unsere Schwerter mehr als dreyßigtausend seiner tapfersten Janitscharen vor den Mauern Wiens gelassen hatte, diesen endlich in der Hälfte des Octobers abziehen zu sehen. Indessen dauerte der Krieg mit den Ungläubigen noch mehrere Jahre fort. Der Herzog von Alba war längst schon nach Spanien zurückgekehrt, wo andere Geschäfte seine Gegenwart forderten. Er trug mir an, ihn abermahls zu begleiten, denn er wollte mir wohl, und hatte sich meiner oft bey nicht unwichtigen Dingen bedient; mich aber hielt jene schwärmerische Hoffnung in diesen Landen, und ich war durch hundert kleine geheimnißvolle Andeutungen, wie durch meine Träume, in denen die geliebte Gestalt lebhaft vor mir stand, von

ihrem Daseyn so fest als von meinem eigenen überzeugt. So liess ich meinen Gönner ziehn, verlor das Vaterland und die Hoffnung der Rückkehr aus dem Gesichte, und trat unter ein Deutsches Regiment. Ich zeichnete mich bey einigen Gelegenheiten aus, und man vertraute mir bald größere Unternehmungen an. Bey einer solchen Veranlassung, wo mir ein wichtiger Posten zu behaupten gegeben war, wurden wir von einer ungeheuren Überzahl angegriffen. Zu siegen war hier keine Hoffnung, aber wohl so lange als möglich den Platz zu halten und ehrenvoll zu sterben. Ich munterte meine Mannschaft auf, wir thaten unsere Schuldigkeit, die Feinde mußten jeden Vortheil theuer erkaufen; endlich kam uns Hülfe, der Posten ward behauptet, aber die meisten meiner braven Leute lagen todt um mich her, und mich selbst hatten viele und schwere Wunden so erschöpft, daß man an meinem Leben zweifelte. Ich wurde nach Wien gebracht. Lange schwebte ich ohne Bewußtseyn zwischen Leben und Tod. Was meinen Zustand am traurigsten machte, war die Erkenntniß des Arztes, daß eine meiner Wunden von dem vergifteten Pfeile eines Tartars herrührte, und obwohl durch einen glücklichen Zufall ein großer

Theil des Giftes aus der Wunde geflossen seyn mochte, war dennoch genug zurückgeblieben, um sich meinem ganzen Körper mitzutheilen und mich, wenn ich am Leben bliebe, einem verkümmerten siechen Daseyn und traurigen Alter zuzuführen.

Dieß Alles erfuhr ich nicht sogleich. Vielmehr hielt mich mein Arzt mit freundlichen Hoffnungen hin, und setzte, um mich zu beruhigen, einen Termin meiner völligen Genesung nach dem andern an; aber jeder verging ohne den gewünschten Erfolg, und nachdem ich mehr als ein Jahr hingesiecht hatte, befand ich mich ungefähr in demselben Zustande, in welchem ich mich in den ersten Wochen nach meiner Verwundung befunden hatte.

So war ich denn in blühender Jugend plötzlich aus allen meinen Beziehungen, Hoffnungen und Bestrebungen gewaltsam herausgeworfen, meine Laufbahn in stolzer Mitte gebrochen, das vergangene Leben lag, ein unbrauchbares Stückwerk, hinter mir, keine seiner Freuden, seiner Auszeichnungen war mehr für mich geeignet. Eine düstre, leidenvolle Zukunft starrte mich an, ich versank in Trübsinn, und endlich in Verzweiflung.

Da erschien das holde Bild, das mein schmerzenvolles Lager lange nicht mehr besucht hatte, wieder in meinen Träumen. Meistens waren es die Gegenden des heimathlichen Schlosses meiner Ahnen. Claus mit seinen Felsen und Wäldern, und die hohen Alpen um Spital, die schön einmahl mir so einladend erschienen waren, stiegen vor den Augen meiner Seele empor. Dort wandelte die holde Bildung und winkte mir liebevoll, und schien mich in jene Gegend ziehen zu wollen, wo ich Ruhe und Erlösung finden sollte.

So ergriff mich immer mehr eine lebhafte Sehnsucht nach jenen stillen Orten, und da ich in Schloß Claus nicht genug bekannt war, wandte ich mich an die frommen Väter in Spital, die sogleich mit Freuden bereit waren, mir, so lange es mir gefiele, einen Aufenthalt in ihrem Stifte anzubiethen, wo ich meiner Gesundheit pflegen und mich erhohlen könnte. Auch kam mit der Antwort zugleich einer der Conventualen, um mich selbst mit Achtung und Auszeichnung in sein Kloster zu führen.

Sehnsucht und Freude über diese schöne Erfüllung meines heissen Wunsches gaben mir ungewöhnliche Kraft, und ich war in wenig Ta-

gen im Stande, die Reise anzutreten; ja ich fühlte, oder glaubte zu fühlen, als ich mich der geliebten Heimath und den Alpen näherte, wie die reine Luft, die Düfte der balsamischen Kräuter wohlthätig auf mich wirkten. Bey dem Anblicke von Schloß Claus bewegte sich mein ganzes Innerstes, und ich sah gespannt hinter jedes Dickicht, in jedes Hüttenfenster, weil ich gewiß glaubte, das Bild meiner Träume hier lebend zu finden.

Endlich öffnete sich das schauerlich schöne Thal, worin das Ziel unserer Reise lag. Die guten Väter kamen mir achtungsvoll und gütig entgegen, die Pforten thaten sich auf, und abermahls trat ich, um den Stürmen zu entgehen, nach einem ermüdenden peinlichen Tagwerke in diese stille Heimath der Ruhe.

Ich erhohlte mich hier sichtlich, aber langsam. Die strenge Ordnung, der fromme Wandel der Brüder, die ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen hatten, und nur ihrem Seelenheile lebten, thaten meinem zerrütteten Geiste wohl, die reine Luft der Alpen wirkte mit, es senkte sich nach und nach Ruhe in mein Herz, und einige Kraft in meine Glieder. Ich ging herum, ich besah das Stift, die nächsten Um-

gebungen, die Einrichtungen. Alles gefiel mir ungemein wohl, und immer öfter und lebendiger drängte ſich mir der Gedanke auf, ob ich nicht, wenn es mir denn nimmer gelingen ſollte, den geliebten Gegenſtand meiner Wünſche zu finden, gar nicht mehr nach Spanien zurückkehren, und ein ſieches Leben, das mir und der Welt nicht viel mehr nützen konnte, in dieſem heiligen Hauſe in Übungen der Frömmigkeit und ſtiller Ergebung zubringen ſollte?

Indeß dieſe Gedanken ſich noch in meinem Kopfe hin und her bewegten, ward ich auf einer meiner Wanderungen durch die einſameren Theile des Kloſters in einem abgelegenen Gange eines Bildes gewahr, das zuerſt meine Aufmerkſamkeit, und dann mein ganzes Weſen in heftigen Anſpruch nahm.

Ein Biſchof in völligem Ornate, in welchem ich ſogleich den Stifter unſers Hauſes, jenen Grafen Otto von Andechs erkannte, kniete hier in inbrünſtiger Andacht. Er war aber nicht als bejahrter Mann, wie dort, ſondern als blühender Jüngling abgebildet. Auf der Erde lagen Harniſch, Speer, Schwert und Schild, die Grafenkrone und mehrere Zeichen ritterlicher und weltlicher Hoheit, alles mit Dornen um-

wunden, und von dem in sein Gebeth Versenkten achtlos mit dem Fusse hinweggestossen. Über ihm aber — o welch ein Wiedersehen! — schwebte ein Engel in einer lichten Glorie, der ihm mit himmlischen Lächeln einen Palmzweig reichte, und dieser Engel — war ganz unverkennbar das Bild der schönen Jungfrau im Schlosse Claus, die Erscheinung meiner Träume.

Wie mir in dem Augenblicke war, würde ich vergebens zu beschreiben suchen. Freude, Schrecken und heiße Sehnsucht kämpften in mir, mein Innerstes gerieth in schrecklichen Aufruhr, ich wußte nicht, was ich denken, was ich hoffen, was ich fühlen sollte, und eine traurige Vermuthung, die sich mir wider meinen Willen schon so oft aufgedrängt hatte, trat jetzt wieder mit siegreicher Gewalt hervor, und schien mit einem Streiche alle Luftgebäude meiner Hoffnung und Sehnsucht zu zerschlagen.

Die Heftigkeit meiner innern Erschütterung wirkte auf meinen schwachen Körper, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, und schleppte mich mit Mühe in mein entlegenes Zimmer. Hier wurde ich wirklich krank, und es brauchte lange, besonders in der strengen Jahreszeit, bis ich mich wieder auch nur einigermassen erhohlte.

Während meines langen Krankenlagers beſuchten mich die guten Väter fleißig, und ſuchten, bald durch geiſtlichen Zuſpruch, bald durch lehrreiche Geſpräche anderer Art, darnach es mein Seelenzuſtand zu fordern ſchien, mir zu nützen. Einer unter ihnen, der Bibliothekar, eben jener, der mir ſchon bey meinem erſten Beſuche ſo freundlich entgegen gekommen war, ſchloß ſich auch jetzt am nächſten an mich, und von ihm erbath ich mir endlich die Geſchichte ihres Stifters, die, ſeitdem ich das Bild im Kloſtergange geſehen, mir ſchmerzlich wichtig geworden war.

Er brachte mir die Rolle, die er ſelbſt zierlich und ausführlich beſchrieben. Ich hielt ſie, als er ſich entfernt hatte, noch lange in der Hand. Sie enthielt den Urtheilsſpruch meiner Hoffnungen. Endlich faßte ich Muth, öffnete ſie, und las folgendes:

»In der Zeit, als der Wunſch, das Grab des Erlöſers entweder mit frommen Gebethen pilgernd zu ehren, oder mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen, die Chriſtenheit belebte, und unzählige Schaaren, theils wallfahrtend, theils als Streiter nach verſchiedenen Richtungen das ſüdliche Europa durchzogen, ging auch zwiſchen unſern Bergen die Straße, die jetzt noch Rei-

ſende bequem nach Italien führt, in dieſelben Gegenden, und auf ihr wandelten, bald einzeln, bald in Schaaren die frommen Pilgrime, um ſich in Venedig einzuſchiffen, und zu Waſſer ins gelobte Land zu gelangen.«

»Mitten in den Bergen, durch welche die Straße führt, an dem engſten Orte, wo die Steyer ſich zwiſchen Felſen mühſam Bahn macht, und von ihnen bezwungen in gewaltſamer Krümmung ſich wüthend an dem Geſtein des hohen Ufers zerſchlägt, liegt, den engen Paß ſperrend und das ganze Thal beherrſchend, Schloß Claus. Damahls hauſete dort Ritter Eberhard von Loſenſtein, deſſen Stamm, ſeit Jahrhunderten mächtig, noch viele und ſchönere Burgen in dem Gebirge und weiter hinaus gegen die Fläche beſaß. Aber Eberhards Sinn fand ſein gröſtes Behagen in dieſem Felſenneſte, auf dem er, wie ein raubgieriger Aar horſtete, und aus dem ſichern Hinterhalt auf die Reiſenden und Pilger herabfiel, ſie niederwarf, beraubte, tödtete, oder in ſeine Verließe ſchleppte, in welchen ſie, wenn ſie ſich nicht mit ſchwerem Golde zu löſen vermochten, elend verſchmachten mußten.«

»Die Herzoge von Öſterreich und Steyermark, als ſeine oberſten Lehensherren, hatten

ihm oft schon gebiethen lassen, das wilde Handwerk niederzulegen, aber trotzend auf seine vielen Mannen und zahlreichen festen Burgen hatte er bis jetzt alle diese Befehle überhört und sein wüstes Leben, das sich zwischen Raubzügen, Jagd und Trinkgelagen theilte, fortgetrieben.«

»Weiter aber hinein ins Gebirge, wo jetzt auf dem Rücken des Pyhrn sich die Grenzscheide zwischen Österreich und Steyermark hinzieht, in dem Thale, wo nun unser Kloster steht, lag ein kleines Dorf, von Köhlern und armen Hirten bewohnt, am Fusse des hohen Bosruk, dessen kahlen Scheitel auch selbst in den Sommermonathen oft Schnee bedeckt. Hier herrschte die tiefste Einsamkeit und Stille, durch nichts unterbrochen, als den Anblick der Pilger, die in einiger Entfernung die Straße vorbey über den Pyhrn hinauf zogen, und hier lebte beym Pfarrer des Orts, einem alten, frommen Manne, seine verwitwete Schwester und ihre Pflegetochter, eine holde Jungfrau, in aufblühender Schönheit. Niemand wußte, wer Emma's Ältern gewesen waren, denn Frau Gertrud und ihr Bruder beobachteten das tiefste Stillschweigen über diesen Punct. Emma selbst wußte nur, daß sie von ehrlichen Ältern geboren sey, und

ihre Mutter und Gertrud Freundinnen gewesen waren. Übrigens entfaltete sich still und verborgen die Blume ihrer Jugend zwischen diesen Bergen, von Niemand als dem Auge Gottes und ihren alternden Freunden gesehen. Zwischen Übungen der Gottseligkeit, weiblichen Arbeiten und der Sorge für die kleine Landhaushaltung floß Emma's einförmiges Leben hin, und bildete sich für ihre künftige Bestimmung, das Kloster, denn ihre Erzieher sie geweiht hatten.«

»Emma wußte von keiner Unterhaltung noch Zerstreuung der Mädchen ihres Alters. Tanz, Bankett, Turnier, die Freuden der damahligen Welt, waren ihr kaum vom Hörensagen bekannt, und außer den rohen Hirten und Köhlerjungen hatte ihr Auge noch keine jugendliche Männergestalt erblickt, kein lebhafteres Gefühl jemahls ihr Herz berührt. Ihre einzige, ihre liebste Erhohlung war, auf den Bergen in der Nähe des mütterlichen Hauses herumzustreifen und Blumen und Kräuter zu pflücken, die sie bald zum Schmucke der Kirche, oder der kleinen Wohnung, bald zu heilsamen Tränken und Arzeneyen verwendete; denn sie kannte die Wirkung der Pflanzen wohl, und verstand sich auf die Behandlung der Kranken, die sie in diesen einsa-

men Bergen oft wie ein tröstender Engel mit Zuspruch und heilenden Mitteln besuchte.«

»So ging sie eines Tages, abseit der Straße, welche sie nie allein betrat, im Walde auf dem Rücken des Pyhrn hin, wo der schreyende Bach sich mit lautem Getöse, über Steine herabtosend, dem Thale zuwälzt, und suchte ein Kraut, das ihre Mutter ihr bezeichnet, und das sie hier in diesen schattigen Gründen finden sollte. Da schien es ihr auf einmahl, als ob sie durch das Gebrause des Wildbaches, auch noch einen andern leisen Ton vernähme, der einzeln und klagend seltsam an ihr Herz drang. Sie stand still, sie horchte. Es war so, es waren Jammerlaute, ein Ächzen, wie eines Sterbenden, und ihr Innerstes bewegte sich bey diesen Tönen. Erschrocken blieb sie stehen. Was sollte sie thun? Sie, die schüchterne Jungfrau, ganz allein, sich vielleicht unziemend in eine Gefahr wagen, oder einen Leidenden ohne Hülfe schmachten lassen? Aber die Töne klangen fort, und jetzt schwächer, seltner. Ach, ein Unglücklicher hauchte vielleicht den letzten Seufzer aus, ohne menschliche Hülfe, ohne christlichen Zuspruch und Trost! Sie eilte der Stimme nach, sie drang durchs Dickicht, sie zerriß sich die zarten Hände, diese Laute zo-

gen sie gewaltsam nach sich, und so gelangte sie über eine kleine Anhöhe hinab auf einen Wiesenplatz, wo der Bach in ruhigen Wellen hinfloß, und zu ihrem unaussprechlichen Schrecken ein Mann in Pilgerkleidung ausgestreckt an seinem Ufer lag. Es war der Unglückliche, dessen Stimme sie gehört hatte; seine regungslose Stellung, das Blut, das über seine Kleider floß, ließen sie keinen Zweifel mehr hegen, und wollte sie hier helfen, so mußte es bald geschehen. Dennoch war Etwas in ihr, das ihre ganze Natur in Aufruhr brachte, und sie bald mit der Stimme des Mitleids zu dem Leidenden zog, bald mit Angst und Scheu ihre Schritte hemmte. Endlich siegte das Mitleid. Sie hatte den Fremden erreicht, sie bückte sich nieder zu ihm, und ein hochgewachsener Jüngling, bleich, mit geschlossenen Augen, aber so schön, als sie nie einen Mann sich vorgestellt hatte, lag sterbend vor ihr. Sie zitterte, sie wollte sich zu ihm niederknien, um ihm beyzuspringen, ihre Knie wankten, sie sank ins Gras neben ihm, und ihr Arm berührte seine Schulter. Das erweckte den Pilger aus seiner schweren Betäubung. Er wendete matt das Haupt um, schlug die großen schwarzen Augen auf, erblickte das Mädchen,

und stieß einen leisen Schrey aus. O, Gottlob! Gottlob! Er lebt! rief jetzt Emma, und ihre Thränen flossen. Aber der Freinde sank bald wieder in seinen Todesschlummer, und Emma raffte sich nun auf, erhob des Jünglings Haupt, zog ein Fläschchen mit starkduftenden Essenzen hervor, das sie immer bey sich zu tragen pflegte, und fing an, ihm die Schläfe damit zu reiben, indeß sie ihm einige Tropfen Wassers aus dem Bache zwischen die lechzenden Lippen zu flößen bemüht war.«

»Ihre Bemühung gelang, nach einigen Minuten öffnete der Pilger die Augen aufs neue, und Emma sah voll inniger Freude diese Sterne aufgehen, und sich mit unbeschreiblichem Ausdruck auf sie heften. Aber zu reden vermochte der Verwundete nicht, nur ihr leise die Hand zu drücken, und mit einem milden Blick der dunkeln Augen zu danken. Unter Thränen, und doch mit reger Freude, setzte sie ihre mitleidige Beschäftigung fort, und sann nur mit Angst nach, was denn nun werden, und wie sie dem Verwundeten bessere Hülfe verschaffen, ihn von hier wegzubringen im Stande seyn würde, als das Dickicht hinter ihr raschelte, und ein gewaffneter Mann heraustrat, der mit dem Aus-

ruf: O, Gott sey Lob! Hier ist schon Hülfe! auf sie zueilte.«

»Ihm folgten zwey Landleute und Emma's Mutter, die ihrerseits sehr verwundert war, ihre Pflegetochter hier zu finden. Einige Worte reichten hin, um sich zu verständigen. Der Fremde war ein Pilger, der von seinem Knappen begleitet die Straße nach Italien gezogen war. Das Gerücht hatte ihn von dem wilden Beginnen des Ritters von Losenstein unterrichtet. Jedes unangenehme Begegniß zu vermeiden, bog er noch vor Schloß Claus von der Straße ab, und ritt, die offene Gegend meidend, von einem Landmanne geführt, in der Frische des Waldesschatten hin. Schon war er einige Stunden fortgezogen, und glaubte sich jeder weitern Gefahr überhoben, als plötzlich unter Waffengerassel und mit wildem Geschrey von allen Seiten Reisige aus dem Dickicht sprangen, und den Unverwahrten angriffen. Es mußte wahrscheinlich dem Herrn von Losenstein angesagt worden seyn, daß ein Pilger zu Pferde, von einem wohlbewaffneten Knappen begleitet, und dessen ganzes Ansehen auf hohen Stand deute, von der Straße seitwärts in den Wald geritten sey, und den Fußpfad nach dem Pyhrn eingeschlagen habe;

denn er war alsogleich mit seinen Knechten aufgebrochen, hatte, der Gegend wohl kundig, dem Pilger den Vorsprung abgewonnen, sich an einer bequemen Stelle im Hinterhalt gelegt, und war nun über ihn hergefallen. Aber der Fremde trug unter dem einfachen Pilgergewande ritterliche Rüstung, und wußte das Schwert so gut zu führen, daß er mit seinem treuen Knappen sich der überlegenen Zahl erwehren, und mit Hülfe seines tüchtigen Rosses ihnen entgehen konnte. Eilend sprengte er nun davon, seiner Ermüdung und des Blutverlustes aus mancher tiefen Wunde nicht achtend. Aber er war nicht lange geritten, als er sich einer Ohnmacht nahe fühlte, dem Knappen winkte, von ihm unterstützt von seinem Pferde glitt, und da er zu schwach war, um die Hütten, die sie von fern sahen, zu erreichen, sich hier an dieser heimlichen Stelle, an des Baches Ufer legen ließ, während der Knappe, um Hülfe zu hohlen, ins Dorf geeilt war. Doch seine Schmerzen nahmen mit jedem Augenblicke zu, und seine Schwachheit war so groß, daß er nicht im Stande war, seinen brennenden Durst aus dem nahen Bache zu stillen. So war er leise wimmernd in Ohnmacht gesunken, und wäre vielleicht vergangen, wenn nicht Emma,

von seinen Klagelauten gerufen, ihm zu Hülfe geeilt wäre. Der Knappe aber war von den Bauern sogleich zu des Pfarrers Schwester gewiesen worden, und hatte diese leicht überredet, ihm zu seinem Herrn zu folgen, und mit kundigem Sinne Alles zu veranstalten, was zu dessen Erhohlung nöthig war.«

»Die Bauern hatten unterdessen eine Tragbahre von Baumästen zusammengefügt, der Verwundete ward hinaufgehoben, und Frau Gertrud mit Emma ging voran nach ihrer Wohnung, denn sie war entschlossen, den Fremden, dessen gute Miene und anständiges Aussehen ihr Achtung eingeflößt hatte, in ihrem eigenen Hause aufs Beste zu verpflegen. Der treue Curd schloß den wehmüthigen Zug, aber Emma blieb ebenfalls oft hinter ihrer Mutter zurück, und hatte bald den Kranken zu beobachten, bald den Trägern Vorsicht und Schonung zu empfehlen. Er selbst aber, dem alle diese freundlichen Anstalten galten, lag von Allem unbewußt, ohnmächtig, und einem Sterbenden gleich, auf der Tragbahre.«

»Man hatte das Haus bald erreicht, der Verwundete wurde auf ein Bett gebracht, und nun machte sich Frau Gertrud daran, seine

Wunden zu untersuchen, die sie für sehr be-
deutend, obgleich nicht für tödtlich erkannte.
Indessen ging die Heilung langsam vorwärts,
und während der geraumen Zeit, die der Ver-
wundete in dem gastfreyen Hause seiner Pflege-
rinn zubrachte, näherten sich die Herzen der jun-
gen Leute, die der erste Anblick und die seltsame
Art ihres Zusammentreffens schon erschüttert
hatten, sich einander, und viele zarte Fäden
knüpften sich zwischen ihnen an. Emma mußte
der Mutter bey der Pflege des Kranken zur
Hand seyn, sie mußte in den ersten Nächten,
wo es am schlimmsten mit ihm stand, in Ge-
sellschaft seines Knappen an seinem Lager wa-
chen, sie hatte ihm hundert kleine Dienste zu
leisten, er erkannte sie so dankbar, und aus sei-
nem ganzen Wesen sprach so viel Adel der Hal-
tung und des Gemüths, daß Emma sich mit je-
dem Tage mehr an ihn gezogen fühlte. Dennoch
lag etwas in dem Benehmen des Fremden, das
jede lebhaftere Regung des erwachenden Mäd-
chenherzens zurückhielt, und so sichtbar seine
Theilnahme an Allem war, was Emma that
oder sagte, so schien er doch mit strenger Vor-
sicht über jeden seiner Blicke, jeden Ausdruck

zu wachen, daß ja kein überraschter Augenblick die Gefühle seines Herzens verrathe.«

»Nach und nach erhohlte er sich ganz, seine jugendliche Schönheit blühte mit der wiederkehrenden Gesundheit auf, aber zu einer so weiten Reise bis nach Jerusalem, wie sein Vorsatz gewesen war, als er durch diese Gegenden zog, fühlte er wohl, daß seine Kräfte nicht hinreichen würden, und er beschloß, und theilte auch dem Pfarrer und den beyden Frauen sein Vorhaben mit, für jetzt umzukehren, nach dem väterlichen Hause zu ziehen und zu erwarten, bis Zeit und gewohnte Lebensweise ihm die verlorne Jugendstärke gegeben haben würden, um dann von neuem den Weg nach dem heiligen Ziele anzutreten.«

»Es war das erste Mahl, daß er seit den vielen Tagen, die er hier zugebracht hatte, seines älterlichen Hauses erwähnte; denn bisher hatte er sich nicht genannt, und seine Wirthe, zufrieden, in ihm unbezweifelt einen Mann von Stand und Ehre zu erkennen, hatten ihn nie darum befragt. Jetzt aber, da er selbst seiner Ältern erwähnte, mahlte sich auf den Gesichtern der Übrigen eine sehr verzeihliche Neugier, und der Ritter fuhr also fort: Ich muß

Euch, hochwürdiger Herr, und Euch, edle Frauen, wohl noch sehr um Verzeihung bitten, daß ich Eure großen Wohlthaten und Eure Menschenliebe dem Scheine nach stets so schlecht vergolten, und nicht einmahl durch Nennung meines Nahmens der Pflicht der Höflichkeit und Gastfreundschaft ein Genüge gethan habe. Aber glaubt, Ihr meine edlen Freunde, denen ich das Leben, und mehr als das Leben danke — ein Seufzer entschlüpfte bey diesem Worte seiner Brust, und sein dunkler Blick, von Emma's großem blauen Auge getroffen, sank scheu zu Boden — daß gewiß kein unrechtes Gefühl, oder wohl gar Mißtrauen mich abhielt. Ich bin ein Graf von Andechs.«

»Ach Gott! rief der Pfarrer und sprang auf: Ein Graf von Andechs und Herzog von Dalmatien? Und ein solcher Herr unter meinem schlechten Dache?«

»Graf Andechs reichte dem Bestürzten erröthend seine Hand. Ach, ehrwürdiger Herr! rief er: Beschämt mich nicht mit dieser Bemerkung! Eure edle Schwester und Nichte haben mir unter diesem einfachen Dache so große Wohlthaten erwiesen, daß wohl alle Besitzthümer meines Vaters nicht zureichten, sie zu ver-

gelten, und die ich nie, nie in meinem Leben vergessen werde. Seine Stimme stockte bey diesen Worten, und Thränen standen in seinen großen freundlichen Augen.«

»Schnell aber unterbrach er sich: Ihr wißt, was mir in dieser Gegend zugestossen ist, und von welcher Hand der Streich kam. Der Herr von Losenstein, wenn er erfahren hätte, wer seiner niederträchtigen Hinterlist entgangen sey, und hier eine Zuflucht gefunden habe, würde vielleicht sich nicht geschämt haben, auch diese Freystätte der Tugend und Menschlichkeit mit seinen Helfershelfern zu entweihen, und sich eines Menschen als Gefangenen zu bemächtigen, für dessen Loskaufung er ungemessene Summen fordern und erhalten zu können sich versprechen durfte. Diese gewiß nicht ungerechte Besorgniß, und meine völlige Unbekanntschaft mit der Denkart und den Verhältnissen dieses Hauses bewogen mich, das Geheimniß meines Standes und Nahmens, das ich schon auf der ganzen Reise beobachtet hatte, und bis Jerusalem zu bewahren gesonnen war, auch hier im Anfange nicht abzulegen. Aber die Art, wie ich in diesem Hause behandelt wurde, die Gottesfurcht und Tugend, die ich in demselben gefunden,

heben alle Bedenklichkeit, und ich brauche wohl nicht um die fernere Verschwiegenheit so zarter und gütiger Herzen zu bitten. Übrigens, setzte er stockend und langsam hinzu, bin ich nur ein jüngerer Bruder, zum geistlichen Stande bestimmt, habe bereits die ersten vier Weihen empfangen, und heiße Otto.«

»Emma hatte schon von dem Augenblicke, als der Ausruf ihres Oheims ihr den fürstlichen Stand des Jünglings kund machte, einen kalten Schauer gefühlt, der langsam durch alle ihre Glieder rieselte; jetzt bey den letzten Worten des Grafen tröpfelten einzelne Thränen, ihr selbst unbewußt, auf ihre gefalteten Hände, sie stand auf und verließ das Zimmer.«

»Den ganzen übrigen Tag fand sie sich mit ihren Empfindungen nicht zurecht, und jene Scheu, die sie früher schon vor Otto empfunden, wurde nun noch sichtbarer. Sie vermied den Grafen, sie floh ängstlich jede Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, sie sagte sich selbst, daß der Wohlstand bey so großem Unterschied des Standes diese Zurückhaltung erfordere, aber eine tiefe Schwermuth, die sich ihres ganzen Wesens bemächtigt hatte, wußte sie sich nicht zu erklären, und einige Tage gingen nach jenen

Eröffnungen hin, ohne daß Otto die Möglichkeit gefunden hätte, auch nur ein Paar Worte mit Emma allein zu sprechen. Unterdessen war aber die Zeit seiner Abreise immer näher herangekommen, und es fehlte nur noch die Bestimmung des Tages, wann er scheiden, und diesen Gegenden auf ewig Lebewohl sagen sollte.«

»Auch seine Heiterkeit war getrübt, er wurde still, in sich gekehrt, und unterhielt sich am liebsten mit dem Pfarrer über Gegenstände des frommen Glaubens, über seinen künftigen Beruf und die Angelegenheiten der Christenheit im Orient sowohl, als in dem großen Kampfe zwischen Friedrich Barbarossa und dem heiligen Vater. Ihn zogen, wenn gleich als künftigen Priester sein Stand ihn auf die Seite des Papstes stellte, ritterlicher Muth und deutscher Sinn zu den Fahnen seines Kaisers, und in seinem Herzen stiegen allerley trübe Wolken des Zweifels, sowohl über diese, als andere Angelegenheiten auf.«

»So vergingen abermahls einige Tage. Der Graf war vollkommen hergestellt, aber es fand sich alle Augenblicke ein anderes Hinderniß, das seine Abreise wieder weiter verschob. Emma

wußte nicht, ob sie sich darüber freuen oder betrüben sollte, nur wurde der Wunsch, den Schleyer je eher je lieber zu nehmen, jetzt auf einmahl sehr lebhaft in ihr, und sie sehnte sich mit ihrem gedrückten Herzen recht innig nach dem stillen Frieden des Klosters.«

»Als sie eines Abends der scheidenden Sonne gegenüber in dem kleinen Garten saß, und mit trübem Blicke ihrer Zukunft dachte, trat auf einmahl Otto, der sonst, wenn ihre Mutter nicht zugegen war, sie nie aufgesucht hatte, mit heiterem Gesicht zu ihr, grüßte sie freundlich, und setzte sich an ihre Seite. Emma's Brust war gepreßt, und doch brach eine unschuldige Freude aus ihren Augen. Da sagte Otto: Nehmt es mir nicht übel, edle Jungfrau, daß ich so frey war, Eure Einsamkeit zu stören; aber ich habe Euch etwas zu sagen, und von Euch zu erbitten, was mir sehr am Herzen liegt.«

»Und was könnte das seyn, erwiederte Emma, das Ihr, Herr Graf, von einem armen Mädchen zu verlangen hättet?«

»Ich habe so eben vernommen, sagte Otto, und seine Augen leuchteten vor Freude, daß Ihr, wie ich, zum geistlichen Stande bestimmt seyd?«

»So ist es, und ich wollte, ich wäre lieber heut als morgen im Kloster!«

»Nun seht, edle Jungfrau, so sind wir einander denn vollkommen gleich. Der künftige Priester und die gottgeweihte Jungfrau stehen auf Einer Stufe vor dem Himmel und der Welt, und jede Scheidewand, die irdische Verhältnisse zwischen uns gezogen haben, ist gefallen. Darum erlaubet mir, Euch den süßen Schwesternahmen zu geben, und schenket auch mir die Neigung, die Ihr einem Bruder gewährt haben würdet, wenn Euch der Himmel einen gegeben hätte!«

»Emma erschrack über diese Zumuthung. Sie sah die Richtigkeit der Folgerung nicht im Geringsten ein, aber sie fühlte, daß es ihr unendlich süß wäre, Otto als ihren Bruder zu denken, und als solchen lieben zu dürfen. Erröthend und verlegen saß sie da, und zögerte zu antworten. Da faßte Otto leise ihre Hand und sagte mit bittendem Tone: Wollt Ihr wohl meine Bitte gewähren, edle Jungfrau? — Darf ich Dein Bruder seyn, meine theure Emma?—Emma blickte empor.—Otto's schönes dunkles Auge war so bittend auf sie gerichtet, seine Stimme so weich, sein Wunsch zeugte von einer so wahren Nei-

gung für sie — sie wußte nicht, wie ihr geschah, und brach in Thränen aus.«

»Mein Gott! was ist das? rief er bestürzt: Nein, Emma, Thränen soll meine Bitte Dich nicht kosten. Wenn Du durchaus nicht willst«—

»Emma hatte sich gefaßt. Glaubt das nicht, Herr Graf! Gewiß, Euer Antrag hat mich sehr, sehr erfreut, aber ich weiß nicht — ich darf nicht«—

»Und was solltest Du nicht dürfen? rief Otto dringender: Was soll uns hindern, uns zu lieben, wie unsre Herzen es uns gebiethen, und wie allein auf dieser Erde es ihnen erlaubt ist, sich zu begegnen?«

»Jetzt flossen Emma's Thränen stärker, und entschlossener rief sie aus: Wir sind getrennt für diese Welt, uns kann nur der Himmel vereinigen. — So sey denn dieser Bund geschlossen, und Du mein Bruder Otto!«

»Bey diesen Worten umschloß der Jüngling sie mit heftiger Bewegung, sie weinte an seiner Brust, und Beyde fühlten, daß, wenn eine andere Art der Vereinigung für sie denkbar gewesen wäre, sie sehr glücklich hätten seyn können.«

»Otto brach endlich das lange Stillschweigen: Übermorgen, meine theure Schwester, reise ich ab.«

»Übermorgen schon? rief Emma, und erblaßte.«

»Ich habe bereits zu lange hier verweilt, zu lange für meine Ruhe, zu lange vielleicht auch für den Frieden Deiner Seele, meine Emma, wenn ich die zarten Regungen nicht zu günstig gedeutet, die von dem ersten Augenblicke an Dein Herz in Mitleid und Freundschaft zu mir neigten.«

»Emma legte ihre Hand in die seine, und wandte sich ab. Beyde schwiegen.«

»Wir müssen uns trennen, das hat Gott also verhängt. Laß uns seinen Fügungen uns in Demuth unterwerfen! Unsere Augen werden sich nicht mehr sehen, unsere Wege werden weit voneinander Jeden an sein einsames Ziel führen. Aber unsere Seelen werden und können nicht geschieden werden, in Gott und in heiliger Liebe werden sie Eins bleiben, und in Stunden des heißen Gebethes, wenn Dein und mein Geist sich zu dem gemeinschaftlichen Vater erhebt, dann begegnen sie sich einander in himmlischen Räumen.«

»Und einst vereint sie der Tod! fiel Emma schnell und ernst ein.«

»Ja, meine Schwester! Auf Wiedersehen im

Lande des Friedens! Er ſtand auf, aber er blieb ſtehen, und wandte ſich noch einmahl zu ihr: Dieſe Stunde iſt ſehr feyerlich. Nimm dieß Andenken an ſie und an den Bruder, der Dich mit der Liebe der Engel hier umfaßt, und dort Dir entgegenkommen wird! Er zog einen Ring vom Finger; es war ein einfaches, aber bedeutſames Kleinod, ein Crucifix von reinen. Gold, das ſich in zierlicher Krümmung zum Ringe bog. Hiermit eign' ich Dich zu meiner himmliſchen Braut! ſagte er, und ſteckte den Ring an ihren Finger: Du wirſt meiner nicht vergeſſen, ſo wenig, als ich Dein Andenken aus dem Herzen verlieren kann. Aber gib mir doch ein ſichtbares Zeichen Deiner Neigung, Etwas, das Du getragen, das Du lieb gehabt, das Deine Hände berührt haben!«

»Was ſoll ich Dir geben, mein Bruder? ſagte Emma, und ſann nach: Doch, nimm den Schleyer meines Hauptes, er iſt mein Zeichen, das Zeichen meines Bundes auf Erden mit Dir! Sie löſte ihn mit Otto's Hülfe aus den blonden Locken, der Graf barg ihn in ſeiner Bruſt, dann trennten ſie ſich, und verlebten die zwey Tage bis zu ſeiner Abreiſe in jener beklommenen Stille, mit der man dem Abſchiede

von geliebten Personen entgegensieht. In der Scheidestunde selbst hielten Beyde sich muthig, Otto beurlaubte sich mit dankbarer Rührung von Gertrud und dem Pfarrer, reichte Emma stumm die Hand, schwang sich auf sein Roß, und verschwand aus ihren Augen.«

»In dem kleinen Hause des Pfarrers war bald Alles wieder in das alte Geleise des einförmigen Lebens zurückgekehrt, aus dem die Anwesenheit und Pflege des fremden Ritters es gebracht hatten; nur aus Emma's Brust war der stille Frieden entflohen, der sie vorher beglückt hatte, und die Sehnsucht nach dem Kloster wurde stärker, so, daß sie fast täglich in ihre Mutter drang, den Zeitpunct zu beschleunigen. Frau Gertrud schien nicht abgeneigt, ihr zu willfahren; aber der Pfarrer nahm Anstand, es so schnell zu thun: Er erklärte sich nicht über seine Gründe, aber er beobachtete Emma scharf, wenn das Gespräch in den langen Herbstabenden auf den fernen werthen Gast fiel, und des Wiedersehens als einer wohl möglichen, aber höchst unwahrscheinlichen Sache gedacht ward. So ging der düstre Winter hin, und mit dem Frühling, seinen Kräutern, Spaziergängen und heitern Abenden kehrte die Erinnerung an eine

schöne Zeit, die wie ein hellsonniger Punct mitten in Emma's einförmig düstrem Leben lag, mit schmerzlicher Gewalt zurück, und der einzige wehmüthige Genuß bestand darin, jene Stelle am Waldbach und die verschiedenen Plätze in Haus und Garten mit Thränen zu besuchen, die durch jenes Andenken geheiligt waren.«

»Indessen schien ein wohlverdienter Unstern sich über dem Hause des Herrn von Losenstein zu erheben. Sein wildes Betragen hatte die meisten seiner Nachbarn aufgebracht, seine Raubgier die Gegend gegen ihn empört, der Herzog von Osterreich ließ nach vielen vergeblichen Warnungen die Acht über ihn ergehen, Fehdebriefe kamen von mehreren Seiten, einige seiner entfernten Burgen wurden angegriffen, und da er nicht selbst überall zur Vertheidigung seines Eigenthums gegenwärtig seyn konnte, von den erbitterten Feinden gebrochen. Alle diese Widerwärtigkeiten dienten jedoch nur dazu, den störrischen Ritter noch unbeugsamer zu machen, und er war entschlossen, seinen Feinden und der ganzen Welt, wenn sie sich wider ihn verschwören sollte, nimmermehr zu weichen. Aber die Hand des Unglücks kam näher, und berührte das Innere seines Hauses. Sein ältester Sohn, der

sich vor langen Jahren wider des Vaters Willen mit einem adelichen aber armen Mädchen verheirathet hatte, war, so wie seine Frau, längst ferne vom Vaterhause in Noth und Kummer gestorben. Sein zweyter, nun Einziger Sohn fiel in der Vertheidigung einer der väterlichen Burgen, und seine Tochter, die seines Hauswesens und seiner Pflege bis jetzt treulich gewartet hatte, nahm sich den Tod des geliebten Bruders, der die einzige Freude ihres Lebens war, so zu Herzen, daß sie ihm nach einem Hinsiechen von ein Paar Monathen ins Grab folgte.«

»Da stand nun der wilde unbeugsame Greis ganz kinderlos und verlassen in einer feindlichen Welt, und sein Hausgesinde sah mit Zittern einer noch ärgern Verwilderung seines Sinnes, und einer noch schlimmeren Behandlung entgegen. Da trat Cuno, ein alter treuer Knappe, der mit seinem Herrn aufgewachsen, und der einzige war, der es zuweilen wagen durfte, seinem rauhen Gebiether eine Vorstellung zu machen, zu ihm, und erinnerte ihn nicht ohne ängstliche Vorsicht daran, daß er ja nicht so ganz einsam und verlassen auf Erden sey, indem ja, wie er wisse, die Tochter seines ältesten Sohnes noch lebe.«

»Herr Eberhard hörte finster zu, ohne zu antworten. Cuno sah darin, daß er für diese Erinnerung, die sonst hoch verpönt war, nicht gescholten wurde, eine Ermunterung, fortzufahren, und sprach: Sie ist ein holdes Mädchen geworden, artsam, fromm und schön wie ein Engel, sie könnte Euer und Eures Hauses warten, sie könnte —«

»Schweig! rief Herr von Losenstein mit seiner Donnerstimme, und Cuno kannte seinen Herrn zu wohl, um nicht zu gehorchen.«

»Es gingen einige Tage hin. Da fing Herr Eberhard von selbst an: Weiß das Mädchen, von dem du gesprochen, etwas von ihrer Herkunft?«

»Nicht das Geringste. Frau Gertrud hat der Mutter auf dem Todbette heilig versprechen müssen, das Kind in gänzlicher Unbekanntschaft und Entfernung von seinen Angehörigen zu erziehen.«

»Das ist ihr Glück, rief Eberhard mit erwachender Wuth: Sie soll sich nie unterstehen —«

»Sie wird es nicht, entgegnete Cuno mit Zuversicht: Emma ist zum Kloster bestimmt, und wird nächsten Herbst eingekleidet.«

»So endigte sich für dießmahl und für lange

Zeit das Gespräch über diesen Gegenstand. Aber Herrn Eberhards böses Schicksal, wollte sich nicht wenden, oder von seinem stolzen Sinn besiegen lassen. Eine Fehde nach der andern wurde ihm angekündet, und wenn er auch nachmahl so glücklich war, seine Gegner zu besiegen, so fühlte er doch bald, daß er ihnen nicht leicht in seinen abnehmenden Jahren, und so ganz ohne Bundesgenossen und Freunde, lange würde widerstehen können. Verschiedene Gedanken wälzten sich in seiner Seele, und endlich berief er eines Tages den treuen Cuno und sagte: Hast du mir nicht gesagt, daß die Dirne dort beym Pfarrer schön ist?«

»Sehr schön, gnädiger Herr, zart und schlank gebaut, mit seidenem gelben Haar und wunderschönen blauen Augen.«

»Und auch wohlerzogen?«

»Ein Engel an Sanftmuth und Frömmigkeit.«

»Ich will sie sehen. Du begleitest mich.«

»Cuno war innerlich erfreut über diesen Entschluß seines Gebiethers, und hoffte nun alles Gute für Emma. Ein Vorwand, den Pfarrer zu besuchen, war für den benachbarten Ritter bald gefunden. So machten sie sich eines Morgens auf, ritten schweigend durchs Thal hinauf, und ka-

men endlich bey des Pfarrers Wohnung an. Der Herr von Losenstein war zu bekannt in der Gegend, als daß nicht seine Ankunft eine große Bewegung hätte erregen sollen. Der Pfarrer war nicht sogleich zu Hause, Frau Gertrud eilte erschrocken dem vornehmen und gefürchteten Gast entgegen, und sandte um ihren Bruder. Als Herr Eberhard ins Zimmer trat, fiel ihm die Gestalt des jungen Mädchens auf, das hocherröthend vom Spinnrocken aufsprang und sich demüthig vor ihm verneigte. Er grüßte sie höflicher, als er gewollt hatte, denn die Züge seines verstorbenen Erstgebornen sprachen in ihr sein ganzes Innerstes an. Freundlich trat er zu ihr und redete sie an. Indeß kam der Pfarrer. Das gleichgültige Gespräch währte nicht lange, und Herr Eberhard kehrte, ohne irgend etwas weder gegen Emma's Pflegeältern, noch gegen Cuno zu äußern, nach Schloß Claus zurück. Doch ließ er gegen Abend den Schloßkaplan rufen, und am nächsten Morgen mußte dieser, von Cuno begleitet, und mit aller nöthigen Vollmacht ausgerüstet, zu dem Pfarrer gehen, Emma's wahre Geburt und Stand beweisen, und sie im Nahmen des Großvaters zurückfordern.«

»Diese Nachricht war ein Donnerschlag für

Emma, und bey ihren Erziehern ſtritt die Freude über die Anerkennung von Emma's Rechten mit dem Schmerz, die holde Tochter zu verlieren. Herrn Eberhards wilder Sinn, ſeine Härte gegen ihre Ältern, deren Schickſal und Unglück ſie zugleich erfuhr, und die lebhafte Erinnerung an das, was Otto durch ihn gelitten, ſtanden ſchreckend vor ihrem Geiſte. Doch war hier nichts weiter zu thun, als ſich zu fügen, und nach drey Tagen hohlte Herr von Loſenſtein ſelbſt, in glänzendem Aufzuge, von allen ſeinen Vaſallen begleitet, die feyerlich anerkannte Enkelinn ab, und führte ſie auf ſeine Burg Claus.

Mit Angſt betrat Emma das hohe Felſenſchloß, deſſen kriegeriſches Anſehen, mit dicken Mauern, feſten Thürmen und tiefen, moderichten Verließen, die Sinnesart des Beſitzers verkündete, und ſie bey jedem Schritt an die Gefahr erinnerte, der Otto nur durch ſeinen tapfern Arm entgangen war. Mit Angſt betrat ſie es, und bewohnte es mit Widerwillen. Wüſte Gelage, bey denen oft nicht Einer der Zecher mehr aufzuſtehen im Stande war, und die dann in blutige Zänkereyen ausarteten, Raubzüge, von welchen der Großvater ſtets mit Verwundeten, unglücklichen Gefangenen und reicher

Beute zurückkam, ein larmendes, wildes Betragen des Herrn gegen seine Untergebenen, und dieser untereinander nach dem Beyspiel des Höhern, machte den Lebenslauf und die Tagesordnung der Bewohner von Claus aus. Wohl war ein frommer alter Mönch unter dem Nahmen eines Schloßkaplans auf der Burg, und hielt täglich in der kleinen Kapelle, rückwärts gegen den Wald zu, die Messe; aber außer Emma und einigen armen Eignen ihres Großvaters war Niemand gegenwärtig, denn Herr Eberhard hatte sich längst mit seinem Gewissen und der Kirche abgefunden.«

»Eins der ersten, was er vornahm, sobald Emma in Claus eingewohnt war, war, einen berühmten Mahler kommen zu lassen, der aus Byzanz über Venedig vor einiger Zeit hier vorbey gereiset, und das Schicksal so manches Reisenden getheilt hatte, in Herrn Eberhards Hände zu fallen. Überzeugt, daß der Künstler ihm kein hohes Lösegeld biethen konnte, hatte er ihn bald wieder entlassen, und Meister Artemidorus lebte nun auf eine Weile bey einem benachbarten Ritter, dessen Bekanntschaft er bey Gelegenheit des Kreuzzuges in Byzanz gemacht hatte. Diesen ließ Herr Eberhard rufen, und both

ihm einen bedeutenden Preis, wenn er seine Enkelinn mahlen wollte. Der Meister verstand sich gerne dazu, aber Emma weigerte sich lange, ihr schien dieß Beginnen zu weltlich, und sie wollte durchaus nicht, daß Jemand ihr Conterfey besitzen sollte, denn dem Einzigen, dem sie es gerne gegönnt, konnte und durfte sie es nicht schenken. Ihres Großvaters gewaltiger Wille drang aber durch; dennoch erhielt Emma, daß sie nicht im Gewande einer altgriechischen Göttinn, wie Meister Artemidorus gewollt hatte, sondern im schwarzen Anzuge mit dem geliebten Schleyer gemahlt werden sollte, den sie nie ablegte, und der, so lange es ihr nicht vergönnt war, den heiligen zu tragen, welcher sie mit dem geliebten Bruder fest vereinigte, wenigstens ein Zeichen desselben seyn sollte. So wurde sie gemahlt, und so muß sich noch eine später gemachte Copie dieses Bildes auf Schloß Claus finden.«

»Das war also Emma! Das war das Bild meiner Träume! Und vier Jahrhunderte waren vergangen, seit diese geliebte Gestalt, die ich hienieden zu finden, thöricht aber glühend gehofft hatte, im Schooße der Erde vermodert, und vielleicht kaum ein Staub mehr von ihr übrig war! Meiner Hand entsank die Rolle,

und ich vertiefte mich in meinen hoffnungs-
Schmerz. Endlich raffte ich mich auf,
denglück war ja ohnedieß zerstört,
Schicksal zog mich sehnsüchtig an
ich die Rolle wieder und las fort:

»Sobald das Bild fertig war, [illegible] ein-
gepackt und fortgesendet. Herr Eberhard hatte
sich einen Schwiegersohn ersehen, einen mächti-
gen Freiherrn in der Steyermark, dessen Alter
und widerliche Gestalt in seinen Augen kein Hin-
derniß der Liebe war. Dieser sollte Emma's
Gatte, und ihm zur festen Stütze gegen seine
immer wachsenden Feinde werden.

Er kündete Emma ohne Umschweife ihr
Schicksal an. Der nächste Frühling war zur
Vollziehung der Verbindung bestimmt; jetzt soll-
te, noch ehe der Winter eintrat, die Verlobung
seyn. Emma hörte diese Nachricht mit augen-
blicklichem Schrecken, aber sie war schnell gefaßt,
und eben so entschlossen, wie ihr Großvater,
nicht einzuwilligen, und eher zu sterben, als ih-
rer früheren Bestimmung dem Schleyer, und
Otto's Andenken untreu zu werden.

Indessen Herr von Losenstein diesen Plan
entworfen, und bereits deßwegen einige Anstal-
ten zu treffen angefangen hatte, zog sich ein

neues Gewitter über ihn zusammen. Es war ihm verkündet worden, daß ein ansehnlicher Zug von Kaufleuten aus Nürnberg, durch Böhmen, Oberösterreich und Steyermark, zum Markgrafen von Istrien ziehen würde, der ihre Waaren bestellt und ihnen Geleit mitgegeben hatte. Mit großer Überzahl legte er sich in Hinterhalt, fiel über den Zug her, machte die Begleitung nieder, die Kaufleute zu Gefangenen, und zog mit ihnen und der reichen Beute jubelnd in sein Schloß. Dem Markgrafen wurde durch einige Entronnene die böse Kunde gebracht. Empört durch diese neue Unthat eines Mannes, den Bann und Acht, und die Bestrebungen so vieler vereinten Feinde, nicht von seinem wilden Beginnen abschrecken konnten, berief er alle seine Lehensleute durchs ganze Gebirg von Steyermark und Kärnthen, sandte dem Herrn von Losenstein einen Absagebrief, und übertrug den Oberbefehl über dieß bedeutende Heer, seinem jüngern Bruder dem Grafen Otto von Andechs.

Otto ergriff diese Gelegenheit gerne, einen wilden Räuber zu züchtigen, und eine alte Schmach zu rächen. Der Kriegszug ging durchs Gebirg von Steyermark herein, und Otto sah nicht ohne tiefe Bewegung die hohen Scheitel

des Bosruck und Pyrgas wieder, in deren Schooß er im stillen freundlichen Hause die geliebte Schwester glaubte. Herr Eberhard rückte ihm entgegen, es kam zwey Mahl zum Gefechte, und jedesmahl mußte Eberhards ungeordnete Raubschaar dem geregelten Angriff seines Gegners weichen. Wüthend durch diese Niederlagen, wo er sich leichten Sieg über einen unerfahrnen Gegner versprochen hatte, zog er sich nun in sein festes Schloß zurück, und ließ mit aller Anstrengung die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung treffen.«

»Emma sah diese Vorkehrungen, sie hörte den Nahmen des feindlichen Anführers, und Schrecken und süße Hoffnung stritten in ihrem Herzen, ob der geliebte Bruder sie von schwerer Knechtschaft erlösen, ob auch er vielleicht mit ihr dem harten Geschicke erliegen würde?«

»Indessen zogen die feindlichen Schaaren heran. Von der Zinne eines Thurmes, auf den sie Cuno, der einzige Mensch, zu dem sie in der ganzen Burg Zutrauen fassen konnte, geführt hatte, sah sie das Anrücken derselben. Die Waffen blinkten im Sonnenglanz, die Pferde gingen stolz und sicher, wie zum Siegesfeste, und an der Spitze zeigte sich die ganz in Eisen

gehüllte Gestalt, die ihr Cuno, nach Ansehen und Wappenschild, als den Führer, Graf Otto von Andechs nannte, und die sie, trotz des geschlossenen Visirs, an jeder Bewegung mit hochschlagendem Herzen zu erkennen glaubte.«

»Die Belagerung begann, sie war heftig und entschlossen, wie der Widerstand; aber das erkannte Herr Eberhard bald, daß er einen furchtbaren Gegner habe, und es sich ums Äußerste und Letzte handle. Eben so deutlich ward es ihm, daß Otto ganz allein die Seele des ganzen Angriffs, und von seinem unerschöpflichen Muth das Glück der Belagerer, so wie das Schicksal der geängsteten Burg abhinge. Ihn zu verderben, ihn auf irgend eine Weise — todt oder lebendig in seine Macht zu bekommen, und wenn es möglich wäre, das wilde Herz in der blutigsten Rache, an den Qualen des gehaßten Feindes zu laben, war jetzt das höchste Ziel von Losensteins Streben, und bald gelang es ihm durch Geld, die verrätherische Kunde zu erkaufen, daß Graf Otto jeden Morgen auf einem einsamen Platze im Walde, den man genau beschrieb, der Pflichten seines künftigen Standes eingedenk, seinen Andachtsübungen obliege. Losensteins Plan war

schnell entworfen, und auf den nächsten Morgen der Überfall des Unverwahrten bestimmt, den er selbst anzuführen sich mit blutdürstiger Freude bereitete. Fern von dem Gedanken, daß ein Wesen in seiner Burg athmen könnte, das von dem Schicksale des feindlichen Feldhauptmanns tiefer bewegt würde, äußerte er seine Absicht und seine wüthende Rachgier ganz laut in Emma's Gegenwart zu den wenigen Vertrauten seines Vorhabens, und entzündete in ihr den Entschluß, es koste was es wolle, und wenn es ihr Leben wäre, Otto warnen zu lassen, und ihn einem schrecklichen und schmählichen Untergang zu entreissen.

Sie sann hin und her, sie flehte um Erleuchtung im Gebeth. Wie sie aufstand und aus der Waldkapelle treten wollte, stand der Sohn der armen Köhlerfrau oben auf dem Berge, der sie, so lange die Burg frey war, oft heimlich Labung und Trost gebracht hatte, weinend da, und erzählte von der Noth seiner kranken Mutter, die nun ohne Emma's milde Unterstützung dem Elend preisgegeben war. Er selbst hatte sich mit Lebensgefahr durch die feindlichen Verschanzungen und Wachen hierhergeschlichen, um, wo möglich, das gute Fräulein zu finden,

und ihr sein Unglück zu klagen. Emma blickte zum Himmel, er hatte ihr den Knaben gesandt, und ihr Plan war entworfen. Sie fragte den Knaben, ob es ihm möglich seyn würde, ins Feldlager des Grafen von Andechs zu kommen? Sehr leicht, erwiederte das Kind. Der Weg von unserer Hütte bis dahin ist frey. »Willst du mir aber auch einen großen Dienst erweisen?« »Ach, wie gern!« rief der Knabe: »Ins Feuer ging ich für Euch, edles Fräulein, die Ihr meiner Mutter und uns Allen schon so viel Gutes gethan habt!« Nun so geh' mein Kind, erwiederte sie, geh' ins Lager hinab, laß dich zum Grafen führen, aber ja nur zu ihm selbst, gib ihm diesen Ring — sie zog den Kreuzring vom Finger — und sag ihm: Seine Schwester lasse ihn bey dem sterbenden Heiland am Kreuze beschwören, ja morgen nicht, und überhaupt nie wieder allein auf die Eichenwiese bethen zu gehn, und hier mein Sohn, setzte sie hinzu, nimm noch dieß! Sie löste eine goldne Armspange ab. Dieß sey die Belohnung für deinen Gang, verkauf es, unterstütze deine arme Mutter, Gott wird dich segnen, aber schweig, und sag Niemand etwas von meinem Auftrag.

Der Knabe versprach Alles, und machte

sich sogleich auf den Weg. Die Wachen führten ihn zu dem Grafen, der ihn verwundernd ansah, als der kleine, schmutzige Bauernjunge allein mit ihm zu reden verlangte, und ihn sehr treuherzig fragte, ob er wirklich der Graf Otto von Andechs sey. Als er es bejahte, sagte dieser: Ich komme von Eurer Schwester. — Schwester? rief Otto wundernd, ich habe keine Schwester. Der Kleine zog die Stirne kraus. »Das geht nicht zusammen,« sagte er: »Ihr seyd wohl nicht der, für den Ihr Euch ausgebt. Fräulein Emma hat gesagt« — Emma? Emma? rief Otto mit heftiger Bewegung: Ach ja, ja, ich habe eine Schwester Emma. Wo ist sie? Was macht sie? Nun seht Ihr wohl, erwiederte der Kleine, wie Ihr Euch widersprecht! Nein, nein, Ihr seyd der Rechte nicht, und damit wollte er fort; aber Otto ließ ihn nicht entwischen, und nachdem er ihn endlich überzeugt hatte, daß er der Feldhauptmann des Lagers und Graf Otto von Andechs sey, reichte ihm der Knabe den Ring und meldete seinen Auftrag. Otto war außer sich vor Freude und Erstaunen. Emma sandte ihm den Ring, sie nahm noch Antheil an seinem Wohl, zwey Jahre der Entfernung hatten ihre Liebe nicht erkal-

ret. Aber wie kam sie auf Losensteins Schloß? Er fragte den Knaben aus, und erfuhr, daß das Fräulein erst seit einem halben Jahre ungefähr auf Claus lebe, daß sie vorher gar nicht gewußt, daß der Herr von Losenstein ihr Großvater sey, daß sie aber wie ein milder frommer Engel in der Burg walte, und dort sowohl, als in der Gegend umher, nur durch ihre Wohlthaten und ihre Frömmigkeit bekannt sey. Zuletzt zeigte er dem Grafen die Armspange, die sie ihm gegeben, um sie zu verkaufen und seiner Mutter zu helfen. Otto griff hastig darnach, er gab dem Knaben eine Hand voll Gold, und trug ihm auf, zu dem Fräulein zurückzukehren, ihr den Ring wiederzubringen und ihr zu sagen, Bruder Otto lasse sie grüßen, er lasse ihr innig danken, er werde pünctlich gehorchen, und der, in dessen Zeichen sie sich wieder erkannt, werde seine theure Schwester und ihn schützen.«

»In ängstlicher Spannung sah Emma am folgenden Tage sehr früh ihren Großvater mit einer Schaar von Gewaffneten ausziehen. Sobald es zur Frühmesse läutete, eilte sie in die Kapelle, und legte das zitternde Herz voll Angst, und doch voll demuthsvoller Ergebung in die Hände des himmlischen Vaters. Da regte sich,

als die Meſſe faſt zu Ende war, etwas hinter ihr, ſie ſah ſich um, es war der Köhlerknabe, der ihr verſtohlen, aber mit freudigem Blick den Ring zeigte. Emma erblaßte. Wie kam es, daß der Ring noch in des Knaben Hand war? Sobald die Meſſe zu Ende war, nahm ſie ihn haſtig bey der Hand, und führte ihn mit ſich aus der Kapelle: Du warſt nicht bey ihm? Sprich, Unglücklicher!" »Nein, nein, edles Fräulein, ich habe Alles ausgerichtet, was Ihr befohlen,« und nun wiederhohlte er ihr Alles, was er mit Otto geſprochen, wie froh dieſer geweſen, wie er den Ring und die Armſpange geküßt, und ihm die letzte abgekauft und überreich bezahlt habe. Emma vergoß Freudenthränen, es waren die erſten ſeit dem Augenblicke, wo ihre Pflegemutter vor zwey Jahren Otto aus der Gefahr erklärte. Sie entließ den Knaben, und kehrte nun mit leichtem Herzen ins Schloß zurück. Nicht lange darnach ritt Herr Eberhard mit ſeinen Begleitern in zornigem Muthe durchs Schloßthor herein, und Emma ſah wohl, daß ihre Warnung gefruchtet hatte.

Der Verſuch ward am folgenden, am dritten Tage, und immer mit gleich ſchlechtem Erfolge wiederhohlt, und in Loſenſteins Her-

zen erhob sich ein Verdacht, daß seine Anschläge verrathen seyn könnten. Indessen aber verdoppelten die Belagerer ihre Anstrengungen, und bald war es Herrn Eberhard nicht mehr möglich, auf der Eichenwiese seinem Feinde aufzulauern, wenn er es auch noch gewollt hätte, denn er ward eng und immer enger eingeschlossen, einige Stürme hatten die Mauern erschüttert und stark beschädigt, die Vorräthe gingen zu Ende, die Feinde hatten von dem Markgrafen eine Verstärkung erhalten, und Eberhard sah mit wildem Grimme seinen Untergang, oder die Demüthigung der Übergabe täglich näher heranrücken. Schon wurde ihm verkündet, daß im feindlichen Lager alle Anstalten zu einem Hauptsturme gemacht, Thürme und Wurfmaschinen bereitet und nächstens ein großer und vielleicht der letzte Angriff von allen Seiten zugleich beginnen würde; da erschien plötzlich gegen Abend ein Herold mit einem Trompeter, in die Farben des Hauses Andechs gekleidet, vor der äußern Pforte, und trug im Nahmen seines Hauptmanns, des Grafen Otto von Andechs, dem Herrn von Losenstein ehrenvollen freyen Abzug mit allen Angehörigen seines Hauses und mit seinen Schätzen

an, versprach ihnen sicheres Geleite bis zu jedem beliebigen Orte, und verlangte dagegen, daß der Herr von Losenstein Burg Claus, welches geschleift werden sollte, räumen, Urfehde schwören, in einigen seiner Schlösser, die genannt wurden, theils von seinem Lehensherrn, dem Herzog von Osterreich, theils vom Markgrafen von Istrien, Besatzung einnehmen, und übrigens im Besitze aller seiner Güter verbleiben sollte.«

»Mit Staunen, das zwischen Beschämung und Zorn schwankte, hörte Eberhard diese Bedingungen, durch welche Otto dem Zwecke seiner Sendung, der Bändigung des unruhigen Feindes, und zugleich seiner Liebe für Emma ein Genüge thun wollte; er hörte sie und mißtraute. Diese Schonung, dieß ehrenvolle Erbiethen nach solchen Fortschritten des Feindes, die ihn zu den kühnsten Hoffnungen berechtigen konnten, in dem Augenblicke, wo er Verstärkung erhalten, und die Burg beynahe aufs Äußerste gebracht war, schienen ihm seltsam, verdächtig. Entweder stand Otto's Sache nicht so gut, als man in der Burg fürchtete, oder er hatte einen Grund, das Schloß zu schonen, der vielleicht mit jenem vereitelten Anschlag zusam-

menhing, und so auf jeden Fall das Erbiethen auszuschlagen rieth.«

»Trotzig sandte Herr Eberhard den Herold mit einer ungeschliffenen Antwort zurück, ließ Alles im Schloße mit dem größten Eifer zur letzten verzweifelten Vertheidigung bereiten, und fing zugleich an, unter seinem Schloßgesinde strenge Nachforschung zu halten.«

»Emma vernahm, was geschehen war. Ihr Herz verstand Otto's Meinung, sie dankte ihm mit froher Rührung dafür, und übrigens hoffte sie, da ihr Großvater auch von fern keine Ahndung ihres Verhältnisses haben konnte, der Gefahr der Entdeckung zu entgehen. Doch ergriff sie ein banges Gefühl, und mit zitternder Erwartung sah sie den kommenden Ereignissen entgegen. Die ganze Nacht hindurch wurde bey Fackelschein an den Wällen und Thürmen der Burg gearbeitet, was Hände hatte, mußte helfen. Auch im feindlichen Lager war rasche Bewegung, und man erkannte, daß der nahende Morgen den Tag der Entscheidung heraufführen würde. Sie selbst wurde vom Großvater bestimmt, einige Kostbarkeiten und wichtige Pergamente des Hauses in die unterirdischen Gewölbe zu schaffen, in denen man durch

ſchleunige Ermordung einiger Gefangenen Raum und Minderung der verzehrenden Weſen gemacht hatte. Noch waren die Spuren dieſer Greuelthaten ſichtbar in dem dumpfen Verließ, in welches Eberhard ſelbſt mit der Fackel in der Hand die Zagende führte. Das wäre Otto's Aufenthalt und ſein Schickſal geweſen, wenn ihres Großvaters Anſchlag geglückt hätte, dachte ſie, und ſtand bleich, zitternd vor dem, was Wirklichkeit und Einbildung ihr ſchreckhaft zeigten, als ein Knecht an dem obern Geländer der Stiege erſchien, um den Herrn von Loſenſtein zu rufen, weil man einen Knaben eingebracht habe, der ſich ſchon geſtern Abends verdächtig um die Mauer herumgeſchlichen, und jetzt, da er es gewagt, ſich durch ein Pförtchen hereinſtehlen zu wollen, ergriffen worden war. Bey dieſem Bericht erſtarrte Emma's Blut, und ſie ſank ohnmächtig zu Boden. Mit Hülfe des Knechtes brachte ſie Herr Eberhard betroffen und finſterahndend hinauf in die obern Gemächer, der Knabe ward gerufen, ausgeforſcht, und als er ſich ſtandhaft weigerte, durch Martern zum Geſtändniß gezwungen, daß Graf Otto ihn an Fräulein Emma geſandt, ſie zu

versichern, daß er ihres Großvaters schonen und sie retten würde.«

»Emma wurde gerufen; das Verhör war kurz. Sie konnte und wollte nichts läugnen, frey und muthig gestand sie ihre Liebe zu Otto, ihre erste Bekanntschaft mit ihm, ihren Antheil an seiner Rettung. Ihre Hoffnungen lagen jenseits dieser Welt, die Natur in ihr mochte einen Augenblick vor dem Bilde von Martern und Tod zurückbeben — ihren Sinn konnte sie nicht beugen; denn so, wie sie Otto liebte, wie sie von ihm geliebt ward, sollte der Tod sie nur schneller vereinen. Aber Eberhards Wuth kannte keine Grenzen. Er ließ seine Enkelinn mit Ketten belastet, in eines jener furchtbaren Gewölbe führen, in denen ihr böses Schicksal sie in grauser Ahndung berührt hatte. Dem in Qualen verschiedenen Knaben wurde der Kopf abgeschlagen, und hinab den feindlichen Schaaren entgegen geworfen, die eben jetzt mit dem ersten Tagesstrahl in furchtbar stiller Ordnung, mit allen Werkzeugen des Unterganges bewaffnet, heranzogen. Man brachte dem Grafen die Kunde. Er hörte sie erblassend. War Emma schon verloren? Sollte er sie noch retten, oder rächen?«

»Der Sturm begann. Von allen Seiten bedrängten die Feinde das Schloß. Otto war überall, sein Ruf, seine Anordnungen beseelten die Krieger, seine Mauerbrecher hatten weite Öffnungen in den Wällen der Burg gemacht, seine Leute, von ihm selbst geführt, stürmten die Leitern hinan, und kein Widerstand, kein sicherer Tod schreckte sie zurück. Schon waren die äußern Mauern auf der Seite des Waldes, wo sie am unbeschütztesten waren, erstiegen, schon wehte die Fahne des Hauses von Andechs auf den Wällen des Schloßes, das Emma bewohnte, -- da erkannte Herr Eberhard, daß nichts mehr zu hoffen war, und seine stolze Vermuthung von gestern ihn getäuscht hatte. Nun war es zu spät, und keine Wahl übrig, als Übergabe auf Gnade und Ungnade, oder ein Entschluß der Verzweiflung. Aber auch der sollte noch einen blutigen Wunsch der Rachgier befriedigen, und dem Feind den Sieg schrecklich verbittern. Im innern Burghof sammelte er die wenigen Getreuen, die unaufhörliche Kämpfe ihm übrig gelassen hatten, trug ihnen seinen Entschluß vor, ließ Emma aus ihrem Kerker heraufführen, und schickte sich an, einen Ausfall auf der Wasserseite des Schlosses zu machen.

Das verrammelte Thor wurde geöffnet, die zitternde Emma in einer, das Banner seines Hauses in der andern Hand, stürzte er, und ihm nach der ganze Schwarm aus dem Thore. Sogleich sammelten sich die Andechsischen Reisigen gegen ihn, man umringte die Herausdringenden, und sandte dem Grafen die Nachricht. Dieser flog herbey und erblickte Emma, schon jetzt mehr todt als lebend, mitten in dem Haufen der Bewaffneten. Wie Eberhard seiner ansichtig wurde, gab er das Banner dem Nächsten neben ihm, zog sein Schwert, machte sich Bahn durch die Feinde bis an's nahe Ufer der Steyer, und stieß Emma vom hohen Felsengestade mitten in den wilden tosenden Strom. Dann warf er sich in den dichtsten Haufen der Feinde, und sank bald unter ihren Streichen. Nur Wenige der Seinen entkamen oder wurden gefangen, und Otto war Meister der Burg.«

»Aber er hatte von den letzten Vorfällen wenig mehr vernommen. Emma zu retten, wenn es noch möglich wäre, war sein einziger Gedanke. Mit Lebensgefahr kletterte er, von zwey seiner treuesten Knappen gefolgt, das steile Ufer hinab, die Fluthen hatten das unglückliche Opfer schon eine Strecke mit sich fortgerissen,

und nicht ihre Gewalt, sondern der Sturz auf die Felsenblöcke, die überall aus den schäumenden Wassern hervorragten, hatten ihr den Tod gebracht. Mit zerrissener Brust, ohne Regung lag sie auf einem vorspringenden Felsen, und athmete kaum mehr. Otto nahm die theure Last in seine Arme, stieg das Gestade hinauf, und legte sie ins Gras vor sich hin. Er versuchte Alles, was er ersinnen konnte, um sie ins Leben zu rufen, er stillte das Blut, das stromweise aus ihrer Brust floß, mit dem einzigen, was er zu diesem Behuf an der Hand hatte, mit dem Schleyer, den sie ihm gegeben, und den er treu bisher an seiner Brust getragen hatte. Endlich schlug sie das matte Auge auf, sie erkannte ihn, aber zu sprechen vermochte sie nicht mehr, doch hob sie die Hand an die Lippen, und küßte den Kreuzring. Otto zog ihn ihr ab, hielt ihn ihrem brechenden Auge vor, und sprach ihr mit Thränen ein letztes frommes Gebeth vor. Sie blickte ihn dankbar an, legte die eine Hand an den Ring, drückte mit der andern des geliebten Bruders Hand an ihr Herz, seufzte — und verschied. Otto schloß ihr die gebrochenen Augen, und blieb in Schmerz und Gebeth versunken auf der Leiche liegen.«

»Der Siegesruf, der kriegerische Jubel seiner Leute weckten ihn aus seiner Betäubung. Das Schloß war erstürmt, Herr Eberhard gefallen. Man kam, ihn zum fröhlichen Einzug abzuhohlen, er aber stand von der entseelten Schwester Seite auf, deutete seinen Leuten, die Leiche zu erheben und ins Schloß zu bringen, und folgte ihr, ohne ein Wort zu sprechen, nach. Drey Tage weilte er so in stummen Schmerz bey ihr, und beging dann das feyerliche Begräbniß. Auch Herr Eberhard ward mit aller Pracht, die seiner Geburt ziemte, aber fern von dem Opfer seiner Grausamkeit bestattet. Als Alles vollendet war, verließ Otto mit seinen Lehensleuten und Reisigen die Burg, in der er zum Schutz eine kleine Besatzung zurückließ.«

»Zwar brach er, nachdem noch einige Tage des tiefsten Schmerzes vorüber waren, das dumpfe Schweigen zur großen Freude der Seinigen, die mit Angst diesen Zustand des geliebten Herrn sahen, aber nie kam mehr ein Lächeln auf seine Lippen, und kaum in seiner Altern Burg angelangt, ließ er mit großer Feyerlichkeit alle Anstalten treffen, um die letzten Ge-

lübde abzulegen, und die Weihe des Prieſterſtandes zu empfangen.«

»Ausgezeichnet durch Strenge gegen ſich, und unerſchöpfliche Milde gegen Andere, durch Frömmigkeit und prieſterlichen Wandel, ſtieg er bald in ſeinem neuen Stande von Würde zu Würde empor, und gelangte endlich auf den Biſchöflichen Stuhl von Bamberg. Unter vielen frommen Stiftungen und Schenkungen, die ihm den Beynahmen des Freygebigen erwarben, war eine der erſten, die Gründung eines Spitals für die Pilger ins gelobte Land, in welchem ſie Pflege, Äzung und einen Zehrpfennig erhalten ſollten, und das auf derſelben Stelle gebaut wurde, wo des Pfarrers kleine Wohnung ſtand, und er in jenen nie vergeſſenen Tagen von Emma gepflegt worden war.«

»Im Laufe der Zeiten, als der fromme Trieb, das heilige Grab zu beſuchen, nachließ, und dieſe Straße nicht mehr von Pilgern gewandelt wurde, veränderte ſich mit dem Zweck auch die äußere Form dieſes Hauſes, und nur der Nahme blieb. Es wurde zum Stift für Weltgeiſtliche, die jetzt noch auf derſelben Stelle, wo einſt ihres Gründers ſchönſte Tage verfloſſen

waren, für die Ruhe seiner und seiner geliebten Schwester Seele bethen.«

Hier endigte das Manuscript. Eine tiefe Wehmuth hatte sich meiner bemächtigt. Das Schicksal der beyden Liebenden und mein eigenes zerflossen in trüben Nebel vor mir. Alles war längst todt und in ewige Ruhe eingegangen, nur ich Zurückgebliebener irrte noch in schmerzlicher Bewegung dießseits des Grabes, und blickte dem hingeschiedenen Engel nach, der mich so gewaltig an sich gezogen, und so bitter hier zurückgelassen hatte.

Es war mir durch einige Tage nicht möglich, mit dem Pater Bibliothekar über seine Schrift zu sprechen. Als ich ruhiger geworden war, erfuhr ich noch, daß Burg Claus nebst allen übrigen Besitzungen des Hauses Losenstein vom Herzog von Österreich einem Vetter des Herrn Eberhard, mit dem er aber stets in Unfrieden gelebt hatte, zu Lehen waren gegeben worden, der dann die Güter in Ruhe besessen, und von dessen Stamm mein Großvater der letzte Sproße gewesen war. Auf Schloß Claus aber hatten nächtliche Unruhen und grauenhafte Ereignisse die spätern Bewohner aus den Gemächern vertrieben, in welchen einst Herr Eberhard gehaust

hatte. Sie bauten sich weiter vorwärts ein neueres Schloß, und der alte Theil sank nach und nach in Ruin.

Von diesen Ereignissen war ich selbst Zeuge gewesen, und sah nun Alles erklärt, was in jener Nacht auf meinem Zimmer vorgegangen war. Doch schwieg ich hiervon, aber sobald es meine Kräfte erlaubten, reisete ich nach Schloß Claus, unter dem Vorwande, den Herrn desselben aus alter Bekanntschaft zu besuchen. Ich ließ mir die ganze Burg weisen, ich besah und merkte mir alle Stellen, die durch die Geschichte des verklärten Engels mir heilig geworden waren, und erhielt endlich, was der eigentliche Zweck meiner Reise gewesen war, auch die Erlaubniß, das schöne Conterfey, das mir bey meinem ersten Aufenthalte aufgefallen war, für mich copiren zu lassen. Mit diesem Schatze kehrte ich nach Spital zurück, und lebte noch einige Zeit in düsterer Schwermuth und unaufhörlichen Leiden. Diese Leiden, die Überzeugung, daß für mich auf dieser Erde nichts mehr zu hoffen war, und das Beyspiel des frommen Otto von Andechs, der endlich auch im Schooße der Kirche Ruhe und Heilung gesucht hatte, bestimmten mich zu dem Entschlusse, ihm zu folgen, eben-

falls den geiſtlichen Stand zu erwählen, und hier mein Leben zu beſchließen, wo vor langer, langer Zeit die holde Emma, das einzige Bild meiner Träume, gelebt hatte. Mein damahliger Abt und alle Conventualen waren ſehr erfreut über dieſen Entſchluß, doch redeten ſie mir liebreich und ernſt zu, und ſtellten mir die Pflichten und ſtrengen Erforderniſſe meines künftigen Berufs vor; aber ich hatte mich bereits geprüft und mit Bedacht entſchloſſen. So konnte mich nichts von meinem Vorhaben abwendig machen, und zwey Jahre, nachdem ich dieſes Stift zu meinem Aufenthalte erwählt hatte, wurde es der feſte Ort meiner Beſtimmung, und ſoll auch bald mein Grab werden. Mehr als dreyßig Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, und ich kann nicht ſagen, daß mein Entſchluß mich auch nur einen Augenblick gereut habe; vielmehr hat meine Seele einen Frieden zu ſchmecken angefangen, den in ihren vorigen Verhältniſſen ihr die Welt nie gegeben hatte, nie geben konnte, und auch meine körperlichen Leiden, ſo ſchmerzlich ich ſie im Anfange in dieſem ungewohnten Clima empfunden, haben ſich nach und nach ſo weit geſtillt, daß ſie jenen Genuß nicht mehr ſtören. Gott hat ſich gnädig und wunderbar an

mir erwiesen, er hat die Opfer, die ich ihm für die Ruhe abgeschiedener Seelen dargebracht habe, nicht verschmäht, es sind mir Beruhigungen hierüber zu Theil geworden, von denen, und der Art, wie sie mir kund geworden, mir zu sprechen nicht erlaubt ist; aber auf Schloß Claus ist es nun ruhig, die lange Gequälten sind ihres Irrens ledig, die verklärten Geister derjenigen, die hier so viel gelitten, erfreuen sich eines ungestörten Friedens, und bald, bald darf ich hoffen, ganz mit ihnen vereinigt, jener Seligkeit zu genießen, gegen welche kein irdisches Glück den Vergleich aushalten kann, und zu dem auch sie in der Zeit ihrer Trübsale hoffend emporsahen.

Inhalt.

	Seite.
I. Das Ideal	1.
II. Abderachmen	63.
III. Der Husarenoffizier	157.
IV. Spital am Pyhrn	237.

Neue Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Dritter Theil.

K. K. HOF-BIBLIOTHEK

Leipzig, 1820.
In Commission
bey August Liebeskind.

Inhalt.

	Seite.
I. Der ſchwarze Friß	1
II. Die goldene Schale	99
III. Der Einſiedler auf dem Monſerat . .	179
IV. Horimirz. Eine böhmiſche Sage . .	273

I.

Der schwarze Fritz.

Es war ein trüber Herbstabend des 1648sten Jahres, als Graf Martinitz mit seiner Nichte Luitgarde nach langer Abwesenheit dem Schlosse seiner Ahnen zufuhr. Lange, so lange als möglich, hatte er sich einst nicht entschließen können, trotz der Schrecken des dreyßigjährigen Krieges den liebgewordenen Aufenthalt zu verlassen. Er hatte die Stürme der ersten wilden Auftritte, die Folgen der Prager Schlacht, und so manchen andern Unfall muthig ertragen, und glaubte sich, da die Friedensunterhandlungen bereits angeknüpft waren, im Hafen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torstenson's wilde Haufen in sein Vaterland eindrangen, Alles mit Feuer und Schwert verwüsteten, und die verheerende Fluth sich auf seine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen, und sein Schloß den wüthenden Schaaren Preis zu geben.

In Prag, wohin er sich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, starb seine ge-

liebte Gemahlinn an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen both, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreise geliebter Anverwandten heilten allmählig seine Wunden, und nachdem der langersehnte Friede das erschöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn stille Sehnsucht nach dem verlassenen Ort seiner Geburt, nach den Gräbern seiner Ahnen, und er beschloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfest seines ältesten, nun einzigen Sohnes zu feyern.

Graf Friedrich war ein liebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Gestalt und gefälligen Sitten verband er mancherley Eigenschaften, die ihn in Gesellschaften beliebt und seinen Freunden werth machten. Er zeichnete und mahlte, war glücklich im Ergreifen der Ähnlichkeiten und besaß einen großen Band kleiner Bildnisse von Bekannten, die er selbst auf seinen Reisen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien gewesen, und für jene Zeit und für seinen Stand ein kleines Wunder. Sein Vater sah seiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber

noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den sein Sohn sich überall zu erhalten und unversehrt in's Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten seit langen Jahren Graf Friedrich und Luitgarde für einander bestimmt. Der alte Graf liebte in seiner Nichte nicht bloß das Ebenbild einer theuern Schwester, er liebte auch in ihr das schuldlose Gemüth, den stillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher, als die Jahre gereift hatten. So war sie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachsen. Später hatten seine Studien und Reisen ihn lange von ihr getrennt, und sie sah jetzt mit inniger Freude einem Wiedersehen und einer Verbindung mit dem Jugendgespielen entgegen, die sie, seit ihr Geist sich zu entwickeln angefangen hatte, als die angenehmste Bestimmung ihres Lebens zu betrachten gewohnt war.

An ihrem Oheim hing sie mit kindlicher Zärtlichkeit, und nahm daher seinen Vorschlag gern an, ihn nach Böhmen zu begleiten und bis zur Ankunft ihres Bräutigams ihm auf der einsamen Veraveste Gesellschaft zu leisten.

In fröhlichen Aussichten auf eine heitere Zukunft war sie durch die von einem gesegneten Herbst verschönerten Gefilde des reichen Österreichs gefahren. An der Böhmischen Gränze änderte sich die Scene. Die dreyßigjährigen Leiden eines Religions- und Bürgerkrieges hatten dem Lande unverlöschbare Spuren eingedrückt. Dörfer, in denen erst einige ärmliche Hütten neben zerfallenen Brandstätten emporzusteigen anfingen, bleiche Gestalten, aus deren Zügen Mangel und Kummer sprachen, weite Strecken unangebauten Landes, Nahrungslosigkeit und stockender Handel in den Städten, Klagen über Verwilderung des Volkes und Unsicherheit der Straßen beurkundeten überall die traurigen Folgen langwieriger Kriegsstürme. Luitgardens froher Muth sank allmählig; still und in sich gekehrt saß sie neben dem Oheim, in dessen Seele die gegenwärtigen Bilder des Jammers noch schmerzlichere Erinnerungen zu wecken schienen. Das heitere Herbstwetter hatte nebelgrauen Tagen Platz gemacht, der düstere Flor, der über Luitgardens und des alten Grafen Seelen lag, schien sich auch über die ganze Natur verbreitet zu haben. Leiser Regen säuselte unaufhörlich durch die vom Herbst entfärbten Wälder und ein

kaltes Lüftchen jagte die gelben Blätter in die Fluthen der Moldau, die eintönig und tief neben dem Wege hinrauschte. Jetzt erschien bey der nächsten Wendung der Straße das graue Gemäuer eines ansehnlichen Schlosses. Der Graf erblickte es zuerst, er deutete schweigend darauf hin und ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust. Luitgarde verstand, was bey dem Anblick der wohlbekannten Mauern ihres Oheims Seele bewegte; auch sie schwieg, seinen Schmerz durch dieß Schweigen ehrend, und so, still, in düstern Gedanken und wehmüthigen Gefühlen, betrat sie zuerst das Schloß, das ihr künftiger Wohnsitz seyn sollte.

Aber ihr klarer Sinn scheuchte bald die dunkeln Bilder von sich weg, und wenn auch in den weiten, halbleeren Sälen, in den hohen Gemächern, wo hier und da beschädigte Geräthe an alte Verwüstungen erinnerten, eine wehmüthige Stimmung sie ergreifen wollte, widerstand sie ihr mit Kraft und Besonnenheit, gab sich Mühe, sich zu beschäftigen und mit hellen Aussichten in die fröhlichere Zukunft zu erheitern, wenn ihr lieber Jugendgespiele und Bräutigam, den sie nun seit so vielen Jahren nicht gesehen hatte, mit seiner Gegenwart diese tiefe Einsamkeit be-

leben und die seltsamen Wünsche und Ahnungen, die oft in ihrer Brust aufwallten, ganz lösen und befriedigen würde.

Aber Graf Friedrich kam noch immer nicht. Geschäfte hielten ihn in Wien zurück, wohin er bald nach seines Vaters Abreise gekommen war, und wo er seine bedeutenden Sammlungen, die Früchte seiner Reisen, unter der Anleitung gelehrter Männer zu ordnen gedachte, ehe er sich damit in seine ländliche Einsamkeit begab. Luitgarde schmähte ihn darüber in ihren Briefen aus, aber sie suchte sich die Zeit, so gut es ging, zu vertreiben. Sie übernahm die Führung des ganzen Hauswesens, sie leitete die Arbeiten, die zur Verbesserung des beschädigten Schlosses vorgenommen wurden, sie durchstrich an hellen Tagen die umliegende Gegend und arbeitete bey unfreundlichem Wetter fleißig mit ihren Frauen. Dann brachte sie die Abende mit ihrem Oheim und dem Pfarrer vor dem freundlichen Kaminfeuer zu, wo sie, was ihr in dem Laufe des still und thätig verlebten Tages begegnet war, dem Oheim mittheilte, seinen Rath, seine Meinung forderte, oder doch einen Gegenstand zum lebhaften Gespräche lieferte.

Gleich an einem der ersten Tage, als noch

Alles im Schlosse ihre Neugierde reitzte und kein Geräthe, kein Gemählde ihrer Aufmerksamkeit entging, hatte sie in einem Saale, durch welchen sie jederzeit gehen mußte, um von ihren Zimmern in die des Oheims zu kommen, ein Bild von mittelmäßiger Größe entdeckt, das ihre Aufmerksamkeit lebhaft auf sich zog, und jemehr sie es betrachtete, jemehr fesselte. Es schien ein Kerkergewölbe, vielleicht ein Burgverließ aus alter Zeit vorzustellen. Hohe Bogengänge vertieften sich im Hintergrunde in ferne, schauerliche Dunkelheit, im Vorgrunde rechts war ganz in der Höhe oben eine einzige runde Öffnung, durch welche der Schein des Mondes in das tiefe, dunkle Gewölbe und auf die Gestalt eines gefangenen Ritters fiel, der, mit schweren Ketten belastet, auf seinem Strohlager saß. Man konnte sein Gesicht nicht sehen. Der Kopf, von reichen, dunkeln Locken umschattet, war vom Zuseher abgewendet, aber die gebeugte Stellung, das in eine Hand schwermüthig gestützte Haupt, während der andern einige Kerbhölzer achtlos entglitten, auf denen mit einem verrosteten Nagel, der daneben am Boden lag, Striche, vermuthlich die Zahl seiner Leidenstage, gegraben waren, das Alles in der dämmernden Beleuchtung des

Mondstrahles machte ein sprechendes Ganzes aus und ergriff Luitgarden schaurig und geheimnißvoll. Sie konnte sich lange nicht von dem Bilde losreißen, sie konnte sich es nicht versagen, so oft sie durch den Saal ging, davor stehen zu bleiben, es zu betrachten und sich in die Leidensgeschichte, in die Gefühle des armen Gefangenen recht lebhaft hinein zu denken, und endlich befragte sie des Abends am Kamin den Oheim um das Bild und die Geschichte des gefangenen Ritters. Graf Martinitz wußte ihr wenig Bescheid zu geben. Wahrscheinlich war das Ganze bloß eine Vorstellung des Mahlers, den er nannte; wenn aber eine wahre Geschichte zum Grunde lag, wie er in seiner Kindheit wohl manch Mahl von seiner Großtante hatte erzählen hören, die eine lebende Chronik ihres Hauses war, so stellte dieß Bild einen ihrer Ahnherren vor, der in den Zeiten des Hussitenkrieges gelebt und wegen Religionsmeinungen vom König Siegmund war gefangen gehalten worden.

Ach, das waren auch böse Zeiten, wie die unsrigen! sagte der Pfarrer, indem er seufzend zum Himmel blickte.

Ja wohl, erwiederte der Graf, und nun vertieften sich die beyden Greise in ein Gespräch,

das in der damahligen Zeit wohl der Hauptgegenstand aller Gespräche war, in Klagen über die Leiden ihres Vaterlandes, die unübersehbaren Folgen derselben auf Kinder und Kindeskinder. Vor Allem führte der Pfarrer die Verwilderung des Volkes an, wo die drückende Noth das Härteste und Schlechteste gebiethet und keine Gottesfurcht den bösen Begierden ein Gegengewicht gibt. Er erzählte von Räuberbanden, die sich in den Wäldern zusammengethan und theils aus entlaufenen, oder entlassenen Soldaten, die der Friede unnütz gemacht, theils aus verarmten, hülflosen Menschen bestanden. Er wußte eine Menge gräßlicher Geschichten von ihnen, und der Graf, in dessen wunden Herzen diese Klagen antwortende Klänge fanden, stieg nun auch in die Vergangenheit hinauf und führte an, was in früheren Jahren durch den unseligen Bürgerkrieg Trauriges geschehen war.

»So hat einer meiner Freunde seinen einzigen Sohn, den einzigen Erben eines großen Vermögens eingebüßt, und das edle Haus stirbt nun aus. Ihr habt ja, ehrwürdiger Herr, den Grafen Lansky gekannt?«

Lansky? rief Luitgarde, und wurde aufmerksam.

Ja, fuhr der Oheim zu ihr fort: »Der Graf Lansky, mein Jugendfreund, der einst deine Mutter hatte heirathen sollen! Verhältnisse trennten diese Verbindung, Lansky ging auf seine Güter in Schlesien, ich habe ihn seitdem nur wenig mehr gesehn. Er verheirathete sich dem Wunsche seines Vaters gemäß und fand den einzigen Trost einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines schönen, vielversprechenden Knaben. Da wälzte sich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenstein verfolgt, zog mit dem Rest seines Raubgesindels, durch Schlesien sich durchschlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu seinem Unterhalt nöthig ist, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldschen brachen mit Feuer und Schwert in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drängen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände, oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer seiner Wärterinnen, der halb von den Flammen

verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil seine Leiche nicht entdeckt worden war; aber mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloser Nachforschungen haben ihn endlich überzeugt, daß sein Sohn [illegible] ingen erhohlen konnten.«

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünschungen des Krieges aus. Luitgarde hatte still dagesessen, ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. Jetzt erhob sie das dunkle Auge mit wehmüthigen Ausdruck auf ihren Oheim und sagte: Hieß der verlorne Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?

Ich glaube ja, erwiederte dieser.

Meine gute selige Mutter hat mir öfters erzählt, fuhr sie mit einem kleinen Erröthen fort, daß einmahl von einer Verbindung —

Ganz recht, fiel Graf Martinitz ihr in's Wort: Du warst zur Braut dieses Victorin bestimmt. Weil sein Vater deine Mutter nicht be-

ſitzen durfte, ſollte das ſehnlich gewünſchte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warſt kaum geboren, als der Himmel, gleichſam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwiſchen unſern Häuſern zu zerſtören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.

Er hat mir den Verluſt reich erſetzt, erwiederte Luitgarde erröthend, indem ſie des Oheims Hand an die Lippen zog. Ja, ſagte der alte Graf: Mein Friedrich iſt ein edler Jüngling, ich hoffe mit Gottes Beyſtand, er wird dich ſo glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienſt.

Amen! rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde ſeufzte, indem ſie des Oheims Hand an ihre Bruſt drückte: Ach! wenn er nur ſchon da wäre!

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen vergingen die langen Herbſtabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiſte von dem erzählte, was ihr begegnete, ſo gab es doch Einiges, was ſie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war ſie an einem der erſten ſchönen Tage, welche ſie auf dem Schloſſe verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und aus demſelben in den nahen Wald ſpazieren gegan-

gen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen stand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus sie die Gegend und den Fluß, der hier zwischen den Bergen hervorkam, übersah. An jenem Tage lockte die Neugierde sie weiter. Sie stieg vom Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel herumfloß; aber als sie ein Paar hundert Schritte zwischen Gebüschen herabgestiegen war, fand sie plötzlich einen jähen Absturz, felsicht und schroff, unter welchem die Moldau laut tosend zwischen engen, steinigten Ufern hinbrauste. Der wildschöne Anblick reitzte sie, sie blieb stehen und schaute mit wunderbarer Sehnsucht hinab in das wechselnde Gestrudel der Wogen, die sich bald kochend überschäumten, bald über höhere Steine in glattem Spiegel hinabflossen. Ein kleiner Knabe spielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerley Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Wassers warf und sich daran ergetzte, wenn die leichten Gegenstände bald auf der Spitze der Wellen erschienen, bald in Tiefen verschwanden. Da rauschte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgestalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch so,

daß Luitgarde sein Gesicht nicht sehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb stehen und schaute ebenfalls in den Strom, dann hakte er langsam sein Wehrgehenke los, zog ein breites Schwert rasselnd aus der stählernen Scheide und bückte sich zum Wasser hinab, um Blutflecken, die Luitgarde deutlich erkannte, davon abzuwaschen. Der Anzug des Fremden, der keinem bestimmten Stande anzugehören schien, das Rasche, beynahe Wilde in seiner Bewegung, sein finsteres Aussehen, das Blut am Schwerte, Alles kam ihr unheimlich vor, und sie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer sich trug; dennoch konnte sie nicht umhin, die hohe, stolze Gestalt des Fremden, die sich vortheilhaft in der phantastischen Kleidung ausnahm, selbst das Edle in seinen Bewegungen zu bemerken, und noch stand sie in zweifelhafter Regung zwischen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrey des Kindes sie aufschreckte, das unvorsichtig seinem Spielzeug in's Wasser nachgestürzt war. Luitgarde stieß ebenfalls einen Laut der Angst aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwert und Mantel ab, sprang in den Fluß, zog den schreyenden Knaben heraus, ergriff hastig die

weggeworfenen Kleidungsstücke, sah sich noch einmahl wild um, und floh, so schnell er konnte, in's Dickicht hinein. Luitgarde stand betäubt, verwirrt durch Alles, was sie gesehen. Auch das Kind sah sich verwundert nach seinem Retter um; aber er war verschwunden, und jene erste Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte sich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja so menschlich schön an dem fremden Kinde gehandelt, er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied eines Bundes von Verbrechern seyn. Wer es aber immer seyn mochte, er wollte nicht gesehen werden, er hatte ein Geheimniß und das beschloß sie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schlosse, aber sie liebte es, sich in einsamen Stunden die Scene zurückzurufen, sich, so viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu besinnen und aus Allem, was sie gesehen und nicht gesehen hatte, sich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erscheinung klären sollte.

Indessen mehrten sich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüsteten Schlössern sich aufhielten und von

dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerschrecklichsten, so wie die seltsamsten Erzählungen wurden von einer dieser Gesellschaften verbreitet, deren Hauptmann der schwarze Fritz genannt wurde, und allgemein als der kühnste und entschlossenste Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldschen Freybeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch Andere machten ihn zu einem Köhlerssohn aus Sachsen, der sich durch Muth und Verstand bis zum Offizier unter den Schwedischen Truppen geschwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt von einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schicksal nach ihrer Ansicht an ihnen gesündigt, nun an Beglückteren rächen wollten. Man trug sich mit einer Menge Anekdoten von diesem schwarzen Fritz und seiner Bande. Sie waren bald schauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, besonders die, wo der Hauptmann selbst eine Rolle spielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reste von Menschlichkeit, ja manch Mahl Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bey solchen Gesprächen gegenwärtig seyn, ohne daß ihr nicht der Fremdling vom Moldaustrande einfiel. Das Blut am Schwert, die seltsame Kleidung, die dunkle Gesichtsfarbe, selbst die Scheu, mit der er floh, Alles schien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann desselben, den berüchtigten schwarzen Fritz zu deuten, und sie bedauerte nun noch mehr, daß sie seine Züge so wenig hatte unterscheiden können. Doch hörte sie mit lebhaftem Interesse allen Gesprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn sich mit Abscheu von den erzählten Gräuelthaten abwandte, so konnte sie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung so vielen Muthes, solcher Willenskraft und Kühnheit entsprang, verbunden mit dem innigsten Bedauern über den Mißbrauch so schöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieses von der Natur so reich begabte Wesen in andern Verhältnissen hätte werden können, und was nun sein Loos in dieser und jener Welt sey!

Immer näher, immer häufiger fingen die Spuren von dem Daseyn jener Bande an, sich um Luitgardens Wohnsitz zu zeigen. Graf Mar-

Amiz dachte auf ernstliche Gegenanstalten, und mitten unter diesen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage festsetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unsicherheit jener Gegenden sich schon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der schwarze Fritz als ein gefürchtetes Ungethüm geschildert worden, und er nahm daher seine Maßregeln sehr vorsichtig, so, daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereisen, um nie in der Nacht zu fahren, seinen Weg einrichten und sich vor den berüchtigsten Stellen Geleite von den nächsten Militärposten verschaffen wollte. Der alte Graf war sehr froh über diese kluge Vorsicht seines Sohnes, dessen Reise ihn längst mit Besorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute sich recht sehr auf den lieben Jugendgespielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einsamkeit und so beschloß sie, einen Besuch bey einer ihrer Freundinnen in der Nachbarschaft, den sie sich längst vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungestört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein, die Freundinn war nur zwey Stunden entfernt, Luitgar-

de sollte bewaffnete Bediente und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des Einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ sich Alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und die Reise ging glücklich vor sich, bis auf den schlechten Weg, der durch lange Vernachlässigung und das Herbstwetter grundlos geworden war. Schon waren sie auf dem Rückwege und hatten das Schloß der Freundinn lange verlassen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg sich am steilen Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die Kutsche in den tiefen Geleisen aufwärts zu ziehen, ein Rad brach und Alles zusammenstürzte. Das Jammergeschrey der Kammerfrau, das Fluchen der Domestiken zogen einen Mann herbey, der in sauberer bürgerlicher Kleidung vom Berge herab seines Weges kam. Er sah den Unfall, eilte herbey, griff thätig zu und zog, indeß die Andern verwirrt durcheinander liefen, die erschrockenen Frauen aus der umgestürzten Kutsche. Die Kammerfrau sprang ihm zuerst in die Arme, er setzte sie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum

Wiederzurück. Luitgarde hatte sich aufgerichtet, sie reichte dem hülfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem seinigen, und — eine Purpurgluth schoß in ihre Wangen. Es war eines der schönsten, wenigstens der bedeutendsten Männergesichter, die sie je gesehen. Große, dunkelglühende Augen blitzten sie unter schöngewölbten Brauen an, eine regelmäßige Nase senkte sich zu fein gespaltenen Lippen nieder, und zwischen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anstand und reiner Sprache ihr seine Hülfe anboth. Auch er schien betroffen über den Anblick seiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er sie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er both ihr seinen Arm, er leitete sie sorglich, und an einer sehr sumpfigen Stelle erbath er sich die Erlaubniß, sie auf seinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn sie nicht bis an den Knöchel versinken wollte. Ehrerbiethig umfaßte er sie, kein unanständiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführerische Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er sie über den Sumpf, setzte sie am trockenen Rande des Weges hin und wagte nur, sie zu halten, bis sie sich

gesammelt hatte, damit sie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Besinnung zurückgekehrt war, dankte sie dem Fremden sehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber sogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beste that. Seine Augen hatten schnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrschte den Leuten zu; keiner war, der sich widersetzte, dem es auch nur einfiel, sich über den gebiethenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zusammengeknüpft, so gut es möglich war, und langsam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo sie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden sollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück und fragte Luitgarden, ob sie nicht ebenfalls mit hinunter in das Haus gehen wollte, wo sie sich erhohlen und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht seyn würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutsche mit den Domestiken folgte langsam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt sie mit verständigen Gesprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über

dem schienen, was sein Anzug verkündete. Unter anderm befragte er sie, warum sie nicht lieber den bequemern Weg unten durch's Waldthal gefahren wäre, da die Straße über den Berg in dieser Jahreszeit immer schlecht wäre? Luitgarde lächelte und sagte nach einem kleinen Bedenken: Die Straße da unten durch den Wald soll unsicher seyn, mein Oheim hat für mich gefürchtet.

Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?

Nein, erwiederte Luitgarde: Man sagt, der Räuberhauptmann, der schwarze Fritz, wie sie ihn nennen, hat stets gute Kundschaft von Allem, so wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domestiken eine Freundinn zu besuchen fährt, keine Schätze bey sich führt, die ihn reitzen könnten.

Ganz wohl, mein Fräulein; aber der schwarze Fritz soll nicht bloß raubsüchtig, er soll auch verwegen und grausam seyn und oft zur Lust —

Nein, erwiederte Luitgarde bestimmt: Das glaub' ich nicht. Ohne Zweck, ohne Aussicht auf reiche Beute, bloß um Übels zu thun, wird der Mensch kein Verbrechen begehen.

Habt Ihr denn eine bessere Meinung von ihm, als die Welt? fragte der Fremde zweifelnd.

Die hab' ich, antwortete Luitgarde.

Wirklich? fuhr der Mann auf: Und warum? Woher?

Es mag Euch vielleicht seltsam scheinen, antwortete Luitgarde gelassen, als sie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Ansicht schloß. Es mag Euch seltsam scheinen; aber ich kann nun einmahl von diesem schwarzen Fritz nicht all' das Böse glauben, was man sich erzählt.

Der Fremde blieb einen Augenblick stehen und sah Luitgarden mit einem seltsamen Blick an: »Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?«

Ja, entgegnete Luitgarde, obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu seyn und das Urtheil der Menge zu theilen scheint. Und nun erzählte sie ihm sehr gesprächig allerley Anekdoten, die sie vom schwarzen Fritz gehört hatte, und in welchen Allen sie bey wilden Thaten und verwerflichem Beginnen eine gewisse Größe der Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widersprach ihr öfters, er sah den Räuberhauptmann in viel ungünstigerem Lichte, er schien von seinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu seyn, indem er ihr manches Unbekannte von ihm sagte und unter anderm

auch gewiß versicherte, er sey Schwedischer Offizier gewesen, habe mit Auszeichnung gedient und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung seine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte sich bestimmt gegen ihn.

Ich kann Euch nicht widersprechen, da Ihr so wohl unterrichtet seyd, sagte sie endlich; aber ich versichere Euch, daß ich mit schwerem Herzen meine bessere Meinung von diesem Menschen aufgebe.

Der Fremde seufzte und sah finster vor sich nieder: Wären mehr Menschen so eines edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht so tief gesunken.

Glaubt Ihr? Nun seht, Ihr seyd im Grunde auch meiner Meinung, und so kann ich Euch sagen, daß ich schon mehr als ein Mahl recht herzlich für ihn zu Gott gebethet habe, daß er ihn erleuchten und von seinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte.

Der Fremde schien in heftiger Bewegung, und Luitgarde, als sie sich besann, was sie gesagt, erstaunte über sich selbst, wie sie dahin kam, einem wildfremden Menschen, den sie zum ersten Mahle sah, dessen Nahmen und Stand

ihr gänzlich unbekannt war, so aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele wie mit Gewalt öffnete.

Nun waren sie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus, bald erschienen die Bewohner und beeiferten sich, die Kutsche heranzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herstellung vonnöthen war. Es schien, als habe der Fremde hier zu befehlen und Luitgarde nahete sich, da er nicht erschien, einem von den herbeygekommenen Leuten. Jetzt sah sie sie erst genauer an. Es waren lauter wunderliche, abschreckende Gestalten, und nicht ohne Widerwillen redete sie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte sein. Luitgarde beruhigte sich. Diese schwarzen, wilden Männer waren Eisenarbeiter, auch machte es ihr Vergnügen, zu sehen, wie geschickt sie die Arbeit angriffen, so, daß sie hoffen konnte, ihre Reise bald fortsetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. Endlich erschien er. Mit trübem Ausdruck in den Blicken bath er sie um Verzeihung, daß er sie habe warten lassen, und ersuchte sie ehrerbiethig, in's Haus einzu-

treten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeschoß, eine kleine Collation stand auf einem Tische bereit, eine alte Frau empfing sie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anboth, sie unterhielt, zeugte von feiner Lebensart, und ein schwermüthiger Ausdruck in diesen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton seiner Stimme, regte ihr Herz in den seltsamsten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande sey, sie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick schoß auf den eintretenden Bedienten, der seiner Gebietherinn diese unwillkommene Bothschaft brachte. Luitgarde schrack zusammen. Der Fremde bemerkte es, und sogleich wieder milde, bath er sie um Vergebung seiner raschen Bewegung, und both ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Sie verneigte sich freundlich und legte ihre Hand auf seinen Arm. Da blieb er plötzlich stehen, sah sie lange an und sagte nach einigem Kampfe mit sich selbst: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein Paar Worte allein sage.

Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus

zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem schwarzen Fritz gesagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber seine Leute. Er hat Ursache, sich vor mir zu scheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch diesen Ring gebe, und wenn Ihr einst durch ein unglückliches Ungefähr in seine oder seiner Leute Hände gerathet, so weiset diesen Ring vor, und Ihr seyd gerettet.

Luitgarde stand bestürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte sie verstummen. Der dunkle Fremdling am Moldaustrom erschien vor ihrem Geiste, sie glaubte einige Ähnlichkeit zwischen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief sie, und ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, sah sie ihn forschend und grausend an. Der Adel dieser Züge, der milde Ausdruck seiner Augen straften eine kindische Furcht Lügen; sie faßte sich und ergriff den Ring. Es war ein schöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beyden Seiten mit drey kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts besetzt.

Ich danke Euch recht sehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen Euch.

Diesen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich seiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhaftesten Dank seinem Eigenthümer zurückstellen. Aber seyd nun auch so gütig, mir Euern Nahmen und Wohnort zu sagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geschenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorn: Der Ring ist mir sehr theuer. Ich gab ihn Euch, er sollte Euch dienen, er sollte Euch vielleicht retten, er sollte dafür bey Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge suchte den Boden, und schnell ließ sie, ohne zu bedenken, was sie that, den Ring in den Busen fallen, weil Jemand in's Zimmer trat. Der Hammermeister both ihr auf's Neue den Arm, sie schritten hinaus, er hob sie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben so flüchtig erwtedert, ihre Blicke begegneten sich noch einmahl und die Pferde rissen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und streitenden Gefühlen fuhr sie dahin. Sie konnte sich's nicht läugnen, daß die Erscheinung des Budweiser Hammerherrn einen wunderbaren Eindruck auf sie

gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichste war ihr die Gewalt, mit der sein Inneres auf das ihrige zu wirken, sie zur Offenheit und Wohlwollen gegen ihn gleichsam zu zwingen schien, gegen ihn, den sie nie gesehen, ja dessen Äußerungen und Umgebungen so manches seltsame und nicht freundliche Räthsel zu enthalten schienen.

Angelangt auf dem Schlosse ihres Oheims, kam ihr dieser voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch diesen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte sie diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Sie war nicht im Stande zu antworten; die Müdigkeit, die Erschütterung der Reise — die Kammerfrau hatte sogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, sich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf sie sich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob sich in ihrer Brust, tausend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotischen Streite durcheinander, Schmerz und Beschämung, Sehnsucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher

Neigung, mit der ganzen Welt! Da wurde es laut im Schlosse, Thüren gingen auf und zu, Menschentritte schallten eilig über die Gänge, Friedrich war angekommen. Sie mußte sich zusammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie stand auf, sie fühlte, daß sie zitterte und ihre Knie wankten. O Gott, was ist das? rief sie: Was wird mit mir? In dieser Bewegung, wie sie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Busentuches. Sie erschrack, wie vor einem Geiste, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füssen; aber man nahete sich ihrem Zimmer, schnell hob sie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thür des Vorsaals ging auf, sie hörte ihren Oheim und eine feine zweyte Männerstimme, die ihr Herz umwandte. Entschlossen raffte sie sich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim stand vor ihr und ein junger Mann, in dessen ausgebildeten Zügen sie die Umrisse des jugendlichen Freundes erkannte, bückte sich zierlich und tief. Das ist mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, sagte der Oheim freudig, und das ist deine Braut.

Meine schöne Braut! lispelte Friedrich, und breitete die Arme aus, sie zu umfangen. Aber in ihr hatte der innere Sturm seinen höchsten Gipfel erreicht, ein unbeschreibliches Weh durchzuckte ihre Brust, sie stieß einen undeutlichen Schrey aus, und sank ohnmächtig auf Friedrichs Schulter.

Als sie zu sich kam, fand sie sich auf ihrem Bette, der Oheim hielt sie in seinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau sie mit Essenzen labte. Sie richtete sich auf, sah starr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie ist Euch, liebe, schöne Cousine? fragte Friedrich. Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich so ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, sagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Luitgarde suchte sich zu fassen. Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergib! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt ist es vorbey, mir ist wieder leichter. Sie stand auf, sie strebte, ihren Vetter recht freundlich anzusehen und angelegentlich von seiner Rei-

se, von seinem Aufenthalt in Wien zu sprechen. Es kostete sie unsägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte mit inniger Theilnahme zu, und Luitgardens aufgeregte Gefühle beruhigten sich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schlosse, daß Luitgarde ihren Bräutigam ganz unbeschreiblich liebe, und Friedrich suchte sich auf alle Weise dieser schönen Neigung werth zu machen. Luitgarde fühlte dieß an tausend geflissentlichen Aufmerksamkeiten, an zierlichen Bestrebungen, ihre Wünsche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunstreicher Mensch; in den vielen Ballen und Kisten, die er mitbrachte, waren nicht bloß Kunstwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthschaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünschen, so war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte, oder zerbrach, herbeygeschafft, oder zurecht gemacht, und sie mußte sich hüthen, derley Wünsche ja nicht oft laut werden zu lassen, wenn sie nicht von allen Seiten mit Leistungen und Verbindlichkeiten umsponnen seyn wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich seine Kunstfertigkeiten und seine Liebe

zu ihr an den Tag zu legen strebte. Diese Geschicklichkeiten erstreckten sich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schlosses zu übernehmen, er sprach und unterhandelte mit den Arbeitern, er griff selbst zu, er schmückte einige Zimmer mit Zeichnungen von seiner Hand aus, er mahlte andere selbst, war pünctlich, anstellig, sanft, gefällig, voll Kenntnisse, voll Talente. Luitgarde erkannte das Alles, sie schätzte seinen Werth, sie ehrte sein gutes Herz, sie war fest entschlossen, ihm ihre Hand zu geben; aber sie konnte in einsamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Wesen ihr den Vetter weibisch und schwach darstellte, ein rebellisches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und sie zu Vergleichen hinzureißen schien, die sie sich nun einmahl nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterley Art sich zu beschäftigen wußte, und Luitgarde mit festem Sinn dahin strebte, sich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligeren mit Heiterkeit entgegen zu sehen, da der alte Graf das Hochzeitfest seiner Kinder für den nächsten Frühling angesetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältnissen

der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gast, jeder Einwohner des Schlosses oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt gewesen, brachte neue Raub- und Mordgeschichten vom schwarzen Fritz mit. Mitunter waren es Neckereyen, Schalksstreiche oder unbegreifliche Wagstücke, wie nur Übermuth und Verachtung jeder Gefahr sie eingeben konnten, Auftritte, bey denen der kühne Räuber nicht selten, um ein tolles Wort, das er gegeben, zu lösen, oder um ein Unrecht zu strafen, sein Leben, ja seine Freyheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel gesetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde seit dem Vorfall mit dem Budweiser Kaufmann diese Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein schönes, adeliches Wapen gestochen war, eher für günstigere Vorstellungen sprach, so klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht sie immer wieder auf den Gedanken zurück, den sie mit Beben und doch mit unaussprechlichem Wohlgefallen dachte, daß sie dem Furchtbaren vielleicht nahe gewesen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweise der Theilnahme, von dem

Wilden und Gesetzlosen Merkzeichen der zartesten Achtung erhalten habe. Aber selbst diese Ungewißheit, das räthselhafte Dunkel, worein sich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, sein Andenken öfters in ihrem Geist zu erwecken.

Es waren aber nicht diese zufälligen Erzählungen und Gespräche allein, was unaufhörlich ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte seit einiger Zeit deutlich, daß sie von einer unbekannten Macht umgeben und geheimen Einwirkungen bloßgestellt sey, deren Urheber sie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur sie auf Gesinnungen der zartesten Achtung, ja vielleicht noch einer sanfteren Empfindung schließen konnte. Mancher kleine Wunsch, den sie flüchtig geäußert, fand sich erfüllt, manche Sorge, die sie als Führerinn des Hauswesens beschäftigte, schien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was sie an Vorräthen, an Habseligkeiten für sich und das Haus bestellte, langte mitten durch die unsichersten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unversehrt im Schlosse an. Auf drey bis vier Meilen um ihren Wohnsitz herrschte die tiefste Ruhe, und in den undurchdringlichsten Wäldern, die

ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reisen. Es war, als schwebe eine schützende Gottheit über dieser Gegend, und mancher kleine Raub, der an einem Unterthan ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weise ersetzt. Jede solche Erfahrung drückte einen scharfen Stachel in Luitgardens Brust, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieselbe.

Es war vor einigen Wochen, als sie einst über der Tafel im Gespräche den Wunsch geäussert, einen Papagey zu besitzen, wie sie einen bey einer Freundinn in Wien gesehen. Sie sprach mit Lust und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr so ein Thierchen machen würde, von der Zerstreuung in einsamen Stunden, wenn Geschäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunstsammlungen und Mahlereyen den Vetter von ihr entfernten. Aber das Gespräch, der Papagey und die Freude daran waren längst vergessen, als plötzlich einmahl bey'm Aufstehen ein seltsamer Schrey ihr Ohr berührte und sie, zum Fenster tretend, woher er erschollen war, mit Schrecken und Staunen ein sehr schönes Papageyenhaus an dasselbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieser Art erblickte. Wie

war der Käfig an ihr Fenster gekommen, das im zweyten Stockwerk des auf Felsen gebauten Schlosses nur dem kühnsten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hause, auf ihren Vetter, der denn aus den Fenstern der anstoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Überraschung hätte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, sie eilte zu ihrem Oheim hinüber, sie dankte ihrem Vetter. Alles war erstaunt, aber Niemand unterrichtet; ja, Friedrich bewies ihr durch allerley kleine Umstände, daß er in dieser Nacht nicht auf jenem Flügel des Schlosses gewesen seyn konnte. Alle Leute im Hause wurden ausgeforscht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Luitgarde den Vogel und ergetzte sich an seinem mannichfaltigen Geschwätz, und konnte gewisse Gedanken, die ihn ihr werth machten und ihr Herz, wenn sie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenster gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten, nicht verscheuchen, als plötzlich in einer einsamen Stunde der Vogel deutlich: »Victorin! Ach, Victorin!« ausrief. Dieser Nahme und der Seufzer, der ihn begleitete, machten sie stutzen. Sie sprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort

gelehrt, gleich als könnte er sie verstehen. Aber der Vogel wiederhohlte sein: »Ach, Victorin!« und Luitgarde, die sogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerst bestimmten Verlobten dachte, fühlte ein unaussprechliches Grauen; es war ihr, als umringten sie die Geister der Verstorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Besinnung wieder zurück, sie schämte sich ihrer Furcht, ja, sie neckte den Vogel nun absichtlich mit dem Nahmen, und ließ sich ihn, so oft es ging, vorsagen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus gekommen, beschäftigten alle Bewohner desselben auf's lebhafteste. Die Meisten fanden viel Spaß an dem kunstreichen, schwatzhaften Thierchen; nur der alte Graf schüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Bestrebungen damit verglich, womit eine unsichtbare Macht Luitgarden zu umgeben schien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich war am unruhigsten, er forschte überall nach, er durchsuchte das ganze Schloß und seine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauses, Gräfinn Bell-

heim, die Familie zu besuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereisen entfernt, und nur ein nothwendiges Geschäft, welches sie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte sie bewegen, im Winter und bey den furchtbaren Gerüchten von der Unsicherheit der Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing sie mit Freuden. Luitgarde hatte so lange eines Umgangs von ihrem Geschlechte entbehrt, sie führte also gleich am andern Morgen die Gräfinn in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Putz und tausend ähnliche Gegenstände Stoff zu lebhaftem Gespräche gaben, als auf einmahl der Papagey seine Stimme erhob, und »Victorin! ach, Victorin!« rufend, der Gräfinn Blicke auf sich lenkte.

Was ist das? rief sie bestürzt: — Dieser Papagey — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff sie.

Es ist mein Papagey, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weise entwendet.

Luitgarde stand verlegen: — Bey Gott! Ich weiß nichts —

Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Euere Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfinn wiegte staunend das Haupt. Das fasse, wer kann, sagte sie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, oder eine seltene Ähnlichkeit mich irre führt, so seyd so gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfinn kosend, und der Papagey drehte den Hals nach der Stimme, schüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfinn zu, die ihm die Hand hin hielt. Er setzte sich sogleich darauf, er liebkos'te ihr und erkannte so mit allen Zeichen die ehemahlige Gebietherinn.

Der Vogel ist Euer, sagte Luitgarde finster: Ich seh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte sich mit sehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfinn verbath es, sie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, sie ersuchte sie, das Thierchen, das vorher doch ein gestohlenes Gut gewesen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundinn zu empfangen.

Gestohlen Gut? wiederhohlte Luitgarde, und ihr Innerstes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfinn! sagte sie nach einer Pause, und

ich danke Euch für Euer gütiges Anerbiethen; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel ist mir verhaßt, seit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfinn wollte ihr freundlich zureden, sie stellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr seines Lebens gebracht, ganz unschuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht seyn!

So wisset Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts, erwiederte Luitgarde hastig, als daß ich den Vogel nicht mehr sehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beschwöre, ihn sogleich mit Euch fortzunehmen, denn ich — ich lasse ihn bey'm Fenster hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er ist ja gestohlen!

Die Heftigkeit, die hervorbrechenden Thränen, mit welchen Luitgarde diese letzten Worte sprach, machten die Gräfinn stutzen. Sie drang also nicht weiter in sie, und es blieb dabey, daß sie ihren Vogel mit sich nehmen würde.

Unter verschiedenen Gesprächen, die sie, um die tiefbewegte Freundinn zu zerstreuen, auf die Bahn brachte, legte sich endlich Luitgardens in-

nere Empörung, und nach einer Weile war sie ruhig genug, die Gräfinn zu fragen, wer denn in ihrem Hause Victorin heiße, und warum der Papagey diesen Nahmen immer mit einem Seufzer ausspreche?

Victorin? sagte die Gräfinn verwundert: Bey mir heißt Niemand im ganzen Hause so, und er hat auch dieß Wort nie gekonnt, so lange ich ihn hatte, was beynahe drey Jahre war.

Luitgarde schwieg gedankenvoll.

So heißt wohl euer unbekannter Ritter so, und er hat den Vogel seinen Nahmen sprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde sie heftig: Ich kenne keinen Menschen, der diesen Nahmen führt. Bey Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfinn drang nicht weiter in sie, denn sie sah wohl, wie Alles, was auf diesen Vogel Bezug hatte, Luitgarden auf's heftigste erregte; aber sie behielt ihre Gedanken für sich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denselben Abend einen Theil derselben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in

dem Herzen seiner Braut gar nichts geahnet hatte, schweifte, durch die Erzählung der Gräfinn aufgereitzt, auf allerley ganz entgegengesetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zusammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagey weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der so zweydeutige Geschenke bringe, und die man so gleichgültig wieder hingebe.

Die Gräfinn sollte bald darauf abreisen, und da sie von allen den Mordgeschichten, welche sie hier im Schlosse hatte erzählen hören, noch ängstlicher geworden war, sah der alte Graf keine Möglichkeit, seine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich selbst meiner schönen Muhme diesen Ritterdienst erweisen, sagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in diesem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit, Friedrich, hörst du?

Mit vielem Vergnügen, antwortete dieser, indem er aufstand, und sich gegen die Gräfinn verneigte. Aber Luitgarde sah den Widerwillen deutlich, mit dem er sich diesem Auftrage unterzog.

Es war indessen nichts anderes zu thun, als freundlich bey'm bösen Spiele auszusehen. Die Reise wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abends langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schlosse an. Luitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, sie hatte einige Ängstlichkeit über das Schicksal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, so ernst und liebreich auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen diese Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der sie besorgt machte, und der auch für sie nur auf ungewissen Vermuthungen beruhte, durfte sie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch diesen sichtbaren Antheil, er umarmte seine Braut recht herzlich, und sie sah bald aus seinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen seyn müsse, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Luitgarde! sagte er: — Doch, warte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog sie mit sich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen konnte er seine große Neuigkeit nicht mehr zurückhalten. — Vater! Luitgarde! sagte er! Denkt, was mir begegnet ist, was ich erlebt

habe! — Ich habe den schwarzen Fritz gesehen.

Den schwarzen Fritz? riefen Beyde.

Ja, ja, leibhaftig und so nahe, wie ich Euch sehe, und ich habe sogar mit ihm gesprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater. So ist er gefangen?

O, das nicht! antwortete Friedrich.

Bist du angefallen worden? fragte Luitgarde erschrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich. Gesprochen habe ich ihn, wie ich Euch spreche, ruhig, gelassen.

Nun, so erzähle in Gottes Nahmen, sagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut morgens auf der ersten Station vom Schlosse der Gräfinn herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Nahmen zu verschweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, sondern setzte mich in der Gaststube hin. Es waren allerley Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu streifen. Sie lärmten und fluchten, und erzählten allerley wildes Zeug von den Räu-

bern, und wie sie dem schwarzen Fritz schon zwey Mahl ganz nahe auf der Spur gewesen wären, wie er hier herum seinen eigentlichen Sitz habe u. s. w., daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in die Nacht zu fahren. Indeß öffnete sich die Thür und ein Geistlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von seinem Schulmeister gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von ansehnlicher Gestalt, sein Aussehen, sein Stand, selbst seine Blicke, möcht' ich sagen, gebothen dem rohen Haufen Stillschweigen. Er ließ sich mit seinem Schulmeister etwas Wein geben, trank mäßig und hielt sich still. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu schwatzen, sie behaupteten, den schwarzen Fritz gut zu kennen, sie schilderten ihn mit furchtbaren Zügen und versicherten, wenn sie ihn jetzt wieder träfen, sollte er ihnen nicht mehr entgehn. Da stand der Geistliche auf, stellte sich zu ihnen und fragte: wenn sie denn ihrer Sache so gewiß wären, warum sie dem Menschen sein schreckliches Handwerk nicht schon längst gelegt hätten? Die Dragoner schwatzten und schwadronirten in den Tag hinein, wie rohe Soldaten pflegen. Der Geistliche trieb seinen

Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich sehen, und es schien ihn zu belustigen, wie hoch und kühn sich die Kerls vermaßen, was sie an dem schwarzen Fritz thun wollten, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? sagte der Geistliche, mit einem Tone, der mir, ich gestehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir sahen uns Alle sonderbar untereinander an, jeder besorgte, in seinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indessen war der Schulmeister, der sich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geistlichen einen Wink.

Ich bin der schwarze Fritz, rief dieser nun mit einer Donnerstimme mitten in die betäubte Versammlung hinein, warf sein falsches Haar ab, und stand in schwarzen, krausen Locken furchtbar, aber hübsch da. Zugleich aber zog er ein Pistol, und hielt es vor sich. »Dem, der mir nahe kommt, brenn' ich das Gehirn aus!« rief er. Der vermeinte Schulmeister entblößte einen ungeheuern Saras und deckte seines Herrn Rückzug. Wir standen alle erstarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf: Das ist zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte sich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigsten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgesetzt?

Ja wohl. Die Dragoner waren sogleich aufgesprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeschnitten, und wie sie sich aufschwingen wollten, rollten sie mit Decke und Sattel wieder von ihren Gäulen herab; die beyden Räuber aber sprengten hohnlachend auf ihren windschnellen Rossen davon.

Nun, das ist zu toll! sagte der Vater: Ein ganzes Zimmer voll Menschen, darunter Soldaten, und können zwey Räuber, die sich ihnen noch spottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich suchte die Sache zu erklären, zu entschuldigen; aber der Vater blieb auf seinem Sinn, daß das eine ewige Schande sey, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beschreibung von dem schwarzen Fritz abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indessen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Ta-

gen sollst du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte sich ergeben, aber sie konnte nun weniger als je ein gewisses Bild aus ihrem Gedächtniß verbannen, oder sich des dunkeln Gefühls erwehren, daß ihr Vetter neben dem kecken Räuber doch eine armselige Rolle gespielt habe.

Nach zwey Tagen, während welchen Friedrich seine Cousine auf eine geschickte Art vom Durchgehn durchs den Bildersaal abzuhalten gewußt hatte, hohlte er sie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen versprach, führte er sie gerade vor das Bild des unglücklichen Gefangenen, das sie so oft mit so viel Wehmuth betrachtet hatte, und sagte: Nun schau, Luitgarde!

Entsetzt fuhr sie zurück. — Des Gefangenen Gesicht war gerade gegen sie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düstersten Verzweiflung, starrten sie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrey schlug sie die Hände vor das Gesicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr, triumphirend über den schauerlichen Erfolg seiner Kunst und der schlauen

Überraschung. Er fand sie, zitternd an allen Gliedern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Busen flog, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was ist dir? Kann dich denn ein künstlerischer Versuch so erschrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber gestritten. Du fandest das Bild gerade so anziehend, weil man die Züge nicht sah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunstgriff des Mahlers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzustellen. Nun habe ich es versucht, die Aufgabe zu lösen, ich habe dem Gefangenen das Gesicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und schauderte.

Es ist so ähnlich wie möglich, kann ich dich versichern, und dein Entsetzen beweis't für den beabsichtigten Effect. Aber komm doch, und sieh es noch einmahl an!

Um keinen Preis in der Welt! rief sie mit Entschlossenheit: Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sey nicht so kindisch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich gestehe; aber ich müßte be-

dauern, daß es so vollkommen gelungen ist, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde —

Finde du, was du willst! rief sie: Aber sey versichert, du hast mir unendlich weh gethan.

Verzeih, mein Kind! Das wollte ich nicht, und wenn ich auch fasse, daß der erste Anblick dich erschrecken konnte, so begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich stand erstaunt. Er suchte sie zu beruhigen; aber so weh es ihm that, die holde Braut in solcher heftigen Erschütterung zu sehen, schmeichelte es im Grunde doch seiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung seiner großen Kunst zuschrieb.

Luitgarde faßte sich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Gestalt mit der unglücklichen Ähnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichsten Verzweiflung ihr wie ein schreckendes Gespenst vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte sehr seines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um seine Nichte nicht täglich mehrere Mahle zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu

zwingen; aber auch, als das Gemählde entfernt und ihr Weg wieder frey war, ging sie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles Wesen gesunken war, sich schmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine schreckliche Zukunft, wo er, eben so von Ketten belastet, der Freyheit, des Tageslichtes beraubt, die Dauer eines jammervollen Daseyns in düstrer Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerstes zerriß. Und hinter dieser düstern Kerkerscene — was zeigte sich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geschaffen, für die des Erlösers Blut geflossen, und die vielleicht jetzt noch eines bessern Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff sie am mächtigsten und beschäftigte sie unaufhörlich — es war ein lichter Punct, auf den sich ihre Seele in dem wüsten Gewirre, das sie umfing, mit Eifer und stets wachsender Liebe richtete — seine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und diesen Jüngling, dem sie die innigste Theilnahme nicht versagen konnte, der sich gegen sie edel und liebevoll bewiesen hatte, vielleicht von seinen schrecklichen

Wegen zurückzubringen. Jemehr sie diesem Entwurfe nachsann, je glänzender strahlte er ihr entgegen; sie glaubte, daß das eine recht schöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Daseyn werden könnte, und sie entwarf tausend Plane und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebsten durch sie geschehen möchte.

Unterdessen fing der Winter allgemach an, sich seinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und schmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das stumme Erstarren des Winters wich vor dem Geräusch der fallenden Tropfen und der entfesselten Wellen, Frühlings- und Sehnsuchtsgefühle regten sich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an sein nahendes Hochzeitfest, Luitgarde fühlte die Brust von schmerzlich süßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenstand aber jenes Fest nicht war; ja vielmehr schlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eisiger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunkeln, düstern Hoffnungen. Doch es war der Wunsch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgespro-

chene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war so rechtlich, so aufmerksam gegen sie, daß sie ihr rebellisches Gefühl mit strenger Vernunft zur Ruhe sprach, und sich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauses über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indessen schob sich durch einen Zufall ein kleiner Aufenthalt dazwischen. Ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft, das des alten Grafen Anwesenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfest seines Sohnes auf unbestimmte Frist zu verschieben. Dieser sollte indeß im Schlosse bleiben und alle Anstalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht schicklich bey ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reise ward mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig vermahnte, angetreten, zwey Tagereisen waren glücklich zurückgelegt, und schon glaubten sich die Reisenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölz, wo der schlechten Straße wegen der Wagen langsam zu fahren bemüßigt war, berittene Räuber von zwey Seiten hervorsprengten, den Postillon mit vorgehaltenem Pistol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche sich zur

Wehre setzen wollten, vom Kutschbock rissen, sich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Kostbarkeiten, die der Graf mit sich führte, forderten. Dieser antwortete ihnen unerschrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und schlug auf den Grafen an. Erschrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Brust, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl Eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief seine Kameraden mit einem Pfiffe zusammen, und Alle sprengten mit verhängtem Zügel in's Dickicht hinein.

Nach einer langen Pause des stummen Erstaunens sagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war. Indessen hatten die Bedienten sich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man setzte, noch erschrocken, betäubt von dem schnellen Wechsel der Ereignisse, den Weg fort. Mit düsterem Unmuth hörte Graf Martinitz den Bericht seiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für sie, der sichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzuflößen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schicksal seines Sohnes —

Alles regte sein Innerstes in peinliche Gefühle auf; doch schwieg er finster, und verlangte nur den Ring zu sehen.

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er: Das ist das Lansky'sche Wapen! Das ist ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger gesehen habe! Wie kommt der Mensch zu dem Ring? — Und er ist ihm theuer, hat er dir gesagt? Und doch hat er ihn dir geschenkt? — Er schüttelte das greise Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederhohlte Luitgarde langsam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papagey's fielen ihr auf einmahl schwer auf's Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und seinem Vater bestimmt gewesen, und wer hatte ihr den Papagey gebracht, und wer ihn den Nahmen ihres verlornen Verlobten gelehrt? Sie schauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob sich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und schmerzliche Lust in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch

schön gesagt habe. Der Ring ist ihm sehr theuer, hat er mich versichert. Ich wollte ihm denselben zurücksenden, wenn ich seiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit sichtlicher Empfindlichkeit.

Der Mensch ist in dich verliebt, das ist klar. Nun lassen sich auch manche andere Dinge und das Geschenk des gestohlenen Papagey's begreifen. Eine lächerliche und doch grausenhafte, schändliche Liebschaft, fürwahr, zwischen meiner Nichte und einem Spitzbubenhauptmann!

Dieß Wort schnitt tief und schmerzlich in Luitgardens Brust, und sie vermochte nicht, ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob sich der Stolz und der Entschluß, den Unglücklichen, der mitten in seiner Verwilderung noch besserer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und seiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meist schweigend, in tiefen Gedanken kamen sie nach Prag. Graf Martinitz betrieb seine Geschäfte und mitunter geheime Nachforschungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte sich beobachtet, und nicht mehr so zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte sie; denn sie wußte sich keines Vergehens, nicht einmahl einer tadelhaften

Nachgiebigkeit schuldig. Sie hatte gegen verführerische Erinnerungen ernstlich gekämpft, sie wollte Friedrich ihre Hand geben, sein liebevolles, treues Ehegemahl seyn. Mehr forderte er selbst nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht, in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewisses Bild in Luitgardens Herzen einnahm, besetzten ja in ihres Vetters Brust ganz offen und hell seine Sammlungen und Kunstfertigkeiten; sie sah nicht ein, worin sie gefehlt hatte.

Die Geschichte von des Grafen wunderbarer Erlösung aus der Hand der Räuber machte Aufsehen in Prag. Die Domestiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geschwatzt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entstellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längst schon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortschritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieses Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des schwarzen Fritz gesetzt hatte. Er ging sogleich selbst zum Grafen von Martinitz, und, seine Freyheit mit seiner Pflicht ent-

schuldigend, bath er ihn im Nahmen des Gerichtshofes Seiner Majestät, ja der guten Sache selbst, um bestimmte und treue Auskunft. Der Antheil seiner Nichte an der wunderlichen Geschichte setzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen so aufrichtig er konnte, und dieser verlangte endlich den Ring zu sehen. Luitgarde sollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerstreben, sie bath, sie kniete vor dem Oheim nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, sie hätte so gern das Pfand der zarten Achtung des Unglücklichen für sie treu bewahrt! Und nun, in welche Hände sollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in seinem Nahmen, im Nahmen der öffentlichen Ordnung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war gestört worden. Luitgarde konnte sich nicht entziehen. Stumm und düster gab sie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch sie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wapen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit sich, und verhieß, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzustellen.

Diese acht Tage vergingen in einer peinli-

chen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den schauerlichen Verehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter schien es sich in Widerstand und Reibung zu entzünden, und eine unselige, schmerzlich süße Vermuthung, die seit der näheren Bekanntschaft mit dem Ringe sie tausend Mahl in wunderbare Träumereyen verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehen, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angst ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finstern Mienen darauf hingewiesen worden, daß man jedes Mittel anzuwenden nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sey, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines so verruchten Verbrechers führen könnte, und daß er sich des Mitleids schäme, das sich für ein solches Ungeheuer in der Brust seiner Verwandten, der Braut seines Sohnes, zu regen scheine.

Luitgarde antwortete nichts auf diese Vorwürfe, und beschloß zugleich, über diese Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie sie meinte, Unrecht that, und überhaupt sich unrecht in diesem Verhältnisse be-

nehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte sich ihres Herzens, sie fing an, den Gedanken, die sie zu Vergleichungen lockten, nachzuhängen. Sie sann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Wesen, das sich in allen Künsten versuchte, und in keiner Meister war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schicksal hinausgestoßen hätte in die Wildniß, unter böse, verderbte Menschen, wenn er sein Leben, seine Freyheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecherischen Beyspielen seine Tugend hätte behaupten sollen? Und sie versetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit seiner Willens- und Körperkraft, mit seinen Anlagen und seinem Muthe in den Schooß einer liebenden Familie, sie dachte sich ihn unter rechtlichen Menschen, in adlichen Sitten, in jeder Übung der Tugend und nützlicher Wissenschaft erzogen, sie wagte es, das Bild auszumahlen, wenn er wirklich Victorin Lanéky und ihr erster Verlobter wäre, und sie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens bey'm Frühstück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler seiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Luitgarden, sie nahm ihn schweigend

aus seiner Hand, mit einer gräßlichen Ahnung berührten im Spiel der Phantasie sie die Farben desselben — der Carniol war ihr Victorin's Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; sie verließ das Zimmer.

Noch am Abend desselben Tages stürzte eine ihrer Zofen mit lauter Freude in ihr Kabinet: So eben verbreitet sich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der schwarze Fritz sey gefangen, und werde morgen in schweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Luitgarde erstarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und sein geschäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in schmerzliche Gedanken zu versinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach sie endlich in jammernden Tönen aus, als die Zofe das Zimmer verlassen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man seine vermuthete Neigung für sie zum Werkzeug seines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumstößlich bewiesen, und von diesem Augenblick an, da dem unerbittlichen Gesetze genug geschehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu besorgen war, nahm ein tiefes, ein heiliges Mit-

leid, verbunden mit bitteren Vorwurfen gegen sich selbst, und mit dem Bewußtseyn der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen sie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltsam ein, und machte jede andere Neigung, ja iede Rücksicht daraus verschwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgesindes, Alles überzeugte sie am andern Morgen, daß die Nachricht der Zofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belastet, beynahe an jedem Gliede seines Körpers gefesselt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Hahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauspiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu sehen, Alles erzählte vom schwarzen Fritz und Alles schien sich zu vereinen, um Luitgardens Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein schöner Mensch ist! Was er für prächtige Augen hat! rief die eine Zofe der andern in der Gallerie vor Luitgardens Thür zu. Und hast du gesehn, sagte die zweyte, wie er so wild und fürchterlich auf den Boden starrte

und zuweilen die Ketten schüttelte, daß mich ob dem Rasseln schauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute schrecken, die ihn anzusehen gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweyte, ich glaube vielmehr, die schweren Ketten müssen ihn nicht wenig drücken und schmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Mensch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach, es ist ein unglücklicher Mensch, erwiederte jene, und wird es jetzt schwer büßen.

Luitgardens Herz war zum Zerspringen voll, und in diesem Augenblicke, wo sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, sich in einer einsamen Stunde ausweinen zu können, kam Besuch an Besuch, und Jeder wiederhohlte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und wußte irgend eine Anekdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Luitgardens Innerstes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere Umstände über sein Schicksal, seine Thaten, seine Gefangennehmung wurden bekannt, doch nicht aus seinem Munde; denn er weigerte sich störrisch, etwas zu bekennen. Seine

Mitschuldigen sagten aus: Er war im Sächsischen Erzgebirge von einem Köhler erzogen worden, der, selbst Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerstrebend Vater nannte, zu rauhem, harten Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwedische Freybeuter, die den hochgewachsenen, kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entschlossenheit machten ihn zum Liebling seiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrschaft gewann.

Nach und nach sah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu seyn, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm standen. Ihn schreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder spielten, lernte er lesen und schreiben, ja sogar militärisch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerksam. Fritz wurde Unteroffizier, und in kurzer Zeit bey einer kleinen Expedition, die nur sein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun stand eine schimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft seines Gemüths wandte sich auf Ehr- und Ruhmsucht. Er wollte steigen, er wollte glänzen, herrschen, Alles neben sich verdunkeln; denn ihm schwebten

aus dunkler Erinnerung Bilder eines beſſern Zuſtandes ſeiner früheren Kindheit vor, als er in der ſchmutzigen Köhlerhütte und unter ſeinen niedrig geſinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und ſein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödtlich beleidigt. Er nannte ſich nicht mehr Fritz, ſondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Bruſt, daß er einſt mit dieſem Nahmen war gerufen worden, und er ſtrebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böſes Verhängniß ihm entriſſen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeſchmeidig, kühn und ſtolz, hatte er von jeher verſäumt, ſich Freunde zu erwerben, und nur ſeinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen ſollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil ſie den Vorzug beſaßen, den er in den Augen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben feſt überzeugt war: eine adeliche Herkunft. Das kränkte ihn am tiefſten und erfüllte ſeine Bruſt mit gehäſſigen Gefühlen. Dennoch ſtand er endlich im Begriff, ſeinen Wunſch zu erreichen und als Hauptmann in ein

Linienregiment zu treten, als der Friede geschlossen, sein Corps aufgelöst und die meisten Truppen entlassen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeschnitten, seine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache stachelten ihn auf, brot- und herrenlose Kameraden gesellten sich zu ihm und der Entschluß bildete sich in ihm aus, sich an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn ausgestoßen, die alle seine Plane auf Ehre und rechtlichen Besitz zerstört hatte. Bald hatte sich die Bande gesammelt, bald war er durch einstimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildesten Thaten, die kühnsten Entwürfe waren sein Werk, aber auch die strengste Ordnung und eine rauhe Rechtlichkeit unter den Mitgliedern seines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beynahe Unglaubliches auszuführen und sich jeder Nachstellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag seine Geistesgegenwart, sein Scharfblick der verführerischen Stimme einer Leidenschaft, die stärker sprach, als Ehre, Muth und Vorsicht. Er ging in die schlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er

glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der schwarze Fritz war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, aber sie konnte, ohne ihres Oheims finsterste Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bey einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sey,

dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheil äusserte sich der priesterliche Greis über seinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbußfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmahl auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sey.

Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen, sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, die weniger von dem Bewußtseyn seiner Schuld, oder von Furcht vor Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolz und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, herzurühren scheint.

Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert? fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. Daß es ein Weib seyn müsse, scheint so ziemlich aus entfallenen Wor-

ten und Winken hervorzugehen; aber er ist zu keinem Bekenntniß überhaupt, und so auch nicht zu diesem zu bewegen.

Dann wird man ihn ohne Weiters auf die Folter bringen, sagte kalt einer der anwesenden Herren.

Luitgardens Herzschlag stand still und eine Todesblässe überzog ihr Gesicht. Der Geistliche betrachtete sie unbemerkt, aber aufmerksam. Das wird nicht nöthig seyn, sagte er, denn er läugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über sich sprechen und entscheiden, was sie wollen; die Thatsachen sind durch die Aussagen so vieler Mitschuldigen und Zeugen bewiesen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben ist gewiß verloren. Möchte ich nur so glücklich seyn, seine Seele zu retten!

Luitgarde sah den Geistlichen lang' und forschend an. In diesen Zügen lag so viel Menschlichkeit, so viel Duldung und so viel himmelwärts strebendes Verlangen, daß ein Entschluß, der in ihr zu arbeiten begann, sich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Gespräch, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen stand sie früh auf, sag

te, daß sie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihrer Kammerfrau begleitet, in das Kloster, in welchem Pater Augustin, dessen Orden und Nahmen sie sorgfältig auszukundschaften nicht vergessen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pförtner herabbitten. Der Geistliche erschien sogleich. Mit ganz zerknirschtem Herzen, unter Thränen des Schmerzes und der Scham entdeckte sie nun dem Priester ihr ganzes Schicksal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Verbindung mit Friedrich, die Geschichte mit dem Ringe, den Theil der Schuld des Verraths, der auf sie fiel, ihre Angst vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod seiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geständniß von ihrer Seite, seine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloses Übel, das durch sie verübt worden war, sein starres Herz schmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in dasselbe öffnen könnte?

Der Geistliche hatte sie ganz ausreden lassen, dann saß er noch eine Weile tief nachsinnend. Endlich erhob er sich und sprach: Es ist möglich, mein Kind, daß Euer verdienstlicher Entschluß

auch wirksam seyn kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erste aber schweigt von Eurem Vorsatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtsinn und Übereilung, sondern mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit siegender Beredsamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, stellte ihr alle möglichen Folgen ihres Schrittes vor und hieß sie zuletzt sich in acht Tagen wieder anfragen.

Sie schied von dem Geistlichen verstört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hindernisse, die er vor ihr aufzuthürmen schien, dennoch fest entschlossen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege seyn.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erschien wieder vor Pater Augustin. Durch das sichtliche Erstaunen, mit dem er sie empfing, blickte ein Zug von stillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu biethen gesonnen sey? — es ließe sich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch vielleicht für die Sinnesänderung des Gefangenen Eini-

ges hoffen; aber — Luitgarde müßte sich entschließen, selbst zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie stutzte. — »Wenn es keinen andern Ausweg gibt — ich bin auch hierzu bereit!« — Der Geistliche sah sie verwundert an. — »Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verschwiegenheit und Verborgenheit zusichern könnt, so, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von diesem gewagten Schritte erfährt.«

Das kann ich, erwiederte der Geistliche.

»Nun, so benennt Tag und Stunde.«

Wie, Ihr wolltet wirklich? —

»Es ist mein fester Entschluß. Ich will seine Seele retten, wenn ich kann, ich will für seine Liebe, die ich ihm so schlecht gelohnt, dieß zum Ersatz geben.« Des Geistlichen Züge hellten sich mehr und mehr auf, wie er Luitgardens festen Entschluß sah, und der Gang ward auf den drittnächsten Tag festgesetzt.

Mit der nöthigen Vorsicht und in hinreichender Verhüllung traten sie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte kam, je mehr nahm ihr Zittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete sie auf das vor, was sie zu finden hatte — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge schwerer Ketten

an Händen und Füßen gefesselt, auf seinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabliefen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um sich etwas mehr Freyheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verschaffen; und das denn mehrmahl bey einer schnellen Änderung seiner Lage mit Getöse herabfiel und ihn aufschreckte — ihn selbst bleich, durch Kerkerluft ermattet, finster und beynahe verzweifelnd!

Durch lange, düstere Gänge, neben hohen Eisenthüren, an festvergitterten Löchern vorbey, aus denen Kettengeklirre, oder Ächzen, oder Brüllen der Wuth scholl, folgte sie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete rasselnd eine knarrende Eisenthür — und sie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finstern Aufenthalt sie an. Der Geistliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Gesicht liegend, sich auch nicht einmahl nach den Eintretenden umsah, freundlich an und sagte: Du hast es verlangt, Fritz, daß die bewußte Person zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unschuld überzeugen sollst. — Hier ist sie. Bey diesen Worten schlug er den Schleyer zurück, den

Luitgarde vor Angſt und Schmerz zu lüften vergeſſen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem ſchrecklichen Fluche von ſeinem Lager auf, die ſchweren Ketten raſſelten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch ſein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltſam nieder.

O Gott! o großer Gott! rief Luitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

Du biſt's? rief der Gefangene: Du kommſt in dieſen Aufenthalt des Elends und des Grauens? — Er betrachtete ſie eine Weile halb gerührt, halb zürnend. — Nach und nach verdüſterten ſich ſeine Züge wieder, und mit bitter'm Lachen ſagte er: Sinnſt du wieder auf neue Tücke? Willſt du noch mehr von mir erlauſchen, um mich meinen Peinigern zu verrathen? Es iſt nicht nöthig, ich will ja ſterben, ich will mich nicht retten.

Der Geiſtliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was ſie ſah und hörte, ſchwieg.

Schweigt! rief der Gefangene: Ihr ſchweigt! Ich habe es nur mit ihr. Und nun ergoß er ſich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falſchheit, und eine ungeheure Lei-

denschaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth sich in diesen Klagen und Wünschen und ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens sehen, das ihr ganz ergeben und ihr längst schon theuer war. Sie weinte sanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat sie näher zu ihm und sagte: Ich bin doch unschuldig, Victorin, so sehr der Schein wider mich ist. Hört mich an! — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aufsehen, welches diese Geschichte erregt, und das ernste, unausweichbare Begehren des Kanzlers an sie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu; aber im Eifer des Gesprächs hatte sie sich neben ihn auf sein hartes Lager gesetzt, und das schwere Schloß, das bey jeder heftigen Bewegung von ihm, herunter zu fallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — Was macht Ihr? rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Last abnehmen. Aber so, wie er die Hand ausstreckte, schrie Luitgarde auf: Mein Gott, Ihr blutet! Die schweren Fesseln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog sie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen flossen darauf.

Ist's möglich? rief der Gefangene: Hasset Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich spricht?

Sie erhob den Kopf und sah ihn durch Thränen ernst und liebreich an: Ich bin Euch von Herzen gut, ich war es im ersten Augenblick, wo ich Euch kennen lernte, und so sag' ich Euch: so wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünsche, ich bin unschuldig!

Barmherziger Gott! rief er überwältigt und laut: — Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe gelästert, mir kann Gott nicht barmherzig seyn! Er stürzte nieder auf das Gesicht und seine Brust arbeitete in schrecklicher Beklemmung.

Luitgarde legte ihre Hand auf seine Schulter. Victorin! sagte sie mit tiefer Rührung: Glaubt mir, Gott ist unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr, ein schwaches, sterbliches Wesen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch so schwer beleidigt glaubt: wie soll der allbarmherzige Vater nicht seinem gefallenen und reuigen Kinde verzeihen?

Jetzt trat der Geistliche herzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menschenherzens und mit aller Salbung seines hohen Berufs drang er unwiderstehlich in

den Unglücklichen. Er pochte, er riß an diesem Herzen, das noch manches schönen Gefühls fähig war, und es gelang ihm endlich, seine starre Hülle zu schmelzen. Der Gefangene richtete sich auf, Luitgarde sah sein Gesicht in Thränen gebadet. — Und glaubt Ihr, glaubt Ihr wirklich, ehrwürdiger Vater, sagte er dumpf, daß Gott mir noch verzeihen könne — mir, einem so verruchten, so verhärteten Sünder?

Der Geistliche faßte ihn schnell bey diesem Gedanken, er entwickelte alle Tiefen der göttlichen Langmuth, er führte alle Stellen aus den heiligen Büchern an, die dem reuigen Sünder Verzeihung verhiessen. Victorins Thränen flossen stärker. O Gott! o Gott! rief er endlich und stürzte von seinem Lager herab in die Knie: Kannst du mir verzeihen? In diesem Augenblick trat die Sonne über das Gitter des Gefängnisses und goß einen hellen Schimmer auf den Knieenden nieder. Du bist erhört, dir ist vergeben! rief Luitgarde in Begeisterung. — Gott stärke dich, mein Sohn! sagte der Geistliche und legte seine Hand auf des Jünglings Haupt. Luitgarde sank an seine Brust. Ach, diesen Engel im Arm, rief er, darf ich es wagen, zu dir empor zu blicken?

»O mein Vater! verzeih' deinem zerknirschten, deinem verzweifelnden Kinde!

Eine tiefe, heilige Stille feyerte den Augenblick der Rückkehr eines gefallenen Sünders zu der göttlichen Barmherzigkeit. Als alle drey sich von ihrer Rührung erhohlt hatten, sagte der Geistliche zu Luitgarden: Jetzt, mein Fräulein, werde ich Euch fort begleiten, denn ich habe mit ihm allein zu reden. Luitgarde verneigte sich stumm.

Ich darf doch noch einmahl vor meinem Tode hoffen, Euch wieder zu sehen, edles Fräulein? fragte der Gefangene ehrerbiethig, aber mit sichtbarer Angst. Sie reichte ihm weinend die Hand: Ich sehe dich wieder, Victorin! Wir werden nicht getrennt. Der Geistliche führte sie fort.

Victorin's Sinnesänderung ging nun mit schnellen Schritten vorwärts, sein störrisches Betragen gegen seine Richter verschwand, er bekannte seine Verbrechen, er verlangte keine Schonung, wünschte zu sterben. Nur Ein Ziel hatte ihm auf der Welt in diesen letzten Zeiten wünschenswerth geschienen, der Besitz des über Alles geliebten Weibes, das seit lange wieder die erste Regung edlerer Natur in seinem erstorbenen Herzen geweckt hatte, und dieses war durch seine

Verbrechen auf ewig von ihm geschieden. So hatte ein Leben, das so gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reitz für ihn, und er that, was an ihm war, um sein Urtheil und die dunkeln Folgen desselben zu beschleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, sich in ihr Geschick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er sterben mußte, ja, sie sah in dem versöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Verklärung seiner selbst und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entschluß war für diesen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängstlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geistlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen festgesetzt, daß dieser an den Grafen Lansky schreiben, ihm den Ring senden, die Erinnerungen des Gefangenen aus seiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen und dann erwarten sollte, was dieser beschließen würde; Victorin aber sollte vor der Hand nichts von diesen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam schnell zurück. Vaterangst und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ sich nichts entscheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf woll-

te selbst nach Prag kommen, und Pater Augustin sollte indessen den Gefangenen näher ausforschen und vorbereiten. Das geschah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er sich selbst besann, der Werth, den die gute Köhlerinn, seine Pflegemutter, auf den Siegelring legte, die Achtung, die sie ihm heimlich dafür, als für sein kostbarstes Kleinod, einzuprägen suchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als sie — und die ihn späterhin bewog, den einfachen Ring so kostbar verzieren zu lassen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von seinen Pflegeältern in den Sächsischen Gebirgen gehört hatte, Alles stimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Augustin wagte es endlich, ihm das wahrscheinliche Geheimniß seiner Geburt und seines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer sich, er schien wie wahnsinnig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerrissen seine Brust, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeil verfallenen Lebens, eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Daseyn Werth geben konnte, gefunden zu haben, um

alle diese Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als seine Besinnung und seine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geistliche sah, nicht ohne eine Mischung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlicheren Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach ersparen sollte.

Auf sein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen gesundern Aufenthalt gebracht, die schweren Fesseln mit leichtern vertauscht und für bessere Pflege gesorgt. Seine unverdorbene Jugend widerstand der Wuth der Krankheit, und mit seiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit seines Geistes gebrochen. So wie er zu sich kam und, einiger Besinnung fähig, den Priester eintreten sah, streckte er ihm mit still ergebener Miene die Hand entgegen und sprach: Jetzt habe ich es gefunden, Pater Augustin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken, den Kummer, den ich Euch gemacht! Und was hast du gefunden, mein Sohn? fragte der Geistliche. Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinthe meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen soll! Und nun ent-

wickelte er mit innerer Erhebung, ja, mit einer Art von Begeisterung den Gedanken, daß Gott ihn so wunderbar geführt und ihm am Ende seiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, um damit er durch ein gelassenes, williges Opfer alles dessen, was dem Menschen am theuersten ist, einen kleinen Theil seiner Schuld abtragen, somit seine Büßung auf Erden schmerzhaft beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben sollte.

Froh und gerührt stärkte der fromme Greis seinen Schützling in diesen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzustatten, und, ohne daß er es wollte, durch seine warme Erzählung von der stillen Ergebung des Jünglings, von seinen frommen Entschlüssen, die längst genährte Flamme in ihrer Brust noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thür auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Gestalt trat in's Zimmer.

Gott im Himmel! Graf Lansky! rief Luitgarde.

Der Graf stand betroffen: — Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemahls —

Luitgarde erröthete heftig: — Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten —

Ist mein Freund Martinitz zu Hause?

Er ist seinem Sohne entgegen gereist, der in ein Paar Tagen erwartet wird. Übrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieser geistliche Herr Pater Augustin. Der Graf ging auf ihn zu und schüttelte ihm schweigend aber erschüttert die Hand; dann sah er Luitgarden scharf an. Sagt mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im ersten Augenblicke erkanntet?

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll — eine seltsame — eine unverkennbare Ähnlichkeit —

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Graf heftig: O, so soll es denn wahr seyn? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geschlechts an ihm zu erleben?

Der Geistliche trat hinzu und versuchte es, das Schmerzliche dieses Gedanken zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Fassung, die fromme Ergebung des Unglücklichen schilderte. Er hörte in tiefen Kummer versenkt zu, dann wendete er sich an Luitgarden: Und Ihr, mein Fräulein, heißet? —

Luitgarde Branow.

Dacht' ich's nicht! O, es muß sich Alles vereinen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr seyd Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinitz Schwester?

Luitgarde nickte bejahend.

Ja, das sind ihre Augen! So blickte Adelheid, so war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch bestimmt war?

Mit einem schweren Seufzer sagte sie: Ich weiß, Herr Graf, ich habe es längst geahnet.

Und Ihr verabscheuet den, den Euch die unglücklichen Ältern bestimmt hatten? Ihr müßt ihn hassen.

Jetzt brachen Luitgardens Thränen hervor. Ach, ich hasse ihn nicht, ich kann ihn nicht hassen!

Was hör' ich? Ist's möglich? Einen Verbrecher, einen Abscheu der Menschheit?

Mir ist er nicht anders als edel erschienen, sagte Luitgarde, indem sie ihre Thränen zu trocknen und sich zu fassen strebte. Und nun erzählte sie dem Grafen Alles, von der ersten Begegnung am Moldauufer bis zu ihrem letzten Besuch im Kerker bey ihm. Graf Lansky hörte ihr gespannt zu. Nach und nach schmolz sein empörtes Gemüth zu weicher'n Gefühlen; väterliche Liebe,

Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindseliges Schicksal zerstört hatte, nahmen Platz in seiner Brust. Er erhob sich zuletzt mit Thränen in den Augen und sagte: Nun, wenn es denn wahr seyn und ich in dem Gefangenen mein verlornes Kind wiederfinden soll, so laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt sich am schwersten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern soll: keinen Sohn zu haben, oder ihn so wiederzusehen! Führt mich zu ihm, Pater Augustin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergessenen Jugendfreundinn, Ihr seyd doch wohl so gütig, uns zu begleiten?

Sie gingen. Pater Augustin öffnete die Thür eines hochgewölbten, festvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochschlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thür stehen, um die erschütternde Scene nicht zu stören. Der Gefangene stand von dem Tische auf, an welchem er in einem frommen Buche gelesen hatte, ging dem Geistlichen, so weit es seine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbiethiger Freude. Die Blässe seiner Züge, die Langsamkeit seiner Be-

wegung zeugten von dem, was er gelitten und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. Das ist ein Abgesandter des Grafen von Lansky, sagte der Priester, der gekommen ist, Euch um die Umstände Eurer Jugendgeschichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreifet, von welcher Wichtigkeit Eure Aussagen und Eure Wahrhaftigkeit in diesem Stücke seyn können.

Victorin verneigte sich stumm, indem er die Hand auf die Brust legte und eine heftige Bewegung ihn bey'm Anblick des Fremden und bey dem Nahmen seines geglaubten Vaters zu durchzittern schien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit sichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forschte, streng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und sanft. Die Strenge in des Grafen Wesen ließ allmählich nach, wie sein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in dessen Gestalt und Benehmen sich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles aussprach; aber seine Verwirrung vermehrte sich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab und stieg endlich bis zu dem heftigsten innern Kampfe.

Es trifft Alles, Alles zu, rief er schmerzlich. Nur noch Ein Zeichen übrigt, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greises zu entscheiden.

Victorin erblaßte und trat zurück.

Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem schweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das —?

Eine schnelle Gluth überflog das Gesicht des Unglücklichen, er schlug mit zitternder Hand das dunkle Gelocke von der hohen Stirn und die Narbe erschien.

Gott! Gott, er ist's! Es ist mein Sohn! rief der Graf mit zerschmetterndem Tone, schlug beyde Hände vor's Gesicht und wandte sich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

Mein Vater! Ach, mein Vater! schrie Victorin, streckte die Arme aus und schwankte erblassend zurück, da er die verabscheuende Geberde desselben sah. Der Geistliche trat zu ihm, ihn zu unterstützen; aber in dem Augenblick sprang Luitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umschlang ihn mit beyden Armen und rief: Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich ver-

läßt, ich verlasse dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche sah sie mit sterbenden Blicken der innigsten Liebe an und sank ohnmächtig in ihre und Pater Augustin's Arme. Sie ließen ihn auf sein Strohlager nieder, sie bemühten sich, seine Lebensgeister zu erwecken. Der alte Graf wandte sich langsam nach der Gruppe, er sah den bleichen Jüngling, der seine Züge trug, der sein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; sein Herz wendete sich in der Vaterbrust, er stürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: Es ist doch mein Sohn, mein einziges, mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!

Die Töne der Vaterliebe regten die erstorbenen Geister auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, und, unfähig zu sprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er seine Knie umschlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte sich nieder, ihn aufzurichten und empfing den sich Erhebenden in seine Arme, an dem Vaterherzen. Luitgarde und Pater Augustin standen stillweinend und bethend

an ihrer Seite; aber erst nach langer Zeit legte sich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die schmerzlich Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu sprechen. Victorin erzählte sein Schicksal aufrichtig, gefaßt; nur, als er an die Periode seines Räuberlebens kam, bath er den Vater, sie stillschweigend übergehen zu dürfen und betheuerte feyerlich, daß, seit er Luitgarden das erste Mahl erblickt, seine Hand kein Blut vergossen und der Entschluß, sich von seinen wilden Gesellen zu trennen, ein verbrecherisches Leben aufzugeben und sich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in seiner Brust gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferschüttert zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich sey, den gebesserten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Äußerung des Letztern, worin ein edles Gemüth sich spiegelte, mehr Lebhaftigkeit. Er wollte nach Wien, sich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehn. Victorin verwarf den Vorschlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen seiner Brust waren zu gräßlich, er sah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und sei-

nem eigenen Gefühl Genüge zu thun. Aber er flehte seinen Vater an, sein Ansehen, seine Verbindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen schnellen, minder schimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Lansky mit Luitgarden nach Hause kam, langten bald darauf der Oheim und sein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martinitz den Jugendfreund bey sich. Man erklärte sich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwischen Friedrich und Victorin, gestörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage seines Sohnes, regten den alten Martinitz zuerst in Unmuth und Zorn auf; aber sein besseres Gefühl siegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schicksals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menschen ein achtloses Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erster Verlobniß, die der heftigste Wunsch seiner sterbenden Schwester gewesen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenschaft nicht verdammen, die von dem ersten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung sich treu und standhaft bewiesen, und als

eine in den Gemüthern vorbestimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lansky's Vorstellungen, sprach selbst mit Graf Friedrich und trug ihm als entschieden vor, worauf er ihn schon auf der Herreise vorzubereiten für gut befunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Erzürnigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der Stimme an den Tag, er seufzte vor Luitgarden, sah sie beweglich an und suchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeschlachte Mensch, der unter Schelmen und Freybeutern aufgewachsen, keine Erziehung, keinen Unterricht genossen habe, und wenn er hundert Mahl ein Graf von Lansky wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu stellen sey.

Luitgarden waren diese Gespräche im Anfang sehr peinlich; nach und nach gewöhnte sie sich daran und überhörte sie.

Gerade in diesen Tagen ward Victorin's Urtheil gesprochen und der Tod durch's Schwert ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden schonend vor. In diesem Augenblicke brach die lang' gehaltene Kraft zusammen. Sie erwachte spät aus einer tiefen

Ohnmacht: aber bekannt mit der kurzen Zeit, die sie mit dem Freunde auf Erden noch zu genießen hatte, both sie alle ihre Kräfte auf, sich so lange zu halten und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter sie zugedacht, in Gesellschaft des Geistlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinitz schüttelte den Kopf, Friedrich entsetzte sich. Victorin hörte diesen Vorsatz mit entzückter Dankbarkeit, sein Vater umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinitz ließ sich bereden, seine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn seines Freundes kennen zu lernen, der in der Welt und in seinem Hause so viel Zerstörung verursacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt seit seiner Verurtheilung nach hergebrachter Sitte freyer und gütiger behandelt und seinem Wunsch gemäß einfach, aber seiner Geburt entsprechend gekleidet war, und die bedeutende Persönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angebornen Stolze sich mischte, die stille Fassung, die Würde des heiligen Unglücks rissen

auch ihn hin. Er umarmte den einst Gehaßten recht herzlich und versicherte ihn seiner völligen Verzeihung.

Diesen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Augustin fast ungusgesetzt bey Victorin zu. Luitgarde hielt sich mit aller ihrer Kraft, obwohl sie innerlich die Macht der langen, heftigen Erschütterung wohl fühlte und ohnete, was geschehen würde, wenn erst der entscheidende Moment einträte.

Am zweyten Abend — es war der vor dem Todestage — nachdem sie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abschied genommen und Victorin sie, wie ein Sterbender, still, fromm und innig entlassen hatte, sank sie in dem Gange vor seiner Thür zusammen, man brachte sie ohnmächtig in ihre Wohnung auf ihr Bette und sie erwachte in der ganzen schrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächsten Morgen geleitete Pater Augustin mit tiefer Trauer und heiliger Rührung seinen Schutzbefohlnen auf dem letzten, schweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er oft in der Schlacht und bey gefährlichen Anschlägen beherzt entgegen gegangen war, er sah in ihm den Hafen der Ruhe,

in welchem seine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Versöhnung finden sollte. Ihn schmerzte nur die Trennung von seinen Geliebten und ihr Jammer. Beschäftigt mit Gott und dem nahen grossen Augenblick schritt er still und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die seiner Schönheit, seiner Jugend, seiner sichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geistlichen noch die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ sich die Augen mit dem Tuch, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig Minuten stand seine Seele vor Gott, der That und Absicht, Umstände und Beziehung klarer durchschaut, als sterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geist in väterlicher Liebe richtet.

In demselben Moment fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. Jetzt ist es vorbey! rief sie. O Victorin! Nimm mich zu dir!

Bald darauf kam Pater Augustin. Bleich, stumm legte er das unglückliche Tuch — so hatte sie es gewünscht — in ihre Hand. Ihr Herz brach — sie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langsam alle Fäden eines blü-

henden, jugendlichen Lebens zerrissen hatte; aber ein Paar Monden nach Victorin's Tode, um dieselbe Morgenstunde, wo er gestorben war, verschied sie sanft und heiter, und sein Nahme und seine himmlische Erscheinung, die sie vor sich schweben zu sehen behauptete, war ihr letzter

II.

Die goldene Schale*).

*) Diese Erzählung ist einer Sage nachgebildet, und nur in diese Gegend versetzt.

In dem Thale, wo die Enns im tiefen Felsengestade hinrauscht, lag in einer der finstersten Schluchten, welche sich um das große Gebirge hinziehen, aus dem schon die Römer das Norische Eisen zogen, und dessen unerschöpfliche Minen durch eine zweytausendjährige Bearbeitung nicht verarmten, die feste Burg Reiflingstein, von welcher nun keine Spur mehr übrig ist. Auf einem steilen Felsen, der über den Fluß herüberdrohte, erhob sich das alterthümliche Gemäuer. Das Gerücht schrieb dessen erste Erbauung den Römern zu, so wie die Familie ihre Abstammung von einem Römischen Centurio ableitete, der hier den christlichen Glauben angenommen, und diese Gegenden mit seinem Vaterlande vertauscht hatte. Doch waren, wie der Ruf verkündete, Manche seiner Hausgenossen den heidnischen Göttern heimlich treu geblieben, und bey nächtlicher Weile in Höhlen und undurchdringli-

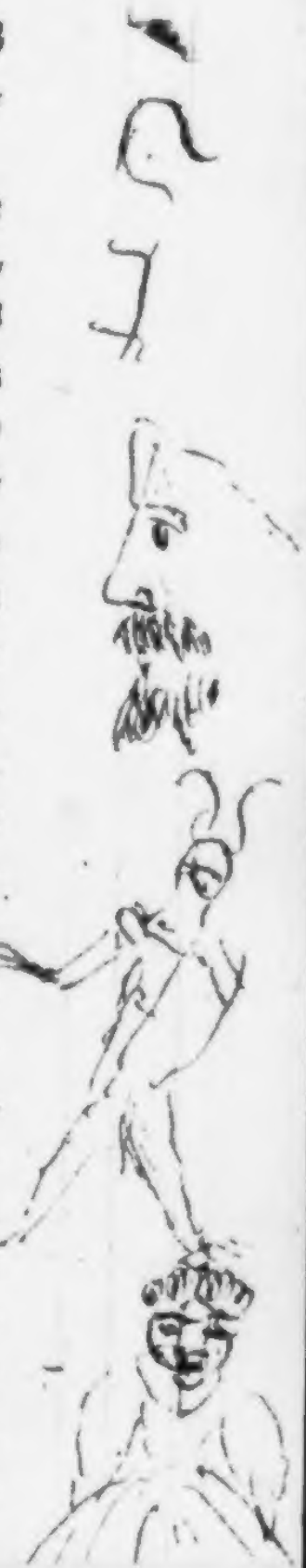
chen Wäldern opferten sie ihnen, oder vielmehr den Dämonen, die in den Klüften des Eisenberges ihr geheimes Wesen trieben, und, um ihre Verehrer von dem Dienst des wahren Gottes abzuhalten, ihre eigennützigen Spenden nicht selten mit reichen Gaben aus den Eingeweiden der Berge belohnten.

Die Zeit und die allmählige Verbreitung des christlichen Glaubens machten endlich auch jenen Dämonendienst verschwinden; aber zwischen manchen Gliedern dieses Stammes und den gespenstischen Bewohnern des Berges blieb doch noch immer ein geheimnißvoller Zusammenhang. Auch war das ganze Haus der Reiflingsteiner von keinem freundlichen Geiste beseelt. Damahls war noch keine breite, vielbesuchte Straße durch jene Gegenden gebahnt, Handel und Verkehr hatten die dichten Waldungen noch nicht gelichtet, und milde Sitten und feste Gesetze noch nicht den Weg des Reisenden gesichert. Unbequem und nicht ohne Gefahr durchzog man das Ennsthal; denn die Herren von Reiflingstein lauerten hier auf den unverwarnten Reisenden, der entweder mit seiner Habe in ihre Gewalt fiel, oder seine Freyheit mit schwerem Gelde lösen mußte. Ihre Fehden mit ihren Gränznachbarn störten die Ruhe

des ganzen Gaues, und ihre Unterthanen seufzten unter einem harten Joch.

Aber schon seit einem Jahrhunderte neigte dieser einst so furchtbare Stamm sich sichtlich seinem Erlöschen zu. Das sonst kinderreiche Haus hatte seit einigen Geschlechtsfolgen kaum einen oder ein Paar Sprößlinge aufzuweisen, und als Herzog Leopold der Glorreiche seine Lehensmänner zu einem Zuge gegen die Ungern aufforderte, konnte ihm aus dem Hause Reiflingstein kein Ritter die Herresfolge leisten; denn Herr Ottokar, der einzige Mann seines Stammes, war, obwohl noch in blühendem Mannesalter, durch Kränklichkeit, eine Folge seiner vielen Ausschweifungen und Kriegszüge, auf seiner Burg zurückgehalten.

Aber auch im Innern der Burg war kein Frieden. Herrn Ottokars wilde Gesinnung verbitterte das Leben seiner sanften Gemahlinn Agnes, die, mit ihm verwandt, von ihrem Vater gezwungen worden war, dem reichen Freyer ihre Hand zu geben. Agnes hatte das Haus ihres Gemahls ungern betreten, und bewohnte es seitdem unter stäter Sorge und Furcht. Es war aber nicht bloß der wilde Sinn ihres Gemahls, welcher ihre Tage freudenlos machte: die Burg



war auch sonst von allerley unheimlichem Wesen beunruhigt, das die Furcht der Bewohner nach ihren verschiedenen Ansichten bald den nie ganz gestillten Einwirkungen jener dämonischen Welt, bald dem verkehrten Lebenswandel der Ahnen ihres Herrn zuschrieb, die sich eben so, wie er, durch Raub, Plünderung und Mord bereichert hatten, und nun bey ihren ungerechten Schätzen keine Ruhe im Grabe finden konnten. Die älteren Diener des Hauses erzählten von unterirdischen Kammern und Gewölben, welche mit den Klüften des Eisenberges in Verbindung ständen, und in welchen die früheren Besitzer den Raub, den sie von wehrlosen Reisenden, aus erstürmten Burgen, wohl auch aus zerstörten Klöstern und Kirchen, durch den Beystand der Dämonen gewonnen, verborgen hatten. Der Eingang zu diesen Gewölben war nicht mehr zu finden. Vor mehr als hundert Jahren, in einer schrecklichen Nacht, in welcher Donner und Blitz von außen, und unterirdisches Getöse im Innern des Berges den Felsen und die Burg erschütterten, und die damahlige Gebietherinn des Schlosses auf unbekannte Art verschwand, sollten auch die Gänge, welche zu jenen Kammern führten, zusammengestürzt seyn.

Die sanfte Agnes ließ diese Gerüchte dahingestellt seyn, sie wußte nicht, was sie davon glauben sollte, und wagte es nicht, ihren Gemahl, der alle Erzählungen dieser Art mit frechem Hohngelächter hörte, oder mit dem Ausbruch des wildesten Zornes von sich wies, darum zu befragen. Aber auch sie fühlte die Einwirkungen unbekannter Gewalten, die sich ihr bald in ihren Gemächern, bald auf den langen, einsamen Gängen des Schlosses auf schauerliche Art kund gaben, und deren unseliges Treiben das Glück des ganzen Geschlechtes und auch das ihrige gestört zu haben schien. Obwohl schon mehrere Jahre verheirathet, war ihre Ehe noch durch keine Nachkommen gesegnet. Mehr als einmahl hatte sie die süße Hoffnung, Mutter zu werden, verschwinden sehen. Ein Paar Kinder weiblichen Geschlechts starben sogleich nach der Geburt, und es schien, als sollte der furchtbare Stamm mit Herrn Ottokar erlöschen. Dieser Umstand diente nicht dazu, ihn milder gegen seine unglückliche Gattinn zu stimmen; er schrieb nur ihr die Schuld seiner getäuschten Erwartungen zu, und sann darauf, sich, unter dem Vorwand zu naher Verwandtschaft, durch Scheidung von ihr zu befreyen, um eine Andere wählen zu kön-

nen, von der er sich männliche Erben verspre-
chen dürfte.

Aber wie er eben mit diesen Gedanken um-
ging, entdeckte ihm Agnes, daß sie von Neuem
die Hoffnung nähre, Mutter zu werden. Dieß
hielt seine raschen Anschläge auf. Es war ihm
höchst ungelegen; denn er hatte seine Augen be-
reits auf eine schöne Witwe in der Nachbarschaft
geworfen, und er verschwor sich hoch und theuer
bey seinen Zechbrüdern, daß, wenn seine Frau
ihm dieses Mahl wieder ein todtes, oder kein
männliches Kind bringen würde, er sie, sammt
diesem, vom Schloßberg in die Enns stürzen las-
sen würde. Von dieser Drohung wußte Agnes
nichts; aber das Betragen ihres Gemahls war
von der Art, um sie das Schlimmste fürchten zu
lassen. Oft saß sie am Fenster ihres Gemachs,
schaute hinab in den wildstrudelnden Fluß, der
hier zwischen tiefen Ufern hinrauschte, und ge-
genüber auf die schroffe Felsenwand, mit weni-
gen düstern Fichten bewachsen. Ach, so schroff
und düster war ihre Lage, so wild, wie jene em-
pörten Wellen, ihres Gemahls Sinn, so still
und einsam Alles um sie her, die, aus dem
Schooß einer liebenden Familie gerissen, hier
Niemand hatte, der Theil an ihrem Schmerz

nahm, und neben den unfreundlichen, sterblichen Bewohnern der Burg noch das Grauen unsichtbarer Mächte in diesem unheimlichen Aufenthalte zu erdulden hatte!

Eines Abends — ihr Gemahl war bey einem Jagdfreunde in der Nachbarschaft — schien sie das Gefühl ihrer unglücklichen Lage mächtiger als sonst zu ergreifen, und sie konnte sich der Thränen nicht erwehren, wie sie in die schweigende, von trübem Mondlicht erhellte Gegend hinaussah. Aus den Fluthen der Enns stiegen die Abendnebel auf, und zogen sich in dünnen, weißlichen Schleyern um die waldigen Ufer hin, vom duftigen Himmel blickte der Vollmond herab, und in seinem matten Schein webten und wogten die luftigen Massen. Agnes schaute starr in das wechselnde Spiel: da schien es, als formte sich das leichte Gewölk zu allerley wankenden, unbestimmten Gestalten, die jetzt aus der Tiefe auftauchten, jetzt wieder verschwanden. Agnes ergetzte sich daran, ohne diese Bildung für etwas mehr, als ein Spiel des Abendwindes und der Dünste zu halten. Aber jetzt wurden die Gestalten deutlicher, die Umrisse schärfer, und mitten unter den Formen abenteuerlicher Nixen und Meerweiber erhob sich aus den wogenden Dün-

sten die todtbleiche Gestalt einer jugendlichen Frau, mit einem kleinen Kinde im Arm. Das nasse Gewand, die schlicht herabhängenden Haare bezeichneten eine Ertrunkene, und in den aschgrauen Zügen glaubte sie auf einmahl mit Entsetzen ihre eigenen zu erkennen. Starr und halb ohnmächtig schwankte sie vom Fenster zurück auf einen Stuhl, und wie sie sich wieder besann, waren Gestalten und Nebel verschwunden, und der klare Vollmond goß vom tiefblauen Himmel ein helles, freundliches Licht über die Gegend hin.

Eine grausende Ahnung ihres künftigen Schicksals zog unbestimmt, aber desto quälender durch ihr Herz. Sie wußte nicht, wie es geschehen würde; aber daß sie und ihr Kind ein Raub der Wellen, oder vielleicht gar boshafter Wassergeister seyn sollten, wurde ihr immer wahrscheinlicher, wie sehr ihr Verstand auch sich dagegen erhob, und das ganze Gesicht als ein Spiel der erhitzten Phantasie zu erklären strebte.

Ihre Niederkunft rückte indessen heran, und in derselben Zeit war bey dem Grafen von Traungau eine große, herrliche Jagd angesagt, zu welcher er alle seine Nachbarn und auch den Herrn von Reislingstein eingeladen hatte. Ottokar wußte wohl, welche Katastrophe seinem Hause bevor-

ſtand, und Agnes, von ihren Ahnungen gequält, wünſchte mehr als je, ihren Gemahl, das Haupt des Hauſes, in ihrer Nähe zu wiſſen; aber die leidenſchaftliche Liebe zur Jagd überwog bey dieſem alle Rückſichten, und er dachte, es würde immer noch Zeit ſeyn, wenn er einige Tage darnach zurückkehrte, entweder ſeinen längſtgewünſchten Sohn zu finden, oder ſich im entgegengeſetzten Falle von ſeiner läſtigen Bürde zu befreyen. So reiſte er ab, faſt von allen ſeinen Mannen begleitet, und ließ Agnes mit ihren Weibern und einigen alten Dienern zurück.

Herr Ottokar war noch kaum im Schloſſe Steyer bey ſeinem Wirthe eingeritten, als zu Hauſe Frau Agnes eines ſchönen Töchterchens genas. Die Freude an dem wohlgeſtalteten, geſunden Kinde ward ihr zwar ſehr durch die Furcht vor dem zerſtörten Wunſche ihres Gemahls und jenes trübe Nachtgeſicht verbittert; doch ſchloß ſie das Kind mit inniger Liebe an's Herz, und gelobte unter Thränen, es, wenn Gott es ihr ließe, ihm zu weihen. Übrigens befand ſich die Mutter ſo wohl, als es unter ihren Umſtänden möglich war, und enthob dadurch ihre Dienerſchaft der allzuängſtlichen Sorge für ſie.

So geſchah es, daß ſie am Nachmittage des

zweyten Tages ganz allein im Bette lag, während das Kind sanft an ihrer Seite schlief, und die Wärterinn, eines Geschäftes wegen, das Zimmer auf längere Zeit verlassen mußte. Da kam es Agnes vor, als öffne sich das Getäfel der Wand, und eine Thür, von deren Daseyn sie nie etwas gewußt, ginge auf. Heraus trat mit langsamen, feyerlichen Schritten, in uralterthümlichen Gewändern, ein langer Zug männlicher und weiblicher Gestalten, alle durch Farbe und Abzeichen als Ahnen dieses Hauses kenntlich. Jede trug irgend ein silbernes oder goldenes Gefäß von hohem Werthe, deren Formen auf ein hohes Alterthum schließen ließen; ja, einige derselben schienen ursprünglich zu heiligem Gebrauche bestimmt gewesen zu seyn. Auf einer langen Tafel, die plötzlich im Zimmer stand, ohne daß Agnes wußte, wie sie dahin gekommen war, stellten sie Alles in schönster Ordnung auf, so, daß der reichgeschmückte Tisch wie zu einem fürstlichen Bankett zugerichtet war. Jetzt wandte sich eine zuletzt gekommene Gestalt, deren Kleidung und Züge Agnes an das Gemählde der wunderbar verschwundenen Großmutter ihres Gemahls erinnerte, trat näher an ihr Bett, stellte eine goldene Schale, mit farbigen Edelsteinen reich

beſetzt, auf dasſelbe, und ſprach mit leiſer, kaum vernehmbarer Stimme: »Du kennſt mich. Ich bin eine Ahnfrau dieſes Hauſes, ſo wie dieſe ganze Verſammlung Ahnen desſelben ſind. Ein grauſames Schickſal verſagt uns Allen die Ruhe des Grabes, wir büßen für unſere und frühere Sünden, und der letzte Sprößling unſeres Stammes iſt beſtimmt, durch ſeine Tugenden uns Alle zu ſühnen und zu erlöſen. Aber dein Mann ſinnt Böſes, und nur dadurch, daß du dein neugebornes Kindlein in unſere Huth gibſt, kannſt du es retten. Wir wollen ſeiner treulich wahren, und es dir, wenn es Zeit ſeyn wird, wieder bringen. Dieſe Schale ſey dir das Pfand unſerer Gunſt!« — Mit dieſen Worten ſchob ſie die Schale unter das Hauptkiſſen der Wöchnerinn, und ſtreckte die langen, bleichen Finger aus, um das Kind zu ergreifen. Aber Agnes richtete ſich auf und rief mit überlauter Stimme: Im Nahmen des Gekreuzigten! Weiche von mir und meinem Kinde! Auf dieſen Ruf trat die Ahnfrau entſetzt zurück, man hörte draußen gehen, die ganze Ahnengeſellſchaft, der Tiſch, die Prachtgeſchirre, Alles war im Nu durch die Öffnung der Wand verſchwunden. Nur den Schatten der Urgroßmutter glaubte Agnes noch mit warnender

Geberde und traurigen Blicken die Hand gegen sie erheben zu sehen; dann verschwand auch sie, die Thür des Vorgemaches ging auf, und Agnes Zofen, von dem Schrey ihrer Frau herbeygerufen, stürzten erschrocken in's Zimmer, zu fragen, was geschehen sey.

Sprachlos und bleich fanden sie ihre Gebietherinn auf das Kissen zurückgesunken. Sie vermochte eine Weile nicht zu reden, aber sie begriff wohl, daß das, was hier vorgefallen war, nicht darnach sey, um ihrem Gesinde mitgetheilt zu werden. Sie schob Alles auf einen schweren Traum, in welchen sie, während man sie allein gelassen, versunken wäre; aber die goldene Schale, die sich unter ihrem Kopfkissen fand, die die Wärterinn mit Erstaunen hervorzog, und Agnes mit Entsetzen erblickte, zwang sie, einen Theil der Wahrheit preis zu geben.

Die Geschichte machte grosses Aufsehen auf der Burg, das Dienstgesinde theilte sich dieselbe mit, vergrößerte, verblümte sie, und als zwey Tage darnach Herr Ottokar mit seinen Reisigen zurückkam, empfing ihn die doppelte böse Nachricht von der Geburt einer Tochter, und dem furchtbaren, gespenstischen Besuche bey der Wöchnerinn.

Mehr als gewöhnlich verwildert durch das grausame Vergnügen der Jagd und die Ausschweifungen im Trunke, stürzte er wüthend in das Zimmer seiner Gemahlinn, und ihre Frauen fanden sie, als er es nach einer Weile verließ, in einem Zustand, der zwischen Betäubung und Todesangst schwankte. Am andern Morgen hieß es, Frau Agnes sey in der Nacht an dem Schrecken des gespenstischen Besuches gestorben, und das Kind mit ihr. Herr Ottokar ließ einen prächtigen Leichenzug veranstalten, und die Särge, mit kostbaren Decken und den Wappen ihres und seines Hauses verziert, wurden in der Familiengruft beygesetzt.

Zwar liefen auf der Burg mancherley Gerüchte über diesen plötzlichen Todesfall. Man erzählte sich unter der Hand, daß die Särge leer gewesen und man den Leichnam der Frau und des Kindes in ihrer Kammer nicht gefunden hätte. Einige zweifelten keinen Augenblick, daß hier eine grauenvolle Einwirkung der Burggespenster im Spiele sey, und daß die nähmlichen Geister, welche die goldene Schale gebracht, die nun ebenfalls verschwunden war, auch die Wöchnerinn und das Kind entführt hätten, und Herrn Ottokars eigene Reden schienen geheimnißvoll auf einen

Vorgang dieser Art zu deuten. Andere, die klüger seyn wollten, maßen diesem Verschwinden keinen Glauben bey, und hielten Herrn Ottokar selbst für nicht ganz schuldlos in dieser Geschichte, indem sie glaubten, der furchtbare Besuch, an dessen Folgen die Wöchnerinn gestorben seyn sollte, wäre kein gespenstischer, sondern nichts als sein eigener wüthender Zorn und die Mißhandlungen gewesen, die er sich gegen die Unglückliche erlaubt habe. Es gab aber noch eine Partey, welche ihre Meinung für jetzt nicht laut werden ließ, nur in der Stille vergangene Begebenheiten mit der Gegenwart verglich, und schaudervolle Vermuthungen daraus zog. Diese behaupteten, daß man in der Nacht ein Geräusch und Wimmern im Zimmer der Wöchnerinn gehört, daß Herr Ottokar mit einigen seiner Vertrautesten sich hierauf heimlich aus der Burg entfernt und den Weg nach der Hinterpforte des Schlosses genommen, welche an den Abgrund über den Fluß führte, daß man diese öffnen gehört, und dort den Schimmer eines Lichtes und Gestalten sich bewegen gesehen habe. Hiermit verglichen sie jenen vermessenen Schwur Ottokars, die fehlgeschlagene Hoffnung an seinem Weibe zu rächen, und zweifelten keinen Augenblick, daß Herr Otto-

kar seine schreckliche Drohung ausgeführt, Weib und Kind in die Fluthen der Enns begraben, und mit dem Leichenbegängniß nur ein freches Gaukelspiel getrieben habe.

Eine Weile gaben diese Gerüchte den Einwohnern der Burg und der Nachbarschaft Stoff zu Gesprächen. Allmählich verlor sich der Eindruck, Frau Agnes und ihr schreckliches Ende waren vergessen, und ein halbes Jahr darnach führte Herr Ottokar eine schöne, junge Witwe als Frau nach Reislingstein, welche in Glanz und Reichthum Beruhigung über alle unheimlichen Gerüchte fand, die man von ihrem Bräutigam und den Ereignissen auf seiner Burg erzählte. Es begann nun ein ganz anderes Leben auf der Burg. Die junge Frau ließ ihren Gemahl nicht allein die Freuden der Geselligkeit genießen, sie verlangte auch ihren Theil daran, und so war bald Schmaus und Fest auf Reislingstein, bald begleitete die lebenslustige Frau ihren Gemahl zu Gastereyen und Jagden bey seinen Freunden. Diese Lebensweise forderte Aufwand, und Herr Ottokar mußte öfter sich auf Wegelagerung legen, als vorher, wie noch die fromme Agnes ihn von solchem Beginnen mehr abgehalten, als dazu angetrieben hatte. Auch die unterirdische

Gesellschaft des Schlosses begann sich mehr zu regen, unheimliche Begegnungen wurden häufiger als je, alle Augenblicke wußte das Schloßgesinde von irgend einem schauerlichen Ereigniß zu sprechen, ja es schien, als ob die gespenstischen Bewohner, sich nun Vieles für erlaubt haltend, manchen Theil des Schlosses ganz für ihr Eigenthum erklärt hätten; zum Mindesten wagte es Niemand, weder bey Nacht, noch bey Tage jene Orte zu betreten.

Zu Herrn Ottokars großer Freude erklärte ihm seine Gemahlinn, wenige Monathe nach seiner Vermählung, daß er seines sehnlichsten Wunsches auf Nachkommenschaft gewährt werden würde, und von diesem Zeitpunct an war die Gemeinschaft der Schloßgeister regsamer und merklicher als je. Vor Allen ließ jene Gestalt der verschwundenen Urgroßmutter sich oft und dreist sehen, so, daß man sich an ihre Erscheinung gewöhnte, und, als erst dieses Grauen überwunden war, in seinem ruchlosen Treiben durch sie nicht weiter stören ließ.

Frau Jutta's Stunde kam. Dießmahl verließ Herr Ottokar sein Schloß nicht, und bald vernahm er mit unsinniger Freude, daß ihm ein Sohn geboren worden sey. Ein schwelgerisches

Gastmahl und geräuschvolle Freuden feyerten das glückliche Ereigniß. Alle seine Freunde und Nachbarn mußten daran Theil nehmen, der Taumel ergriff das ganze Schloßgesinde, und während der Taufe in der Schloßkapelle ließ man die Wöchnerinn ganz allein. Nun ereignete sich dasselbe, was schon früher bey Frau Agnes Statt gehabt hatte. Die Wand öffnete sich, die Ahnenschatten gingen aus derselben hervor, die Tafel wurde mit den kostbaren Gefäßen besetzt, und jene wohlbekannte Urgroßmutter trat, einen goldenen Pokal in der Hand, zu Frau Jutta hin und begann also: »Wir sind die Ahnen dieses Hauses. Schwere Vergehungen und Sünden mancherley Art haben uns ein unerbittliches Urtheil von dem Richter über die Lebenden und Todten zugezogen. Wir sind der Ruhe des Grabes beraubt. O, Ihr Sterblichen, die Ihr im Rausche Eurer Lüste dahin taumelt, könntet Ihr Euch einen Begriff von den Leiden eines rastlos wandernden, müden Geistes machen, der sich schmerzlich nach Ruhe sehnt und sie nicht finden soll, Ihr würdet Euern Sündenweg verlassen! Aber auch uns ist einst Erlösung und Ruhe verheißen, und dein neugeborner Sohn ist es, auf dem der Ausspruch haftet. Erziehe ihn da-

her mit Sorgfalt! Gib ihm Lehren, die ihn zur Frömmigkeit und Tugend leiten, denn nur sein fester Glaube und die Reinigkeit seines Herzens kann uns retten! Über seine Erhaltung zu wachen, wird meine Sorge seyn. In den unterirdischen Kammern des Felsens, worauf dieses Schloß steht, liegen ungeheuere Schätze, wovon das, was du hier siehst, nur eine schwache Probe ist, die Frucht und der Gewinn unserer Sünden. Sie sind deinem Sohne bestimmt, wenn er das große Werk vollbringt.«

Frau Jutta hatte diese Rede zuerst mit Verwunderung und Entsetzen angehört: nach und nach verlor sich das Grauen, und die Warnungen und Winke des Geistes verschwanden vor der Hoffnung auf den Besitz so großer Reichthümer.

»Und was verlangst du sonst noch von mir?« sagte die muthige Frau. Die Gestalt blickte sie traurig und ernst an. »Sonst nichts,« erwiederte sie: »als daß du mich als Pflegerinn deines Sohnes bey ihm duldest. Nimm dieses« — indem sie ihr einen kostbaren Pokal reichte — »als Beweis und Pfand meines Versprechens!« Bey diesen Worten schob sie den Becher unter das Kissen der Wöchnerinn, wandte sich und verließ mit ihrer Gesellschaft und ihren Geräthen das

Zimmer, so wie sie es betreten hatte. Noch eine Weile nach ihrer Entfernung lag Frau Jutta ängstlich und staunend auf ihrem Lager, und beynahe hätte sie sich überreden wollen, sie hätte geschlafen, und es wäre Alles nur ein Traum gewesen: aber der Becher, welchen die Ahnfrau zurückgelassen hatte, überzeugte sie von der Wirklichkeit des Geschehenen. Muthig und klug beschloß sie, Niemanden, außer ihrem Gemahl, etwas von diesem Vorfall zu sagen, und verbarg den goldenen Pokal sorgfältig vor jedem Blick.

Sobald nach den Feyerlichkeiten der Taufe und dem prächtigen Gastmahl Herr Ottokar in's Zimmer seiner Gemahlinn trat, sandte sie ihre Leute fort, entdeckte ihm unter vier Augen den Vorfall, und zeigte ihm den Becher. Mit Grauen hörte er den Bericht. Die Erinnerung an ein ähnliches Ereigniß, das er mit unerhörter Grausamkeit bezweifelt und gerächt hatte, erschütterte sein Innerstes, und sein Gewissen sagte ihm, daß er durch seine Sinnesart gar wohl das Schicksal seiner Ahnen verdient habe. Jene goldene Schale mit den bunten Edelsteinen, die längst die Fluthen der Enns bedeckten, fiel ihm ein, und er vermochte es nicht, Jutta's Bericht ganz anzuhören.

Nach und nach, wie er die innere Stimme im Saus und Braus seines Lebens wieder beschwichtigt hatte, ließ er sich von Jutta nochmahl Alles genau erzählen, und sah nun auch mit Begier, obwohl nicht mit eben so viel Ruhe, wie sie, der verheißenen Erbschaft entgegen. Die Ahnfrau hatte Wort gehalten. Bald erschien sie am Lager des kleinen Siegebert. Im Anfang entsetzten sich die Zofen sehr vor dieser gespenstischen Wärterinn; da sie aber so oft wiederkam, so harmlos schien, und der Knabe sich nicht allein vor ihr nicht fürchtete, sondern fröhlich wuchs und gedieh, hatte endlich Niemand mehr etwas gegen sie, und man gewöhnte sich daran, den längstgeschiedenen Geist wie einen Mitgenossen des Hauses zu betrachten. Doch blieb sie stumm, und Niemand, selbst ihr kleiner Liebling nicht, brachte sie jemahls zum Reden. Auch war ihre Sorge für ihn mehr schützend und abwehrend, als daß sie einen bestimmten Einfluß auf seine Erziehung genommen hätte. Frau Jutta war verständig genug gewesen, sich keine der Lehren des Geistes entfallen zu lassen. Sie übergab die geistige Pflege ihres Sohnes der Aufsicht ihres Burgkaplans, eines ehrwürdigen, frommen Greises aus dem nahegelegenen Stifte Admont. Unter

seiner Leitung bildete sich das Herz des Knaben zur Frömmigkeit und jeder sanften Tugend. Seine Gestalt war angenehm, und der Vater ließ ihn durch seine Reisigen und Waffenmeister zu allen ritterlichen Übungen anführen. Hier war es nun, wo sich der Schutz seiner übermenschlichen Pflegerinn auf's wirksamste zeigte. So kühn und toll auch die Übungen waren, die Herr Ottokar seinen Sohn in noch zarter Kindheit treiben ließ, so schien eine unsichtbare Macht ihn überall zu begleiten und zu beschützen.

Seinen Vater beschirmte kein solcher Einfluß, und die wilde Gemüthsart, die sein Leben verstört, und Alles, was mit ihm umging, unglücklich gemacht hatte, stürzte ihn vor der Zeit in den Tod. Als er einst von einem schwelgerischen Gelage halb trunken nach Hause ritt, und schon an der Stelle war, wo der Weg sich von der Enns den Felsen hinaufzog, scheute sein Pferd plötzlich und wollte nicht mehr weiter. Herrn Ottokars Zorn entbrannte, mit Sporn und Peitsche suchte er es gewaltsam weiter zu treiben, das Pferd wurde wild, bäumte sich und sprang mit seinem Reiter seitwärts in den hochstrudelnden Fluß. Herr Ottokar stürzte besinnungslos in die Fluth, und ehe seine erschreckenen Leute ihm zu

Hülfe eilen und ihn an's Land ziehen konnten, hatte ihn der Schrecken oder Sturz getödtet; sein Hengst aber schwamm durch den Fluß und arbeitete sich wohlbehalten am jenseitigen Gestade herauf.

Als die Bestürzung des ersten Entsetzens über diese Nachricht auf der Burg vorüber war, trösteten sich die Zurückgelassenen bald über diesen Verlust, und Alles ging seinen gewohnten Gang, nur daß, weil Frau Jutta das Regiment allein führte, im Ganzen mehr Ordnung und feine Sitte herrschte. Der junge Siegebert wurde mit jedem Tage liebenswürdiger und verständiger, und Frau Jutta begann schon in ihrem Sinn die Musterung aller schönen und reichen Fräulein in der Nachbarschaft, aus welchen sie die reichste oder schönste für ihren Sohn zu wählen gedachte. Sein Herz hatte nicht auf diese Wahl seiner Mutter gewartet. Bey der unbeschränkten Freyheit, welche ihm sein verstorbener Vater gelassen hatte, mit Begleitung oder allein die Gegend zu durchstreifen, und seine Spazierritte, so weit er wollte, auszudehnen, war er einst sehr weit an der Enns hinunter in ein anmuthiges Thal gelangt, wo die enge Bergschlucht, sich von beyden Seiten erweiternd,

eine freundliche Ebene mit Kornfeldern, Gärten und Hütten umschloß. Siegebert war müde vom weiten Ritt, das Thal lächelte ihn so einladend an, der Anblick stiller Häuslichkeit und friedlichen Beysammenwohnens war für den Bewohner des stolzen Schlosses im rauhen Gebirg so neu, daß er dem sanften Eindruck nicht zu widerstehen vermochte, vom Pferde stieg, und, es am Zügel führend, langsam, den Blick an der lieblichen Umgebung weidend, längs dem Ufer der Enns hinabschritt, die ebenfalls hier ihr wildes Getöse verlernt zu haben, und zögernd und ruhig durch die wohlbebauten Fluren hinzufließen schien. Siegebert folgte ihrem spiegelnden Lauf. Diese Fluthen hatten von jeher etwas Anziehendes für ihn gehabt, gar zu gern hatte er sich auf seinen Wanderungen durch ihre Windungen führen lassen und an ihren waldumschatteten Ufern geruht. Auch jetzt lenkten sie seine Schritte zu einem netten Häuschen, das zwischen blühenden Bäumen und wohlgepflegten Pflanzungen, ein Bild des Friedens, am Ufer lag. Das rauschende Wehr an seiner Seite, das schäumende Mühlrad, welches der Fluß mit dienstfertiger Schnelligkeit herumtrieb, zeigten ihm, was der Beruf seiner Bewohner war,

und eine angenehme Mädchenstimme, die ein Lied an die heilige Jungfrau sang, ließ ihn hoffen, den Frieden im Innern des Hauses zu finden, den sein Äußeres verkündigte. Er trat unter den Thorbogen in der Mauer, welche den Hof des Hauses umschloß. Unter einem frischbegrünten Nußbaume saß ein junges Mädchen und spann, während zwey kleine Kinder unter ihrer Aufsicht auf dem Rasen spielten. Das Mädchen sprang vom Rocken auf, als sie den Fremden unter dem Thore stehen sah, und ging auf ihn zu. Aber wie sie den schlanken Jüngling erblickte, mit den großen, freundlichen Augen, im schmucken Jägeranzug, dem das treue Roß über die Schulter schaute, starb ihr das Wort auf den Lippen. Auch Siegebert blieb im Anschauen des Mädchens verwundert stehen, und erst nach einer Weile lösten sich die Fragen und gegenseitigen Erkundigungen von ihren Lippen. Siegebert erfuhr, daß er in einer Mühle war, die an das Gotteshaus zu Admont diente, und er war ein verirrter Jäger, der die freundliche Müllerstochter um Milch und Brot zur Erquickung ansprach. Das Mädchen sprang sogleich fort, um das Verlangte zu bringen, indessen Siegebert sein Pferd an einen Baum im Hofe

band, Jagdtasche und Speer ablegte, und die Kinder ihn verwundert ansahen, dann näher traten, und die schimmernden Geräthe bewunderten, die der Fremde in's Gras gelegt hatte.

Als Anna mit dem reinlichen Teller zurückkam, auf dem ein blanker Becher mit Milch, eine Flasche mit Wein und ein Stück Brot lag, fand sie den Fremden schon beschäftigt, ihren kleinen Geschwistern seine Waffen zu weisen, worüber der Knabe eine große Freude zeigte. Anna stellte Alles unter dem Schatten des Nußbaumes nieder, bath den fremden Jäger, sich zu setzen, nahm sittsam, aber ohne Scheu, an seiner Seite Platz, und Beyde plauderten nun so angelegentlich und so herzlich, als ob sie einander seit Jahren kennten. Die Sonne, welche sich den Gebirgen zuneigte, und einen röthlichen Schimmer über die ganze Gegend goß, mahnte Siegebert zum Aufbruch. Er schied mit freundlichem Gruß von seiner gefälligen Wirthinn und mit dem Versprechen, nächstens wieder zu kommen; dann führte er sein Pferd aus dem Thore, schwang sich auf, und grüßte noch oft zurück gegen die Mühle, wo Anna mit den Kindern unter'm Thore stehen blieb, und ihm, so lange sie ihn sah, mit der Hand nachwinkte.

Fröhlich ritt Siegebert am Ufer der Enns hinauf. Sie schimmerte heute gar so freundlich im goldnen Abendglanze, die Nachtigallen sangen so lustig in den Büschen, ihm war so wohl um's Herz, wie noch nie, und seine Hausgenossen zweifelten nicht, daß er auf der Jagd sehr glücklich gewesen seyn mußte. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Mühle wieder, und was er auch zu Hause von seines Vaters wildem Sinn und dem kalten Stolze seiner Mutter zu dulden hatte, bey Annen vergaß er alle seine Leiden, und schied jedes Mahl ergebener und heiterer von dem frohen Mädchen, das die Kraft eines reinen Gemüthes in frommer Unschuld bewahrt hatte.

Während dieser Zeit war sein Vater gestorben, seine Mutter hatte das Hausregiment übernommen, und er selbst sein achtzehntes Jahr erreicht. Die Ahnfrau hatte ihn in keiner Periode seines Lebens ganz verlassen, und sich ihm von Zeit zu Zeit bey verschiedenen Anlässen gezeigt. Er war auch ihrer Erscheinung so gewohnt, daß sie keinen besondern Eindruck auf ihn machte. Nur in der letzten Zeit hatte sie sich öfters sehen lassen, und ihre stummen Geberden schienen Besorgniß und Unruhe anzudeuten. Siegebert hatte nicht sonderlich darauf geachtet, bis jetzt, in der

Mitternachtsstunde, die auf seinen achtzehnten Geburtstag folgte, die Urältermutter plötzlich vor seinem Bette stand, und ihm winkte, mit ihr zu gehen. Das befremdete Siegebert; aber nicht gewohnt, etwas von dieser Erscheinung zu fürchten, die ihm, so lange er sich besinnen konnte, nur Gutes erwiesen hatte, warf er seine Kleider um, und ging ihr ohne Bedenken nach. Sie nahm ihren Weg durch einige der bewohnten Gänge des Schlosses, und näherte sich bald demjenigen Theil desselben, der, wie man glaubte, aus der Heidenzeit herrührend, meist in Ruinen lag. Hier erhellte kein irdisches Licht mehr die dunkeln Gemächer; dennoch konnte Siegebert die Gegenstände um sich wohl unterscheiden, ohne daß eigentlich zu bestimmen war, ob der dämmernde, ungewisse Schein, der seinen Schritten leuchtete, von dem voranschreitenden Geiste, oder von einer andern Ursache kam. Umgestürzte Säulen, zerbrochene Götzenbilder, Felsentrümmer, die um ihn herum lagen, zeigten von einer gewaltsamern Zerstörung, als der der Zeit. Der Weg ging immer abwärts, so, daß Siegebert dachte, er müsse sich nun bereits tief unter dem Grunde des Berges befinden, auf dem sein väterliches Schloß stand.

Jetzt blieb die Gestalt vor einer in Fels gehauenen Pforte stehen. Ungeheuere Schlösser und Riegel öffneten sich rasselnd vor ihrer leichten Berührung; die Ahnfrau schritt voran, der Jüngling folgte, und sah sich in einem hohen, trockenen Felsengewölbe, dessen Wände ringsum, so wie der Boden desselben, ihm einen unermeßlichen Schatz entdeckten. Goldene und silberne Gefäße von aller Art, zum verschiedensten Gebrauch, und wie es schien, auch aus den verschiedensten Zeitaltern, waren hier in langen, schimmernden Reihen aufgestellt. Auf dem Boden sah er Truhen und Kisten mit geprägtem Gold und Silber, dessen Abbildungen zum Theil auf die Zeit der Römischen Kaiser wiesen, und unter dem Geschmeide nicht weniges, das zum heiligen Dienst bestimmt, und aus Kirchen und Klöstern entwandt seyn mochte. Ein heimliches Grauen, das ihn während der ganzen Wanderung begleitet hatte, wurde jetzt stärker. Ihm fielen alle die Erzählungen von der Gottlosigkeit seiner Ahnen, ihrem Kirchenraub und mannigfachem Frevel ein, und es reute ihn bitter, den Einladungen der Ahnfrau gefolgt zu seyn; aber in dem Augenblicke, wo er ihr dieß erklären und umkehren wollte, vernahm er ihre

dumpfe, leise Stimme, welche also sprach: Du siehst hier den Schatz deines Hauses, die Frucht des Muthes und — der Sünden deiner Vorfahren. Es wäre zu lange, dir zu erzählen, wie und woher jedes einzelne Stück gekommen, so wie es unmöglich ist, durch Zurückgabe an den rechten Eigenthümer das begangene Unrecht aufzuheben und zu sühnen. Wo sind die Menschen hin, wohin die Geschlechter, denen deine Vorältern sie mit List oder Gewalt abnahmen? Aber daß wir sie genommen, dafür müssen wir büßen. Die Ruhe des Grabes ist deinem ganzen Stamme versagt, bis dieser Schatz, zu einem frommen Zwecke gewidmet und dadurch geheiligt, uns erlaubt, in die Grüfte, nach denen sich die müden, gequälten Schatten schmerzlich sehnen, zurückzukehren. Einer unseres Geschlechtes muß dieß vollbringen, wenn es je vollbracht werden und wir nicht zu ewiger Pein verdammt seyn sollen. Auf dir ruht unsere Hoffnung. Dich haben wir uns erwählt, dich von deiner Wiege an mit Treue und Sorge gepflegt. O, erbarme dich der unglücklichen Geister deiner Vorältern!

Mit eiskalten Schauern hatte Siegebert diese Rede angehört, und erst, als die Stimme schon eine Weile verklungen hatte, war er im

Stande zu antworten. Und was begehrst du von mir? sagte er: Was soll ich thun, um Euch zu erlösen?

»Entsage den Freuden der Liebe und der Ehe! Erbaue aus unserm Schatz in diesen Wildnissen, wo Unsicherheit und Raub den Wanderer schrecken, ein Gotteshaus und ein Kloster, rufe fromme Mönche hierher, deren Fleiß die Wälder lichte, den unwirthbaren Boden bearbeite, daß Ackerbau und mildere Sitten in diesen Gegenden aufblühen, und friedliche Dörfer voll Fleiß und Genügsamkeit sich da erheben, wo jetzt der Raubritter jagt! Tritt in ihre Gesellschaft, bethe mit ihnen für die Ruhe unserer Seelen, und um Euerer frommen Büßungen willen wird die erzürnte Gerechtigkeit Gottes uns verzeihen und uns die schmerzlich vermißte Ruhe finden lassen! O, erbarme dich der unglücklichen Geister deiner Voräl̈tern!«

Stumm und starr hörte der Jüngling diese Zumuthung. Annens liebliches Bild stieg in dem Augenblick vor ihm empor, und obwohl er bis jetzt noch nie daran gedacht hatte, daß er sie liebe, und er, der Abkömmling eines alten, edlen Hauses, dem armen Müllermädchen seine Hand reichen könnte, stand doch der Gedanke, ihr und

jedem ähnlichen Glücke auf ewig zu entsagen, eben so ungeheuer als unmöglich vor seiner Seele. Zwar hüthete er sich wohl, diesen Gedanken vor seiner Urältermutter laut werden zu lassen; aber er wandte sich mit der Frage an sie: Und wenn ich mich entschlösse, in Euer Begehren zu willigen, wer würde meinen Stamm fortsetzen? Soll denn unser Geschlecht mit mir aussterben? Die Gestalt zuckte die Achseln, und schwieg. Siegebert erneuerte seine Frage. Die Antwort war ein tiefer Seufzer, den der Wiederhall des Gewölbes flüsternd zurückgab. Nein! sagte Siegebert: Um diesen Preis ist es unmöglich! Kaum hatte er dieses Wort ausgesprochen, als in einem heulenden Orkan das Licht, welches bisher das Gewölbe erleuchtet hatte, erlosch, die Gestalt der Ahnfrau verschwand, in grauser Finsterniß rings um ihn her Ächzen und Wimmern erscholl, und Siegebert in fürchterlicher Angst im Schooß des Berges, von Nacht umgeben, ohne Ausweg, ohne Rettung stand. In dieser schrecklichen Lage wandte sich sein Herz zu dem, der allein retten konnte, er kniete nieder, und empfahl sich in inbrünstigem Gebeth dem Schutze Gottes und seiner Heiligen. Dann stand er ermuthigt auf, und tappte an den Wänden

umher, um den Ausgang zu finden. Da fiel ihm von der halben Höhe des Gewölbes ein heller Punct, wie ein Stern vom nächtlichen Himmel, in die Augen, er richtete seine Schritte dorthin, er fühlte im Finstern um sich und merkte, daß er sich am Eingange eines gewölbten Ganges befinde, von dessen sehr fernem Ende jener helle Punct strahlte. Er ging weiter und weiter, der Boden des Ganges erhob sich, Siegebert stieg empor, nicht ohne Beschwerde über Steine und Mauertrümmer kletternd, und immer besorgt, jenen Schein nicht aus den Augen zu verlieren. Allmählich wurde dieser größer, der Gang erweiterte sich, der Weg wurde minder beschwerlich, und endlich erblickte er zu seinem unaussprechlichen Vergnügen in mäßiger Entfernung eine Offnung, durch welche der Morgenstrahl zwischen Epheuranken hereinfiel. Muthig drang er nun vorwärts, und gelangte bald an den Ausgang der Schlucht, und vor seinen Blicken lag die spiegelnde Enns im Rosenlichte des aufgehenden Morgens, um ihn her frisches Waldesgrün und Gesang der Vögel, er selbst aus furchtbaren Finsternissen und gespenstischen Umgebungen dem Tageslicht, dem Leben wieder geschenkt. Bethend sank er auf die Kniee, und dankte Gott

für die wunderbare Errettung; dann stand er auf, blickte um sich her, und erkannte mit Erstaunen, daß er sich gerade unter dem Felsen, auf dem sein Schloß stand, befand. Er stieg den Felsen hinauf, und es gelang ihm, bey der frühen Tagesstunde unbemerkt auf sein Zimmer zu kommen, so, daß Niemand etwas von dem nächtlichen Abenteuer ahnete. Aber in seiner Seele blieb ein tiefer Eindruck. Immer hörte er die wimmernden Stimmen, die von ihm die Endigung ihrer Qualen verlangten, immer sah er die jammernde Geberde jenes Schattens, der sich durch Sorgfalt und Schutz um seine Kindheit verdient gemacht hatte. Seine Heiterkeit war entflohen, und es schien, als ob der Hauch des Grabes, mit dessen Bewohnern er Umgang gepflogen hatte, seine Jugendblüthe versehrt hätte. Auch war die Hoffnung, durch jenes strenge Versagen von allen künftigen Zudringlichkeiten jener unheimlichen Wesen befreyt zu seyn, gar bald verschwunden. Allnächtlich in unruhigen Träumen stand die Ahnfrau vor seinem Lager, zeigte ihm mit kläglichen Geberden eine goldene Schale, mit schimmernden Edelsteinen besetzt, und verlangte, daß er ihr wenigstens diese verschaffen solle, deren wirkliches Urbild

einst zu ihrem Schatze gehört, und durch ein Unglück daraus verloren gegangen sey. In den verworrenen Bildern des Traumes vermochte Siegebert nicht, deutlich zu erkennen, was eigentlich mit der Schale geschehen war, und was er zu thun habe, um sie wieder zu verschaffen. Um desto beunruhigender waren ihm jene Gesichte und die Jammergestalt seiner Urältermutter, deren verlängerte Pein er sich vorwarf, ohne sie gleichwohl enden zu können, oder zu wollen. Seine Blüthe, seine Gesundheit verfiel; der fromme alte Geistliche, welcher der Lehrer seiner Kindheit und zugleich in der Arzneykunde erfahren war, wurde sein Vertrauter. Er entdeckte ihm die Geschichte jener furchtbaren Nacht, die Schreckbilder seiner Träume, und was der Geist von ihm verlange. Mit Mitleid und Grauen hörte der Greis den Bericht, und erkannte aus der Beschreibung wohl jene Schale, welche die Ahnfrau auf seiner Stiefmutter Bett gestellt hatte, und die bey ihrem räthselhaften Tode ebenfalls mit verschwunden war. Er sagte ihm, was er wußte, tröstete ihn, so gut er vermochte, verordnete einige Arzneyen und suchte durch kirchliche Verwahrungsmittel ihn vor den nächtlichen Besuchen des Geistes zu sichern. Aber die-

ser wich nicht so leicht, und zeigte sich, wenn auch seltner und undeutlicher, doch immer seinem Schützlinge. Nun verfiel der Geistliche darauf, daß Entfernung aus dem Umkreis des Schlosses, in dessen Bezirk jene Schatten ihr Wesen wohl allein treiben durften, das sicherste Heilmittel für Siegebert seyn würde. Seine wankende Gesundheit diente zum besten Vorwand, und die Mutter willigte ein, daß ihr Sohn für einige Zeit sich aus dem rauheren Hochgebirge entfernen und versuchen sollte, ob die mildere Luft in den sonnigten Thälern, durch welche die Enns der Fläche zueilte, seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen könnte. Dort lebte ein Förster, der im Dienst ihres Gemahls gestanden hatte, und zu ihm begab sich nun Siegebert, der nicht ohne kleine List seiner Mutter gerade diese Gegend als sehr heilbringend vorzuschlagen gewußt hatte. Vom Forsthause auf der Waldhöhe war nur eine halbe Stunde bis zur Mühle im Thale, und die Aussicht, Annen recht oft zu sehen, deren Umgang er, so lange jene Gespenster ihn beunruhigten, gemieden hatte, als fürchtete er, des frommen Mädchens Frieden durch die Nähe eines Menschen zu stören, der jenen finstern Mächten ver-

fallen schien, trug nicht wenig dazu bey, ihm schon jetzt, ehe er das Schloß noch verlassen hatte, einen Theil seines jugendlichen Frohsinns wieder zu geben.

Sobald er sich mit seinem Knappen, der ihn begleitete, im Forsthause eingerichtet, und den Leuten Stillschweigen über seinen Nahmen gebothen hatte, stieg er durch den anmuthigen Wald hinab und lenkte seine Schritte der Mühle zu, die ihm schon von ferne freundlich aus den schattenden Bäumen entgegen glänzte. Im Hofe war Niemand zu sehen, er öffnete die Thür des Wohnhauses, und Anna flog mit einem Schrey von dem Bethschemmel auf, wo sie vor dem Bilde der heiligen Jungfrau gebethet hatte. Ach, da seyd Ihr ja! rief sie, und sprang ihm entgegen, indem Überraschung und Freude aus ihren glänzenden Blicken und den glühenden Wangen sprachen: Aber wo seyd Ihr so lange geblieben? Siegebert wollte ihr antworten. Ach Gott! rief sie plötzlich: Ihr seyd krank gewesen, oder Ihr seyd noch krank! Der Jüngling war froh, auf diese Art sein Außenbleiben am besten entschuldigen zu können. Er war der Sohn eines Reisigen auf Burg Reiflingstein, der dort das Jagdrevier des Ritters unter seiner Aufsicht

hatte. Er war seit seinem letzten Besuch in der Mühle schwer krank gewesen, und die gnädige Frau hatte ihm erlaubt, sich seiner Heilung wegen hierher zu seinem Verwandten zu begeben, der auf der Höhe im Walde wohnte. Anna war sehr zufrieden mit dem Bericht, sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit desselben und freute sich recht sehr, daß dieser Zufall ihr Gelegenheit geben würde, den hübschen Jäger recht oft zu sehen.

Siegebert kam oft in die Mühle. Annens Ältern sahen es, und mißbilligten die Bekanntschaft ihrer Tochter mit dem hübschen, frommen Jüngling nicht, der ein naher Verwandter des wohlhabenden alten Kurds auf der Waldhöhe war. Siegebert erhohlte sich auch sichtbar in der milderen Luft, in dem freundlichen Umgange mit Anna, vor Allem in der Entfernung von jenen unheimlichen Einwirkungen, die seine Nächte beunruhigt hatten. Der fromme Mönch hatte richtig geurtheilt. Es schien, als ob jene verstörten Bewohner der Grüfte sich nicht leicht aus dem Umkreis entfernen wollten, welcher ihre sterblichen Überreste bewahrte. Siegeberts Träume wurden immer ruhiger, das Bild der Ahnfrau verlor sich [illegible]aus, an seiner Stelle gau-

ckelte eine lieblichere Gestalt vor seinen Blicken, der Traum wiederhohlte gefällig die freundlichen Auftritte des Tages, und nur jene geheimniß-volle Schale erschien noch zuweilen in seinen Träumen auf eine räthselhafte Weise mit Annens Bild verbunden. Aber das kümmerte ihn nicht viel. Er erklärte sich die seltsame Zusammenstellung leicht aus der Lebhaftigkeit, womit früher jenes Traumbild, und jetzt Annens Gegenwart seine Seele bewegte, und gab sich ohne weitere Rücksicht dem sanften Zuge hin, der ihn an das liebliche Mädchen band. Dieser Zug war so mild, Siegebert empfand in Annens Nähe sogar nichts von den stürmischen Bewegungen und glühenden Gefühlen, die er sonst wohl in Helden- und Liebesliedern als Zeichen der Leidenschaft beschrieben gefunden, oder von Erfahrenen als unumgängliche Begleiter einer wahren Liebe hatte schildern hören. Ihm war, als ginge ihm der Tag auf, wenn er das Mädchen von Weitem erblickte; ein stiller Frieden kam in sein Herz, er fühlte sich innig vergnügt, wenn er bey ihr war, und frömmer und heiterer, wenn er von ihr schied. Kein unruhiger Wunsch, keine Sorge für die Zukunft störte diese Stille, und Anna theilte ganz die Gefühle ihres Freun-

des. Wie glückliche Kinder hingen sie nur an der Gegenwart, und dachten weder an Vergangenheit noch Zukunft; ja, wenn zuweilen in Siegeberts Gemüthe, vor welchem die Lage der Dinge klarer war, als vor Annens, sich ein ängstlicher Gedanke an seine Mutter und an das, was etwa noch werden könnte, zu regen anfing, verscheuchte er ihn, wie eine böse Eingebung; oder wenn er das nicht vermochte, wenn er manchmahl mit schwerem Herzen in's Thal hinabstieg, das niedliche Häuschen so friedlich vor ihm lag, er daran dachte, wie die bloße Nennung seines Nahmens die Ruhe aus diesen stillen Mauern verbannen würde, und er sich dann vornahm, Annen leise von Weitem auf das vorzubereiten, was sie doch einmahl erfahren mußte, da schwand bey dem Anblick ihrer unschuldigen Heiterkeit und ihres frommen Waltens im Hause der schwachgefaßte Vorsatz, und er konnte sich nicht entschließen, dieses klare Auge zu trüben, und den Frieden von dieser reinen Stirn zu verscheuchen.

So vergingen einige Wochen. Frau Jutta hatte indessen öfters um Kunde von ihres Sohnes Befinden gesandt, und jedes Mahl fiel die Antwort zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit

aus. Des jungen Ritters Wangen färbte wieder das zarte Roth der Gesundheit, seine Gestalt war wieder kräftig, sein Auge glänzend geworden, und die Mutter meinte nun, es wäre Zeit, in's Schloß zurück zu kehren. Das war ein Donnerschlag für Siegebert, und das erste Mahl, daß die Nothwendigkeit, entscheidende Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, gebietherisch vor seine Seele trat. Doch wußte er vor der Hand die bestimmte Zurückberufung noch eine Weile zu verzögern, um einen schicklichen Augenblick zu erwarten, wo er Annen eine Entdeckung machen könnte, von deren Aufnahme das Glück seiner Zukunft abhing.

Schon zweymahl war er seitdem in der Mühle gewesen, zweymahl hatte er den festen Vorsatz gefaßt, den ersten Moment des Alleinseyns zu ergreifen, um mit Annen zu reden, und jedes Mahl hatte er ihn voll Furcht und Schmerz fahren lassen. Aber was seine Zunge verschwieg, sprach aus seinem veränderten Benehmen, aus den düstern Blicken, die er wehmüthig und lange auf Annen heftete. Sie errieth nicht, was ihren Freund quäle, aber daß ihn etwas quäle, war ihr klar, und mit dieser Erkenntniß war auch ihre Ruhe dahin. Tag und Nacht verfolgte

sie der Gedanke an das Leid ihres Geliebten, und bey der Unmöglichkeit, die Verkettung der Umstände zu errathen, die diesen Kummer über ihn gebracht hatte, war nur der Entschluß in ihr fest, entweder Alles anzuwenden, um ihn von dem Herzen ihres Freundes zu nehmen, oder ihn zu theilen. Daher stand es bestimmt vor ihrer Seele, ihn das nächste Mahl geradezu zu befragen, und, wenn er nicht bekennen wollte, so lange mit Bitten und Schmeichein in ihn zu dringen, bis er ihr ihren Theil an dem traurigen Geheimnisse abgegeben haben würde.

Während die Liebenden sich mit diesen Vorsätzen beschäftigten, erschienen plötzlich an dem Morgen, an welchem sich Siegebert vorgenommen hatte, wieder hinab an die Enns zu gehen, und endlich offen mit Annen zu sprechen, einige Gewaffnete seiner Mutter, unter der Anführung eines ihrer ältesten Lehensmänner, mit Handpferden und allen Erfordernissen zur Rückreise versehen, um ihren jungen Herrn abzuholen, da der Bruder seiner Mutter angekommen war, und seinen Neffen zu sprechen wünschte.

Ihr Erscheinen schon machte Siegeberts Blut erstarren; aber ihre Bothschaft und einige Winke, die der alte Ritter mit schlauer Miene fal

len ließ, daß dem jungen Herrn dieser Besuch Angenehmes bedeute, und daß es wohl gar auf eine Heirath mit einem bildschönen Fräulein abgesehen sey, dessen Conterfey der alte Comthur mitgebracht, und der Ritter bereits in Frau Jutta's Händen erblickt habe, vollendeten Siegeberts trostlosen Zustand. Er sollte fort, jetzt, heute noch, Annen nicht wieder sehn, sie in der schrecklichsten Angst über sein unbegreifliches Verschwinden und dem Stachel verrathener Treue in ihrer Brust lassen? Sie sollte nicht einmahl wissen, wer der Jüngling gewesen, dem sie mit schuldloser Neigung so freundlich entgegen gekommen war? Das Gerücht, oder ein kalter fremder Mund würde sie einst davon unterrichten und — das war der schmerzlichste aus allen Gedanken — er sollte iht entsagen und seine Hand einer Andern, einer Unbekannten reichen!

Es war unmöglich, Eines so sehr, als das Andere! Er konnte sie nicht heimlich verlassen, nicht verrathen, noch weniger einer Andern angehören. Im Augenblick des drohenden Verlustes schlug die bisher verkannte oder verborgene Gluth der Leidenschaft in hellen Flammen empor. Jetzt wußte Siegebert, daß er Annen unaussprechlich liebe, und er war entschlossen, ihr das,

so wie Alles, was sein Schicksal betraf, auf der Stelle zu entdecken, mit ihr seine Maßregeln für die Zukunft zu nehmen, und, wenn er auch zu seiner Mutter zurückkehren mußte, dennoch mit Festigkeit jeden möglichen Heirathsantrag abzuweisen. Dieser Entschluß gab ihm Klarheit und frischen Muth; er kündigte dem Ritter an, daß er wohl gesonnen wäre, mit ihm nach Reiflingstein zurück zu gehen, daß das aber schlechterdings nicht auf der Stelle geschehen könne, indem er noch einige Geschäfte habe, die unumgänglich gethan werden müßten. Ungern willigte der alte Ritter in den Verzug, denn Frau Jutta erwartete ihren Sohn noch vor Abends, und er hatte sich darum mit den Gewaffneten in der Nacht auf den Weg gemacht; aber Siegebert erklärte sich so bestimmt, daß er entweder gar nicht, oder erst in einigen Stunden abgehen würde, daß der alte Ritter endlich nachgeben mußte.

Nun flog Siegebert in's Thal hinab zu Annen. Seine Brust war so voll, sein Herz so gepreßt, und doch sein Muth so freudig. Alle Bangigkeit, alle Sorge war vor dem Gedanken verschwunden, der Geliebten seine Liebe und seinen Stand zu entdecken, ihr ewige Treue zu schwö-

ren, und auch ihren Schwur zu empfangen. Schon von Weitem erblickte er sie unter den Erlen am Fluß, wo sie, im Grünen sitzend, an der Spindel spann, und, mit trüber Miene vor sich in das Wasser blickend, sich zuweilen eine Thräne vom Auge trocknete. Drückte auch sie ein Kummer, oder regte eine ahnende Empfindung ihr Herz bey dem Schmerz ihres Freundes auf? Sie schaute empor, sie erkannte ihn, sie sprang auf, und sprachlos, mit Thränen in den Augen, standen sich die Liebenden gegenüber, jedes des andern Hand haltend, jedes unfähig, der tiefen oder stürmischen Bewegung des Innern Worte zu geben. Anna hatte ihren Liebling seit zwey Tagen mit ängstlicher Spannung erwartet, sie hatte ihn ja um seinen Kummer befragen, ihm denselben abnehmen wollen — und was hatte nicht Siegebert Annen zu entdecken!

Anna fand zuerst Worte. Was ist Euch? Was habt Ihr? sagte sie, indem sie ihm in die Augen blickte, und ihr der Ausdruck innerer Gluth und großer Bewegung aus den leuchtenden Augen, die dennoch früher geweint zu haben schienen, und von den höher gefärbten Wangen entgegenstrahlte.

O Anna! hub er an, indem ein Seufzer

ſich ſeiner Bruſt entwand: Liebſt du mich wohl auch recht treu, recht innig — ſo wie ich dich?

Anna erſchrack. Sie hatte dieß Wort in Beziehung auf ſich und den Jüngling noch nie gedacht; ſie erblaßte, erröthete und ſchwieg.

Aber Siegebert kannte den Werth der Minuten; dringender faßte er ihre Hände, preßte ſie an ſeine Bruſt und wiederhohlte ſeine Frage.

Ach ja! ja! rief ſie endlich: Ich liebe dich recht von Herzen, ich bin dir ſo gut! — Ihre Thränen floſſen bey dieſen Worten, indem ſie ihn mit dem unverhohlnen Ausdruck der Zärtlichkeit anlächelte: Aber was haſt du? Was willſt du?

Ich danke dir! rief Siegebert: Das Bewußtſeyn deiner Liebe nimmt einen ſchweren Stein von meiner Bruſt. Komm, laß uns ſitzen! Ich habe dir viel zu erzählen.

Anna folgte ihm nicht ohne Bangigkeit auf den Felſenſitz am Ufer, und nun begann der Jüngling nach einer langen Einleitung über die Liebe und Treue, die allein des Menſchen höchſtes Glück, über die Tugend, die allein ſeinen wahren Werth ausmache, und wie vor Gott Ritter und Knecht gleich, und der Unterſchied der Stände eine bloße Menſchenſatzung ſey,

während welcher Rede Annens Herz von Furcht oer Dinge, die sie hören würde, laut und ängstlich schlug — ihr seine Geburt und seine Verhältnisse zu entdecken. So gut Siegebert sie vorbereitet zu haben glaubte, so entsprach doch der Erfolg seiner Erwartung nicht. Anna erblaßte tödtlich, sie zitterte an allen Gliedern, und lehnte sich mit geschloßnen Augen an den Baumstamm zurück, einer Ohnmacht nahe.

Siegebert sank zu ihren Füßen, er beschwor sie, ihn anzusehen, und ihm nicht zu zürnen, daß er sie getäuscht habe. Er sagte ihr Alles, was heiße Liebe und Unschuld eingibt, um sein Schweigen zu entschuldigen. — Sie erhob endlich die Augen, sie richtete sie mit sterbendem Ausdruck auf ihn, ihre Thränen brachen hervor, aber reden konnte sie nicht; doch ließ sie ihm ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte. Nach und nach ward ihr Blick freundlicher, und ein leiser Druck sagte Siegebert, daß ihm verziehen sey, daß die Liebe ja nicht zürnen könne über das, was die Liebe gefehlt.

Siegebert erhob sich wieder, er setzte sich an Annens Seite nieder, er wagte es, den Arm um sie zu schlagen, sie sank matt und weinend an seine Brust. Endlich ermannte sie sich, mit

ihm zu reden. Sie sprach von Entsagung, von ewiger Trennung, vom Kloster, in welchem sie ihren Gram um ihn bergen und ihr Leben in frommen Gebethen für ihn zubringen wolle. Aber das war Siegeberts Wille nicht. Er kündete ihr seinen Entschluß an, nie eine Andere, als sie, sein Weib zu nennen, er redete mit so vielem Feuer, mit so vieler Sicherheit, er mahlte ihr ein so reizendes Bild des häuslichen Lebens an seiner Seite, Anna war jung, unbekannt mit sich, mit der Welt, Siegeberts Feuer riß sie hin. Welche Leidenschaft glaubt nicht gern, was ihr schmeichelt? Sie fing an, seine Vorschläge für ausführbar, und eine Verbindung mit dem reichen, einzigen Erben des stolzen Rittergeschlechtes für möglich zu halten. Sie schlug ein in seine dargebothene Hand, und im Angesicht des reinen, blauen Himmels, wie vor dem Throne des Allmächtigen, der ja die Unschuld und Lauterkeit ihrer Liebe kannte, schwuren sie sich Treue bis in den Tod. Siegebert steckte einen köstlichen Ring an den Finger seiner Braut, und empfing von ihr ein schlichtes, silbernes Reiflein, das er, weil es viel zu eng war, um seiner Hand zu passen, an die goldene Kette häkelte, die er unter seinen Kleidern trug. Nun

umschlossen sie sich zum ersten Mahle feyerlich und zärtlich, Siegebert berührte Annens Lippen — es war der erste Kuß, den sie je empfangen — dann schwang er sich wohlgemuth auf sein Pferd und trabte mit leichtem Herzen der Hütte auf der Waldeshöhe zu.

Mit Vergnügen sah ihn der alte Ritter so zeitig zurückkommen, bald waren die nöthigen Anstalten getroffen, und der stattliche Zug setzte sich in Bewegung, um Reiflingstein noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen.

Was der alte Ritter gesagt und Siegebert gefürchtet hatte, traf ein. Man sprach von Heirathsvorschlägen, man hatte allerley Plane, man drang in Siegebert, sich zu erklären, und das Einzige, was den über ihn ausbrechenden Sturm für diesen Augenblick noch aufhielt, war, daß, so einig der Comthur und seine Schwester darüber waren, daß Siegebert heirathen solle, doch über die Wahl der Braut ein Zwiespalt unter ihnen herrschte, indem Jedes bereits einen andern Gegenstand in sein Herz geschlossen hatte. Doch, daß es überhaupt zu Stürmen kommen würde, und diese nicht allein ihm, sondern, wenn er so unvorsichtig wäre, seine Liebe zu verrathen, auch dem unschuldigen Gegenstand derselben verderb-

lich werden könnten, das sah er bald ein, und beschloß, mit doppelter Festigkeit über dem Geheimniß seines Herzens zu wachen. Der Comthur verließ nicht lange darauf das Schloß, aber das Treiben und Drängen seiner Mutter in ihn nahm nur noch mehr zu, da sie jetzt nach der Entfernung ihres Bruders hoffte, ihren Plan um desto gewisser durchzusetzen. Je dringender Frau Jutta wurde, je bestimmter weigerte sich Siegebert, weder dieß- noch irgend ein anderes Mahl seine Hand ohne sein Herz zu vergeben. Diese feste Entschlossenheit, so wie die Kälte, mit welcher ihr Sohn sehr schöne und liebenswürdige Fräulein betrachtete, mit denen Frau Jutta ihn bey verschiedenen Gelegenheiten auf geschickte Weise bekannt zu machen wußte, brachten die Mutter endlich auf den Gedanken, daß diese, für einen Jüngling seines Alters unnatürliche Stimmung eine verborgene Ursache haben müßte. Sie fing an zu forschen, sich zu erkundigen, und erfuhr endlich, daß sie, während sie bloß für die Gesundheit ihres Sohnes zu sorgen glaubte, einer längst gehegten Liebe Nahrung und Unterstützung gegeben hatte. Diese Kunde brachte sie auf's Äußerste auf, und da sie von Seiten der Müllerdirne an nichts als Ab-

ſicht, Betrug, oder gar Bezauberung denken konnte, mit der ſie den Sohn eines hohen, reichen Hauſes an ſich zu feſſeln ſuchte, war ſie auch auf der Stelle entſchloſſen, entſcheidende Maßregeln gegen ſie zu nehmen, vor Allem aber dieſen Plan auf's ſorgfältigſte vor ihrem Sohne zu verbergen.

Sie fuhr nach Stift Admont, dem die Mühle unterthänig war, ſie ſprach mit dem Abt, und hätte gar zu gern von dieſem erhalten, daß er den Müller abgeſtiftet und auf einen andern Platz verſetzt hätte; da aber dieſer auf keine Art eine Klage gegen dieſes rechtliche Haus hatte und ſich nicht entſchließen wollte, den Müller aus Gefälligkeit gegen ſeine ſtolze Nachbarinn unglücklich zu machen, muſte ſie dieſer Abſicht entſagen und auf etwas Anderes denken. Des Abtes Weigerung hatte Frau Jutta noch mehr gereizt und ihrem Entſchluſſe noch größere Heftigkeit gegeben. Die ſchnellſte, wenn auch die gewaltſamſte Maßregel, ſchien ihr die beſte. Sie ließ denjenigen unter ihren Leuten hohlen, dem ſie die Ausführung eines ſolchen Vorhabens am ſicherſten anvertrauen zu dürfen glaubte, und befahl ihm, in der Mühle im Ennsthale unter einem Vorwande nach Zeit und Gelegenheit zu

forschen, den schicklichsten Augenblick abzulauern, die arge Dirne, die auf nichts Geringeres sinne, als den jungen Ritter durch böse Zauberkünste in ihr Netz zu ziehen, mit List oder Gewalt zu entführen und in's Frauenkloster nach Göß zu bringen, wo eine Verwandte von ihr Vorsteherinn war, und wo man auch bürgerliche Mädchen aufnahm.

Seit Siegebert die Burg seiner Ahnen wieder bewohnte, fühlte er auch wieder die Einwirkung der unheimlichen Mächte. Auf eine wunderbare Art verschmolzen in unruhigen Traumgesichten die Urältermutter, Anna und die goldene Schale, und wenn schon sein Herz ihn mit inniger Sehnsucht nach jenen stillen Gegenden zog, wo ihm das Glück der ersten Liebe geblüht hatte, so machte die Betrachtung, wie schön in der Entfernung von jenen rastlosen Schatten seine Tage, wie ruhig seine Nächte gewesen waren, ihm jenen Aufenthalt zum Paradiese, und seinen Wunsch, das friedliche Thal und die verlobte Braut wieder zu sehen, innig und glühend. Noch keinen Tag, seit er es verlassen hatte, war es ihm möglich gewesen, sich auf längere Zeit vom Schlosse zu entfernen. Im Anfang hielt die Anwesenheit des Oheims, dann die Plane

seiner Mutter, die zu Einladungen und Besuchen führten, und in den letzten Tagen der Argwohn derselben ihn davon ab. Aber so wie die Tage sich zu Wochen sammelten, und Eine nach der Andern über seinem Haupte hinrollte, wurde der Wunsch, Annen wieder zu sehen, lebhafter, die Trennung von ihr ihm unerträglicher, und nach einer qualvollen Nacht, wo er sie in düstern Bildern, bleich und abgehärmt, mitten unter den grauenvollen Schatten seiner Ahnen hatte schwanken sehen, ertrug er es nicht länger, ließ sein Pferd satteln und beschloß, mochte auch seine Mutter davon denken, was sie wollte, das Mädchen wieder zu sehen, ohne die ihm kein Glück auf Erden denkbar war.

Er ritt das Thal hinab. Es war ein später Herbsttag. Welcher Unterschied zwischen jenem ersten Mahle, wo das Rauschen des Flusses tief unter den umschatteten Ufern ihn träumerisch weiter und weiter abwärts gelockt, seinen hellen Fluthen zu folgen, wo tausend Blumen in wechselndem Farbenspiele auf diesen Matten prangten, ein frisches Jugendgrün die Wälder belebte, aus welchen der vielstimmige Chor der Vögel, von Liebe und Lenz aufgeregt, erscholl, und er in dem freundlich winkenden Hause unterm hell-

grün knospenden Nußbaume das holde Mädchen fand — welcher Unterschied zwischen damahls und jetzt, ja auch zwischen dem Ansehen der Gegend, als er sie das letzte Mahl verließ, und heute! Wild tos'te die Enns, von den letzten Regengüssen geschwellt, um die Felsen ihres tiefen Bettes, die hingestreckten Gebüsche am Ufer, ihres Schmuckes beraubt, zeugten von des Wassers verheerender Gewalt, das klare Silber der Fluth wiederhohlte nicht mehr an ruhigen Stellen das Bild der nahen Waldhöhen, die sich sonst mit Lust in ihr zu spiegeln schienen; trüb' und unstät, mit abgefall'nen Blättern überdeckt, strömte sie hin, nur in Verheerungen ihre Macht zeigend. Vom scharfen Herbstwind gepeitscht, bogen sich die Bäume des Waldes, und welker Blätterregen säuselte zu ihren Füßen hin. Nebelschleyer zogen an den Tannenwäldern hinauf, und ein grauer Himmel hing über der trauernden Landschaft. So gelangte Siegebert in das Thal und in die Mühle. Niemand kam ihm hier entgegen; es schien, als ob der Winter schon gekommen wäre und Alles in den schützenden Umkreis der Mauern zurückgescheucht hätte. Die Thür des Hauses war verschlossen, und als Siegebert rochte, schaute die Mutter erst vorsichtig

durch den Schieber hinaus, wer es wäre, ehe sie öffnete. Aber Siegeberts Anblick verscheuchte jede Besorgniß. Mit einem frohen Ausruf öffnete sie die Thür, Anna eilte aus der Kammer herbey, und in den ersten Augenblicken des frohen Wiedersehens hatten alle drey ihren Kummer vergessen. Seine Erinnerung kehrte indessen nur zu bald zurück, und die Müllerinn erzählte, daß sie in den letzten Tagen großen Schrecken ausgestanden hätten, indem Anna zweymahl in Gefahr gewesen wäre, von unbekannten Gewaffneten, die sich hier herum, bald dort, bald da gezeigt, entführt zu werden. Seitdem wage es die Mutter nicht mehr, das Mädchen allein vor's Haus gehen zu lassen, oder auch nur die Hausthür ohne gehörige Vorsicht zu öffnen, weil erst vorgestern der Fall gewesen, daß zwey Männer, als Bettler vermummt, das Mädchen vor die Thür gelockt und sich ihrer bemächtigt haben würden, wenn nicht ihr heftiges Geschrey die Mühlknechte herbeygezogen hätte.

Wir haben, fuhr die Frau fort, vergeblich nachgesonnen, woher diese Angriffe kämen, indem wir Niemand kannten, auf den unser Verdacht fallen sollte, und das Mädchen, außer unsern Nachbarn und Euch, keine Bekanntschaft

hat. Endlich erfuhr mein Mann zufällig, daß es Leute von Reiflingstein wären, indem einer der Reisigen in der Trinkstube, vom Wein schwatzhaft gemacht, erzählt hatte, daß Frau Jutta ihm Befehl gegeben, sich des hübschen Müllermädchens im Ennsthale mit Gewalt oder List zu bemächtigen und sie in's Kloster nach Göß zu führen.

Heiliger Gott! rief Siegebert, starr vor Schrecken, als diese Worte ihm deutlich zeigten, seine Mutter wisse um seine geheime Liebe, und suche nichts anderes, als sie zu zerstören.

Wir sind erschrocken, wie Ihr, Herr Curd, fuhr die Frau fort: Es ist ja genug, den Nahmen des Hauses Reiflingstein nennen zu hören, um zu erschrecken, dieses Hauses, das seit Jahrhunderten die Geißel und das Entsetzen des Landes war, und wo höllische Geister und verwünschte Seelen neben den eben so ruchlosen Lebenden hausen. O, ich ahne wohl, was Frau Jutta mit diesem Raube will, und warum sie dieß unschuldige, seit seiner Geburt unglückliche Kind verfolgt; aber ehe ich sie in die Hände einer Reiflingsteinerinn, oder überhaupt unter dieses gottlose Geschlecht kommen ließe, ehe möchte ich sie lieber im Grabe sehen.

Siegebert erbleichte, er hörte sein Urtheil in diesen Worten, und obwohl er nicht Alles verstand, was die Müllerinn meinte, so sah er doch daraus, daß er nimmer hoffen dürfe, unter seinem eigenen Nahmen hier auftreten zu können. Da dennoch zu Anna's Sicherheit entscheidende Maßregeln nöthig waren, hier seiner Mutter Rache, dort der Abscheu von Annens Ältern gegen sein Haus ihn drängte, und er, wenn er nicht Alles mit einem Mahl verderben wollte, nicht länger als höchstens diese Nacht hier weilen durfte, so arbeiteten tausend leidenschaftliche Entwürfe in seiner Brust. Er eilte hinaus in den durchstürmten Wald. Wie hier der Herbstwind in den Bäumen tobte, wie die Enns schäumend sich an den Klippen ihres Bettes abmühte, so tobten Wünsche, Angst, Liebe und Verzweiflung in seiner Seele, so mühte sich sein Geist in fruchtlosem Kampfe gegen unüberwindliche Hindernisse ab. Das Einzige, was wie ein heller Stern leitend und unvergänglich durch die Nacht seines Geschickes glänzte, war Anna's Liebe für ihn, und die Hoffnung, die er darauf baute. Nach hundert entworfenen und wieder verworfenen Planen war endlich Flucht mit dem geliebten Mädchen, und gleich, und noch in dieser

Macht, um sie den Nachstellungen seiner Mutter und dem Einfluß ihrer Verwandten zu entziehen, das Einzige, was ihm möglich schien. Der Gedanke bildete sich immer klärer aus, gewann immer mehr an Reiz für ihn, und wurde endlich zum festen Entschluß. Er wollte mit Annen sprechen. Sie zu überreden sollte ihm nicht schwer werden, da sie, wie er, die ganze Gefahr ihrer Lage einsah, und mit ihr zu dem Herrn von Volkersdorf flüchten, dessen Burg ebenfalls im Gebirge, nicht weit von Siegeberts Schloß lag, und der als ein treuer Freund und Gespiele seiner Kindheit sie ihm in dieser Noth gern öffnen würde.

Je länger er diesem Plan nachdachte, je ausführbarer und klüger erschien er ihm. Der Sturm seines Innern legte sich, er kehrte in's Haus zurück und suchte Annen zu sprechen, die, wie er, von bangen Sorgen zerrissen, einer grauenvollen Zukunft entgegen sah. Im Anfange entsetzte sie sich vor seinem Vorschlag. Flucht mit einem Manne, heimliche Entfernung aus dem älterlichen Hause, schien ihr eben so schrecklich und unmöglich, als der Gedanke, sich auf ewig von Siegebert zu scheiden. Doch Eine Wahl mußte getroffen werden, und gleich, auf der Stelle,

wenn sie nicht in die Hände der gefürchteten Frau Jutta fallen, und ihre Tage im Kloster vertrauern, oder, wenn Siegeberts wahrer Stand ihren Ältern bekannt würde, von ihm auf ewig getrennt werden wollte. Des Jünglings Liebe und kühnes Hoffen mahlte ihr den gefürchteten Schritt mit milden Farben, Volkersdorfs Schloß war nicht sehr entlegen, dort sollte ein Priester ihren Bund segnen, und dann wollten sie entweder die Verzeihung der Ihrigen mit größerer Ruhe erwarten, oder Siegebert zweifelte nicht, am Hoflager Herzog Friedrichs des Streitbaren Dienste, und durch sein Schwert Ehre und Gut für sich und sein geliebtes Weib zu erwerben.

Jugend und Liebe, Unerfahrenheit und Angst hatten den Plan entworfen, und eben diese Gefühle Annen endlich vermocht, einzuwilligen. Es ward Alles verabredet, Siegebert wollte gegen Abend zum Schein zu seinem ehemahligen Wirth auf der Waldhöhe gehen, wenn aber Alles in der Mühle schlafen würde, zurückkehren, an Annens Fenster das verabredete Zeichen geben, sie vor sich auf's Pferd nehmen, ehe der Tag anbräche, bereits bey seinem Freunde, und in ein

Paar Stunden darauf Annens angetrauter Gemahl seyn.

Mit diesem Vorsatz schieden die Liebenden. Siegebert eilte, mit frohem Herzen alle nöthigen Anstalten zu treffen, während Anna mit nahmenloser Angst der gefürchteten und gewünschten Stunde entgegen sah, die sie mit dem Geliebten auf ewig vereinigen sollte. Gepreßt und schmerzlich sagte sie den Ältern gute Nacht, zitternd verschloß sie ihre Kammer, packte einige Habseligkeiten zusammen, und erwartete unter ängstlichen Herzensschlägen die Stunde der Entscheidung und das Zeichen am Fenster. Endlich hörte sie leise Tritte, es pochte an ihr Fenster, sie blickte hinaus und sah Siegebert vor demselben. Dieser Anblick gab ihr mehr Muth und Zuversicht. Leise öffnete sie die Thür, leise schlich sie über den Vorplatz, mit ihrem Bündel in der Hand, und lag in den Armen des entzückten Geliebten. Außer dem Hofthor stand sein Pferd, an eine der Erlen gebunden; er machte es los, hob das zitternde Mädchen hinauf, schwang sich dann hinter ihr in den Sattel, und nun ging es erst leise, und dann mit der größten Schnelligkeit an dem Flusse hinauf in das Gebirge. Die Nacht war stürmisch und finster, der kalte Wind

jagte schwere Wolken über den Mond hin, der, im ersten Viertel über den Bergen hangend, nur zuweilen einen dämmernden Schein auf den Pfad der Reisenden warf. Das Rauschen der Enns war ihr einziger Leiter. Siegebert wußte, daß an ihrem Ufer hin der Weg bis zu der Stelle ging, wo der Pfad nach seiner Burg und der nach Volkersdorfs Schloß sich schied. Indessen war es immer später geworden, der Mond sank hinter die Berge, und von einem fernen Kirchthurm klang in dumpfen Schlägen Mitternacht herüber. Der Nachthauch blies kalt, ein unheimliches Sausen ging durch die Wälder, Nachtgevögel flatterte aus den Sträuchen empor und umschwirrte das Haupt der Reisenden. Anna schmiegte sich ängstlich an Siegeberts Brust, der sie fest an sich schloß, und ihr einen Muth einzusprechen suchte, der ihm allmählich selbst zu fehlen begann. Der Weg nach Volkersdorfs Schloß war ihm sonst wohl bekannt, und er hatte sich ihn bey Nacht wohl zu finden getraut; jetzt kam ihm Alles anders, aber so viel er bey der schwachen Hellung, die dort und da ein Stern zwischen den Wolken herabsandte, unterscheiden konnte, nicht unbekannt vor.

Nachdem sie noch eine Weile geritten waren,

bemerkte er mit Schrecken, daß er sich auf dem Wege nach Reiflingstein befände. Die Möglichkeit, sich in dunkler Nacht im Wege zu irren, war wohl begreiflich; dennoch wußte Siegebert, daß er sehr aufmerksam gewesen, und auf jede Bewegung der Straße genau Acht gegeben hatte. Er verbarg einen ängstlichen Gedanken, der in ihm aufstieg, vor seiner Begleiterinn, strengte seine ganze Aufmerksamkeit an, und glaubte endlich deutlich eine wohlbekannte Schlucht zu unterscheiden, die seitwärts von der Straße nach Reiflingstein in das Thal führte, wo Volkersdorfs Veste lag. Er bog hier hinein, sie ritten noch eine Weile fort, und abermahls fand er sich auf dem Wege nach seinem Ahnenschloß. Nun ergriff ihn ein unaussprechliches Grauen, ihm ahnete die Einwirkung jener unheimlichen Wesen, die ihn schon so oft gequält hatten, er wollte sich aus ihren Kreisen entfernen, und wandte schnell sein Pferd, um den Rückweg zu suchen. Aus dieser Bewegung sah Anna deutlich, was sie längst im Stillen besorgt hatte, daß sie des Weges verfehlt hätten; ihre stumme Angst brach nun in lautes Klagen aus, und Siegebert hatte mit der doppelten Furcht in seinem und Annens Herzen zu kämpfen. Er beruhigte sie, so gut er

konnte, er täuschte sie mit einer Zuversicht, die er selbst nicht hatte, er lenkte sein Pferd bald hier, bald dort in ein Seitenthal hinein, und nirgends wollten sich ihm bekannte Gegenstände zeigen, die ihm auf die rechte Spur hätten helfen können. Das müde Pferd konnte endlich nicht mehr weiter, Anna lag in stummer Verzweiflung an Siegeberts Brust, er selbst wußte ihr nichts mehr zu sagen, und nur zuweilen ein Seufzer, oder ein leises Gebeth des Mädchens unterbrach die bange Stille. Der Morgen schien noch fern, und ehe er sich zeigte, keine Hoffnung, sich hier zurecht zu finden. Siegebert suchte also bey'm Licht der Sterne einen stillen, moosigen Platz an einer Felserwand, stieg ab, legte das zitternde Mädchen auf den Rasen, band sein Pferd an ein Gesträuch, setzte sich dann neben Annen hin und schlug ihr vor, hier den Tag zu erwarten. Sie war es zufrieden, Angst und Ermüdung hatten ihre Lebensgeister herabgebracht, von Siegeberts Arm umschlossen, lehnte sie sich an seine Brust und schlief ein. Er bewachte ihren Schlummer mit der Sorgfalt der Liebe, und wartete seinerseits mit banger Seele auf den Anbruch des Morgens. Endlich zeigte sich ein matter Schimmer über den Bergen, die Gegenstän-

de traten aus den nächtlichen Schatten, Siegebert erkannte das Thal und den Fels, an dem er saß, und überzeugte sich, daß er keine Viertelstunde von Reislingstein entfernt war. Seine erste Bewegung war, Annen zu wecken, und mit ihr schnell aus der gefürchteten Nähe zu fliehen. Aber sie schlief so süß, sie schien der Ruhe so bedürftig, er hatte nicht den Muth, sie zu stören. Auch war es ja noch so früh am Tage, daß sie nicht leicht eine Überraschung zu fürchten hatten. Siegebert wandte also diese Zeit an, um über die Maßregeln nachzudenken, die er zu nehmen hatte, seine Blicke ruhten absichtslos auf dem Bündel, das Anna mit sich genommen hatte, seine Hand spielte mit den Schnüren, die es befestigten, er erblickte etwas glänzend Goldenes, er wollte sehen, was es war, und fuhr mit einem Schrey des Entsetzens zurück; denn er erblickte die goldene Schale mit den schimmernden Edelsteinen, deren Bild ihm seine Urältermutter oft gezeigt, und um deren Zurückgabe sie ihn so sehr gequält hatte.

Siegeberts Ausruf erweckte Annen. Sie richtete sich erschrocken auf, und Siegeberts todtbleiches Gesicht, mit dem er auf die Schale starrte, vermehrte ihre Angst. Sie redete ihn an, sie

fragte ihn, und erhielt keine Antwort, bis er endlich mit den Worten: Wie kommst du zu dieser Schale? das peinliche Schweigen brach. Anna erzählte nun, daß sie diese Schale, so lange sie denke, als ihr Eigenthum kenne, über welches ihr ihre Mutter mit der größten Sorgfalt zu wachen, und es nie, um keiner Ursache willen von sich zu lassen, streng empfohlen habe. Übrigens wisse sie nichts, woher sie sey, und wer sie vielleicht vor ihr besessen. Diese Antwort, welche nicht die geringste Aufklärung gab, diente nur dazu, Siegeberts Unruhe zu vermehren. Aber es war jetzt nicht der Augenblick, sich in weitere Erörterungen einzulassen; man mußte fliehen, oder der größten Gefahr entgegen sehen. Siegebert bewog Annen, so erschöpft sie noch war, das Pferd wieder zu besteigen. Er hoffte jetzt aus dem unheimlichen Irrsal, in dem er sich diese Nacht herumgetrieben, beym hellen Tagesschein herauszukommen und das Ziel seines Strebens, Volkersdorfs Veste, zu erreichen.

Sie ritten die Schlucht hinab, dem Bächlein folgend, das im Dämmerlicht des Morgens zwischen niederm Gesträuche hinrieselte, und das sich weiter unten mit der Enns vereinigte, Anna, noch matt und bebend von den Beschwerden der

fürchterlichen Nacht, Siegebert, von grauenvollen Ahnungen ergriffen, denen er selbst weder Deutlichkeit noch Worte zu geben vermochte, und vor noch entsetzlichern Ereigniſſen zitternd, die ihm nach dem, was er schon erfahren hatte, mehrmahls wahrscheinlich schienen. Jetzt näherten sie sich dem Ennsthale. In dem Augenblicke hörten sie den Hufschlag von vielen Pferden, und wie sie um den Felsen bogen und nun das freye Thal vor sich sahen, sprengte ein Haufen Reisiger, an deren Abzeichen Siegebert das Wappen seines Hauses erkannte, so eben den Weg herauf. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, auch ritt der Führer der Schaar sogleich ehrerbiethig auf Siegebert zu und ersuchte ihn, ihm nach Reiflingstein zu folgen, indem sie von seiner Mutter ausgesendet wären, ihn zu suchen, und, wo sie ihn fänden, zu ihr zurück zu bringen. Widerstand war unmöglich. Siegebert gab keine Antwort, er wandte sein Pferd, die Schaar ordnete sich hinter ihm, und in finsterm Schweigen eilten sie das Thal hinauf, wo bald hinter einer Felsenspitze das graue Gemäuer der Burg sichtbar ward, und alle Schreckniſſe, die er dort erfahren, und die ihm noch bevorstanden, mit Centnerschwere auf sein Herz sanken. Anna blick-

te auf, sie sah diese Thürme, diese festen Wälle, den drohenden Fels über dem wilden Fluß, sie erinnerte sich an alle Schauergeschichten, die man ihr von dieser Burg erzählt, an Frau Jutta's stolzen Sinn, und auch der letzte Funke von Muth und Fassung verließ sie. Schluchzend, todtbleich wandte sie sich zu Siegebert und bath ihn, sie vom Pferde herabzulassen, sie wolle ihm entsagen, sie wolle zu Fuß nach Hause kehren, ihn nie wiedersehen, den strengen Zorn seiner Mutter nicht länger gegen ihn reizen, und lieber gutwillig in den Klostermauern, wohin Frau Jutta sie hatte senden wollen, Ruhe und Schutz suchen. Siegebert beschwor sie, das nicht zu thun, und überhaupt jetzt keinen Entschluß zu fassen. Ihr gemeinsames Schicksal — das ahnete ihm dunkel und schmerzlich — müsse sich jetzt auf irgend eine grauenvolle Art entscheiden. Anna schwieg; der starre Ernst in dem bleichen Gesichte ihres Geliebten, die finstere Ruhe, mit der er sprach, machten ihr Blut gerinnen, und stillschweigend ließ sie mit sich machen, was Siegeberts Wille war.

Man führte sie sogleich zur Mutter. Diese empfing ihren Sohn mit stolzem Hohn, und befahl, die Müllerdirne, die sie keines Blickes

würdigte, in den Thurm zur Verwahrung zu bringen. Das schreckte Siegebert aus seinem dumpfen Starren auf; er widersetzte sich den Reisigen, die Annen anfassen und fortführen wollten, er drohte, als Frau Jutta den Befehl wiederhohlte, indem er sein Schwert zog, den niederzustossen, der es wagen würde, seine Braut auch nur anzurühren. Dieß Wort entflammte Frau Jutta's Zorn, den sie bisher mit Mühe bezwungen, und unter dem Scheine kalten Stolzes verborgen hatte. Sie fuhr empor, sie sprang auf Annen zu, sie würde sie vielleicht mißhandelt haben; aber in dem Augenblicke trat der alte Ritter ein, der Siegebert das erste Mahl aus dem Ennsthale abgehohlt hatte, und dessen Jahre und Character Allen im Schloß Achtung gebothen. Frau Jutta faßte sich. Siegebert senkte sein Schwert, die Knechte traten zurück. Der Ritter nahte sich der Gebietherinn und meldete ihr, daß eine Bauersfrau aus der Mühle im Ennsthale da sey, die mit großer Angst und unter Thränen gebethen habe, auf der Stelle mit der Frau von Reiflingstein sprechen zu dürfen, weil auf jedem Verzug die höchste Gefahr sey.

Frau Jutta befahl, sie herein zu führen. O Gott! Meine Mutter! rief Anna, und brach

von Neuem in Thränen aus, die Angſt und Schrecken eine Weile gehemmt hatten. Die Müllerinn trat ein, Anna verbarg ſich hinter Siegebert vor ihren erzürnten Blicken; aber es war nicht ſie, welche die Frau ſuchte. Athemlos ſtürzte ſie zu Frau Jutta's Füßen und rief: Trennt ſie! Trennt ſie, gnädige Frau! Laßt ſie einander nicht heirathen! Sie ſind Geſchwiſter!

Dieſes Wort machte alle Gegenwärtigen verſtummen. Anna glitt hinter Siegebert ohnmächtig auf den Boden nieder, der Jüngling ſtützte ſich wankend auf ſein Schwert, Frau Jutta ſtand ſtarr, wie eine Bildſäule, und es vergingen einige Augenblicke, bis ſie zuerſt von Allen die Faſſung fand, nach den näheren Umſtänden und den Beweiſen für dieſe Behauptung zu fragen.

Da erhob ſich die Müllerinn, Frau Jutta hieß die Knechte hinausgehn, den alten Ritter bleiben, ſprach der zitternden Frau Muth ein, und dieſe begann nun:

»Es ſind nun neunzehn Jahre, wir waren kaum verheirathet und auf die Mühle gekommen, als uns einſt mitten in der Nacht das Geräuſch eines heftigen Sturms weckte, der die Fenſter klirrend ſchüttelte und unſere Bäume knarrend über das Dach hinbog. Dabey ließ ſich

ein wunderbares Getöse in der Luft hören, und mitunter glaubten wir das schwache Wimmern eines kleinen Kindes zu vernehmen. Ich bebte am ganzen Leibe, mein Mann aber stand beherzt auf, um, wenn etwa ein Unglück geschehen wäre, zu sehen, was zu thun sey. Er ging in der finstern Nacht hinaus an den Strom, er horchte, und horchte schärfer, und es war ihm jetzt, als höre er jenes Wimmern deutlicher; aber in der tiefen Dunkelheit war nichts zu erkennen, nur schien die Stimme oberhalb vom Wasser herzukommen. Mein Mann ging also den Strom hinan. Da sieht er plötzlich ein schwaches Licht auf den Wellen schimmern, er tritt näher, jetzt bewegt sich der Schimmer herabwärts, es ist Etwas, das auf dem Wasser schwimmt, und deutlich erkennt mein Mann das Winseln eines kleinen Kindes. Nun treibt der Glanz näher an's Ufer heran. Gerechter Gott! Es war ein armes, kaum geborenes Kindlein, das auf einer goldenen Schale daher schwamm, von welcher das helle Licht ausging.«

»Mein Mann trat ein Paar Schritte in den Strom, und mit einem Stecken zog er das ganze Ding an's Ufer. Aber so wie er die Schale berührte, verlosch das Glänzen, nur das arme

Würmchen weinte auf seinen Armen. Er brachte es in die Stube und legte es mir auf's Bette.«

»Entsetzen und Mitleid stritten in mir, halb fürchtete ich, daß irgend ein Teufelsspuck hier verborgen sey, und wir etwa einen tückischen Wassernix in unser Haus aufzunehmen im Begriff ständen; auf der andern Seite erbarmte mich's des überaus schönen, so ganz hülflosen Kindleins, das seine Händchen wie flehend nach mir ausstreckte. Das Mitleid siegte endlich. In Gottes Nahmen! sagte ich: Laß uns den armen Wurm behalten, den er uns so wunderbar zugeführt hat! Unsere Absicht ist christlich und gut, der himmlische Vater wird seinen Segen dazu geben.«

»So behielten wir das arme Geschöpf, ließen es taufen, weil wir nicht wußten, woher es war, und gedachten, uns unter der Hand zu erkundigen, wo und von wem etwa ein Kind verloren worden wäre. Es vergingen nicht acht Tage, als uns die schauerliche Nachricht kam, wie des Herrn von Reiflingstein erste Ehewirthinn plötzlich und auf unbegreifliche Art sammt ihrem neugebornen Töchterlein mit Tode abgegangen sey. Aber das Gerücht erzählte viel andere Dinge. Die Windeln unsres Findlings waren kostbar und fein, die

Schale, auf der er hergeschwommen, von purem Gold, mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Wenig Wochen darauf hatte man weiter oben in der Enns den Körper einer jungen Frau gefunden, den man zu erkennen geglaubt; aber der Knecht, der sie entdeckt und sonderbare Vermuthungen verbreitet hatte, verschwand auf einmahl. Es hieß, Herr Ottokar habe ihn aufheben und in die Verließe seiner Burg stecken lassen. Menschlicher Weise blieb uns beynahe kein Zweifel mehr, daß jene Frau Herrn Ottokar's Gemahlinn, und das Kind seine Tochter gewesen. Aber wir beschlossen, Niemand etwas von unsern Vermuthungen zu entdecken. Wir erzogen das Mädchen als unser eigenes Kind, sie hat unsere Treue und Liebe auch wohl belohnt, und wir hätten nie über sie zu klagen gehabt, bis jetzt Euer Sohn unter verstelltem Nahmen kam, ihr Herz gewann, es von seiner Pflicht und seinem Glücke abwendig machte und mit sich in das Verderben riß, das von diesem unseligen Hause unzertrennlich ist. Spät in der Nacht entdeckten wir ihre Flucht, aber wir hätten nicht gewußt, wohin wir uns wenden sollten, bis die Reiter kamen, die Ihr ausgeschickt, um den Junker zu suchen. Diese stürmten beynahe die Mühle um ihn, und so

erfuhren wir zugleich den wahren Nahmen ihres Verführers und das entsetzliche Unglück, das ihr drohte.«

Hier endigte die Müllerinn ihren Bericht. Gedankenvoll, und nicht ohne geheimen Schauer hatte ihr die Frau von Reiflingstein zugehört, während Siegebert, mit nichts anderm beschäftigt, als die ohnmächtige Geliebte in's Leben zu erwecken, von allen ihren Worten nur die behalten hatte, die sein Unglück unzweifelhaft machten.

Als sich Anna zu erhohlen anfing, legte er sie, ohne zu sprechen, in die Arme ihrer Pflegemutter und verließ das Gemach.

Frau Jutta hatte allein Fassung genug, um noch weitere Nachforschungen anzustellen; aber sie dienten zu nichts, als die Wahrscheinlichkeit zur höchsten Gewißheit zu bringen. Die Windeln des Kindes, welche die Müllerinn sorgfältig aufbewahrt und jetzt mit sich gebracht hatte, sammt der goldenen Schale, die Viele im Schlosse noch wohl kannten, endlich ein Mahl an Annens Nacken, das ihr Bruder eben so trug, wie sie, die Zeit, die übrigen Umstände, Alles vereinigte sich, jeden Zweifel zu heben.

Frau Jutta's Zorn war gestillt, Besinnung

und Mitleid traten an seine Stelle. Sie ging auf Annen zu und umarmte sie freundlich als Fräulein von Reiflingstein und ihre liebe Stieftochter, dann befahl sie mit gütigen Worten der Müllerinn, hier im Schlosse bey der Unglücklichen zu bleiben, die noch betäubt von Allem, was sie erfahren hatte, bleich, zagend und stumm, keine Liebkosung zu erwiedern und kaum zu vernehmen im Stande war, was man ihr sagte. Sie selbst suchte ihren Sohn auf; aber er war fort und nirgends in der Burg zu finden.

Man verbarg Annen diesen neuen Schrecken, man wies ihr eines der schönsten Zimmer in der Burg an, und umgab sie mit allem Glanz, der ihrer Geburt entsprach; aber keine Ruhe kam in ihr Gemüth, kein Schlaf in ihr müdes Auge. Endlich, schon wie der Abend dunkelte, trat Siegebert, zur großen Freude des Burggesindes und seiner Mutter, in's Schloß. Er antwortete nichts auf alle Fragen, wies mit stummen Geberden alle Theilnahme, allen Trost von sich, fragte nicht nach seiner Schwester, und verlangte sie nicht zu sehen.

Über alle diese Bewegungen kam die Nacht, und mit ihr erhoben sich die unterirdischen Bewohner der Burg. Der Urältermutter wohlbe-

kannte Gestalt erschien vor Siegeberts Bette, und zeigte sich auch zum ersten Mahle in wunderbaren Träumen dem neuen Ankömmling aus ihrem Geschlecht, von allen ihren Mitgenossen begleitet. Ihre Gestalt war nicht so traurig, wie sonst, und nur eine bittende Geberde, die Siegebert wohl verstand, erinnerte ihn an einen grauenhaften Auftritt.

Das Nahen der Morgenstunde trieb diese wesenlosen Schatten wieder in ihre Grüfte zurück; aber was den ganzen vorigen Tag in Siegeberts Seele gearbeitet hatte, bekam durch das Wiedersehen jener bekannten Gestalt, die er seit jener abschlägigen Antwort in dem Schatzgewölbe nicht mehr so deutlich und so freundlich gesehen hatte, eine plötzliche Anregung. Es dämmerten Gedanken in ihm auf, er glaubte den Zusammenhang des Ganzen und die geheimen Fäden zu erkennen, die ihn unbewußt bisher geleitet, ihn zu Annen, diese sammt der goldenen Schale, nach welcher jene Erscheinung so sehr verlangte, in den Umkreis ihrer Väter gebracht, und durch die unselige Entdeckung der verborgenen Verwandtschaft sein und seiner Schwester Glück und alle ihre Ansprüche auf dieser Welt zerstört hatten.

Er brachte die Nacht schlaflos in peinlichen Gefühlen zu. Mit dem ersten Morgenstrahl fiel ein Strahl himmlischen Lichtes in seine Seele, und ein Entschluß rang sich aus seinem zerrissenen Gemüthe los, der ihm, seiner Schwester und seinem ganzen Geschlecht Ruhe und das Glück versprach, das sie noch zu genießen fähig waren.

Er ließ seinen Lehrer und Vertrauten, den guten Geistlichen, zu sich bitten und eröffnete ihm seinen Vorsatz. Der redliche Greis suchte ihn eine Weile zu bekämpfen, aber er wurde, je länger und je mehr er ihn bestritt, nur desto fester. Siegebert kündigte ihn seiner Mutter an. Sie erschrack, sie wandte Alles an, um ihn davon abwendig zu machen; es war vergeblich. Er bath sie vielmehr, mit Annen zu reden, und auch diese zu gleicher Entschließung zu stimmen. Mit Freuden nahm Anna diesen Wunsch des Geliebten, in dem sie noch immer nur einen Bruder zu sehen nicht vermochte, auf, und fügte sich demselben. So erklärte nun Siegebert in einer Versammlung seiner Vasallen und Unterthanen öffentlich, daß er, von den Ahnenschatten seines Hauses gemahnt und um ihre Erlösung angefleht, die nur durch ihn, den letzten seines

Stammes, geschehen konnte, diese Warnung vernachlässigt und diese Bitten verworfen habe, daß er dafür in unabsehbares Unglück gerathen und nur, wie durch ein Wunder vor dem ungeheueren Verbrechen, seine Schwester zu ehelichen, bewahrt worden sey. Er erkenne in diesen Fügungen den Finger der Vorsicht, und da für ihn und seine Schwester kein Glück mehr auf Erden blühe, seyen sie Beyde entschlossen, ihrem weltlichen Stande, ihren Reichthümern zu entsagen, ein Kloster und Gotteshaus zu bauen, und so zugleich ihren eigenen Schmerz in die Einsamkeit zu begraben und mit dieser Entschließung den Willen ihrer unglückseligen Vorfahren zu erfüllen, welche an diese Bedingung die Ruhe ihrer abgeschiedenen, gequälten Geister gebunden hatten.

Mit Erstaunen und Wehmuth hörte die ganze Versammlung den Entschluß ihres jungen, geliebten Lehensherrn. Mancher suchte ihn zu bestreiten, Alle forderten Aufschub und Bedenkzeit. Siegebert gewährte ihrem Wunsche auch diese, aber sein Vorhaben wurde dadurch nicht wankend gemacht, so wenig, als er Annen von diesem Augenblicke an mehr sah, oder sprach.

Nach Verfluß der bestimmten Zeit aber ritt

er, von allen seinen Lehensmännern in größtem Staate begleitet, auf kostbar geschmücktem Pferde nach Stift Admont hinüber, zog da mit den ritterlich prunkenden Gewändern alle weltliche Lust und Herrlichkeit aus, und erbath sich von dem Abte eine Stelle im Kloster, während seine Mutter auf sein Bitten Annen mit eben dieser Feyerlichkeit nach Göß in's Fräuleinstift führte.

Sobald das Probejahr vorüber war, während welchem er durch Strenge der Übungen und Frömmigkeit es allen seinen Mitbrüdern zuvor gethan hatte, legte er, ohne auf das Zureden seiner Mutter und mancher Jugendfreunde zu achten, das Gelübde in die Hand des Bischofs von Salzburg, der eigends zu dieser Feyerlichkeit herübergekommen war, ab, und in derselben Nacht weckte ihn eine liebliche Musik aus dem Schlummer, ein unbegreifliches aber schönes Licht erhellte seine Zelle, und er sah auf hellen Wolken die Geister seiner Ahnen geeinigt und verklärt vor ihm schweben und ihn dankbar segnen. Auch stürzte in derselben Stunde der Felsen an einem Orte des Schloßberges von Reiflingstein ein, und zeigte ungehindert den Gang, welcher zu dem unterirdischen Schatzgewölbe führte, das die Geister nicht mehr zu bewachen brauchten.

Frau Jutta ließ nach dem Befehl ihres Sohnes alle Reichthümer desselben heraufbringen, er rief fromme Geistliche aus entfernten Landen herbey, baute ein Kloster und Gotteshaus in der wildesten Gebirgsgegend, und ließ durch die Mönche die Wälder lichten und die Felder bebauen. Bald siedelten sich Dörfer an, die Gegend wurde wirthbar und freundlich, und das ungerecht erworbene Gut, durch frommen Gebrauch geheiligt, erfüllte den letzten Wunsch der nun seligen Schatten.

Nach Frau Jutta's Tode verkaufte Siegebert auch Burg Reiflingstein und alle seine Besitzungen, trat als Abt in das von ihm gestiftete und reich begabte Kloster, und sah, als er seinem Herzen Ruhe und Festigkeit genug zutrauen konnte, die einst zu sehr geliebte Schwester bey dieser feyerlichen Gelegenheit nach Jahren mit frommer Freude und stiller Rührung wieder. Die Zeit hatte den Sturm der Leidenschaft in beyden Herzen gedämpft, der Himmel und seine Freuden waren an die Stelle irdischer Liebe, Wohlthun und Gutesstiften an die Stelle häuslicher Seligkeit getreten, und sie fühlten sich wieder glücklich, nur auf ganz andere Weise, als sie es einst im schönen Ennsthale zu werden gehofft hatten.

III.

Der Einsiedler auf dem Monserrat.

Als nach jener erzwungenen zweyten Thronentsagung Karls des Vierten die Französischen Heere in furchtbarer Zahl in Spanien einrückten, befand sich bey einem der Regimenter, welche damahls zuerst diesen Boden betraten, der junge Capitän La Chartelliere, den nicht bloß die Aussicht auf Kriegsruhm und schnelle Beförderung, sondern auch manches andere, stillere Band mit jugendlicher Freudigkeit in dieses Land zog. Seine Mutter stammte aus einer Spanischen Familie, die, aus Navarra herübergewandert, sich unfern von Bayonne niedergelassen hatte. Noch lebten mehrere seiner Verwandten in Pampeluna, und ein Groß-Oheim väterlicher Seits stand seit langen Jahren mit Würde und allgemeiner Erbauung dem Benedictinerkloster auf dem Monserrat vor. La Chartelliere fand überall freundliche Aufnahme, die fremde Natur, die fremde Sitte zog ihn an, und die Eroberung

eines Landes, wo nur Aberglaube und Unwissenheit herrschten, schien ihm und allen seinen Kameraden ein leichtes und bald beendetes Werk. Sieg, Ruhm und Glück schwebten vor seinen Blicken, und so folgte er mit hoffnungsvoller Seele dem Rufe, der ihn weiter in's Land hineinrief.

Aber die leichten Siege, welche Napoleon seinen Truppen verheißen hatte, das wiederhohlte Aufpflanzen der Französischen Adler auf den Wällen von Lissabon und viele andere, mehr gewünschte als erwartete glückliche Ereignisse blieben aus. Die Spanische Nation ermannte sich, harte Kämpfe, Unsicherheit, Verrätherey, Verfolgung erhoben sich von allen Seiten gegen das Französische Heer, in jedem Spanier stand ihnen ein unversöhnlicher Feind auf. Mißmuth, Mangel, Seuchen rissen unter den immer abnehmenden Schaaren ein, und die verstörten Gemüther fanden sich endlich in sich selbst nicht mehr zurecht. Der Feldherr, dem La Chartelliere als Adjutant zugegeben war und der ihm väterlich wohlgewollt hatte, war meuchlings in dem Hause, in dem er einquartiert gewesen, ermordet worden, und nur ein Zufall hatte das gleiche Schicksal von seinem Adjutanten abgewandt. Der Ge-

neral, der an seine Stelle kam, gab La Chartelliere's Feinden Gehör und dieser sah sich überall zurückgesetzt, die allgemeine Sache ging immer schlechter und mit jedem Verlust der Franzosen wuchs der Spanier Muth, unerhörte Grausamkeiten wurden von beyden Seiten begangen, La Chartelliere sah eine Hoffnung nach der andern schwinden, eine Beschwerde eine Gefahr nach der andern sich vor ihm aufthürmen. Mißmuthig, niedergebeugt, krank durch Wunden und das Klima, war er endlich genöthigt, sich von dem Generale Urlaub zu erbitten, um seine ganz zerrüttete Gesundheit einigermaßen wieder herzustellen.

Sein erster Gedanke war auf den Monserrat. Früher schon, auf seinem Einmarsch, hatte er den Groß-Oheim dort besucht, und sich als ein frohgesinnter Jüngling, der, während der Revolution erzogen, von Klostergebräuchen, geistlicher Würde und frommer Einfalt keinen Begriff haben konnte, an der seltsamen Lebensart der Mönche und Einsiedler halb wundernd, halb spöttisch ergetzt.

Jetzt standen die Sachen anders. Das Unglück hatte die stolzen Wipfel von des Jünglings Hoffnungsbaum geknickt und alle seine Blüthen

verfehrt. Weggerückt von ſeinen Ausſichten in die Zukunft, gebrochen durch Krankheit, im Innerſten verletzt durch gekränkten Stolz, und mehr als alles das, beunruhigt durch Zweifel an der Rechtmäßigkeit eines Kriegszuges, den er jenſeits der Pyrenäen, im revolutionären Frankreich, mit ganz andern Augen betrachtet hatte, als hier, wo die Würde einer edlen Nationalität, alte Formen, heilige Rechte, die Macht des kindlichen Glaubens und die Majeſtät der Religion in nie geahneter Hoheit vor ihm ſtanden, kehrte er langſam und trüb auf demſelben Wege zurück, den er vor drey Jahren voll froher Hoffnung hingegangen war.

Wie er aus Martorell herausfuhr, wo ein alter Triumphbogen an die Herrlichkeit und den Verfall des Römerreiches, an ſeine ungerechten Kriege, ſeine treuloſe Politik und ſeinen Untergang den jungen Franzoſen mit bitterer Gewiſſensrüge mahnte, und nun auf einmahl auf weiter Ebene der ungeheure Berg mit ſeinen Rieſengliedern, ſeinen zerſpalteten Gipfeln, ſeinen umſchleyerten Höhen erſchien, da ergriff eine ſonderbare Empfindung ſein Herz. Der Gedanke: dort wohnt die Heilung und der Friede, wenn ſie noch irgend auf Erden anzutreffen ſind, er-

tönte, wie von unbekannten Stimmen ausgesprochen, in seinem Innern. Ein Gefühl von Hoffnung, das ihm lange fremd gewesen, verbreitete sich mit milder Wärme in seiner Brust, er athmete tief auf, und eine Thräne feuchtete das dunkle Auge, das unverwandt an dem wunderbaren Berge hing.

Jetzt zeigte sich ihm das Kloster auf der halben Höhe des Berges, an die Felsen gelehnt, die es schirmend in ihrem Schooß zu bewahren schienen. Allmählich unterschied er in Felsenritzen oder auf den spitzen Gipfeln der Felsenzacken die Einsiedlerhütten, die, aus umschattenden Gärtchen hervorblickend, die stille Einfalt, wie den frommen Muth ihrer Einwohner verkündeten.

Ein bequemer Weg, zur Erleichterung der vermöglichen oder kranken Reisenden angelegt, erlaubte ihm in seinem Wagen bis auf die kleine Ebene hinauf zu fahren, die sich vor dem Kloster hinstreckt, und wo eben in dieser Stunde den ermüdeten oder dürftigen Pilgrimmen von den wohlthätigen Mönchen Speise und jede andere Nothdurft gereicht wurde. Auch ihn empfing man freundlich, und sein Groß-Oheim, der bereits von seiner Ankunft unterrichtet war, ließ

sogleich Alles vorkehren, was zu seiner Ruhe und Erquickung nöthig war.

Seltsam, aber wohlthätig, berührten die tiefe Stille, die pünctliche Ordnung, das stets auf himmlische Dinge gerichtete Streben seiner neuen Hausgenossen den jungen Krieger, der aus dem wildbewegten Leben und der gänzlichen Glaubenslosigkeit eines Französischen Lagers sich auf einmahl unter die Mönche auf dem Monserrat versetzt sah. So fand sich La Chartelliere auch bald in seine neue Lebensweise, und was ihm in den ersten Tagen wunderlich vorkam, ja manchmahl ein geheimes Lächeln abnöthigte, wurde ihm nach und nach gewöhnlich, und endlich lieb. Sein Körper fühlte die wohlthätigen Wirkungen der Stille und Ordnung, unter den heilenden Händen erfahrner Priester schlossen sich seine Wunden, in der reinen Luft, bey stärkender Nahrung erhohlten sich seine gesunkenen Kräfte, aber noch lange nicht erhob sich der gedrückte Geist, und keine Heiterkeit, kein Lebensmuth kehrte in das zerstörte Gemüth ein.

Doch war es ihm Beschäftigung und Zerstreuung zugleich, überall im Kloster und im Hospitium herum zu gehen, Alles zu besehen und an den Geschäften der frommen Priester,

ſo weit es ſich thun ließ, hülfreichen Antheil zu nehmen. So wie ſeine Kräfte ſich vermehrten, ſtellte er weitere Wanderungen an, klomm auf die nächſten Felſenzacken und ſchlüpfte in die Schluchten hinein, wo die Einſiedeleyen der älteren Eremiten ſtanden, deren Jahre ihnen nicht mehr erlaubten, ſich weit vom Kloſter zu entfernen. Endlich dehnte er ſeine Spaziergänge noch mehr aus, und kam unter andern in eine entfernte Einſiedeley, die mit ihrem Garten auf einem der höheren Bergesſpitzen, halb verſteckt zwiſchen Felſen und Gebüſch, ungemein freundlich dalag.

Es war ein kleines, nettes Häuschen, an Bauart den andern ähnlich; aber Alles, in und um dasſelbe, trug das Gepräge eines feineren Geiſtes. Der kleine Garten war geſchmackvoller angebaut und reicher an Blumen, die theils dazu dienten, die Gemüſebeete mit bunten Einfaſſungen zu zieren, theils in Töpfen, auf niedliche Geländer geſtellt, der ganzen Anlage ein Anſehen von Eleganz gaben. La Chartelliere ſtand eine Weile an der Verzäunung ſtill und ergetzte ſich an dem angenehmen Anblick. Auf einmahl hörte er neben ſich ein kleines Geräuſch und der Einſiedler trat aus einer Lau-

be, in der er gelesen hatte. Er war ein Mann von mittleren Jahren, dessen Züge in der Jugend sehr angenehm gewesen seyn mußten. Ein edler Anstand behauptete sich auch unter dem groben Mönchsgewande, und aus der beschattenden Kapuze blickten unter schön gewölbten Bogen große, dunkle Augen mit düsterem und mildem Ausdruck hervor.

Er ging unter seinen Pflanzungen umher, richtete hier eine gesunkene Blume auf, band dort eine fester an den schützenden Stab, raufte da ein Unkraut aus, tödtete dort ein schädliches Insect, und wie nun auf einmahl die Mittagsglocke ertönte, entblößte er ehrerbiethig den Scheitel, faltete die Hände und sprach sein Gebeth, dann schritt er rasch an dem Ort vorüber, wo der Fremde stand, und schien in's Haus gehen zu wollen. Aber La Chartelliere's Anblick machte ihn stutzen. Der Offizier grüßte achtungsvoll, und sein Gruß wurde mit einem Anstand, den die Demuth des Eremiten nicht verschleyern konnte, erwiedert. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Der Einsiedler, Bruder Ildephons, erinnerte sich des Neffen seines verehrten Abtes recht wohl, den er schon einige Mahl im Kloster gesehen und von der Ursache seines Auf-

enthalts auf dem Monserrat gehört hatte. Freundlich öffnete er das Pförtchen der Verzäunung, die nur zum Schutz gegen die Thiere um die liebliche Schöpfung des Gärtners gezogen war. La Chartelliere trat in den Garten, und da der Einsiedler vermuthete, daß sein Gast der Erhohlung bedürfe, lud er ihn ein, an dem kleinen Mahle, das er so eben zu verzehren im Begriff gestanden habe, Theil zu nehmen. Bruder Ildephons hatte richtig geurtheilt; aber auch ohne dieses Bedürfniß würde der junge Franzose gern einer Einladung gefolgt seyn, die ihm Annäherung zu einer, wie Alles ihm vermuthen ließ, interessanten Bekanntschaft verhieß. Man trat in das Haus. Über einen netten Vorsaal, wo Binsenmatten und Strohgeflechte theils die Reinlichkeit erhielten, theils von dem Fleiße des Einsiedlers zeugten, führte der Wirth seinen Gast in ein großes, geräumiges Zimmer. Hier bath er ihn, eine Weile zu verziehen und verließ ihn, um Anstalten zu Erweiterung seines Mahles zu treffen. La Chartelliere sah sich im Zimmer um. Auf einem Tische lagen allerley Saamen, Blumenzwiebel, Messer und andere Gartengeräthschaften, auf dem andern, den der Einsiedler nah an's Fenster geschoben, sollte getafelt wer-

den. Die übrigen Einrichtungsstücke waren alle höchst einfach und höchst sauber, und durch die geöffnete Thür sah man in die Schlafkämmer des Einsiedlers, in der ein kleiner Altar, mit einem Bilde der heiligen Jungfrau, ein Paar Bretter mit Büchern, und das einfache Lager sich befanden.

Jetzt kam der Eremit zurück. Der Tisch war bald beschickt. Gemüse, Milchspeisen, nahrhaftes Brot und sehr schönes Obst, des Einsiedlers eignes Erzeugniß, machten das kleine Mahl aus, das ein freundliches und geistvolles Gespräch würzte, und den Offizier noch mehr in seiner vorgefaßten Achtung für den Mann bestärkte, der solche Ansichten in solcher Einsamkeit hegte. Was aber, vereint mit der ganzen Umgebung, diesem Besuche ein noch anziehenderes, fast zauberhaftes Gepräge aufdrückte, war die an das goldene Zeitalter erinnernde Vertraulichkeit, in welcher hier, wie in dem Zufluchtsorte der Unschuld, Thiere und Menschen miteinander lebten. Ein Pudel und eine Katze fraßen ohne Zwist aus einer Schüssel miteinander; als das Mahl geendet war, ließ Bruder Ildephons den Ton einer kleinen Pfeife hören, und gleich darauf kamen von dem nächsten Baume allerley Waldvögel

durch's offene Fenster herein und pickten ohne Furcht die Brosamen auf, die ihnen der Einsiedler hinstreute, ja einige mehr bekanntere hüpften auf seine Hand und nahmen die Mandelkerne weg, die er ihnen anboth.

Verwundert sah La Chartelliere diesem Spiele zu; dann wollte auch er den Vögeln etwas hinreichen, aber sie flatterten scheu empor, wie die fremde Erscheinung sich ihnen näherte und Bruder Ildephons bath ihn mit freundlichem Lächeln, das lieber zu unterlassen, weil die Thierchen nur die Einsiedler, nicht aber die Fremden kennten, und durch ein voreiliges Zugreifen schon manchmahl verschüchtert und auf lange Zeit entfernt worden wären.

Das Mahl war geendet und La Chartelliere, mit Achtung und Wohlwollen gegen seinen Wirth erfüllt, schickte sich an, sich zu beurlauben, als der Einsiedler ihn bath, seinen Besuch zu wiederhohlen. Die Art, wie er's that, zeigte dem jungen Krieger, daß auch er keinen vorübergehenden, oder ungünstigen Eindruck auf seinen neuen Bekannten gemacht haben mußte. Das erfüllte ihn mit großem Vergnügen und er schied höchst zufrieden mit dem festen Vorsatz, bald wieder zu kommen.

Der Jüngling vergaß seines Versprechens nicht. Am andern Tage klomm er schon wieder den Felsensteig hinauf und traf den Einsiedler in seinem Garten arbeitend; denn diese Bewohner des Monserrat bringen ihr Leben nicht in müßiger Ruhe oder unfruchtbaren Andachtsübungen zu. Sie arbeiten fleißig, ja oft angestrengt, tragen des Tages Last und Hitze so gut, wie der Landmann, und wissen den himmelwärts gerichteten Sinn mit nützlicher Beschäftigung vollkommen zu vereinigen. Auch Bruder Ildephons empfing den neuen Bekannten mit Freude, bald rückten ihre Gemüther sich näher, und ihre Herzen öffneten sich gegen einander. Der Gang in die Einsiedeley des heiligen Mannes gehörte bald zur Tagesordnung des jungen Kriegers. Er nahm nach und nach Theil an den unschuldigen Beschäftigungen des Einsiedlers in Garten und Zelle, er pflegte mit ihm seine Pflanzen, wartete seine Bäume und lernte Erdarten mischen, um den Blumen schönere Farben oder besseres Gedeihen zu geben und sich an ihrem Fortkommen und ihrer Schönheit zu freuen. Bald wurde er vertraut mit diesen stillen Wesen, sie bekamen ein höheres Interesse, eine Sprache für sein Herz, und sogar die Vögel, die seines Leh-

ters Tisch besuchten, gewöhnten sich an ihn, und scheuten sich nicht mehr, wenn er ihnen Futter hinstreute, oder zwischen seinen Fingerspitzen both. Eine Ahnung der Ruhe fing an, sich in des Jünglings Herz zu senken, aber der Stachel des gekränkten Ehrgeizes und der Schmerz über so viele zerstörte Hoffnungen hinderten ihre wohlthätige Wirkung, und verzögerten seine volle Genesung.

An regnerischen Tagen, oder wenn La Chartelliere's schwache Gesundheit ihm nicht erlaubte, sich zu ermüden, beschäftigten sie sich im Hause mit Verfertigung von allerley Gartenbedürfnissen, oder Ildephons hohlte auch wohl aus seinem kleinen Büchervorrathe, in welchem der Franzose mit Erstaunen die besten Classiker alter und neuer Zeit in ihren Originalsprachen fand, ein Buch hervor. Dann bewunderte La Chartelliere das rege Jugendfeuer, ja die Begeisterung, in welche sein väterlicher Freund gerieth, wenn er die dichterischen Arbeiten dieser längst hinüber gegangenen Geister mit eben so schönem als richtigem Vortrage las, wie diese stolze Gestalt sich noch stolzer hob, das düstere Auge voll Jugendfeuer strahlte, und ein angenehmes Lächeln die edlen Züge verklärte. Oft schien es in solchen Augenblicken, als ginge eine glänzende Jugend

voll rühmlicher Erinnerungen an der Seele des Einsiedlers vorüber, als wachten Bilder, Gefühle, Wünsche auf, die eine Zeit von beynahe dreyßig Jahren und mancher durchgekämpfte Schmerz nicht ganz zu ersticken vermocht hatten; denn Ildephons brach nicht selten mitten in einer gefühlvollen oder erhabenen Stelle ab, schlug das Buch zu und verließ auf einige Minuten seinen jungen Freund. Wenn er dann wiederkam, zeigten sich in seinem Gesichte Spuren eines schmerzlichen Kampfes, und eine wehmüthige Ruhe machte sich langsam durch sein ganzes Wesen Platz. Für diesen Tag und den nächstfolgenden war dann an keine Lectüre zu denken, Ildephons schien jede solche Berührung als verletzend zu meiden, und den Jüngling lehrten sein feines Gefühl und seine Liebe für Ildephons diese Schmerzen ehren.

So vergingen Wochen, Monathe. Ildephons gewöhnte sich je mehr und mehr an den Gefährten seiner Einsamkeit und seiner Arbeiten, und dachte mit Schauer an den Zeitpunct, wo des Jünglings wiederkehrende Blüthe ihn zu seiner Pflicht zurück rufen würde. Auch in La Chartelliere's Brust regte sich derselbe Gedanke; doch scheute sich Jeder, ihn auszusprechen, und ihre

Herzen schlossen sich in dem wehmüthigen Gefühle der nahen Trennung fester aneinander. Der Jüngling öffnete dem bejahrten Freund seine ganze Seele, er vertraute ihm seine zerstörten Hoffnungen, seinen irre gewordenen Glauben, und schüttete alle seine Klagen in den theilnehmenden Busen aus. Mitleidsvoll hörte ihn Ildephons an, und suchte durch seine Ansichten von der Welt und den Menschen, durch seinen dem Himmel zugewandten Sinn, der ihm das Irdische erst in seinem wahren Licht hatte erkennen lassen, die Seele des jungen Freundes zu stillen, und ihm eine Ahnung von dem tiefen Frieden zu geben, den er nun bereits seit Langem, zwischen diesen dem Himmel näheren Felsen, hoch über dem Treiben und Sorgen der Menschen in unschuldiger Beschäftigung und frommer Gesinnung gefunden hatte. Aber La Chartelliere vermochte diese Ansichten nicht zu fassen, und vor Allem wollte sein gekränktes Ehrgefühl sich durch alle Ermahnungen und Warnungen des Einsiedlers nicht zurechtweisen lassen. Dieser Punct war es, der, wenn alles Übrige zur Ruhe gesprochen schien, allein noch wach und rege, immer wieder den Frieden störte, den Ildephons Umgang und die wiederkehrende Gesundheit in

der Seele des Jünglings zu verbreiten angefangen hatten.

Die schönsten Momente ihres Beysammenseyns waren die Stunden, wenn nach geendeter Tagesarbeit der Einsiedler den Jüngling mit sich auf eine von den Felsenkuppen führte, von welchen aus man eine freye Aussicht über das unten liegende Land bis in's Meer hinaus hatte. Hier breitete ein Kastanienbaum seine breiten Äste über einen moosigen Felsensitz, und hier war des Einsiedlers liebster Platz zu Betrachtungen.

Tief unter ihren Füßen lagen die Wohnplätze der Menschen, Städte und Dörfer zerstreut, der Llobregat schlängelte sein Silberband durch fruchtbare Felder, hier und dort erinnerten Überreste altrömischer und maurischer Denkmähler an eine große Vergangenheit und die eben so ernsten als würdigen Schicksale der Spanier, in der Ferne aber begränzte das unermeßliche Meer die Aussicht, oder ließ vielmehr dem Blicke freyen Raum, sich in der Unendlichkeit zu verlieren. Die Sonne sank, Feuer und Gluth entflammten den abendlichen Himmel und loderten über die leise bewegten Wellen hin, Schiffe erschienen am Horizont und näherten sich, oder verschwanden, Wagen fuhren im Thale, Heer-

den kehrten nach Hause; es war ein Bild voll Leben und Bewegung unter ihnen. Nach und nach verglomm die Gluth, die hellen Farben schwanden, kaum merklich sank die Dämmerung vom heiterblauen Himmel herab, ihr leiser Schleyer dämpfte die grellen Lichter und hüllte die Gegend in magischen Flor. Alles war still in der Natur um sie und unter ihnen, und nun stieg aus den tiefdunkeln Wogen der volle Mond empor, goß unbeschreiblich milde Schimmer auf das ganz beruhigte Land, und färbte alle Gegenstände mit mildem, tief ansprechendem Lichte.

Sieh hier, junger Mensch! sagte der Einsiedler, nachdem er lange in ernsten Betrachtungen da gesessen hatte: Sieh hier ein Bild des menschlichen Lebens und seiner Stimmungen! Das prächtige Farbenspiel ist verschwunden, die Unruhe schweigt, die Bewegung ist stille geworden, sanft und klar schwebt ein milderes, aber darum nicht minder schönes Licht über der Natur, und regt uns tiefer an, und weiset den beruhigten Sinn auf eine Welt außer dieser sichtbaren, auf eine schönere Harmonie und reinere Freuden hin, wovon diese erhabene Nacht mit ihrer Sternenschrift uns einen Vorschmack gibt.

Ja, erwiederte der Jüngling, und ein Seufzer folgte dieſer Rede: Ja, die Nacht iſt ſchön! Aber der Tag war es auch, und das Schauſpiel des lebendigen Abends übertraf doch an Pracht und Fülle dieſe ungewiſſe Beleuchtung.

Ich begreife, erwiederte Ildephons, und bin weit entfernt, dir meine Anſicht aufdringen zu wollen; ſie iſt die eines Greiſes, der mit ſich und der Welt fertig iſt, während du noch mit tauſend unbefriedigten Wünſchen, wie mit eben ſo viel Armen, verlangend und fordernd, an ihr hängſt. Aber hat ſie dir denn gehalten, was ſie verſprach? Sind die Träume erfüllt worden, die dein jugendliches Herz, wie du mir ſelbſt ſagteſt, in deinem Vaterlande für eine thatenreiche und dem Wohl der Menſchheit gewidmete Zukunft entwarf? Sieh, Jüngling! du haſt mein Herz gewonnen, es neigt ſich in väterlicher Liebe zu dir, und die alte Jugendwärme, die ich in dieſer Einſamkeit längſt verloſchen glaubte, hat, im Umgang mit dir, ſich wieder angefacht. Dein Schickſal iſt mir werth geworden. Ich möchte dich ſo gern glücklich ſehen!

La Chartelliere ergriff des Einſiedlers Hand und drückte ſie innig, indem ein tiefer Seufzer ſeiner Bruſt entfloh.

Du bist nicht glücklich?

Ach nein, ehrwürdiger Vater! Wie könnte ich auch! Ihr kennt mein Geschick, es hat nicht aufgehört, mich zu verfolgen, seit ich den Boden dieses Landes betreten; ja, noch mehr, was ich hier sah und erfuhr, hat in unseliger Rückwirkung mich auch noch um die freundlichen Erinnerungen aus meinen früheren Jahren gebracht, indem es mich zuerst über Manches ungewiß machte, was mir einst als recht erschienen war.

Darüber, mein Sohn, haben wir schon oft gesprochen, und mich dünkt, es hätte mir gelungen, dich über diesen wichtigsten Punct deiner Lebensansichten zufrieden zu sprechen.

Das dank' ich Euren sanften, frommen Lehren, Eurer Herzenskenntniß, die, wie der Ort, den Ihr bewohnt, weit über das gewöhnliche Treiben des Menschengeschlechts erhoben ist. Ja, ich sehe nicht bloß den Krieg, den wir mit stolzem Muthe begonnen, und so Vieles, was mir einst heilbringend erschienen war, in ganz anderem Lichte; ich bin auch ruhig darüber geworden, und der Pfad, den ich zu verfolgen habe, liegt klar vor mir. Daß aber eben diese Erkenntniß mir das lange Ziel meines Strebens ganz aus den Augen gerückt hat, daß ich um alle

die Kräfte und Anstrengungen betrogen bin, die ich diesem Wahnbild opferte, und daß es mir mit allen jenen Anstrengungen nicht gelungen hat, mich empor zu schwingen und irgend eine Stufe zu erreichen, von welcher aus meine bessere Erkenntniß nützlich wirken und mir das schöne Bewußtseyn segensreicher Thätigkeit verschaffen könnte, das darf mich doch kränken? Was habe ich erreicht, seit den drey Jahren, die ich hier in stäter Lebensgefahr, in der angstvollsten Sorge vor jedem Bissen, jedem Trunk, den mir der bittere Haß der Spanier in Gift verwandeln könnte, zwischen Wunden und Kränkungen aller Art zugebracht habe? Was ich war, als ich Frankreich verließ, bin ich noch — während so viele meiner Kameraden entweder ein schneller Tod ihres Unglücks enthoben, oder das Glück an das schimmernde Ziel ihrer Wünsche geführt hat.

Zerstörte Täuschung! sagte Ildephons, indem sein Blick düster und lange über die weite Meeresfläche hinstarrte. Er schwieg einige Zeit, der Jüngling ebenfalls. In seiner Brust bewegten sich so viele schmerzliche Gefühle, die der beruhigende Umgang mit dem Einsiedler für eine Weile beschwichtigt hatte, und die dieses Gespräch mit allen ihren Stacheln wieder aufweckte.

Zerstörte Täuschung! Geknickte Eitelkeit! hob Ildephons nach einer Weile wieder an: Ja, das ist's, das ist dein Schicksal und das Schicksal aller deiner Brüder, die hier auf diesem Sterne jemahls gelebt haben, noch leben, und leben werden! Du dauerst mich. Heilen kann ich dich nicht, denn ich kann den raschen Lauf deines jugendlichen Blutes nicht hemmen, die Schärfe dieser Gefühle nicht abstumpfen, die dir die Freude fröhlicher, aber auch den Schmerz stechender machen: und wenn ich's könnte, ich wollte es nicht; denn der Mensch soll der Vorsicht nicht vorgreifen. Aber wir haben gestern im Virgil die Stelle gelesen: **Solamen miseris socios habuisse doloris.** Sie enthält eine tiefe, obgleich eine gewöhnliche Wahrheit. Unsere Trennungsstunde naht, du wirst mich nicht oft auf meiner Felsenspitze mehr besuchen. Er drückte bey diesen Worten mit einem leisen Seufzer des Jünglings Hand, und dieser beugte sich, innig bewegt, über dieselbe, und preßte sie an seine Lippen. Eine augenblickliche Stille feyerte die ernste Rührung der beyden Freunde.

Du kennst mich nicht, begann der Einsiedler mit festem Ton: Du würdest von mir scheiden, ohne zu wissen, wer der Mann war, dem du

so manche einsame Stunde verschönt, und über den Abend seines Lebens einen warmen Sonnenblick zurückgeführt hast. Das soll nicht seyn. Du sollst mich kennen lernen, du sollst mein ganzes Leben mit allen seinen Täuschungen, Schwächen und zerstörten Hoffnungen vor dir aufgerollt erblicken, und in das Herz eines Menschen schauen, der, ohne das, was man in der Welt große Unglücksfälle oder harte Schicksale nennt, bloß durch eigene und fremde Schwächen, durch zerstörte Täuschung und gereizte Eitelkeit dahin gekommen ist, in blühendem Mannesalter einer Welt, die ihm keinen Genuß mehr zu biethen hatte, zu entsagen und hier in der Einsamkeit des Monserrat alle seine verlorenen Freuden zu beweinen. Der Mond steigt erst zum Zenith herauf, der Sternenwagen zeigt noch auf mehrere Stunden vor Mitternacht, wir haben Zeit. Höre mich an.

Ich bin in Sevilla von angesehenen, wohlhabenden Ältern geboren. Mein Vater trieb die Rechtswissenschaft mit Erfolg. Was seine unbestechliche Ehrlichkeit ihm manchmahl in Vergleich mit seinen Kameraden schadete, das ersetzten sein eiserner Fleiß und seine ausgebreiteten Erfahrungen. Er hatte nie einen ungerechten Pro-

zeß übernommen, aber er hatte viele verwickelte Streitſachen muthig durchgefochten und manches lange unterdrückte Recht triumphirend in ſeine alten Anſprüche eingeſetzt. Dieß erwarb ihm allgemeines Zutrauen. Anſehn und Wohlſtand wohnten in unſerm Hauſe, und ich, der einzige Sohn ſolcher Ältern, wurde mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Meine Anlagen entwickelten ſich hoffnungsvoll, ich hatte meines Vaters ernſten Muth, mit meiner Mutter weicher Seele vereinigt, geerbt. Zur Rechtswiſſenſchaft, der mich mein Vater widmen wollte, damit ich auf dem Pfade fortſchritte, der ihn zu Reichthum und Einfluß geführt hatte, zeigte ich wenig Luſt; aber ſchon in früher Kindheit reizten mich die Klänge der Muſen und mit entzückter Seele lauſchte ich als Knabe den Geſängen alter und neuer Dichter, welche ich in den Schulen leſen hörte, oder ſelbſt las. Sie entzündeten ein Feuer in meiner Bruſt, das oft zu meiner Luſt und oft zu meiner Qual loderte. Doch nein! Laß mich nicht ungerecht ſeyn bey der Erinnerung an das ſchönſte und edelſte Geſchenk, das Gottes Güte in meine Bruſt gelegt hat! Nie, nie hat die himmliſche Gabe mir Unglück bereitet, rein und göttlich, wie ihr Urſprung, hat ſie nur dazu ge-

dient, mir die Freuden des Daseyns läuternd, verklärend zu erhöhen, und seine Leiden mit gelassenerm Muthe zu ertragen. Was mir Qualen schuf, war meine oder fremde Schwäche und Thorheit.

Vielleicht ist dir der Nahme des Don Luis de Verunna*) nicht unbekannt. Hier in dieser Abgeschiedenheit, und nachdem seit mehr als zwanzig Jahren die Welt nichts mehr von meinem Daseyn weiß, der Sänger, dessen Lieder sein Vaterland erfreuten, längst verschollen, und sein ehemahliges Wirken nur gleich dem Echo in Klängen, die einst seine Lust und seine Schmerzen ausdrückten, übrig ist, darf ich es ja wohl sagen, daß ich glaube, man habe jenseits der Pyrenäen meinen Nahmen gekannt, und du wirst vielleicht manche meiner Arbeiten gelesen haben, ohne je an die Möglichkeit zu glauben, daß du den längst verloren gegangenen Sänger derselben solltest kennen lernen.

Entzückt fuhr La Chartelliere schon bey der ersten Nennung jenes Nahmens empor, drückte dem Einsiedler seine Freude über diese überra-

*) Es braucht wohl keiner Erinnerung, daß dieser Nahme eben so erdichtet ist, wie die ganze Erzählung.

sáyende Bekanntschaft aus, und wollte ihm schildern, wie seine Gesänge ihn noch als Knabe begeistert und gerührt hätten; aber der Einsiedler winkte ihm ernst, zu schweigen: Diese Sprache, junger Mensch, diese freudigen Ausdrücke sind mir nicht neu. Ich habe sie vielmahl vernommen, sie waren oft der Ausbruch wahrer Empfindung, noch öfter der Kunstgriff verführerischer Schmeicheley, oder wohl gar boshaften Neides. Daß sie bey dir nur das Erste seyn können, bin ich überzeugt; aber ich glaube dir auch ohnedieß, und so laß es gut seyn!

Meine Abneigung gegen meines Vaters Beruf war diesem sehr unangenehm. Es kostete manchen bittern Streit, in welchem nur meiner Mutter Liebe mich unterstützte; denn mein Vater hatte eine hohe Achtung für seine Wissenschaft. Endlich gab er unsern vereinten Bitten, am meisten der Unmöglichkeit nach, in meinem Kopfe, der voll Bilder und Phantasien war, seine strengen Rechtsbegriffe wurzeln zu machen. Aber, obgleich er uns in diesem Puncte wich, bestand er doch eben so ernst darauf, daß ich mich zu irgend einem öffentlichen Amt geschickt machen sollte; denn bloß der Beschäftigung mit den Musen zu leben, wollte er mir durchaus nicht er

lauben, weil er in der nothwendigen Beschränkung des Fluges unserer Phantasie eine Art von heilsamen Zaum und ein Gegengewicht gegen die in Unthätigkeit, oder zwecklose Kraftvergeudung ausartende Freyheit eines ganz müßigen Lebens fand. Ich erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, unterwarf mich meines Vaters Willen, und ließ mich an einem Gerichtshof anstellen. Ich arbeitete mit Ernst und Eifer, und gewann mein Geschäft lieb, das mir Muße genug ließ, mich in köstlichen Stunden, die eben, weil sie nicht überflüssig zugemessen waren, mir desto theurer wurden, dem Fluge meiner Phantasie zu überlassen, und, in höhern Räumen mich ergehend, neue Kraft und Lust zu den Pflichten der Wirklichkeit zu sammeln.

Meine dichterischen Arbeiten wurden nach und nach bekannt. Sie gefielen, man suchte mich auf, man zeichnete mich aus. Das Ansehn, der Wohlstand unseres Hauses überhoben mich des drückenden Gefühls irgend einer Clientenschaft, wie der Nothwendigkeit, auf einträglichen Erwerb zu sehen. Ich konnte mich frey bewegen und jedes Lob, jede Aufmerksamkeit als einen süßen Lohn süßerer Mühe hinnehmen. Ich würde unwahr seyn, wenn ich dir nicht gestände, daß mich

dieß Alles sehr vergnügt machte; ich fühlte mich von dem Beyfall meiner Mitbürger geehrt, getragen, und selbst mein ernster Vater mißbilligte nicht mehr die Spiele meiner Muse, denn er sah wohl, daß sie meinen Berufspflichten keinen Eintrag thaten, und die Auszeichnung, die sein Sohn gewann, erfreute sein väterliches Herz.

Bis damahls — ich zählte kaum ein und zwanzig Jahre — waren die Klänge meiner Leyer nur ernsten Dingen geweiht gewesen. Die Geschichte meines Vaterlandes, seine glorreichen Kämpfe für seine Unabhängigkeit gegen Carthago, Rom und die Mauren, die Siege der christlichen Religion über den Mohametanismus, die einzelnen Großthaten meiner Landsleute, welche uns Balladen und Geschichten aufbewahren, hatten den Gegenstand meiner Lieder ausgemacht. Zuweilen auch regte irgend ein Ereigniß jener Zeit, in welcher sich der Streit um Menschen- und Völkerrechte zuerst in den Geistern zu bewegen anfing, meine Einbildungskraft auf: denn, wie viele junge Leute meines Alters, fühlte ich mich von jenen Ideen lebhaft angesprochen, und einige Oden in diesem Sinne, mit Kühnheit gedichtet, erregten viel Aufmerksamkeit. Aber noch hatte die Liebe mein Herz nicht berührt, das nur

dem Vaterland, der Freyheit, der Tugend geweiht schien.

Indessen hatte meine Persönlichkeit eben dadurch Aufsehen erregt. Man war nur noch neugieriger, den jungen Dichter kennen zu lernen, der bey einem nicht ungefälligen Äußeren, bey Erziehung, Weltton und Phantasie, so ganz unempfindlich für sanfte Regungen schien, man zog mich in die Gesellschaften der besseren Häuser, junge Männer aus höheren Ständen schlossen sich freundschaftlich an mich. Selbst einer Lüge oder Schmeicheley unfähig, hielt ich, was man mir sagte, für wahr, und man sagte mir nichts als Gutes und Schönes. Ich sah nicht ein, was man für Ursache dazu haben konnte, wenn man nicht wirklich von meinen Verdiensten überzeugt war, und so gab ich mich der holden Täuschung hin und lebte vergnügte Tage.

Die Herzoginn von Florida kam um diese Zeit mit ihrem Gemahl, der zum Gouverneur von Andalusien ernannt worden war, nach Sevilla. Der Herzog war ein Geschäftsmann; stolz, ernst, pünctlich, und, von wenig Worten, liebte und suchte er keine Gesellschaft. Aber die Herzoginn, eine geborne Französinn, hatte mehr Hang zur Geselligkeit. Noch in reifen Jahren

ſchön, voll Lebhaftigkeit, voll Geiſteskultur, bekannt mit Allem, was ihre und meine Nation im Fache ſchöner Literatur aufzuweiſen hätten, kehrte ſie ſich nicht viel an die ſtrengere Sitte des Volkes, zu dem ſie jetzt gehörte, und eröffnete in ihrem Hauſe glänzende, gemiſchte Geſellſchaften, wo ſich Alles, dem Geburt oder Rang den Zutritt verſtatteten, und was auf Geiſtesbildung Anſpruch machte, verſammelte. Es ſtand nicht lange an, ſo wurde auch ich aufgefordert, mich bey der Herzoginn einführen zu laſſen. Sie hatte von mir gehört, ſie hatte einige meiner Gedichte geleſen, und ließ mir ſagen, ſie würde nicht glauben, einheimiſch in der Spaniſchen ſchönen Literatur zu ſeyn, wenn ihr die hoffnungsvollſte Blume derſelben unbekannt wäre.

Ich hatte ſo viel von der Schönheit und Artigkeit der Herzoginn, von den Cirkeln, die ſich bey ihr einfanden, von dem höchſt gebildeten Ton, der in ihrem Hauſe herrſchte, gehört, und dieſe Frau ließ mich, einen Jüngling, der an Geburt und Stand ſo weit unter ihr ſtand, der es kaum hätte wagen dürfen, ſeine Augen zu ihr zu erheben, mit ſo gütiger Aufforderung um meine Bekanntſchaft erſuchen! Ich war ganz trunken vor Freude, erzählte meinen Ältern mein

Glück, kleidete mich an dem zur Vorstellung bestimmten Tag zum ersten Mahle in meinem Leben mit großer Sorgfalt, ließ meines Vaters beste Equipage anspannen, die mir immer noch nicht elegant genug war, und fuhr mit strahlenden Blicken nebst dem jungen Grafen von Elquizar, der mich dort vorstellen sollte, in das Gartenhaus, das der Herzog bewohnte.

Es war ein milder, klarer Frühlingstag. Goldner Schein lag über der Gegend, eben so gestaltete sich die Welt um mich und in mir, und ich werde des Eindruckes, den mir dieser Abend machte, nie vergessen; denn er war auf gewisse Art entscheidend für mein ganzes Leben.

Wir traten in einen mit Geschmack angelegten Garten, in welchem buntfarbige Blumen auf Beeten und Gebüschen die süßesten Düfte verhauchten und die laue Luft mit Balsam erfüllten. Am Ende einer mit dem schönsten Grün bedeckten Wiese, unter dem Schatten einiger Palmen, die ihre langen Blätter majestätisch in den leisen Abendlüften bewegten, saß auf einer von auserlesenen Blumen umgebenen Rasenbank die Herzoginn, von einigen Frauen umringt. Die Schönheit der meisten unter ihnen, der geschmackvolle Anzug, die Lieblichkeit des Abends,

der Umgebungen, Alles trug bey, den zauberhaften Eindruck zu vermehren, dessen mein aufgeregtes Gemüth nur zu empfänglich war. Der Sinn so mancher unserer alten Romanzen von den mauriſchen Schönen und den chriſtlichen Rittern in ihren bezauberten Gärten von Generalif und Alhamra wachte in mir auf, und Manches, was früher spurlos an mir vorüber geglitten war, wurde mir auf einmahl hell und bedeutend.

Meine Eitelkeit wurde auf alle Art angeregt. Man behandelte mich mit Auszeichnung, man zeigte groſses Vergnügen an meiner Unterhaltung, das Gespräch kam bald auf meine Gedichte. Die Herzogınn hatte viele gelesen, ich muſste andere, die ihr noch nicht bekannt waren, declamiren. Ich saſs den Frauen gegenüber, die Sonne war bereits gesunken, eine leichte Dämmerung überschleyerte die Gegenstände um uns, und verdeckte das zu Blendende ihrer Farben und Gestalten, im nahen Rosengebüsch flötete die Nachtigall. Ich sagte eines meiner, wie ich glaubte, besten Gedichte, eine Elegie am Grabmahl der Scipionen her, dessen Gegenstand die Vergänglichkeit aller menschlichen Gröſse war. Kein Laut unterbrach die aufmerksame Stille, mein Auge schweifte von einer reizenden Gestalt

zur andern, und blieb endlich auf einer haften, die ich bisher weniger beachtet hatte, weil sie sich durch nichts vor den andern auszeichnete. Aber jetzt fiel mir ein groſses, dunkles Auge, das sich mit feuchtem Glanz, in welchem der letzte Tagesstrahl spielte, zum Himmel empor richtete, eine Haltung, die sonst stolz war, und nur jetzt, vom Gefühl ergriffen, in sich zusammengesunken schien, und edle, wahrhaft römische Formen des Gesichts, auf. Unwillkührlich verweilte mein Blick auf ihr, und bey einer Stelle, wo sich die Betrachtung von der Vergänglichkeit des Irdischen zur ewig bleibenden Schönheit der Tugend erhob, wendete sich jenes dunkle Auge langsam auf mich, blieb mit unbeschreiblichem Ausdruck einen Moment auf mir ruhen, und sank dann, wie das meine ihm begegnete, schnell zu Boden, indem eine flüchtige Purpurgluth die edlen Züge überflog.

Mir ward seltsam zu Muthe, meine Stimme stockte — ich hatte den nächsten Vers vergessen. Jetzt hob sich das schöne Auge von Neuem — und nun — war es um meine ganze Besinnung geschehen. Ich wuſste so wenig mehr von dem Ausgang des Gedichts, als ob ich es in meinem Leben nicht gesehen hätte. Die Übrigen merkten

mein Stocken, man sah mich an. Dieß vermehrte meine Verlegenheit, ich erröthete, ich strebte vergebens, mir den Schluß der Elegie zu vergegenwärtigen, mein Gedächtniß war in jenen beyden Blicken der dunkeln Augen untergegangen, und ich mußte mit Beschämung sagen, daß ich's nicht weiter wisse.

Man lachte mit leichten Scherzen über mich, Alles vereinigte sich in tändelnden Spöttereyen über meine Zerstreuung — nur jene Gestalt nicht. Sie schien, wie im Bewußtseyn ihrer Mitschuld, zu schweigen, und ein unendlich süßes Gefühl beschlich mich in diesem Augenblick, denn wir hatten etwas Gemeinschaftliches, wir hatten ein Geheimniß, das die Andern nicht verstanden.

Der Rest des Abends verging bey einer herrlichen Collation, die auf der weit umschauenden Terrasse des Pallastes aufgetragen wurde. Köstliche Früchte in schöngeformten silbernen Schalen, die ausgesuchtesten Weine in englischem Krystallglas perlend, sinnreicher Scherz und Fröhlichkeit, welche die Tafel umkreiseten, machten das Mahl zu einem Götterfest. Elquizar, der, wie ich längst geahnet hatte, der Herzoginn nicht ohne Glück den Hof machte, und jetzt an ihrer Seite saß, schwamm in Vergnügen; nur ich

konnte die allgemeine Luſt nicht ſo theilen, wie ich dieß an den Andern ſah, und vielleicht war ich doch der Glücklichſte von Allen. Eine neue, mir bisher unbekannte Empfindung hatte ſich in mir entzündet, und Alles um mich her und in mir gewann im Wiederſchein dieſes Lichtes eine andere Farbe.

Auch trug es etwas zur Störung meines Vergnügens bey, daß der Gegenſtand dieſes neuen Gefühls von mir entfernt ſaß, und es mir unmöglich wurde, mich mit ihr zu unterreden, ja, kaum ihre Stimme zu hören. Dennoch drang zuweilen ein Silberlaut zu mir herüber, und meine Seele war in meinen Augen und Ohren. Ich war zerſtreut, einſylbig, man bemerkte die Veränderung meiner Laune, Elquizar neckte mich damit, die Damen miſchten ſich in's Geſpräch, nur meine Unbekannte ſchwieg. Aber wenn ſie zuweilen das groſſe, dunkle Auge unter dem Schatten langer Wimpern langſam zu mir aufhob, und, was ich ſagte, freundlich und aufmerkſam zu vernehmen ſchien, dann war es auch, als öffnete ſich mir der Himmel. Die Herzoginn entſchied endlich, daß man es mit Dichtern nicht ſo genau nehmen, und ſich immer beſcheiden müſſe, wenn ſie kleine Geiſtesabweſenheiten hät-

ten, und indeß wir sie mit uns oder ihren Umgebungen beschäftigt glaubten, mit ihren Gedanken in irgend einem andern Stern, oder einer Zauberwelt gewesen wären. Man gab ihr Beyfall, man fragte mich, an was ich denn eben gedacht, welche Götterbilder mir vorgeschwebt hätten? Ich erröthete, ich wollte etwas sagen, das weder ungeschickt noch verrätherisch seyn sollte. In dem Augenblick fiel der Blick der Unbekannten auf mich, eine Purpurgluth überzog auch ihre Wangen, ich selbst erröthete noch mehr. Ich glaubte mein Geheimniß entdeckt, ich verwirrte mich in meinen Reden, man lächelte, man scherzte über mich. Das war das zweyte Mahl an demselben Abend, wo meine Neuheit mich in eine große Verwirrung brachte; aber doch lag eine Süßigkeit in dieser Verwirrung und ein so beglückendes Gefühl in dem Gedanken, daß auch sie meine Verlegenheit getheilt habe, daß ich sehr vergnügt aus der Gesellschaft schied, und Elquizar's Spöttereyen, womit er den Neuling im Umgang mit der vornehmen Welt bey'm Nachhausegehen nicht schonte, geduldig anhörte.

Von ihm erfuhr ich, daß meine Unbekannte Gräfinn Claudia von Luna heiße, daß sie Er-

binn eines bedeutenden Vermögens, eines berühmten Nahmens, seit mehreren Jahren Waise und völlige Herrinn ihrer Hand, aber auch im Rufe eines groſsen Stolzes oder natürlicher Kälte sey, die sie bey Schönheit und Reichthum ihr drey und zwanzigstes Jahr noch unvermählt hatten erreichen lassen. Übrigens wäre sie eine der gebildetsten Damen von Sevilla, und im Gesang und auf der Laute eine der ersten Künstlerinnen.

Ich wuſste genug — genug für meine Liebe, viel zu viel für meine Hoffnungen. Sie waren ganz und gar niedergeschlagen. Wie konnte ich, freylich ein Edelmann, aber vom Mittelstand, ohne Glanz, ohne Ansehen, als das, was der Ruf meines Vaters und ein aufblühendes Talent mir gab, meine Augen zu der Tochter eines der ersten Granden erheben, zu der gefeyerten Schönheit, der bis jetzt so Viele, die ihrem Stand und Vermögen gleich waren, nicht genügt hatten?

Ich kam sehr unglücklich nach Hause. Welche plötzliche, welche umfassende Veränderungen waren seit wenigen Stunden in meinem Innersten vorgegangen? Ich hatte die süſseste Befriedigung meiner Eitelkeit genossen, ein unbekanntes, allmächtiges Gefühl kennen gelernt, mich auf den

Fittigen befriedigten Stolzes und süßer Hoffnung in den Himmel erhoben, und war nun herabgestürzt aus allen meinen Zauberwelten, von der rauhen Wirklichkeit geweckt, und zur Erkenntniß meines Nichts und der Unzulänglichkeit alles dessen, was mir eine Stunde vorher glänzend geschienen hatte, gebracht worden.

Mein jugendlicher Lebensmuth war gebrochen. Ich liebte, und liebte hoffnungslos. Aber, was den Jüngling niederschlug, erhob den Dichter. Meine Leyer tönte neue, bisher nicht versuchte Lieder, die Klagen schüchterner, unerwiederter Liebe, die Schwärmereyen zärtlicher Verzweiflung. Ganz Sevilla erstaunte, den jungen Cato, wie man mich bisher im Scherz genannt hatte, von Liebe singen und aus seinen Liedern ein Gefühl wiederhallen zu hören, das ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war.

Doch es war so, und meine dichterischen Arbeiten verloren nichts dadurch, vielmehr erhielten sie weit allgemeineren und lebhafteren Beyfall. Die Tonkünstler gaben sich Mühe, die Texte, die nun durch tiefes, wahres Gefühl sich unter ihr Gebieth reiheten, mit den schmelzendsten Melodien zu begleiten; einige von diesen Liedern sang ganz Sevilla bey Serenaden, und

mancher zärtliche und glücklichere Liebhaber hauchte in meinen Worten sein Gefühl vor dem Balkon seiner Schönen aus. Niemand aber kannte den Gegenstand meiner eben so treuen als unglücklichen Zärtlichkeit, ja es lag eine Art von Triumph für mich darin, daß Niemand ahnen konnte, welche Gottheit in diesen vielberühmten Gesängen gefeyert wurde. Aus dieser Ursache ließ ich bey manchen, die deutlicheren Bezug auf die Art hatten, wie ich Donna Claudia kennen gelernt, meinen Nahmen gar nicht nennen, und sie liefen in der Stadt umher, ohne daß man den Sänger kannte. Nur sie — sie hätte es wissen, oder doch vermuthen können! dachte ich oft in meinen trüben Stunden. Hatte sie jene Blicke nicht gesehen und zu verstehen geschienen? Hatte sie in jenen unvergeßlichen Momenten nicht meine Verwirrung getheilt? Und doch seit jenem Abend — es waren Wochen darüber hingegangen, und ich hatte sie bey mehreren Besuchen, die ich in der Herzoginn Pallast abstattete, nicht getroffen — seit jenem Abend voll Bedeutung und tiefster Anregung, keine Spur ihres Andenkens! Ich war vergessen — es war klar. Die Herrinn im Sonnenglanze ihrer Geburt, ihres Reichthums, ihrer Reize und Talente war über

den blöden Dichter zu weit erhaben. Der Eindruck, den ich auf sie gemacht zu haben mir in thörichter Verblendung einen Augenblick geschmeichelt hatte, war nichts, als das flüchtige Bild einer gesellschaftlichen frohen Stunde und einer vorübergehenden angenehmen Erscheinung.

So trug ich mein Leid im Stillen mit mir herum, wenig achtend auf die Auszeichnungen, die mir hier und dort wurden, und nur mit Unmuth den Zwang fühlend, den mir manche Einladung, und noch mehr manche Aufforderung auferlegte, dieß oder jenes bey Gelegenheiten, die mich so gar nicht ansprachen, zu dichten. Indessen war Vieles nicht zu vermeiden, wozu mich meine frühere, eitle Lust an derley Dingen verbindlich gemacht hatte, und so mußte ich einer Einladung in das Haus des Präsidenten folgen, bey dessen Tribunal ich angestellt war.

Diese Auszeichnung von einem so stolzen Mann, die keinem seiner jüngern Untergebenen widerfahren war, wurde mir von den Meisten beneidet, so wenig sie in der damahligen Stimmung meiner Seele nach meinem Wunsche war. Ich mußte mich sehr reich kleiden und aussehen, als ob ich über die Ehre entzückt wäre. Diese Heucheley, dieses Clientenaussehen, welches mir

dadurch aufgedrungen wurde, war mir sehr ärgerlich, und so trat ich mit mißmuthiger Miene und so spät als möglich in die hellerleuchteten Säle. Es war große Gesellschaft, an vielen Tischen wurde gespielt, der Präsident empfing mich huldreich, stellte mich seiner Frau vor und führte mich in einen andern Salon, wo die jüngere Welt um ein Clavier versammelt war, und eine Dame so eben zur meisterlich gespielten Laute ein Lied sang, das ich sogleich für eines der meinigen, deren geheimer Gegenstand Donna Claudia war, erkannte. Stelle dir aber meine Bestürzung, meine gänzliche Betäubung vor, als am Schlusse des Liedes, das bis auf einige Tacte zu Ende war, wie ich eintrat, die Sängerinn sich umwandte, und ich Donna Claudia selbst vor mir sah! Ihr konnte die Bestürzung, die ihr Anblick über mein ganzes Wesen verbreitete, nicht unbemerkt bleiben. Aber auch sie schien mir nicht unbefangen; doch grüßte sie mich artig, wie einen werthen Bekannten, und stellte mich einigen ihrer Freundinnen mit so viel sichtbarer Freude, so holder Auszeichnung vor, daß ich vor Seligkeit kaum wußte, wie mir geschah und was ich sagte. Es muß indessen nichts Thörichtes noch Unbedeutendes gewesen seyn, denn Gräfinn

Luna sowohl als der ganze Kreis von Mädchen und jungen Frauen begegnete mir mit sichtlicher Achtung, und man zog mich gleich mitten in's Interesse der Unterhaltung. Man fragte mich, ob ich auch musikalisch sey und ob ich die Lieder kenne, deren Donna Claudia so eben Eines gesungen? Ich fühlte, daß eine glühende Röthe meine Wangen überzog, und Claudia's Blick heftete sich mit wunderbarer Erwartung auf mich. Das Lied ist von mir, sagte ich endlich, nicht ohne Verwirrung; denn es enthielt Erinnerungen und Anspielungen auf jenen unvergeßlichen Abend, und, wenn Donna Claudia sie verstand, ein förmliches Geständniß meiner Liebe für sie. Ihr großes Auge flammte, und sank dann mit lieblicher Verwirrung zu Boden. Kurz, um dich nicht mit langem Irren durch die oft wiederhohlten und dir auch nicht unbekannten Gänge gewöhnlicher Liebesgeschichten, durch alle ihre Seligkeiten und Verzweiflungen durchzuführen, die schöne Gräfinn wußte von diesem Augenblicke an meine Liebe, die sie, wie sie mir selbst nachher in süßen Stunden bey traulichem Gespräch eingestand, am ersten Abende, wo wir uns kennen lernten, geahnet hatte; sie wußte sie, und zürnte nicht darüber. Vielmehr bekam ich nun Gelegenheit,

sie öfter vor Leuten und zuweilen auch in geheim zu sehen. Ich erfuhr, was mich in die Freuden der Himmel entzückte, daß sie mir sehr geneigt war, und daß nur die Furcht vor dem Gerede der Welt sie abhielte, bey der Ungleichheit unserer Verhältnisse meine Huldigungen öffentlich anzunehmen. Geheimniß und Zurückhaltung war Alles, was sie von mir für das Geständniß ihrer Liebe und für die Hoffnung verlangte, einst auch durch heilige Bande mein zu werden, wenn es ihr gelänge, einen mütterlichen Oheim, der sie erzogen, und dem sie viel Dank schuldig war, nach und nach mit unsern Gefühlen und Wünschen bekannt zu machen.

Wer war glücklicher als ich! Eine neue Welt ging mir auf, in ihr strahlte die Liebe und Claudia's Bild wie die Sonne, alle Gegenstände verschönernd und verklärend. Ein frisches Leben schwellte meine Brust, der glückliche Sänger strömte in feurigen Liedern, in wunderbaren und zärtlichen Romanzen die Gluth seines Innern aus, und Claudia sah auf tausenderley Weise ihre Reize gefeyert, hörte die Lieder, die ihre Schönheit priesen, von ganz Sevilla, ja von ganz Spanien wiederhohlen. Zwar durfte dieß nicht so geschehen, daß unser Verständniß der

Welt kund geworden wäre; aber daß Don Luis de Verunna, der junge Dichter, den ganz Spanien liebte und achtete, für sie seufze, daß sie der Gegenstand seiner, wenn auch unerwiederten Liebe sey, das durfte man vermuthen, und so dauerte unser geheimes Verhältniß, mir zur Lust und ihr zum Triumph, einige Monathe ungestört fort.

Bey der Herzoginn, deren offenes, von Gelehrten, Künstlern und geistvollen schönen Frauen vielbesuchtes Haus die beste Gelegenheit dazu both, sahen wir uns oft und ohne Zwang. Hier las ich meine meisten Gedichte vor; diesen kleinen Kreis gebildeter Seelen wünschte und wählte ich zu meinen Richtern. Ich hätte die Herzoginn gern überredet, eine Art von Corte d'amor zu stiften und die Gaya Scienca recht ordentlich, wie in den Zeiten der Provenzalen und Troubadours vor ihrem Richterstuhl verhandeln zu lassen. Mein Herz war so froh, meine Sinne so offen, und in dieser Freudigkeit gewahrte meine von Jugend, Eitelkeit und Liebe geblendete Seele nicht, wie schon überall Neid, Mißgunst, Klatschereyen sich gegen mich zu erheben anfingen. Hatte ich doch den Leuten nichts Übels gewollt, hatte ich doch willig jedes fremde Ver-

dienſt erkannt und oft beygetragen, eines gel-
tend zu machen, das ſich für ſich allein nicht
Platz machen konnte! Warum ſollte man mich
haſſen? Warum ſollte, was mir Gutes wieder-
fuhr, nicht mir ſelbſt gelten?

Eine kleine Demüthigung erfuhr ich in die-
ſer Zeit, indem ich bald nach jener überraſchen-
den Einladung zu dem Präſidenten von ſeinem
Secretär erſucht wurde, ein Schauſpiel für ſeine
Kinder zu dichten, das an ſeinem Geburtstage
aufgeführt werden ſollte. Darum alſo war mir
jene Ehre geworden! Das war der Grund einer
Auszeichnung, die mir den Neid ſo manches
Collegen zuwege gebracht hatte! Man hatte mir
geſchmeichelt, weil man Etwas von mir wollte.
Gekränkte Eitelkeit! Zerſtörte Täuſchung! Es
ſchlug mich in etwas nieder, es machte mir
obendrein eine verdrießliche Mühe; doch ich
konnte es nicht verſagen, und war zu glücklich,
um mich davon verſtimmen zu laſſen. Das war
der Anfang. Nach und nach zeigten ſich mehr
dunkle Seiten meines Schickſals und der liebli-
che Sonnenſchein meines Glücks wurde durch
manchen trüben Nebel entſtellt. Ich fühlte
deutlich, wie Scheelſucht und Bosheit mir
Hinderniſſe in den Weg legten, wie man mir

auflauerte, meine Handlungen miſsdeutete, meine Arbeiten herunterzuſetzen, mich ſelbſt zu verläſtern ſuchte. Sogar unter meinen Jugendfreunden erkalteten mir einige Herzen, die es nicht vermochten, neben dem mehr geſuchten Gefährten in unbeachteter Dämmerung hinzuſchreiten, und der heftigſte Tadel, oder wenigſtens die geringſte Meinung kam mir meiſt von Seite derjenigen, die ich, weil ich ihnen herzlich gut war, für die entſchiedenſten, ja partheyiſchſten Freunde meiner Muſe gehalten hatte. Das war von ihrer Seite gekränkte Eitelkeit, auf der meinigen wurde eine liebliche Täuſchung zerſtört.

Aber es war mir noch viel Schmerzlicheres vorbehalten. Der Herzoginn Bruder, ein Marquis d'Abbeville, wurde ſeit einiger Zeit erwartet. Der Ruf verkündete ihn als einen jungen, höchſt intereſſanten Mann, der mit allen Vorzügen der Geburt, der Schönheit und des Reichthums einen mehr als gewöhnlichen Grad von Kunſtfertigkeit in der Muſik und Mahlerey beſitzen, und ſich überhaupt vor allen jungen Cavalieren vortheilhaft auszeichnen ſollte. Es war an einem der fröhlichen Abende bey der Herzoginn, wo eine nicht zahlreiche, aber gewählte Geſellſchaft ſich in ihrem Garten verſammelt hatte.

Die Gräfinn von Luna war gegenwärtig, und ich Glücklicher saß neben ihr, hörte sie mit ihrer Silberstimme sprechen, und verstand allein manche Beziehung, die in ihren sinnvollen Worten lag und die auf unser geheimes Verhältniß zielte. Da entstand im Pallaste Bewegung, die Diener liefen hin und her, und plötzlich trat ein Mann in den Garten, auf den die Herzoginn mit dem Freudengeschrey: Mein Bruder! Mein geliebter Bruder! zueilte. Sie führte ihn sogleich zu uns. Es war ein schöner Mann von etwa dreyßig Jahren, mittelmäßig groß, stark, blühend. Aus dem feingeformten, lebendigen Gesichte strahlte ein Paar feuriger Augen, die wie Blitze von einem Gegenstand zum andern zuckten, jeden zu durchdringen und bey keinem zu verweilen schienen. Er wußte, daß er schön war und gefiel. Das sprach sich in der Sicherheit seines Benehmens und in dem Ton aus, den er gegen die Damen annahm. Sehr schnell kam die Rede auf seine Talente. Er sprach mit jener hinwerfenden Gleichgültigkeit davon, die das Genie characterisiren sollte. Man ging in den Saal, um ihn am Pianoforte Französische Lieder singen zu hören. Seine Stimme war schön, rührend sogar, sein Vortrag etwas geziert, die Melodien echt

französisch. Doch machte die Art, wie er sang, und vor Allem der Wohllaut seiner Kehle, daß man sie für Meisterstücke hielt. Die Musik war von ihm; das ließ er mehr errathen, als wissen. Er erfuhr, daß Donna Claudia sänge und die Laute spiele. Nun ruhete er nicht, bis er sie gehört hatte. Sie trug einige Italienische Canzonetten mit viel Lieblichkeit und Geschmack vor. Der Marquis schien bezaubert. Nun forderte die Herzoginn eines meiner Lieder. Mir war das sehr unangenehm, ich wußte nicht recht, warum, aber ich konnte es nicht hindern. Es war eine meiner gelungensten Romanzen, die Gräfinn sang sie meisterlich, der Marquis gerieth in Entzücken über ihren Vortrag; des Textes wurde nicht erwähnt, obwohl der Marquis Spanisch verstand, und man ihm gesagt hatte, wer der Dichter wäre. Meine Eitelkeit war gekränkt, doch ich betrachtete den Marquis als einen Gecken, wie sie damahls häufig über die Pyrenäen zu uns kamen, und rächte mich durch Nichtachtung wegen seiner Gleichgültigkeit.

Der ganze Abend und der Marquis sammt seinen Anmaßungen wurden indeß bald von mir vergessen. Wir begegneten uns nicht mehr, und ich weiß noch nicht, war es die Herzoginn, oder

Donna Claudia, welche zwey Männer, die nicht wohl neben einander stehen konnten, klug von einander zu halten verstand. Ich war noch stets glücklich in Claudia's Liebe, und harrte still der Zeit entgegen, wo es ihrer treuen Zärtlichkeit gelungen haben würde, die Einwilligung des Oheims zu ihrer Verbindung mit einem Manne zu erhalten, der ihr zwar keine ebenmäßige Geburt, aber einen geachteten Nahmen, einen unbescholtenen Character und ein bedeutendes Vermögen anzubiethen hatte. So schien mir die Schale unseres Werthes nicht so ganz ungleich zu stehen, und ich ertrug immer unwilliger die Heimlichkeit, zu der sie meine Leidenschaft verdammte.

Der Marquis war vorher in Madrid gewesen. Wir hörten von dem blendenden Erfolg, den seine Erscheinung überall hatte, daß der König und besonders die Königinn ihn auszeichneten, und der Friedensfürst ihn mit unruhigen Augen zu betrachten angefangen hatte. Hier hatte nicht bloß sein musicalisches Talent Aufsehen gemacht, er war als Kunstkenner in der Mahlerey, ja, als einer der glücklichsten Dilettanten aufgetreten. Er hatte die Ehre gehabt, die beyden Majestäten zu mahlen, und wer vom besten Ton

und der höchsten Eleganz seyn wollte, mußte eine Zeichnung, ein Blättchen von der Hand des hohen Künstlers besitzen, oder gar von ihm in Miniatur gemahlt worden seyn.

Hier in Sevilla begann bald dasselbe Spiel. Abbeville wurde der Mann des Tages. Alle Gesellschaften stritten sich um ihn, er hätte den Einladungen, die ihm gemacht wurden, nicht genügen können, und wenn seine Tage gleich jener Nacht, die Herkules das Daseyn gab, um's dreyfache wären verlängert worden. Auch erschien er jetzt oft bey seiner Schwester, und war vorzüglich um Donna Claudia beschäftigt.

Ich sah das wohl, aber eine nähere Kenntniß des Marquis hatte mich bald überzeugt, daß all' sein Thun Flitter und ihm nur daran gelegen war, Aufsehen zu erregen. Ja, ich war durch zufällige Umstände dahinter gekommen, daß bey Weitem nicht Alles, was er für seine Arbeit ausgab, wirklich von ihm herrühre, und daß er im Grunde in jeder Hinsicht ein mittelmäßiges Geschöpf war. So glaubte ich ihn nicht fürchten zu dürfen; denn ich war von Claudia's uneigennütziger Liebe zu mir überzeugt, und der Gedanke, daß ja nichts als das Bewußtseyn der vollkommenen Übereinstimmung unserer Gemüther sie

vermocht haben konnte, sich bey der Verbindung mit mir über so Manches hinauszusetzen, endlich die Achtung für ihren Character, dem ich mit jedem Zweifel ein unverzeihliches Unrecht zu thun glaubte, schlug jede eifersüchtige Aufwallung nieder, und hieß mich über Vieles, was mir nach und nach auffiel, mit schonendem Schweigen hinweggehen. Du siehst, lieber Freund, daß ich noch sehr jung, sehr unschuldig, sehr verliebt und ganz neu in der Welt war.

Allmählich indeß wurden diese Gelegenheiten häufiger, der Marquis wendete sich auffallender an Claudien, sie nahm seine Huldigungen mit sichtbarem Wohlgefallen auf, es kam mir sogar vor, als ob meine Gegenwart sie drücke, als ob sie manchmahl eine Veranlassung herbeyzuführen gewußt hätte, die mich von den Abenden bey der Herzoginn abhielt, und auch unseren heimlichen Zusammenkünften legte sich bald dort, bald da ein Hinderniß in den Weg, so, daß sie immer seltner Statt hatten.

Jetzt war es mir nicht mehr möglich, das Alles gelassen zu ertragen, und obwohl mein Stolz mich abhielt, Claudien Vorwürfe zu machen, hatten jene Bemerkungen doch Einfluß auf mein Benehmen gegen sie, und ich erwartete,

daß sie diese Veränderung bemerken sollte. Aber sie blieb sich gleich, zärtlich, wenn sie sich unbemerkt wußte, vor der Welt freundlich und achtungsvoll, und während dessen schienen der Marquis und sie sich immer näher zu kommen. Es liefen Romanzen, Sonette, Madrigale herum, die er, von ihren Reizen entzückt, für sie gedichtet und in Musik gesetzt hatte. Für sie hatte er eine Reihe Ansichten aus den Pyrenäen gezeichnet, und sie sollten, mit ihrem Nahmen geschmückt, nächstens in London gestochen werden. Man sprach in Sevilla ziemlich laut von diesem neuen Verhältnisse, und ich hielt es nicht länger für anständig, dazu zu schweigen.

Offen und gerade stellte ich Claudien zur Rede. Sie schien erstaunt über meine Vorwürfe, sie wußte sich über Alles zu rechtfertigen, von Allem mir voll genügende Ursache anzugeben. Ich mußte verstummen — und wer, der geliebt hat, wird es mir verdenken, wenn ich ihr glaubte, wenn heiße Liebe und jugendliche Eitelkeit mich überredeten, für wahr zu halten, was ich, ohne zu verzweifeln, nicht verwerfen konnte? Ach, die süße Beruhigung währte nicht lange. Meine Zweifel erhoben sich wieder, sie wußte neue Gründe, sie zu stillen. So schleppte sich

unſer Verhältniß noch einen Monath hin, als eines Tages mein Vater, dem ich wohl nie ein Geheimniß aus meiner Liebe für die Gräfinn, aber wohl auf ihr Geheiß aus ihrer Neigung für mich gemacht hatte, mit jener Miene nach Hauſe kam, die ich an ihm kannte, wenn ihm etwas Unangenehmes widerfahren war, oder er uns dergleichen anzukündigen hatte. Er rief die Mutter bey Seite. Sie ſprachen lange und angelegen. Endlich wurde ich gerufen, und nach einigen einleitenden Redensarten wurde ich befragt, ob ich ſchon die Neuigkeit gehört habe, die eben heute bey dem Gouverneur als vollkommen gewiß bekannt gemacht wurde, nähmlich, die Vermählung zwiſchen dem Bruder der Herzoginn, Marquis von Abbeville und der Gräfinn von Luna.

Ich erſtarrte, und wußte einige Augenblicke nicht, wie mir geſchah. Mein Äußeres mußte die Zeichen völliger Ohnmacht an ſich tragen; denn ich fühlte, wie mein Vater ſeinen Arm um mich ſchlug, die Mutter einen Stuhl herbeyzog, und Beyde ſich bemühten, mich in's Bewußtſeyn zurückzurufen. Ich mußte eine Weile geſchehen laſſen, was ich zu hindern unfähig war; aber wie meine Beſinnung und Sprache wiederkamen, ſtand ich, noch ſchwankend, auf, drückte

meiner Ältern Hände zitternd an meine Bruſt, ſagte leiſe: Laſſen Sie mir Zeit! und verließ das Zimmer.

Nach einigen Stunden ward ich mir meiner ſelbſt wieder bewußt. Ich lag auf meinem Bette, es war gegen Abend; meine gute Mutter ſtand weinend an meiner Seite. Mein Gott, Luis! ſagte ſie: Welche Angſt haſt du mir gemacht! Sie erzählte mir, daß bald darauf, nachdem ich von ihr weggegangen, mein Bedienter ſie gerufen habe, weil ich in völliger Geiſtesabweſenheit, ohne ihn, oder irgend etwas um mich zu erkennen, auf meinem Bette gelegen, und nur zuweilen unzuſammenhängende Worte mit furchtbarem Tone hervorgeſtoſſen hätte. So hätte der Zuſtand eine Weile gewährt, dann ſey ich ſtill geworden und in eine Art von Betäubung verfallen, während der ſie mit höchſter Angſt mich beobachtet und mein Erwachen erwartet habe.

Ich fühlte mich unbeſchreiblich matt. Ich war mir bewußt; aber Gedanken und Gefühle gingen undeutlich und wie hinter einem trüben Schleyer im Hintergrunde meiner Seele vorüber. Noch jetzt iſt mir dieſer Zuſtand ſehr deutlich im Gedächtniſſe, er war der Vorbothe einer langen und ſchweren Krankheit, die zwiſchen gänzlicher

Erschöpfung und Geistesabwesenheit wechselte. Je heißer ich geliebt, je unbedingter ich vertraut hatte, je tiefer war mein Innerstes zerrissen. Ich litt viel. Meine Eitelkeit, meine Unbesonnenheit hatten diese Züchtigung verdient; aber daß ich meinen theuern Ältern so viel Kummer machte, das quälte mich damahls und erfüllt mich jetzt noch mit Wehmuth, wenn ich mir die zärtliche Angst, die sorgliche Pflege denke, mit der sie Beyde über mir wachten.

Endlich genas ich langsam. Meine thörichte Leidenschaft für Claudien war in dem Bewußtseyn ihrer Falschheit und den Leiden meiner langen Krankheit untergegangen, und Alles, was ich jetzt mit unverblendetem, ja, mit durch Unmuth geschärftem Blicke fand, wenn ich über unser Verhältniß, seinen Anfang und Fortgang nachdachte, Alles, was ich von Andern über Donna Claudia und ihre Heirath hörte, zeigte mir deutlich, daß nie meine Art zu denken und zu fühlen, sondern bloß mein Ruf als beliebter Dichter ihre Aufmerksamkeit und dann den Vorsatz in ihr erregt hatte, meine Huldigungen anzunehmen und durch meine Liebe zu glänzen. Mit einem Worte, es war ihre Eitelkeit gewesen, die mich ihr wichtig, und den Jüngling, auf

den die Augen seiner Vaterstadt sahen, auch in den ihrigen liebenswürdig gemacht hatte. Es schmeichelte ihr, durch meine Gesänge gefeyert und als Gegenstand der Liebe eines hoffnungsvollen Dichters ebenfalls genannt und gerühmt zu werden. Doch hatte sie sich klug ihre Freyheit zu bewahren und sich vor jeder nachtheiligen Verpflichtung gegen mich zu hüthen gewußt. Jetzt erschien der Marquis. Dieser Verehrer war, wo nicht besser, doch noch glänzender, ihre Eitelkeit fand ihre Rechnung noch viel mehr dabey, und es war mir ein Beweis der Oberflächlichkeit ihres Wesens, daß sie die Flitterkünste dieses Menschen nicht für das, was sie waren, erkannt, und sich vom Scheine hatte hinreißen lassen.

Der schöne Traum meiner ersten, reinen Liebe zu einem edlen, schönen Mädchen, das im Sonnenglanze der Tugend und Schönheit, wie ein Bild aus himmlischen Höhen, verklärt vor mir gestanden hatte, zerrann, meine Eitelkeit senkte den verbrannten Fittig, ich war tief, tief gedemüthigt, und theils dieß unangenehme Gefühl, theils körperliche Verstimmung machten mir lange Zeit selbst die Beschäftigung mit den Musen widrig.

Was mir das erste frohe Gefuhl gäb, war die Nachricht, daß Donna Claudia während meiner langen Krankheit ihre Vermählung vollzogen habe, und mit ihrem Gemahl nach Paris gegangen sey. So war ich doch sicher, ihr nicht mehr zu begegnen, und ich konnte nun mit freyem Muthe daran denken, dem Rath meines Arztes zu folgen, der mir auszugehen und mich zu zerstreuen befahl.

Ich that das Erste; vom Zweyten konnte keine Rede seyn. Mein Schmerz begleitete mich allenthalben, die Erinnerung an meine Verblendung verließ mich nicht, und würde sich im Geräusche der grossen Welt, wo Alles mir jene Auftritte zurückrufen mußte, nur geschärft haben. Ich blieb unter meinen Kameraden, ich besuchte ihre Gesellschaften, ihre Clubbs, in denen eben damahls die ersten Ideen von Freyheit, Menschenrecht und constitutioneller Verfassung sich zu regen anfingen, die uns, wie der Marquis, von Paris zugekommen waren. Alle helleren Köpfe, alle aufstrebenden Gemüther glühten davon auf. Ich hätte kein Dichter seyn, keine so erregbare Phantasie besitzen müssen, wenn nicht auch mich die Schönheit dieser Ideen gereizt hätte. Ich sah eine neugestaltete Zukunft vor mir, ei

nen Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, eine Veredlung des Menschengeschlechts, die meiner jugendlichen Phantasie mit eben dem Sonnenglanz, wie früher das Bild der Geliebten, vorschwebte. Ich umfaßte auch dieß mit glühender Liebe und warmem Herzen. Ihm wollte ich, da jenes mir entschwebt war, alle meine Kräfte weihen. Bald machte meine Begeisterung sich Raum in dem Schwarm meiner Kameraden, bald sahen ihre Augen nur auf den Sänger, der mit hinreißender Wärme und dem Zauber der Musen seine Gemählde von dem künftigen Zustand der Menschheit entwarf, und mit unbesorgter Kühnheit alle Berge ebnete, alle Klüfte ausfüllte, die sich uns auf unserem Wege zum glänzenden Ziele entgegen setzen konnten. Ich stand an der Spitze, ich hielt ihnen Reden, ich entwarf Constitutionen, Gesetze u. s. w. Bey Weitem der größte Theil unserer Gesellschaft bestand aus Bürgerlichen, doch gab es auch einige jüngere Söhne großer Häuser unter uns, die bey dem Umsturze der gegenwärtigen Einrichtungen nur gewinnen konnten. Ein solcher war Graf Elquizar, eben der, der mich bey der Herzoginn eingeführt hatte. Er war mir schon längst in freundschaftlicher Wärme geneigt gewesen, ein gleiches

Intereſſe hatte uns in jenes Haus gezogen, wir vertrauten einander unſere Wünſche. Nun vereinte uns wieder die gleiche Neigung, wir ſahen uns oft, wir theilten uns abermahls unſere Plane mit, und ſchwärmten in Ausſichten einer überſeligen Zukunft, die, unſerem Vaterlande zu verſchaffen, das Werk unſerer Anſtrengungen und Aufopferungen ſeyn ſollte. Willig wollten wir auf jedes angeſtammte Vorrecht Verzicht leiſten, willig uns Allen gleichſtellen und nur von Verdienſt und Fähigkeit die Vorzüge erwarten, die uns vor unſern Mitbürgern auszeichnen ſollten.

In jugendlicher Begeiſterung hatte ich über dieſen Gegenſtand eine Abhandlung, oder vielmehr eine emphatiſche Rede geſchrieben, die ich, ſo wie ſie fertig war, meinem Freunde Elquizar vorlas. Sie machte den lebhafteſten Eindruck auf ihn, er bath mich um die Erlaubniß, ſie abſchreiben zu dürfen, und als er damit zu Ende war, brachte er nach manchem Umſchweif die Bitte vor, ob ich ihm dieſen Aufſatz nicht ganz zum Eigenthum ſchenken, das heißt, ihm meine Autorrechte darüber abtreten und einwilligen wollte, daß er ſie für ſein Werk ausgäbe. Mir kam der Antrag etwas ſonderbar vor; aber ich

liebte Elquizar und es kam mir auf einen Aufſatz nicht an. So überließ ich ihm denſelben, und händigte ihm auch mein Concept ein, um mich aus der Möglichkeit zu ſetzen, einmahl vielleicht durch Verſehen dieſen kleinen Betrug zu verrathen.

Dieſer Aufſatz wurde unter uns vorgeleſen und mit Beyfall angehört. Elquizar theilte ihn noch einigen ſeiner Freunde mit, die mit dem Hof und den oberſten Gewalten in Verbindung ſtanden, und von denen er ſich bey unſern vorhabenden Reformen viel verſprach; endlich ſollte er ſogar, obgleich außer Landes, gedruckt werden.

Ich ließ die Sache gehen, wie Elquizar wollte. Meine Vaterrechte hatte ich ihm einmahl übertragen; ſo bekümmerte mich das Schickſal des Aufſatzes nicht mehr, beſonders, da eben um dieſe Zeit eine ganz andere und viel drückendere Sorge alle meine Seelenkräfte in Anſpruch nahm. Mein geliebter Vater erkrankte ſchwer, der Ausſpruch des Arztes gab uns wenig Hoffnung, Jahre und angeſtrengte Arbeiten hatten ſeine Kräfte herabgebracht, nach einem Krankenlager von zwey Monathen ſtarb er mit der Heiterkeit eines Gerechten, und der Standhaftigkeit eines Chriſten in meinen und meiner Mutter Armen, der mit dem verehrten Gemahl, dem

treuen Gefährten auf der langen Erdenpilgerfahrt, das Licht und die Freude ihres Lebens erlosch.

Wir beyden Verwaisten blieben einander zum Trost und Schmerz zurück, aber das Vorrecht der Jugend behauptete sich bey mir in schnellerem Aufrichten aus der Tiefe des Kummers. Ich konnte meine Aufmerksamkeit wieder auf Dinge auser mir richten, meinen Geschäften nachgehen, und in dem Umgange meiner Freunde einige Zerstreuung finden, während die Mutter schwermüthig blieb, und ihre Kränklichkeit mich auch für ihr Leben besorgt machte.

Um diese Zeit starb in Cordua ein gewisser Don Caraffa, der vor einigen Jahren eine nahe Anverwandte meiner Mutter geheirathet hatte. Er war ein angesehener Kaufmann und schon hoch in Jahren gewesen, als er das achtzehnjährige Mädchen wählte, das ihm nebst einer angenehmen Gestalt nur seine Tugend und Häuslichkeit zur Morgengabe brachte. Meine Mutter hatte wegen dieser Ungleichheit des Alters die Heirath nicht gern gesehen, und dem Vormund des Mädchens deswegen ernstlich geschrieben; aber es fiel weit besser aus, als sie dachte. Donna Maria's reines Gemüth schloß sich in kindli-

cher Dankbarkeit an den väterlichen Gemahl, und lebte vergnügt an seiner Seite.

Ein unvorzusehendes Unglück, der Sturz einiger Handelshäuser in Amsterdam, mit denen er Geschäfte hatte, riß ihn in den Untergang, und am Ende eines thätigen, ehrenvollen Lebens sah der Greis sich dem Mangel und dem Elend Preis gegeben. Er vermochte es nicht, diesen Gedanken zu ertragen, er legte sich hin, und acht Tage nach dem Empfang jener schrecklichen Nachricht war Donna Maria ihres Gemahls und ihres Vermögens beraubt.

Da entstand bey meiner Mutter der Gedanke, diese Witwe zu sich zu nehmen, deren Unglück sie ihrem Herzen näher brachte, und deren Lage einer Unterstützung so sehr bedurfte. Zugleich sollte sie ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschafterinn und Pflegerinn seyn, da mich meine Geschäfte den größten Theil des Tages außer dem Hause hielten. Sie sprach mit mir darüber. Ich war mit Allem zufrieden, was meiner Mutter irgend eine Erleichterung verschaffen konnte. Es wurde an Donna Maria geschrieben, der dieses Anerbiethen in ihrer gänzlichen Verlassenheit wie eine Bothschaft vom Himmel kam, und ungefähr zwey

Monathe nach Don Caraffa's Tode bezog seine Witwe unser Haus.

Ich hatte sie früher ein Paar Mahl gesehen, aber nie recht betrachtet; so erregte sie auch jetzt nichts weiter, als mein inniges Mitleid, wie sie, ein Bild des tiefsten Grames, ganz farblos, mit verfallenen Zügen, aus denen nur die großen, dunkeln Augen wehmüthig blickten, in langes Trauergewand gehüllt, in unser Zimmer trat.

Die häuslichen Veränderungen waren bald gemacht, und Alles fügte sich leicht in ein angenehmes Geleise. Donna Maria nahm meiner Mutter nach und nach alle Haus- und Wirthschaftsgeschäfte ab, sie leistete ihr Gesellschaft, sie las ihr vor, sie machte Abends ein Spielchen mit ihr. Meine Mutter war bey ihr an die Stelle des greisen verstorbenen Gemahls getreten. Besuche wurden wenige angenommen, noch weniger erwiedert, der Geschmack beyder Frauen, die in ihrer stillen Trauer sich gern auf sich selbst beschränkten, traf trotz des Unterschiedes der Jahre hierin zusammen, und so ging die Haushaltung ihren stillen Gang fort.

Ich sah Donna Maria nur beym Essen, und wir blieben einander freundlich, aber fremd. Sie war nicht von vielen Worten, und mich beschäf-

tigten die Angelegenheiten jenseits der Pyrenäen, die allmählich anfingen, eine sehr häßliche Gestalt zu bekommen, so sehr, daß mir außer meinen Geschäften nicht viel in der Welt bedeutend schien. Das schöne Ideal bürgerlicher Freyheit und eines erhöhten Zustandes der Menschheit umschleyerte sich nach und nach mit immer trüberen Nebeln, die aus dem Sumpfe gährender Leidenschaften und dem unreinen Treiben einer in Sittenverderbniß versunkenen Nation emporstiegen. Eine düstere Ahnung, daß wir in unsern Ansichten geirrt hätten und eine erhebende Täuschung auf's Grausamste zerstört werden würde, bemächtigte sich meiner Brust, und so wie diese Verstimmung wuchs, war es mir endlich nicht mehr möglich, meine Freunde viel zu besuchen. Ich fürchtete ihre Nachrichten, ihre Ansichten, ich bebte vor jeder Neuigkeit, die mein schönes Bild wieder eines seiner Reize berauben, vor irgend einer, die es wohl ganz in den Staub stürzen würde. Mir ward das Gerede, das Hin- und Herwenden ihrer Beobachtungen und Streitfragen, so manches unlautere Streben, das sich offenbarte, verletzend. Ich konnte nicht mehr, wie vordem, mit freyer Brust und begeisterter Seele zu ihnen sprechen. So erschien ich immer seltner

unter ihnen, besonders, da Elquizar seit einigen Monathen nach Madrid gegangen war, wo er eine Stelle am Hofe suchte — auf seines Vaters Geheiß, wie er sagte; mir schien es aber, als ob der Glanz des Thrones, trotz aller philosophischen Ansichten, doch ziemlich viel Reiz für diesen Jüngling habe, und so konnte ich zwar von ihm mit etwas leichterem Herzen, aber mit desto schwererem von der Idee scheiden, die ich früher mir von ihm entworfen hatte. Seine Eitelkeit hatte eine schöne Täuschung in mir zerstört.

Wenn ich mit meinen Geschäften fertig war, ging ich nun meist gleich nach Hause und arbeitete eine Weile auf meinem Zimmer an einer Art von Heldengedicht, das ich Pelayo nennen, und in welchem ich, unter dem Bild jenes Aufstrebens des unterdrückten Rechts gegen fremde Anmaßungen, wie er, aus den biscajischen Gebirgen mit seiner kleinen Schaar hervorbrechend, der erste Anstoß und die mächtige Ursache der Vertreibung der Mauren und der Befreyung seines Vaterlandes ward, meine Gedanken über die jetzige Lage der Dinge und meine Ansichten von der wahren eigentlichen Freyheit der Völker darstellen wollte. Ich hatte den Gedanken mit Liebe empfangen und genährt, und ein Paar

Gesänge, die bereits fertig waren, hatten, was nicht immer der Fall mit meinen Arbeiten war, mich selbst zufrieden gestellt.

Hatte ich mich müde und meinen Kopf heiß gearbeitet, dann ging ich zu meiner Mutter hinüber, und brachte den Rest des Abends damit zu, daß ich entweder mit ihr und Donna Maria Karten spielte, oder dieser, deren Augen ohnedieß vom Weinen gelitten hatten, die Mühe des Vorlesens gern abnahm. Allmählich brachte ich auch einige Veränderung in die Art der Lectüre. Statt Reisebeschreibungen, Zeitungen, oder irgend einem schalen Romane machte ich die Frauen mit den besten Producten unserer älteren und neueren Dichter bekannt, und hatte das Vergnügen zu sehen, wie meine Mutter durch die Klänge der Musen noch lebendig angeregt wurde, und aus Donna Maria's Zügen durch den Schleyer des Grames eine stille Freude glänzte. Manchmahl auch lohnten sympathetische Thränen den begeisterten Vorleser, wenn das Unglück und der Starkmuth des Standhaften Prinzen ihre zarten Herzen ansprach, oder die Andacht zum Kreuze noch aus dem Grabe heraus dem reuigen Sünder Vergebung erwirkte. Diese Lebensart fing an, mir sehr lieb zu

werden. Ich gewöhnte mich an dieſen ſtillen Gang meiner Stunden, an die häusliche Ruhe, und was ich vorher aus einer Art von Noth gewählt hatte, ward mir nach und nach lieb. Auch ſah ich wohl, wie froh ich meine gute Mutter durch dieſe kleinen Zerſtreuungen machte, wie ſie wieder heiterer, theilnehmender zu werden begann, und auch auf Donna Maria's Wangen ein zarter Anhauch jugendlicher Friſche zurückkehrte. Sie blieb zwar immer ſtill, aber ſie äußerte ſich nun öfter, und Alles, was ſie ſagte oder that, trug das Gepräge eines ſchönen, geordneten Gemüths und eines richtigen Verſtandes. Ich konnte mir keine beſſere Geſellſchaft wünſchen. Hier war ich ſicher, nicht mißverſtanden, nicht verletzt, nicht beneidet zu werden; hier konnte ich mich offen geben, wie ich war, und gewiß ſeyn, in eben dem Sinne aufgenommen zu werden.

Ich zog mich daher immer mehr von meinen Kameraden zurück, und als jetzt die Gräuel des zehnten Auguſts und die Mordſcenen des erſten und zweyten Septembers bekannt wurden, da ſtürzte mein Idol zuſammen, und ſchaudernd wandte ich mich von dem blutbefleckten Ungeheuer ab, das die verbrecheriſche Rotte ſtatt des

Götterbildes wahrer Freyheit auf Thron und Altar geſetzt hatte.

Aber dieſe Veränderung ging nicht vorbey, ohne einen tiefen, ſchmerzlichen Riß in meinem Innern zu hinterlaſſen. Ein zweytes himmliſches Bild hatte ſich als Trug und Täuſchung gezeigt. Alle alten Schmerzen wachten wieder auf. In einer ſeltſamen, an Tollheit gränzenden Verwirrung verwechſelte meine Phantaſie in den unruhigen Träumen jener Nächte Donna Claudia mit meinem Ideal einer höheren Menſchheit, die Begriffe, die Bilder floſſen untereinander, ſo, daß ich ſie oft beym Erwachen nicht zu ſondern vermochte. Fieberhitze und Erſchöpfung waren die Folgen ſolcher Träume, ich fühlte mich krank, und beſchloß, nach dem Rathe eines Arztes, den ich auf das Bitten meiner Mutter befragt hatte, eine Reiſe in unſere nördlichen Provinzen zu einem Bruder meines Vaters zu machen, der in Bilbao lebte, und zugleich an Ort und Stelle die Localnotizen zu meinem Heldengedichte zu ſammeln.

Noch denſelben Abend, wo ich am Morgen im Nachhauſegehen von meinem Arzte dieſen Plan entworfen hatte, theilte ich ihn meiner Mutter mit. Sie erſchrack zwar im erſten Au-

gerblick, denn die Trennung von mir kam ihr schmerzlich vor; aber sie sah die Nothwendigkeit einer Zerstreuung für mich ein, dessen Übel sie hauptsächlich dem vielen Sitzen und Studieren zuschrieb. Donna Maria schwieg ganz, sie nähte emsig fort, es befremdete mich, sie, die bereits seit langer Zeit ein so bedeutender Theil unseres kleinen Haushalts und bey jeder Verhandlung um ihre Stimme gefragt worden war, bey dieser doch nicht unwichtigen Veränderung sich ganz gleichgültig verhalten zu sehen. Ich blickte sie daher scharf an, und wollte eben den Mund öffnen, um mich mit einer Frage um ihre Meinung an sie zu wenden, als ich zwey große Thränen aus ihren dunkeln Augenwimpern zittern und auf ihre Arbeit fallen sah. Wie zwey glühende Tropfen fielen sie in mein Herz, das Wort erstarb mir auf den Lippen, meine Blicke blieben starr an diesen umschatteten durch Thränen schimmernden Augen hängen, und ich glaubte zu bemerken, daß ihre Finger zitterten, wie sie die Nadel führte. Ein unbeschreiblich süßes Gefühl verbreitete sich durch mein Innerstes. Ich brach das Gespräch von der Reise ab, ich suchte durch allerley bedeutende oder muntere Gegenstände den Trübsinn dieser schönen Seele zu erheitern. Vergebens.

Sie blieb niedergeschlagen und schweigend, sie entfernte sich bald darauf und kam nur erst zum Abendessen wieder. Hier saß sie mir gerade gegenüber, und hier bemerkte ich zum ersten Mahl, wie fein und edel ihre Züge waren, welcher seelenvolle Ausdruck in dem großen, halbbeschatteten Auge lag, wenn sie es zuweilen im Gespräch zu mir erhob, und mit einem Blick voll Wehmuth wieder senkte.

Der Plan zur Reise war entworfen, meine Mutter sprach einige Mahl davon, und dachte auch daran, Anstalten zu treffen, indem sie mein Weißzeug und meine Garderobe zu durchsuchen anfing. Aber nun überfiel mich jedes Mahl, wenn dieses Vorhabens, oder meines Oheims in Bilbao, oder auch nur meines Heldengedichtes gedacht wurde, ein unangenehmes Gefühl, das mir wie eine böse Ahnung vorkam. Es thaten sich allerley Hindernisse hervor, ich sollte eben nicht dazu kommen, und nach und nach ließen auch jene bösen Zufälle, die wilden Träume, die fieberische Erhitzung nach, die zuerst die Veranlassung aller dieser Bewegungen gewesen waren.

Eine stille Heiterkeit breitete sich über mein ganzes Wesen aus, wie ich sie seit der glücklichen Zeit vor meiner ersten Bekanntschaft im Hause

der Herzoginn nicht mehr empfunden hatte. Die gräßlichen Auftritte in Frankreich hatten mir einen Abscheu vor aller Politik beygebracht, mein holdes Traumbild war in Blut und Graus versunken, ich hielt die entnervte Menschheit keiner solchen Veredlung fähig, weil sie keiner würdig war, ich gab alle Plane und Reformen als Chimären einer jugendlichen, unerfahrnen Phantasie auf, und bemühte mich ordentlich, so viel es anging, nichts mehr davon zu hören. Auch meinen Pelayo ließ ich in dieser Stimmung liegen, und meine Leyer ertönte wieder von sanften Gefühlen, von dem Glück der Freundschaft, den Reizen der Natur, und jenen frommen, strengen Gegenständen, die im Anfang meiner dichterischen Laufbahn mich begeistert hatten. Von der Reise war keine Rede mehr; aber ich erbath mir von meinem Chef Urlaub auf einige Monathe, um, meine Gesundheit wieder herzustellen, und beredete meine Mutter, diese Zeit mit mir und Donna Maria auf dem Landgute eines meiner Freunde, das dieser nicht bewohnte und mir gern überließ, in den reizenden Gebirgen von Andalusien zuzubringen, wo die Sagen der Vorzeit, die Erinnerungen an die Tage der Mauren, jene Tage voll Liebe, Heldenruhm und Gesang noch,

wie mich dünkte, um dieſe Felſen, um dieſe von Palmen beſchatteten Auen ſchwebten.

O welche ſchöne Zeit lebte ich hier! Meine Dichtergabe blühte in einem nie gekannten Feuer auf, ich dichtete viel, und Beſſeres als ſonſt, und Donna Maria war die Hörerinn und ſinnige Richterinn meiner Geſänge. Tauſend zarte Fäden ſpannen ſich hier zwiſchen unſern Herzen hin und wieder. Wir nannten es Freundſchaft, Achtung, und es war die reinſte, innigſte Liebe, die meine gute Mutter mit Freuden wachſen ſah, und ihren frommen Segen darauf legte. Ein unbedeutender Zufall, eine von den tauſend Kleinigkeiten, die nur dem Liebenden wichtig ſind, ſchlug plötzlich den hellen Funken aus unſern Seelen. Wir fühlten und geſtanden uns unſere Liebe. Ich ſprach mit meiner Mutter, ſie war es gar wohl zufrieden, und ſo bath ich Donna Maria um ihre Hand, die ſie mir holderröthend verſprach, und unſer Hochzeitfeſt war auf die Zeit unſerer Rückkehr nach Sevilla beſtimmt.

Bey dieſen Worten hielt der Einſiedler inne. Sein glänzendes Auge erhob ſich zum Himmel, der helle Stern der Lyra ſpiegelte ſich in ſeinem klaren Dunkel, eine heilige, wehmüthige Erinnerung ſchien den alten Dichter zu durchbeben,

seine Hände falteten sich, eine augenblickliche Stille feyerte die ernste Rührung.

O, was ist der Mensch und seine Freuden! begann der Eremit nach einer Pause: Und wie recht hat der englische Dichter, der tiefsinnige Sänger der Nächte, wenn er behauptet, daß der Raupe zerbrechlichster Faden ein Seil sey, im Vergleich mit den Banden, die den Menschen an seine irdische Seligkeit knüpfen! In der Seligkeit meiner Liebe und meines künftigen Glückes hatte ich die Welt mit allen ihren Angelegenheiten aus den Augen verloren. Zwar bekam ich zuweilen Briefe von meinen Freunden, und lernte daraus, wie der Abscheu vor Allem, was Demokrat hieß, seit den letzten Auftritten in Frankreich, zu einer unbeschreiblichen Höhe gestiegen sey, und wie der Verdacht, zu dieser Partey zu gehören, oder ihre Grundsätze zu lieben, bey Hofe, bey'm Adel und vorzüglich in den Augen der Geistlichkeit hinreichend sey, den Ruf eines Menschen zu beflecken, und ihn mitten auf allen seinen Bahnen zu Ruhm und Glück aufzuhalten. Ich hörte es, und fand es, wenn schon ein Bischen zu weit getrieben, doch natürlich; aber ich war fern davon, irgend eine Beziehung auf mein Schicksal zu ahnen, besonders,

da ich in der letzten Zeit mich laut und öffentlich von dieser Partey losgesagt, alle meine Verbindungen mit meinen Bekannten in Frankreich abgebrochen, und somit mich von allen Seiten gesichert zu haben glaubte.

Es war gegen den Herbst zu, in einer stürmischen Nacht, die nach einem schönen, stillen Abend, im Freyen mit meiner Braut genossen, sich plötzlich umwölkt und mit Gewitterwolken verfinstert hatte, als von einer seltsamen Unruhe das ganze Schloß lebendig ward. Ich hörte im Hofe gehen, und vielstimmig aber leise sprechen. Lichter bewegten sich hin und wieder, endlich kam das Geräusch näher, man war an meiner Thür. Ein ungestümes Pochen bewog mich, aus dem Bette zu springen, und den unartigen Störer zur Ruhe zu weisen. Die Thür ging auf. Ein Commissär des Gerichtshofes, welcher über die Staatsverbrecher erkennt, und den ich früher oft gesprochen hatte, von einigen Mann Wache begleitet, stand vor mir. Ich kann nicht sagen, daß ich erschrak; denn bey dem ruhigen Bewußtseyn meiner Unschuld war ein Irrthum in der Person mein erster Gedanke. Ich stand im Begriff, mich deßhalb mit meiner Frage an ihn zu wenden; aber der düstre Blick, den der

redliche Mann auf mich heftete, brachte mich zuerst ein wenig außer Fassung. Endlich setzte er den Hut, den eine Bewegung natürlicher Höflichkeit ihn bey meinem Anblick hatte abnehmen machen, wieder auf, und sagte mit finsterem Tone: Don Luis de Verunna! Im Nahmen des Königs sind Sie mein Gefangener!

Ich erstarrte — aber ich begriff noch nichts. Ich wollte fragen. Ich hoffe, Sie sind unschuldig, fiel er mir ein, und dann wird sich ein unseliger Irrthum von selbst aufklären. Bis dahin darf ich Ihnen auf keine Ihrer Fragen antworten. Jetzt haben Sie die Güte, sich anzuziehen; ich werde indeß Ihre Schriften in Empfang nehmen. Wo ist der Schlüssel zum Secretär? Ich reichte ihm denselben mechanisch — ich wußte nicht, wie mir geschah.

Der Commissär trat an den Schrank, mit Hülfe von ein Paar Unterbeamten war bald Alles geordnet und gepackt. Ich sah schweigend zu, und in meinem Kopf bewegten sich tausend verworrene Vorstellungen, was denn wohl Veranlassung zu dieser unglaublichen Verhaftung gegeben haben konnte. Als der Commissär fertig war, wandte er sich zu mir: Ist es Ihnen gefällig? Aber ich stand noch im Nachtkleide. Ich

soll Ihnen folgen? rief ich, aus meiner Betäubung erwacht: Und jetzt? Und gleich? Gott! Meine Mutter! Maria! Ich sank auf einen Stuhl. Ein unendlicher Schmerz erhob sich in mir, ich dachte nur die beyden Theuren und die Wirkung, die dieser schreckliche Zufall auf sie haben mußte. Aber der Augenblick war dringend, meine Unschuld gab mir Kraft, ich stand gefaßt auf, klingelte meinem Kammerdiener, zog mich schnell an, und fragte dann den Commissär, ob es mir erlaubt wäre, mich von meiner Familie zu beurlauben? Er stand einen Augenblick an, dann sagte er mit milder Güte: Warum nicht? Nur muß ich bitten, daß es in meinem Beyseyn geschehe. Dawider konnte und wollte ich nichts einwenden. Heimlichkeiten hatte ich nicht zu vertrauen, und der biedere Mann war es werth, Zeuge der schmerzlichen Ergießungen unschuldiger Herzen zu seyn.

Ich schrieb einen offenen Zettel an Marien, der sie auf die bestmöglichste Art mit dem Vorfall bekannt machen, und mir die Erlaubniß erwirken sollte, sie zu dieser ungewöhnlichen Stunde zu sehen. Zehen Minuten darauf meldete man mir, sie erwarte uns im Speisesaal. Der Commissär begleitete mich. Wie bleich, wie zitternd

sie war, wie sie mit der höchsten Anstrengung sich aufrecht zu halten strebte, um das noch Schmerzlichere zu thun, und meine Mutter vorzubereiten, der sie den Trost des letzten Abschiedes von ihrem Sohne zu entziehen sich ein Gewissen gemacht hätte, das, Jüngling, und was ich empfand, welche Momente meiner in den Armen, unter den Segnungen einer geliebten, hochbetagten Mutter erwarteten — das sage dir dein Herz! Ich kann es nicht!

Der Einsiedler hielt hier wieder und sehr lange inne. Jetzt spiegelten sich die Sterne in den Thränen, die seinen Augen bey diesen Erinnerungen entquollen, und lange hernach erst vermochte er zu reden.

Auf dem Wege von unserem Landsitze bis nach Sevilla, und von da nach Madrid erfuhr ich durch den Commissär, der mich mit Mitleid und Achtung behandelte, so viel, daß ich wegen revolutionärer Gesinnungen angeklagt und verhaftet sey. Ich und Revolutionär! So sehr mich die Art der Anklage in dieser trüben Zeit des gegenseitigen Mißtrauens und der Parteyenerbitterung erschreckte, so beruhigte mich doch das Bewußtseyn meiner Unschuld, und die Beweise meiner, seit dem Umschwung der Dinge in Frank-

reich ganz geänderten Gesinnung, die, aus meinen Papieren vorzulegen, mir nicht schwer seyn sollte.

Es kam Alles ganz anders. Mein Empfang in Madrid war schon unglückweissagend, mein Gefängniß war streng, beynahe hart, und Wochen vergingen, ehe ich nur die Wohlthat eines Verhörs erlangte. Was ich aber hier hörte, erhellte auf einmahl wie ein Blitz die Nacht, die mein Schicksal umgab, zeigte mir das Hoffnungslose meiner Lage und drückte zugleich noch den schmerzlichen Stachel verrathener Freundschaft, mißbrauchten Vertrauens in mein ohnehin tief verwundetes Herz.

Erinnerst du dich noch, daß ich dir von einem Aufsatze sagte, den ich in jener Zeit jugendlicher Begeisterung für das Ideal der Menschenveredlung entworfen, und dem Grafen Elquizar, der sich meinen Freund nannte, und es wohl auch damahls war, auf seine Bitten abgetreten hatte? Ich hatte den Aufsatz längst vergessen, denn es waren mehr als drey Jahre darüber hingegangen. Wahrscheinlich dachte Elquizar seiner, und der Folgen, die er haben konnte, bey der Schuldlosigkeit seiner eigentlichen Tendenz auch nicht mehr. Aber Elquizar suchte, wie ich dir

ebenfalls erzählt habe, eine Bedienstung am Hofe. Er war von guter Familie, von tadellosen Sitten, nicht ohne Geschicklichkeit, und mangelte daher keines gerechten Anspruchs an die Stelle, bey der er zu seinem Unglück nur gar zu viele Mitwerber fand.

Elquizar's Erscheinung in den Schranken erschreckte die Nebenbuhler. Man suchte ihn zu verleumden. Es wollte nicht gelingen; denn in Rücksicht des äußeren Betragens war ihm mit Recht kein Vorwurf zu machen. Da spielte ein unseliges Ungefähr einem von ihnen jenen Aufsatz in die Hand, den Elquizar's Eitelkeit, nicht zufrieden, ihn seinen Freunden mitzutheilen, außer Landes hatte drucken lassen, um ihn schneller zu verbreiten. Sogleich wurde er dem Minister, der über die Vergebung jener Stelle zu entscheiden hatte, überreicht, und seiner Einsicht das Urtheil überlassen, ob ein Mensch, der solche Grundsätze hege, diese, oder überhaupt eine Bedienstung in dem Reiche zu erhalten fähig sey? Der Minister stutzte. Elquizar war ihm werth, er ließ ihn rufen und stellte ihn zur Rede, und hier — o, laß den milden Schleyer auf einer Handlung ruhen, den reifes Nachdenken, genauere Kenntniß des menschlichen Herzens, und

endlich zwanzig Jahre ſtiller Abgeſchiedenheit von dem Weltgeräuſche darüber gebreitet haben! Genug, der rechte Verfaſſer wurde bekannt. Mein Manuſcript, das noch in Elquizar's Händen war, zeugte wider mich. Der Graf kam mit einem Verweiſe und einer ernſten Warnung, ſich nie wieder in ſolche Verbindungen einzulaſſen, davon, und erhielt bald darauf die gewünſchte Stelle.

Es wäre mir nicht ſchwer geweſen, mich ſo gut als Elquizar von der Laſt eines längſt begangenen Fehlers zu reinigen, indem ich ſeit mehr als zwey Jahren allen Verbindungen democratiſcher Art, ſowohl in als außer meinem Vaterlande, entſagt hatte; aber ich — der Menſch, der mit ſeinem Wiſſen und Willen nie, auch nur einen Wurm gekränkt, der ſich von jeher befliſſen hatte, rechtlich und offen mit Jedermann zu handeln — ich hatte Feinde, und zwar ſehr hämiſche, ſehr bittere! Mein unglückliches Talent war Schuld daran. Es gab Leute, die ich nie beleidigt hatte, die ich kaum kannte, die es mir aber nicht verzeihen konnten, daß ich Etwas beſſer verſtand als ſie, und dieß Etwas gerade ein freyes, durch keinen Fleiß, kein Gold zu erwerbendes Geſchenk des Himmels war. Unter den

höheren Beamten des Senats selbst, der über meine Sache zu sprechen hatte, befand sich ein unglücklicher Dichter, der früher manchen Versuch gemacht hatte, die unschuldigen Spiele meiner Muse wo nicht zu verdunkeln, doch etwas Gleiches hervorzubringen. Es gelang ihm nicht. Er wurde ein würdiger Rechtsgelehrter, aber er blieb ein schlechter Dichter. Dieser Mensch haßte mich, als ob meine Gedichte eben so viele Satyren auf ihn gewesen wären. Er fand bald Andere, die sich ihm in gleicher feindseligen Meinung beygesellten, ohne auch nur einen Grund für ihren Neid und Haß anführen zu können. Man durchstöberte meine Papiere, um Gegenstände zur Anklage zu finden, und brachte endlich mein angefangenes Heldengedicht Pelayo hervor, in welchem man deutlich unter den Mauriſchen Fürsten das Königthum und den Adel, unter den unterdrückten Spaniern, die das fremde Joch abzuschütteln suchten, das Volk, oder die sogenannten Democraten, und endlich sogar unter einigen Figuren von abergläubischen, zauberhaften Derwischen und niederträchtigen Fakirs, welche der Plan meines Heldengedichts mich gerade zu brauchen nöthigte, ein Bild unserer Geistlichkeit sehen wollte. So zielte man auf nichts

Geringeres, als mich vollends zu verderben, indem man mich der Inquiſition verdächtig machen, und wo möglich meine Sache in die Hände dieſes geiſtlichen Tribunals ſpielen wollte. Aber was dieſe böſen Menſchen zu meinem Unglück erſonnen hatten, wurde mir eben zur erſten Quelle des Troſtes, und endlich der Rettung.

Der würdige Biſchof, der damahls das Amt des Großinquiſitors bekleidete, hatte früher zwar nicht mich perſönlich, aber einige meiner Arbeiten gekannt. Die Liebe für's Gute, der Sinn für Religion und höheres Streben, der in den Meiſten derſelben lag — das darf ich wohl jetzt, ohne Furcht, mißverſtanden zu werden, ſagen — hatten das Herz des redlichen Prieſters dem unbekannten Jüngling geneigt gemacht. Er erſchrack, als man ihn von meinem vermeinten Verbrechen unterrichtete. Es war ihm unmöglich, an eine ſolche Herzensverderbtheit bey einem Menſchen zu glauben, der einſt ſo fromm zu fühlen geſchienen hatte. Er ließ ſich die Acten bringen, er las den Aufſatz, und endlich das Heldengedicht. Er erkannte in jenem die Irrthümer jugendlicher Schwärmerey, die dem welterfahrnen Manne oft vorgekommen waren, und er fand Zurechtweiſung und ſtrenge Warnung nöthig; in mei-

nem Pelayo aber konnte er nun einmahl das Gift nicht finden, welches meine Feinde herauszusuchen sich bestrebt hatten. Vielmehr gewann die dichterische Wärme, womit ich die Empfindungen und Klagen der unterdrückten, um ihre Kirchen, um ihren Gottesdienst gebrachten Christen schilderte, und die Höhe, auf welcher das wahre Christenthum in dem Gedichte erschien, mir seine ganze Zuneigung wieder. Er erklärte bestimmt, ein junger Mensch, der solche Grundsätze habe, könne unmöglich ein Religionsspötter oder Feind des Vaterlandes seyn. Dieser Ausspruch schlug die Hoffnungen meiner Gegner nieder, und wirkte überhaupt günstig auf den Gang der Untersuchung. Den Einflisterungen persönlicher Gehässigkeit und neidischer Eitelkeit wurde der freye Spielraum genommen, der würdige Bischof nahm sich auch ferner des unterdrückten Sängers an, er sprach mit dem Minister, endlich mit dem Könige selbst. Man übergab die Acten andern Räthen, und meine Unschuld wurde endlich nach zwey Jahren enger, schwerer Haft, welche nur das Mitleid des Inquisitors und die Rücksicht auf meine ganz zerstörte Gesundheit gegen das Ende etwas gemildert hatten, öffentlich anerkannt, mein Adel, mein Vermögen,

nach welchem die Raubgier ſchon ihre Hände ausgeſtreckt hatte, nur meine Stelle nicht, mir wiedergegeben, weil man es doch bedenklich fand, einem Menſchen, der wenigſtens einſt ſo gedacht hatte, wie jener Aufſatz bezeugte, ein öffentliches Amt zu geben.

Man kündigte mir meine Losſprechung an, die mir eben ſo unerwartet kam, als zwey Jahre zuvor meine Gefangennehmung. Aber wie ſchnell gewöhnt ſich des Menſchen Herz an's Gute! Der erſte Gebrauch, den ich von meiner wiedererlangten Freyheit machte, war, eine Staffette nach Sevilla abzuſenden, die meinen Geliebten die frohe Nachricht bringen, und die lange gedrückten Gemüther auf meine Ankunft vorbereiten ſollte. Doch erlaubte mein heißes Verlangen, nach ſo langer Zeit zu wiſſen, wie es meinen Lieben ginge, von denen man mir gefliſſentlich jede Nachricht vorenthalten, und mich in der grauſamſten Ungewißheit über ihr Schickſal gelaſſen hatte, dieſe brennende Ungeduld erlaubte mir nicht, weder die Rückkunft des Bothen zu erwarten, noch auf meine körperliche Schwäche Rückſicht zu nehmen. Sobald ich meinen Kerker verlaſſen durfte, beſtellte ich Poſtpferde, nahm einen jungen Menſchen, den ich während der

Zeit meiner Einkerkerung als eine gute, mitleidige Seele kennen gelernt hatte, zum Bedienten an, und folgte meinem Bothen.

Ich beobachtete nur aus Schonung für meine Lieben die einzige Vorsicht, daß ich mich auf den Stationen genau nach diesem Bothen erkundigte, und so erfuhr, daß er richtig überall einen Tagmarsch vor mir voraus hatte. Das hielt ich für hinreichend, um der Überraschung alles Gefährliche zu benehmen, und so langte ich endlich vor meinem Hause an. Ein unheimliches Gefühl ergriff mich, als ich alle Jalousien festgeschlossen und das Thor gesperrt fand. Ich schellte. Eine unbekannte Gestalt öffnete mir, eine Magd, die ich mich nie gesehen zu haben erinnerte. Wohnt nicht Donna Miguela de Verunna hier? fragte ich mit steigender Bangigkeit.

Seyd Ihr so fremd in Sevilla, antwortete die Person, daß Ihr nicht wisset, daß Donna Miguela bereits seit zwey Jahren begraben ist?

Diese Worte waren genug, nach so viel Leiden, nach der Erschöpfung einer überaus schnellen Reise mir das Bewußtseyn und die Macht über mich selbst zu rauben. Mein Bedienter und die Fremde brachten mich in ein Gemach neben dem Thorweg, und bemüheten sich lange vergeb-

lich, mich in's Leben zurückzurufen. Ich erwachte endlich, und der Schmerz um meine gute, geliebte Mutter war das erste Gefühl, an dem ich meines Bewußtseyns inne wurde. Kaum hatte ich noch den Muth, nach Donna Maria zu fragen. Sie lebte, aber sie hatte sich in's Kloster der Clarisserinnen zurückgezogen, und man sagte mir, daß es vergeblich seyn würde, heute noch einen Versuch zu machen, um sie zu sprechen, weil so spät Niemand, am wenigsten ein Mann, in das Sprachzimmer gelassen würde. Also Nonne! rief ich: Und auch verloren! Auch auf ewig entrissen!

Die Magd wußte mir nichts zu sagen; aber ihr Gebiether trat in dem Augenblicke ein, mein guter, alter Stallmeister Diego. Er erkannte mich mit Mühe, weinend warf er sich mir zu Füßen, weinend küßte er meine Hände, und von ihm erfuhr ich die Geschichte meines ganzen Unglücks.

Schrecken und Schmerz hatten bey meiner Gefangennehmung verderblich auf die Gesundheit meiner hochbetagten Mutter gewirkt. Ein Schlagfluß rührte sie wenige Tage nach meiner Entfernung, und raubte ihr wohlthätig mit der Besinnung die Erinnerung an ihr Unglück. In

diesem Zustande, zwischen Leben und Tod schwebend, brachte sie noch ein Paar Wochen zu, während welcher Donna Maria, ihr gebrochenes Herz zu Stärke und Selbstbeherrschung aufrufend, der theuern Kranken alle Pflicht und Liebe einer Tochter erwies. Endlich lösete der Tod das schwache Band, das den Geist der Kranken noch an die irdische Hülle fesselte, und sobald die nöthigsten Geschäfte in Ordnung gebracht, für mein Haus und mein zurückgelassenes Vermögen auf's Beste gesorgt war, übergab Maria die Aufsicht über Alles dem treuen, alten Diener, sie selbst aber zog sich in das Kloster der Clarisserinnen zurück, dessen Abtissinn eine Jugendfreundinn von ihr war, fest entschlossen, die Entscheidung meines und ihres Geschicks in dieser heiligen Zufluchtsstätte zu erwarten, und, wenn sie ungünstig ausfiele, sie auch für dieß Leben nicht wieder zu verlassen.

So stand Alles eine Weile, Sennor! fuhr der treue Alte fort, und Donna Maria gab sich alle ersinnliche Mühe, Nachrichten von Ihnen zu erhalten, oder Ihnen welche von uns zukommen zu machen. Sie trug mir dasselbe auf, ja, sie sendete mich selbst zwey Mahl nach Madrid. Es war vergeblich, und Alles, was ich von mei-

ner zweyten Reise vor einigen Monathen zurückbrachte, war die Todesbothschaft, daß Ihre Sache dem Inquisitionsgericht übergeben sey. Nun entzog sich Donna Maria jede Hoffnung, sie machte eine Art Testament, schrieb mir meine Verhaltungsregeln vor, wenn man Beschlag auf Ihr Vermögen legen sollte, und bereitete sich, den Schleyer zu nehmen.

Und es ist geschehen? rief ich trostlos in halbem Wahnsinn, faßte den treuen Alten, und schüttelte ihn.

Noch bis jetzt nicht! antwortete er, sich ehrerbiethig von mir losmachend: Es fehlen noch mehr als sieben Monathe am Probejahr, und es ist immer noch Zeit —

O, habe Dank, habe Dank, mein Freund! rief ich, und umarmte den Alten, indem die erste Thräne erleichternd aus meinen Augen stürzte, und meine gepreßte Brust das erste Mahl frey aufathmete. Diego bath mich, den Ungestüm meiner Regungen zu mäßigen, mich heut noch ruhig zu halten; morgen wolle er, sobald das Kloster geöffnet werde, Donna Maria meine Anwesenheit melden, und mich sodann gleich zu ihr führen, weil das heut durchaus nicht mehr angiuge.

Ich mußte mich zufrieden geben. Diego ließ indeß durch seine Frau und Magd mein ehemahliges Zimmer in Stand setzen, daß ich es für diese Nacht bewohnen konnte, und ich mußte sein Gast bey einer kleinen Abendmahlzeit seyn. Ach großer Gott! Wie mir da zu Muthe war, als ich, wie ein Fremdling in dem ausgestorbenen, ganz leeren Hause meiner guten Ältern, dem Schauplatz ihrer Tugenden, meiner unschuldigen Freuden, später meiner seligsten Stunden mich wieder fand! Diego's Gesellschaft, der einzigen befreundeten Seele, war mir eine Art von Trost; doch sendete ich ihn bald weg, durchirrte mit dem Lichte in der Hand die leeren, wiederhallenden Gemächer, wallfahrtete zu jeder Stelle theurer Erinnerung, und schäme mich nicht, dir zu gestehen, daß ich diese ganze Nacht in heißen Thränen zubrachte, die durch die frohe Aussicht, meine geliebte Braut zu sehen, nach dem, was ich von dem Zustande ihrer Gesundheit gehört hatte, nur wenig gestillt wurden.

Endlich graute der Morgen. Diego brachte mir das Frühstück, und schickte sich an, in's Kloster zu gehen. Jetzt schlug mein Herz das erste Mahl mit freudigem Gefühl; denn nun nahte

die Stunde, und, wie kränklich, wie gebeugt die Geliebte auch seyn mochte, der Hauch der zärtlichsten Liebe sollte diese gesunkene Blume wieder beleben, und durch die Pflege der sorglichsten Treue wieder Kraft und Jugendfrische in dieß zerstörte Wesen strömen.

Ich schildere dir nicht, wie ich die Stunde bis zu Diego's Wiederkunft zubrachte. Meine Seele war nicht eigentlich bey mir. Ich fühlte mein Daseyn nur an meiner Sehnsucht. Endlich kam er, endlich betrat ich das Sprachzimmer, und, von der Äbtissinn geleitet, sank die Braut, nicht mehr des Himmels, sondern des beglückten Geliebten, in meine Arme. O, welches Wiedersehen!

Die Freude desselben, so gut Diego und die treue Freundschaft der Abtissinn die arme Leidende vorbereitet zu haben glaubten, wirkte doch nachtheilig auf Marien. Zwar erhohlte sie sich wieder, zwar willigte sie auf mein ungestümes Bitten, auf das Zureden der Abtissinn selbst, darein, ihren Entschluß aufzugeben, und die theuren Fäden, die sie einst an mich und die

Welt gebunden, wieder anzuknüpfen; aber ihre Blüthe, ihr Lebensmuth kamen nicht wieder.

Sie wurde meine Gattinn, sie folgte mir aus dem Kloster in die Welt. Nicht ganz ein volles Jahr sah ich sie an meiner Seite hinwelken. Alles, was die ängstliche Liebe, was die Wissenschaft der Ärzte erfinden und vorschreiben, und eine rücksichtslose Freygebigkeit herbeyschaffen konnte, Alles wurde angewandt. Mit inniger Liebe, mit unendlich zarter Dankbarkeit nahm Maria Alles dieß an, und vergalt meine Sorge mit einer wahrhaft kindlichen Hingebung; aber es schien, als ob diese durch so viele Schrecken und lange getragenen Gram aufgeriebenen Kräfte sich nicht mehr sammeln könnten, und die einmahl dem Himmel bestimmte Braut kein irdisches Eigenthum mehr seyn dürfte. Zehn Monathe, nachdem ich meine Freyheit wieder erhalten hatte, und im achten unserer Vermählung verschied sie sanft in meinen Armen. Der Engel kehrte zum Himmel zurück.

Ildephons schwieg, und der Jüngling störte durch keine vorlauten Worte die stille Todtenfeyer. Endlich begann der Einsiedler wieder.

Mein Lebenslauf war beschlossen. Die Welt war mir eine Wüste, von Ungeheuern bewohnt, die, nur sich und ihre unlauteren Zwecke kennend, sich kein Bedenken machten, das Glück, die Ehre, das Leben ihrer Nebenmenschen, ja ihrer Freunde ihren Absichten zu opfern. Alles ekelte mich an, Alles war mir verhaßt, und eine heftige, oft unleidliche Sehnsucht nach Marien, nach meinen guten Ältern, diesen einzigen Wesen, die mir auf dieser Erde der Liebe und Achtung würdig schienen, hätte mich mehr als ein Mahl zu einem Verbrechen reizen können, das ich in ruhigen Stunden als eines der größten verabscheute, wenn nicht eine tiefe Religiosität mich davor bewahrt, und Gott sich in dieser meiner irdischen Verlassenheit als gütiger Vater an mir bewiesen hätte.

An den Trostgründen der Religion, an dem festen Glauben an Gottes weise und heilige Weltregierung, richtete sich mein gebeugter Geist auf. Die göttliche Gnade erleuchtete den Verzagenden, ich faßte wieder Muth und Lebensfähigkeit. Meine Ansichten von der Welt und dem Treiben der Menschen blieben im Grunde dieselben, nur verloren sie die grellen Farben, womit

mein erſter Schmerz ſie begleitet hatte. Es waren nicht mehr Ungeheuer, die eine von Gott ſchön geſchaffene Welt zum Schauplatz ihrer Verbrechen, und dadurch zu einem Jammerthale machten; aber es waren ſchwache Geſchöpfe, in Wahn, Eitelkeit und Irrthümern befangen, ſich und Andere in troſtloſem Wirbel ewig wiederkehrender Thorheit umhertreibend. Ich haßte ſie nicht mehr, aber ſie ekelten mich an, und ich rettete mich hierher auf dieſe ſtillen Höhen, die ſchon früher dem dichtenden Jüngling oft in der Verklärung religiöſer Stille und Erhabenheit vorgeſchwebt hatten, und in denen der Mann endlich nach ſo manchen Stürmen und manchem inneren Kampf die langvermißte Ruhe fand.

Zwanzig Jahre lebe ich hier nur mit Gott und der Natur. Hier habe ich Frieden gefunden, hier haben meine Wunden ausgeblutet, hier iſt eine heilige Stille in mein Herz gekommen. Meine Anſichten haben ſich wieder gereinigt, und nur gewiſſe Puncte ſind wie feſte Säulen, oder, wenn ich ſo ſagen darf, wie dieſer Berg ſelbſt über der niedrigen Fläche weithin ſichtbar und unumſtößlich ſtehen geblieben. Dieſe ſind, daß Laſter und Verbrechen bey Weitem nicht ſo all-

gemein auf unser Schicksal wirken, als Schwächen und Thorheiten, daß die Menschen am meisten durch Täuschung und Eitelkeit leiden, und daß besonders diese eine weit größere Feindinn unseres Glückes und unserer Tugend ist, als man gemeinhin denkt, ja, daß ohne diese die Menschen vielleicht ihrem ursprünglichen Glücke nie entfremdet worden wären. Was ist die Geschichte der Schlange mit Even anders, als was sich noch täglich wiederhohlt, und was besonders in mein Leben so verderblich einwirkte, eine Regung der Eitelkeit, die über alles Höhere verblendet, und zu anerkanntem Unrecht hinreißt? So ward meine erste Jugendliebe das Spiel einer eitlen Frau; so opferte mich der Freund seinen eitlen Absichten; so brachte die Thorheit und Verkehrtheit einer eitlen Nation mich um das schönste Ideal des Lebens; so suchte die gekränkte Eitelkeit meiner Neider den ohnehin Unglücklichen ganz zu verderben, und meine Mutter und eines Engels Herz fielen als Opfer dieser Bestrebungen.

Aber der himmlische Wagen ist unterdeß über unserm Haupte dem Scheitelpuncte zugerollt. Mitternacht ist nahe, und die Zeit ermahnt uns,

der Ruhe zu gedenken. Komm, La Chartelliere! Laß uns zur Hütte zurückkehren! Du bleibst für den Rest der Nacht mein Gast, denn es ist zu spät, um den Rückweg in's Kloster zu suchen. Möchte morgen, wenn das Frühroth aus diesen braunen Schatten hervorbrechen wird, auch aus der Erzählung meines düsteren Lebens ein freundlicher Strahl des Trostes für dich hervorglänzen! Sie standen auf, und gingen der Einsiedeley zu.

IV.

Horimirz.

Eine Böhmische Sage.

Die Sonne des ersten milden Frühlingstages sank hinter die westlichen Berge, ihr goldner Schein wiederstrahlte von den Thürmen und Zinnen der festen Burg Neumietel, die trotzig auf ihrer Felsenspitze über die weite Fläche hinausſah. Leichte Nebel wölkten sich von der Ebene empor, aber aus den Thalschluchten und waldigen Klüften hinter der Burg erhob sich bereits die Dämmerung.

Da saß am Fuße des Felsen, wo der Weg sich zu dem Sitze seiner Ahnen hinaufzog, unter einer frischbelaubten Eiche ein Jüngling, tiefsinnig das Haupt an die Harfe gelehnt, die in seinen Armen ruhte. Der Abendwind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen und den wehmüthig lächelnden Mund. Sein schönes, dunkles Auge starrte unsicher vor sich hin, die Hand rührte zuweilen an die bebenden Saiten, und ein Seufzer entwand sich seiner

Brust. Die ruhige Schönheit des Abends, der Mond, der, hinter dem Waldgebirg versteckt, ein magisches Licht über die vom Tage noch halb erhellte Gegend goß, konnten ihn nicht erheitern. Der arme Horimirz wußte nichts davon. Seit vielen Monden hatte ein unglücklicher Zufall ihn des Augenlichts beraubt, er lebte einsam auf dem Schlosse seines Vaters, der mit den jüngern Söhnen dem Vergnügen der Jagd, oder dem Ruhm blutiger Fehden und Raubzüge nachging.

Es war damahls eine düstre Zeit für den unglücklichen Horimirz und für sein Land. Der weise Herzog Wogen war gestorben, der, wie seine Vorfahren, das damahls noch heidnische Böhmen zu entwildern, seine Wälder zu lichten, Ackerbau und Fleiß zu verbreiten, und den unstäten Nomaden und Krieger zu mildern Sitten zu gewöhnen gesucht hatte. Ihr Bestreben war gelungen, die Wälder öffneten sich; Dörfer entstanden zwischen wohlgebauten Feldern, Ordnung, Thätigkeit, sanftere Tugenden keimten aus der Scholle, die des Pflügers ehrenvoller Schweiß begossen hatte, hervor, und eine schönere Zeit fing an für Böhmen zu tagen.

Nach Wogens Tode hatten die Wladiken den

klugen und kräftigen Fürsten Krzesomysl zum Herzog erwählt; aber Krzesomysl war nicht bloß klug und kräftig, er war auch hart und habsüchtig. Ein Zufall entdeckte im Anfange seiner Regierung, die Silberadern in dem Gebirge Przibram. Der Herzog sah bald den Vortheil ein, der ihm aus der Bebauung dieser Minen erwachsen konnte, und ließ mit oder wider Willen das Landvolk von Pflug und Tenne weg in die dunkeln Bergesklüfte treiben. Schachten wurden eröffnet, die Eingeweide der Felsen durchforscht, Schätze erbeutet, Krzesomysl ließ sich und seinen Söhnen feste Schlösser bauen; aber der Ackerbau lag nieder, die Dörfer standen verlassen, das Volk verwilderte. Einige Wladiken murrten, andere folgten, wie Horimirz's Vater, dem lockenden Beyspiel des Herzogs. Kummer und Unzufriedenheit schlichen durch das verödete Land, aber des Herzogs zahlreiche Mannen standen schlagfertig hinter den Mauern seiner festen Burgen, und Niemand wagte es, mit Ernst eine Abänderung zu fordern, die er den Bittenden so oft verweigert hatte.

Auch Horimirz war mit dem Unglück seines Landes wohlbekannt, und hatte in früherer Zeit, als er noch an seines Vaters Seite auf Jagden

und Fehden auszog, oft versucht, für die armen Eignen, die der stolze Wladike in seinen Minen zu arbeiten zwang, zu sprechen; aber der Sohn der früh verstossenen Gemahlinn konnte von dem Vater, dem die zweyte Frau und ihre Söhne näher am Herzen lagen, nicht viel erhalten. Vielmehr sann der Herr von Neumietelsky darauf, wo möglich diesen ungeliebten Erstgebornen von der Erbfolge auszuschließen, und alle Güter den jüngern Brüdern zuzuwenden.

Horimirz fühlte sich bald von Allen verlassen. Tagelang blieb er einsam in der Nacht, die ihn umgab, nur seine Harfe und sein Gesang leisteten ihm Gesellschaft. Zuweilen führte ihn ein Knecht seines Vaters den Felsenpfad hinab in eine stille Gegend des Thales; da saß er dann mit seiner Harfe, den Tönen der Natur um ihn her lauschend, und ihre wehmüthigen Wiederklänge bildeten sich in seiner Seele zu Gesängen aus, die er mit dem Saitenspiel begleitete.

So war mehr als ein Jahr verflossen. Der zweyte Frühling fing an, ungesehen von ihm, Wald und Feld mit frischem Grün zu schmücken. Er hatte sich lange nach einem Gang in's Freye gesehnt. Heute endlich fand sein Führer die Zeit dazu, und Horimirz genoß mit vollen Zügen

der wehmüthigen Luſt an dem Reiz der wiederauflebenden Natur, die nur ſeinem Gefühl und Gehöre zugänglich war. Aber er horchte vergebens auf die friedlichen Klänge des Landlebens, kein Pflug durchſchnitt das öde Feld, keine Heerdenglocken tönten, wohl aber hörte er in den Felſenſchluchten des Gebirges hinter ihm das Klopfen der Hammer und das Geräuſch der Brecheiſen. Eine tiefe Trauer breitete ſich über ſein Herz, das Leid des Vaterlandes und ſein eigenes verſchmolzen in ſeiner Seele, er lehnte ſich in düſtern Betrachtungen an ſeine Harfe.

Indeſſen war die Dämmerung vollends der Nacht gewichen, der volle Mond trat hinter dem Gemäuer des Schloſſes hervor, und goß ſein mildes Licht über die Gegend hin. Horimirz fühlte den hellern Glanz, und er vermuthete, was es ſeyn mochte; aber es war Niemand um ihn, den er fragen, von dem er Gewißheit hätte erhalten können. Da übermannte das Gefühl ſeiner Verlaſſenheit ſein Herz, er griff in die Saiten, und erhob den Geſang:

Es iſt Nacht um mich!
Ob die Sonne ſtrahlet,
Ob des Mondes Licht
Alles ſilbern mahlet,
Ach, ich weiß es nicht.

Es iſt Nacht um mich!
Wie die Frühlingsauen
In der Blüthe ſtehn,
Wie die Schatten thauen
Ich kann es nicht ſehn.

Es iſt Nacht um mich!
Alle Freuden ſtarben,
Und des Menſchen Bild,
Und die Pracht der Farben
Sind in Nacht verhüllt.

Es iſt Nacht um mich!
Kann allein nicht ſchreiten,
Und des Fremden Hand
Muß mich helfend leiten
Durch das wüſte Land.

O du öde Nacht!
Doch — ich wollt' es tragen,
Tragen meinen Schmerz,
Fänden meine Klagen
Nur ein liebend Herz!

Hört' ich in der Nacht
Freundesworte tönen,
Würde, was mich füllt,
Dieſes leiſe Sehnen
Endlich doch geſtillt!

Es iſt Nacht um mich!
Schweigt, Ihr düſtern Sorgen!
Wenn das Herz mir bricht,
Bricht mir an der Morgen,
Dann ſeh' ich das Licht!

Horimirz hatte geendet. In düstern Gedanken sank sein Haupt an die Harfe. Vor seiner Seele stand das Bild seiner guten verstorbenen Mutter, die ihn so treu geliebt, die er noch lange in ihrer Verbannung besucht und gepflegt hatte, die ihn jetzt in seinem Unglück nicht würde verlassen haben, und die vielleicht von den Abendwolken auf ihren Sohn mitleidig herabsah. Da rauschte es durch die Saiten der Harfe, sie klangen melodisch. Horimirz fuhr in die Höhe. Wer war um ihn, der sein Spiel berührt hatte?

Er fühlte um sich — es war Niemand da. Er stand auf, da seufzte es neben ihm. Wer ist da? rief er. Es seufzte noch einmahl. Spottest du eines Blinden? rief er erzürnt, und seine Hand griff nach dem Schwerte.

Horimirz! lispelte eine sanfte Stimme: Zürne nicht. Fürchte nichts! Es ist ein Wesen um dich, das dir sehr wohl will.

Wer bist du?

Es würde dir nichts nützen, wenn ich meinen Nahmen sagte, denn du kennst ihn nicht.

Ich kenne die Nahmen aller unsrer Vasallen und Nachbarn.

Ich gehöre nicht dazu, aber ich bin dir gut. Dein Unglück hat mich bewegt, ich will dir Ge-

sellschaft leisten in deiner Einsamkeit, wenn du mich nicht von dir stößest.

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, drang in Horimirz's Brust. Seine gute Mutter fiel ihm ein, und der Gedanke, daß die Götter sein Gebeth erhört und vielleicht der Schatten seiner geliebten Mutter um ihn sey, regte ihn mit Schauer und Freude auf.

O meine Mutter! rief er: Bist du es, die sich ihres Kindes erbarmt?

Das bin ich nicht, erwiederte die Stimme: Aber so lieb, wie deine Mutter, hab' ich dich wohl. Eine weiche Hand berührte leise die seinige bey diesen Worten, und er fühlte einen warmen Hauch an seiner Wange.

Um aller Götter Willen! Wer bist du?

Eine Bewohnerinn dieser Gebirge, ein Geschöpf, das ein höchstes Wesen verehrt, wie du, das lange Zeuge deiner stillen Tugenden und deines Unglücks war, und das nichts mehr wünscht, als es dir tragen und lindern zu helfen. Die Unbekannte hatte bey diesen Worten Horimirz's Hand gefaßt, und merklich zwischen der ihrigen gedrückt.

O, daß ich dich nicht sehen kann! rief Horimirz schmerzlich.

Das darfst du nicht, das darf kein Mensch, darum allein kann ich ungehindert bey dir seyn. Komm! Laß uns sitzen! Sie zog ihn sanft neben sich nieder, er fühlte die schlanke, jugendliche Gestalt an seiner Seite, ein lebendiges Gespräch erhob sich, die Unbekannte wußte um alle Verhältnisse Horimirz's, sie sprach von Allem mit tiefem Sinn und zartem Gefühl. Alles, was sie sprach, fand antwortende Klänge in des Jünglings Herzen, und der Silberton ihrer Stimme verschaffte ihren Worten noch willigeren Eingang.

So glücklich war der Jüngling seit Langem nicht gewesen. Was er am schmerzlichsten entbehrt hatte, war ihm nun geworden, ein freundlicher Umgang, ein Wesen, das Antheil an seinem Schicksale nahm.

Aber der Mond stieg immer höher, die Nachtluft wehte kälter. Man wird dich abhohlen, sagte die Unbekannte, und erhob sich von Horimirz's Seite: Lebe wohl für heute! Morgen sprechen wir uns wieder.

Du willst mich schon verlassen?

Ich muß. Glaube mir, Horimirz, daß nur das mich von dir treiben kann! Leb' wohl! Sie fuhr wieder leise über seine Hand hin, und der

warme Hauch ſtreifte wieder an ſeine Wangen. Dann war er allein. Er hatte kein Weggehn, kein Rauſchen im Graſe gehört, aber alſogleich vernahm er die Stimme des Knechts, der ſich ihm näherte, um ihn nach Hauſe zu führen. Der Diener nahm die Harfe, und both den andern Arm ſeinem jungen Herrn. So ſtiegen ſie ſchweigend den Felſenpfad hinauf; aber in Horimirz's Seele drängten ſich Gedanken, Zweifel, Wünſche. Er war ſo glücklich, und doch ſo verwirrt, und konnte den nächſten Abend kaum erwarten, wo er die Unbekannte wieder zu ſprechen hoffte.

Der Morgen erwachte hell und freudig. Horimirz ſah das nicht, aber es ging deßhalb doch auch hell und freudig in ſeiner Seele auf; denn er gedachte des geſtrigen Beſuches, und alles deſſen, was ſie mit ihm geſprochen und was ſie ihm verheißen hatte. Er zählte die Stunden bis zum Abend, und ſchlich, als Niemand kam, ihn in die Friſche des Morgens zu führen, allein um die Mauern des Schloſſes hin, wo ein freundlicher Buſch, das wußte er, ein ſtilles Plätzchen beſchattete, das die Ausſicht in ein ſchmales, begrüntes Thal gewährte.

Er ging vorſichtig und langſam, dennoch glitt ſein Fuß in der Nacht, die ihn umgab.

Da faßte eine linde Berührung seinen Arm: Armer Horimirz! So allein? So verlassen?

Es war die Stimme der Unbekannten. Eine heftige Röthe übergoß des Jünglings Gesicht: Ach, du bist's? Du kommst mich zu leiten?

Sie drückte seine Hand, ein Seufzer traf sein Ohr. Ich möchte dich nie verlassen dürfen, sagte sie mit himmlisch mildem Tone.

Wer bist du, bey allen Göttern! die du mir so liebevoll naheſt?

Ein Wesen, das dich liebt, das die Bestimmung seines Daseyns darin findet, dein Schicksal zu erheitern. Das genüge dir vor der Hand. Aber wo wolltest du hin?

Horimirz bezeichnete ihr den Ort. Sie leitete ihn hin, und setzte sich dort an seine Seite. Ein süßes Gespräch beflügelte die Stunden. Horimirz durfte alle seine Leiden klagen, über sein Unglück, das Unglück des Vaterlandes sprechen. Die Unbekannte fühlte jeden Schmerz mit ihm; aber sie wußte auch für Vieles weisen Rath, und, wo kein Rath möglich war, erhob sie durch große Gesinnungen und fromme Ergebung in den Willen eines leitenden höchsten Wesens den gesunkenen Muth ihres Freundes.

Die Strahlen der Sonne wurden wärmer

und wärmer. Horimirz fühlte ihren Einfluß, sie fingen an ihn zu drücken. Da bog die Freundinn das Gezweig der Laube nieder zum schattigen Dach, schützte den Jüngling vor dem Mittagsstrahl, und empfing mit Freuden den Dank seiner sich ergießenden Séele. Aber plötzlich stand sie auf. Unsere guten Stunden gehen zu Ende, sagte sie: Man vermißt dich im Schlosse; ich will dich zurückleiten bis gegen das Thor. Sie faßte seine Hand. — Da tönten Schritte von dem Wall her. Leb wohl! rief sie flüchtig: Wo immer du außer den Ringmauern der Burg einsam seyn wirst, werd' ich an deiner Seite erscheinen. Sie entwich, und in wenig Secunden nahete der Knecht, der seines Herrn Sohn schon lange vermißt und gesucht hatte.

Dieß schöne Leben dauerte fort. Die Unbekannte besuchte den Freund, so oft er sich allein außer den Mauern des Schlosses zeigte. In den Umkreis der Wälle trat sie nie. Niemand durfte sie sehen, Niemand ihren Umgang mit Horimirz ahnen. Das war die erste Bedingung, unter welcher sie ihm die Fortdauer ihrer Freundschaft verhieß. Willig konnte er sie ihr zusagen; denn sein Vater und seine Brüder kümmerten sich wenig um seine Neigung und seine Unter-

haltung. Aber bald wurde, obgleich Niemand die Ursache errieth, die Einwirkung des geheimnißvollen Umgangs auf Horimirz und sein Betragen merklich. Sein Geist erhob sich aus der Niedergeschlagenheit, in die er seit Langem versunken war. Jugendliche Heiterkeit und ein freundliches Lächeln verschönerten wieder seine regelmäßigen Züge, er wurde mittheilender, er sprach wieder huldreich mit irgend einem armen Unterthan, der ihn auf seinen einsamen Plätzen im Wald oder Thal ehrerbiethig im Vorübergehn begrüßte, er hörte seine Klagen, er versprach zu helfen, und er that es. Wenn er dann bey dem nächsten Besuche der ungesehenen Freundinn die Noth der Armen erzählte, wenn er sich mit ihr berieth, wie ihnen zu helfen sey, da gab sie ihm entweder klugen Rath, der nie des Erfolges mangelte, oder sie brachte ihm kleine Büsche von zweigicht gewachsenem Silber, oder Klumpen dieses edlen Metalls, die der Jüngling staunend befühlte, und setzte ihn dadurch in den Stand, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Diese heitere Stimmung gab ihm auch den Muth, öfter sanft, aber ernst mit seinem Vater zum Besten der armen Unterthanen zu sprechen, und der rauhe Wladike vermochte nur sel-

ten der muthigen Beredsamkeit seines Sohnes zu widerstehen. Manchem Unfuge wurde abgeholfen, mancher Druck erleichtert, Horimirz wurde der Schutzgeist der Gegend, und dieß Bewußtseyn, verbunden mit der Liebe seiner Freundinn, verschönerte sein Leben, und ließ ihn die Entbehrung so mancher andern Freude weniger fühlen.

So glücklich sich aber auch der Jüngling manchmahl pries, so gab es doch einsame Augenblicke, wo der Wunsch, etwas Näheres über das wahre Verhältniß seiner Geliebten zu wissen, die Furcht vor leicht möglicher Trennung bey diesen losen, räthselhaften Banden, ein geheimes Grauen vor manchem unbegreiflichen Ereigniß, und endlich der Schmerz über die Unmöglichkeit, die geliebte Gestalt zu erblicken, ihn tief betrübten, und ihn in all' die Schwermuth zurückstürzten, aus der ihn die Liebe erst gezogen hatte.

An einem Morgen, nach einer in Trübsinn und Zweifel durchwachten Nacht, ließ er sich von einem seiner Leute zu der Eiche im Thale führen, wo die Unbekannte ihm zuerst genahet, wo er das erste Mahl den sanften Einfluß eines liebenden Wesens gefühlt hatte. Er saß in düstern Gedanken, und empfand lebhafter, als seit Langem,

das Hülfloſe, Traurige ſeiner Lage; da ſtand die Freundinn plötzlich neben ihm, ihre eine Hand legte ſie auf ſein lockiges Haupt, mit der andern ergriff ſie ſeine Rechte und ſagte: Horimirz! Warum ſo niedergeſchlagen?.

Er fuhr empor. — Ach, biſt du da? rief er: Ich war ſo einſam, ich fühlte mich ſo verlaſſen.

War das die ganze Urſache deiner Schwermuth, Horimirz?

Eine leichte Röthe überflog ſein Geſicht. Nein! ſagte er nach einigem Beſinnen.

Du biſt ſeit einiger Zeit niedergeſchlagener, als ſonſt. Mein Umgang vermag dich nicht, wie früher geſchah, ganz zu befriedigen. Horimirz! Wenn ich denken ſollte, daß du mich nicht mehr — daß du mich nur weniger liebteſt? —

O, Ihr Götter! Wie kannſt du das glauben?

Es würde mich ſehr unglücklich machen, weit unglücklicher, als du denkſt, weit unglücklicher, als du vielleicht würdeſt, wenn ich dich verlaſſen müßte.

O, nur das nicht, das nicht, Ihr Götter! Sonſt nehmet lieber mein Leben gleich!

Faſſe dich, Horimirz! Ich werde dich nie, nie verlaſſen, ſo lange ich in dieſem ſterblichen Leibe walle; ob ich dir aber immer und überall

werde begegnen können, ob unser Bündniß dauern soll, das wird von dir abhängen. — Höre mich an!

Sie nahm Platz an seiner Seite und begann: Ihr sterblichen Menschen, die Ihr auf der Oberfläche der Erde in Freude und Leid Euer Wesen treibt, seyd nicht, wie Ihr glaubt, die alleinigen Bewohner dieses Sternes. Auch sind die fratzenhaften Gottheiten nichts, die du nebst deinen Landsleuten anbetest. Es ist ein Einziges, höchstes, allmächtiges, allgütiges Wesen, das die Welt erschaffen hat, und sie mit allen ihren Geschöpfen erhält und beherrscht; aber zwischen diesem Unendlichen, Vollkommenen, und Euch sehr endlichen, sehr unvollkommenen Kindern des Staubes sind zahllose Abstufungen reinerer und minder reiner Geister. Viele derselben bewohnen mit Euch diesen Ball, sie schaffen in Luft und Wasser, Erde und Feuer, das Wachsen und Gedeihen der Thiere und Pflanzen, den blumigen Frühling, den fruchtbaren Herbst; sie leiten Donner und Blitz, sie wachen über die Bildung der Steine und Metalle im Innersten der Berge. Gerne theilen diese, so wie alle Ordnungen der Geister, mit dem Menschen, was die Natur gemeinsam für Alle hervorbringt; aber was jetzt

des Herzogs und deines Vaters Bergknappen im innersten Heiligthume der Berge für Frevel treiben, fassest du nicht, und ich werde es dir enthüllen, wenn es einst Zeit ist.

Diese Geister alle sind viel höherer, reinerer Natur, als die Menschen, sie sind unsterblich, sie sehen in die Zukunft, die Gegenwart liegt überall offen vor ihrem Blicke, und die Vergangenheit ist aus ihrem Gedächtnisse nicht verlöscht; aber sie missen manche Freude, die Ihr genießt. In alter Zeit war es anders. Da lebten diese Wesen vertraulich mit dem besseren Menschengeschlecht, sie verbanden sich in Liebe mit ihnen, und wurden dadurch der Seligkeit der Freundschaft, des Glückes wechselseitiger Leistungen theilhaft, die uns in unser'm reinen, unbedürftigen Seyn ewig unbekannt bleibt. Dafür gaben wir den Menschen höhere Weisheit, wahre Erkenntniß ihres Verhältnisses zu dem einigen Gott, tugendhaften Willen. Aber die Menschheit sank, die Elementargeister zogen sich zurück; jetzt ist keine Verbindung unter uns mehr möglich, als wenn das reine Wesen sich entschließt, auf manche Vorzüge der Geisterwelt Verzicht zu leisten, mit der dichten Körperhülle das Loos des sterblichen Freundes zu theilen, und sich den Schmerzen,

ja dem Tode der irdiſchen Natur zu unterwerfen. Und ſelbſt dann darf es ſich nicht in ſeiner wahren Geſtalt zeigen; denn Ihr ertrügt dieſen Anblick nicht. Darum ſind dieſe Bündniſſe äußerſt ſelten, und Eure Geſchichte nennt nur wenig auserwählte Sterbliche, denen der Umgang mit uns geſtattet war.

Mich hat dein ſtilles Wirken, dein reiner Wille längſt gerührt, wenn ich in hellen Mondnächten über den Felſen hinſchwebte, an dem du ſaßeſt, und deinen Geſang und die Töne deiner Harfe vernahm. Wie oft haben dieſe Klänge mich aus den geheimen Gängen des Gebirges auf die Oberwelt heraufgezogen! Wie oft habe ich dich mit liebendem Gefühle beobachtet! Aber ich konnte dir nicht ſichtbar werden, und wußte nicht, wie ich mich dir nähern ſollte, als ein unglücklicher Zufall deine Augen dem Lichte ſchloß. Nun durfte ich es wagen, mich dir zu entdecken, ich durfte mit dir umgehn, dir ſagen, daß ich dich liebe, daß ich um deinetwillen dem Loos der Menſchlichkeit mich unterwarf, daß ich zwar ſterben, aber auch dann mich nicht ganz von dir trennen, und wenn du mir einſt folgeſt, in reineren Regionen dieſes ſchöne Bündniß fortſetzen werde.

Du weißt nun, wer ich bin, was mich zu dir geleitet hat, und willst du mich mit einem Nahmen bezeichnen, wie Ihr Menschenkinder zu thun pflegt, so nenne mich Argina. Kannst du mich lieben, obwohl dir bekannt ist, daß ich nicht zum Geschlecht der Kinder Adams gehöre, so sag' es mir morgen, wenn wir uns hier wiederfinden; graut dir aber vor der geisterhaften Freundinn, so erwarte ich ebenfalls morgen — nicht deine Erklärung, aber dein Nichterscheinen an diesem Platze. Und nun leb' wohl! Sie stand auf, indem ein Seufzer ihrer Brust entfloh.

Horimirz, der bisher betäubt von all' den Wundern, die sich seinem Geist enthüllten, an ihrer Seite gesessen hatte, stürzte bey ihren letzten Worten zu ihren Füßen, und schlang in heftiger Rührung seine Arme um ihre Knie. Er konnte nicht sprechen, aber seine Thränen, seine Erschütterung waren die liebste Antwort für Argina. Sie beugte sich nieder zu ihm, sie richtete ihn auf, er sank zum ersten Mahl an ihre Brust, er fühlte ein menschliches Leben ihm entgegenschlagen, die geheimnißvolle Bürgerinn der Geisterwelt war für ihn nur ein liebendes, geliebtes Mädchen.

Als die Herzen ruhiger geworden, als sie

beyde im Stande waren, noch etwas anderes, als ihr Glück zu fühlen, und Horimirz sein Entzücken, seinen Dank gestammelt hatte, da begann Argina von Neuem: Ich habe dir noch Mehreres zu sagen, mein Geliebter! Unser Umgang ist von manchen Schranken eingeengt, und von mancher Gefahr bedroht. Du kannst dich nicht weiter, als eine helfende Hand dich leitet, von der Burg entfernen, und ich darf mich von keinem Sterblichen bey dir finden lassen. Das scheucht mich so oft aus deiner Nähe. Aber ich habe auch dafür ein Mittel erdacht. Wenn du heute den Pfad zu deinem Schlosse hinansteigst, findest du an der Pforte ein schneeweißes Roß angebunden. Das nimm von mir als ein Geschenk! Es ist von seltnen Eigenschaften, und ganz für dich geschaffen. Es läßt Niemand aufsitzen, als dich, es versteht deine Worte, es kennt jeden Weg, den du ihm bezeichnest, es ist schneller, als der Wind, und sicherer, als ein Fels. Schemik ist sein Nahme. Ihm kannst du dich vertrauen, es trägt dich zu mir, wenn wir uns hier nicht sprechen können, es trägt dich auch auf die Jagd, in die Schlacht, wenn du es verlangst.

Ein lebhaftes Roth überflog des Jünglings

Wangen. Ach, ein Pferd, ein Pferd, und freye Bewegung über die Flächen hin, und Jagd und Schlachten! Ein Sturm von freudigen Gefühlen und wehmüthigen Erinnerungen drängte sich in seiner Seele. Er sank an Argina's Brust, die Wehmuth gewann die Oberhand, Thränen glitten aus seinen Augen. — Ach, wie hülflos bin ich! rief er: Was soll mir Jagd und Schlacht?

Sie drückte ihn sanft an sich. Horimirz! sagte sie: Die helle, deutliche Aussicht in die Zukunft und Gezenwart ist mir zwar, seit diese irdische Hülle mich bekleidet, verschleyert und getrübt; doch dämmert mir noch zuweilen ein Strahl jenes Lichtes. Es wird nicht immer Alles so bleiben, wie es jetzt ist; du schwebst vor mir in Schlachten, im Siege, mit hellen Augen umherblickend, und ich harre deiner auf lichten Wolken. — Horimirz! Nimm den treuen Schemik an! Es wird dir einst von grossem Nutzen seyn.

Argina entfernte sich, als der Begleiter des Jünglings erschien, der ihm von einem wunderschönen und prächtig gezäumten Schimmel erzählte, den man mit Staunen an dem Ring der Schlosspforte angehängt gefunden habe, und der Niemand aufsitzen lasse, obwohl es schon die

zwey Junker und Mehrere des Hofgesindes versucht hätten. Horimirz eilte, das Pferd zu erreichen. Er ließ es sich vorführen. Es war zahm, wie ein Lamm, es ließ sich von ihm streicheln, er schwang sich auf seinen Rücken, es trug ihn willig und stolz. Alles stand verwundert. Von nun an bedurfte Horimirz keines Begleiters mehr, er bestieg sein schlankes Roß, er flüsterte ihm zu, wohin er wolle, und das kluge Thier trug ihn sicher und schnell an den bestimmten Ort. Dort hieß er es seiner warten, und der Gaul weidete im Grase, oder stand geduldig an der angewiesenen Stelle, bis der Jüngling wiederkam, ihn kosend rief, und sich auf seinen Rücken schwang.

Nun beschieden sich die Liebenden an einsame, stille Plätze im Waldgebirg, und oft trug ihn Schemik zu der hochgewölbten und prächtig geschmückten Felskluft, in welcher Argina wohnte. Hier waren sie vor Spähern am sichersten, hier sah ihn Argina am liebsten, und hier flossen seine schönsten Stunden hin.

Der Sommer war indeß vergangen, im fallenden Blättergesäusel mit Nebel und rauhen Lüften nahete der Herbst, die Freuden der Jagd begannen, und Horimirz hörte oft mit schwerem

Herzen Vater und Brüder ſich auf ihre Roſſe ſchwingen, und die Jagdhörner ſchmettern. Er dachte der Luſt des Waidwerks, die er auch einſt genoſſen, und die ihm nun, obwohl er ſein flüges Pferd beſaß, doch verwehrt war.

Zwar riefen ihm die Brüder, ihnen auf ſeinem Schemik zu folgen. Er begleitete ſie bis zum Eingange des Waldes; aber als ſich die Jagdgenoſſen zerſtreuten, jeder ſein Geſchoß zurecht legte, und Horimirz wohl fühlte, wie wenig er zu ſolcher Zeitkürzung taugte, da lenkte er mit einem Seufzer den treuen Schemik um, und ritt langſam, während die luſtigen Töne der Jagd ſich in der Ferne verloren, ſeinem Schloſſe zu. Unter der bekannten Eiche ſtieg er ab, hieß Schemik am Bachesufer weiden, und warf ſich in's Gras, den düſtern Gedanken nachzuhängen. Da hörte er Argina's Stimme, die ihn freundlich rief. Sie ſetzte ſich an ſeiner Seite. Auch ſie ſchien des Freundes trübe Stimmung zu theilen, ſie ſprach wenig, und manchmahl entſchlüpfte ein Seufzer ihren Lippen. Horimirz bemerkte es, er forſchte beſorgt nach ihrem Kummer. — Du biſt nicht glücklich, ſagte ſie. »Wie könnte ich es ſeyn? —« Und noch Manches ſteht dir bevor, das dein Herz verwunden wird. — Horimirz erſchrak.

Droht unſerer Liebe Gefahr? rief er. »Nein, Horimirz, wenn du mir treu bleibſt, nicht; aber ich ſehe verworrene Bilder, ein ſcheues Roß, einen ſterbenden Reiter, und den Troß beſtürzter Knechte um die Leiche des Gebiethers verſammelt. Droht deinem Vater, einem deiner Brüder Gefahr — ich weiß es nicht; aber ich weiß, daß entſcheidende Augenblicke für dich eintreten.«

Horimirz wurde ſehr niedergeſchlagen durch dieſe Rede. So wenig ſein Vater und ſeine Brüder es um ihn verdient hatten, hing er doch mit warmer Neigung an ihnen. Argina ſprach ihm freundlich beruhigend zu, ſie ſelbſt aber ſchien beklommen, der Ton ihrer Stimme verrieth den Kummer, den ſie vergebens zu verhehlen ſtrebte. Horimirz fand die natürlichſte Erklärung in ihrer Theilnahme an dem Schmerz, der ihm bevorſtand, als ſie plötzlich aufſtand, ihre Arme ängſtlich und bange um ihn ſchlang, einen leiſen Kuß über ſeine Stirn hauchte, und ſich mit einem tief heraufgeſeufzten Lebewohl von ihm losriß.

Verwirrt, betrübt blieb er zurück. Da tönten Schritte durch's Thal her, Stimmen wurden vernehmlich, er erkannte einige Knechte ſeines Vaters. Argina's Verkündigung fiel ihm laſtend

auf's Herz, er ſtand auf, und ſchritt den Kommenden entgegen.

Da eilte ſchnell der Anführer der Schaar, der treue Brzetislaw, voraus, und grüßte den Sohn ſeines Herrn, und bereitete ihn auf eine unglückliche Mähr. Sein Vater hatte heute ein wildes Pferd geritten, und es nur mit Mühe gebändigt. Ein Vogel, der, von den Hunden aufgeſcheucht, mit lautem Flügelſchlag aus einem Buſch emporflatterte, machte den Gaul ſcheu, er riß aus durch Dickicht und Moor, der Wladike vermochte nicht mehr, ſich zu halten, er ſank herab, ſein Schwert fiel aus der loſen Scheide, und in einer unglücklichen Wendung ſtürzte er in dasſelbe. Die nacheilenden Knechte fanden ihn ſterbend, er verſchied in Brzetislaw's Armen, ohne ein Wort ſprechen zu können.

Horimirz hörte die Kunde mit tiefem Schmerz, er verlangte, zu der Leiche geführt zu werden. Kniend drückte er ihre kalte Hand an die Lippen, und blieb lange in ſtummer Trauer darauf liegen. Dann erhob er ſich, und traf Anſtalt, die Reſte des Vaters mit aller Feyerlichkeit, die ſeinem Range und dem kindlichen Gefühle des Sohnes entſprach, zu beerdigen.

Kaum war dieß geſchehen, kaum die erſten

Tage der Trauer vorüber, so erhuben sich Zwiespalt und Streit um die Guter des Vaters. Die Sitten des Landes sprachen sie dem ältesten, des Vaters oft geäußerter Wille den jüngern Söhnen zu. Sein schneller Tod hatte ihn gehindert, diesem Wunsche gesetzliche Kraft zu geben. Nun setzten die Stiefmutter und ihre Söhne Alles in Bewegung, um an dieß Ziel zu gelangen, sie stützten sich auf Horimirz Unfähigkeit, seine weitgedehnten Besitzungen zu schirmen, sie suchten die Gunst der benachbarten Wladiken und des Herzogs. Horimirz wandte keine dieser Künste an, und erwartete von dem Rechte und der schützenden Vorsicht, was seine Feinde ihm streitig machten.

Argina sah in dieser Zeit ihren Freund selten, und wenn sie sich trafen, war sie still, mancher Seufzer entfloh ihrer Brust, und Horimirz, der von so mancher Seite gekränkt war, litt nun auch durch den Trübsinn der Geliebten. Oft hatte er sie schon befragt; sie läugnete, und blieb in sich gekehrt.

Einst, an einem trüben Herbstabende, als sie Beyde lange schweigend nebeneinander gesessen hatten, glaubte Horimirz sie weinen zu hören. Dieser Ton wendete ihm das Herz in der Brust.

Was ist das? rief er ängstlich: Du weinst, Argina? Um Gottes Willen, was hast du?

Horimirz! sagte sie nach einer Pause; Es ist nöthig, daß ich über Wichtiges mit dir spreche. Höre mich an! Du stehst jetzt an einem entscheidenden Puncte deines Lebens. Es handelt sich um dein väterliches Erbe, um deinen Wirkungskreis in der Welt. Deine Tugenden bedürfen und verdienten einen weitgesteckten, und deine Feinde streben darnach, dich auf immer zu Einsamkeit und Beschränkung zu verdammen. Der einzige Grund, aus dem sie das thun können, ist dein unglücklicher Zustand, obwohl ich überzeugt bin, daß du auch ohne das Licht der Augen im Stande bist, deine Besitzthümer weise zu verwalten, und wenn es nöthig ist, tapfer zu schirmen; aber deine Feinde flüchten hinter diesen Vorwand. Wären deine Augen geöffnet, so könnte keine Gewalt dir deine Güter bestreiten, und — ihre Stimme stockte — es steht nunmehr in meiner Macht, diesen Vorwand zu beseitigen. Ich kann —

Mich sehend machen? rief der Jüngling, und das Übermaß der Freude erstickte seine Stimme.

Argina schwieg. Nach einer Pause sagte sie mit wankender Stimme: Ja, mein Freund!

Meine Bitten haben den König der Geister, unter den wir Alle uns beugen, gerührt. Er hat es in meine Hand gegeben, deine Augen zu öffnen, und ich erwarte deinen Ausspruch.

O Gott! rief Horimirz: Ich werde sehen! Ich werde dich sehen!

Mich nicht! antwortete Argina kaum hörbar: Ich darf dir ja nicht sichtbar werden, das weißt du, und nur dein Unglück konnte mich dir nahe bringen; aber du wirst sehen, Horimirz! fuhr sie lebhafter fort, die schöne Welt, den Frühling, die Sonne in ihrem Glanz, das Antlitz der Menschen, du wirst wandeln können, wohin du willst, dein Pferd tummeln, in die Schlacht, zu Siegen ziehn —

Und du?

Ich — werde in der Tiefe der Felsen dein Glück wissen, und mich dessen recht innig freuen.

Und wir werden uns nicht mehr treffen? Du wirst mir nicht mehr in einsamen Stunden begegnen? Deine sanfte Hand wird mich nicht mehr leiten?

Du wirst meiner nicht mehr bedürfen, du wirst glücklich seyn!

Nein, nein! rief Horimirz und umschlang die Geliebte mit ängstlicher Heftigkeit: O, ich

lasse dich nicht! Um diesen Preis verlange ich weder die Güter meines Vaters, noch die Gabe des Lichts. O laß mich mit dir ziehen, in ewiger Nacht bey dir in deiner Felsenhöhle wohnen! Laß mich nichts anderes besitzen, als was du mir reichst, aber laß mich bey dir seyn, und ich bin selig!

Argina umschlang den Freund in stillschweigender Rührung. Sie empfand den unendlichen Werth des Opfers, das er ihr brachte, und ihr Herz gelobte ihm heilige Vergeltung.

Und hätte es so großen Reiz für dich, mich zu sehen? sagte sie nach einer Weile, als ihre süß bewegten Gemüther wieder ruhiger geworden waren.

O Argina! erwiederte Horimirz: Wenn ich dich nur ein Mahl, auf einen Augenblick nur sehen könnte, um dein Bild in mich aufzufassen, und in meiner tiefen Nacht als ein süßes Kleinod zu bewahren!

Vielleicht ist auch das möglich, antwortete die Freundinn: Es sind ja nicht diese beyden Sterne nur allein, durch welche die im irdischen Leibe gefangene Seele die Eindrücke der sichtbaren Gegenstände außer ihr erhalten kann. Es war einst ganz anders, und es liegen Kräfte in

Euch Sterblichen, die Ihr ſelbſt nicht kennt. Horimirz! Mein Freund! fuhr ſie fort, indem ſie ihren Einen Arm um ſeine Schulter ſchlug, und mit der andern Hand zu wiederhohlten Mahlen leicht über ſeine Augen hinſtrich: Fühlſt du etwas?

Was machſt du, Argina? flüſterte Horimirz, und ſeine Augenlieder ſchloſſen ſich. Ein ſanftes Niederwallen, wie des ſüßeſten Schlummers, floß durch ſeine Glieder. Argina legte ihre Hand auf ſeine Bruſt, und er entſchlief in ihrem Arme. Aber in demſelben Moment ſah er hell die Geſtalt eines wunderſchönen Mädchens neben ſich, an deren Bruſt er lag, und die mit liebevollen Augen zärtlich auf ihn niederſah. Ihre hellbraunen Seidenlocken floſſen unter einem ſilberduftigen Schleyer auf ihre Schultern, ein hellſchimmerndes Silbergewand umwallte den zarten, ſchlanken Leib, unter dem Buſen mit einem himmelblauen Gürtel gefaßt. Argina! Biſt du es? rief Horimirz. — Du ſiehſt mich? antwortete die Geſtalt: Nun, ſo iſt dein und mein Wunſch erfüllt. Ja, ich bin's, Horimirz, das Weſen, das dich mehr liebt, als ſich ſelbſt, das keinen andern Zweck ſeines Daſeyns kennt, als dein Glück! Sie beugte ſich nieder zu ihm, ihre Lip-

ven ſtreiften die ſeinen. Er war in Seligkeit aufgelöst, ihm war die Geſtalt der Geliebten ſichtbar geworden, er ſprach mit ihr, er trank ihre Züge begierig in ſich. Eine Weile dauerte dieſes Glück. Da ertönten plötzlich Hifthörner. Argina nahm die Hand von Horimirz's Buſen, er ſchlug die Augen auf, ihn umgab ſeine alte Nacht; aber er lag noch an Argina's Bruſt. Schnell ſagte ſie: Man kommt! Dein Bruder kehrt von der Jagd zurück, ich muß dich verlaſſen. Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf ſeine Lippen, und war fort.

Ganz ſelig blieb er in ſeiner tiefen Finſterniß zurück. Es wohnte jetzt ein Lichtſtrahl in ſeiner Bruſt, der ſie mit himmliſchem Glanze erhellte. Argina's Bild ſtand vor ihm, ihr leiſer Kuß weilte noch auf ſeinen Lippen, und kein anderer ſtörender, oder zerſtreuender Eindruck ſchwächte den Schimmer der himmliſchen Erſcheinung. Treu und feſt hielt ſein Gemüth ſie in ſich, und wie zweifelhaft oder traurig Andern ſein Loos ſchien, er fühlte ſich glücklich, denn das holdeſte Weſen hing mit der zärtlichſten Neigung an ihm, und dieß Weſen war ſo überirdiſch lieblich!

Unterdeſſen hatten ſeine Stiefmutter und ihre Söhne Schritte über Schritte gemacht, um an

ihr Ziel zu gelangen. Sie hatten die mächtigsten Wladiken, sie hatten den Herzog selbst für ihre Sache zu gewinnen gesucht. Aber auch Brzetislaw war für den geliebten Sohn seines Herrn nicht unthätig gewesen. Horimirz's heiliges Recht, seine Tugend, die Liebe des Volks, die Achtung seiner Freunde waren mächtige Fürsprecher, und Krzesomysl fürchtete weniger Widerstand von einem blinden Vasallen, als von dem bekannten rauhen Sinn seiner tapfern Brüder, die dem Vater nachgeartet waren. An dem Morgen, den die Stiefmutter ersehen hatte, um ihre Söhne dem versammelten Volke, ihren Lehensleuten, und den benachbarten Wladiken vorzustellen, wo sie zwischen ihnen in prächtigen Kleidern auf dem Altan des Schlosses erschien, und der versammelten Menge den oft ausgesprochenen Willen ihres verstorbenen Eheherrn in Rücksicht der Erbfolge, und die ritterlichen Thaten der Söhne in's Gedächtniß rief, mit Kunst und einnehmender Freundlichkeit sprach, ihre Kämmerlinge sich anschickten, Geld unter die staunenden Haufen auszuwerfen, und sie nun erwartete, den Beyfallsruf des Volkes emporsteigen zu hören, da lief ein dumpfes Gemurmel durch die Menge hin: Wo ist denn der Älteste? Wo ist Horimirz, un-

ser Vater, unser Beschützer? — Betroffen stellte ihnen die Witwe vor, daß der blinde Jüngling nicht im Stande seyn würde, sein Erbe zu schirmen und zu vertheidigen. In dem Augenblick trat Brzetislaw, mit Horimirz an der Hand, auf den Altan. Ein lautes Freudengeschrey stieg empor. Brzetislaw stellte ihnen ihren rechtmäßigen Gebiether vor, und ein Ritter, in die Farbe des Herzogs gekleidet, trat vor, und erklärte, daß er so eben gekommen sey, dem Horimirz im Nahmen des Herzogs die Belehnung mit den Gütern seines Vaters zu verkündigen, und ihn aufzufordern, so bald als möglich sie aus des Herzogs Hand zu empfangen. Erbleichend traten die Witwe und ihre Söhne zurück. Alles rief laut und mit einmüthiger Freude Horimirz zum Herrn aus, er mußte sich herab führen lassen, die Krieger setzten ihn auf einen Schild, Alles drängte sich um ihn, seine Güte, seine Schönheit, selbst sein Unglück machten ihn allen Herzen theuer. Mit tiefer Rührung verhieß er ihnen Allen Vater zu seyn, und sein Liebstes, ja, sein Leben für sie zu geben. Die Wladiken traten hinzu, ihn als ihren Bruder zu begrüßen, die Lehensmänner leisteten ihm den Eid. Er aber, nachdem die Ceremonie vorüber war, wandte sich an seine

Stiefmutter, beugte ſich ehrerbiethig vor ihr, und bath ſie, als die Witwe ſeines Vaters, dieß Schloß, ſo lange ſie lebte, als ihr Eigenthum, und ihn als einen gehorſamen Sohn zu betrachten, der es ſich zur Ehre rechnen würde, ihr die Liebe zu vergelten, die ſie ſeinem Vater erwieſen. Dann rief er ſeine Brüder, faßte ihre Hände, redete ihnen freundlich zu, und brachte es endlich dahin, daß ſie, beſiegt von ſeinem Edelmuth, mit freundlicher Liebe das Anerbiethen annahmen, brüderlich mit ihm auf dem Schloſſe des Vaters zu leben.

Die Unterthanen, die Nachbarn hatten nicht zu viel von Horimirz erwartet. Sein kluges und gütiges Benehmen entſprach jedem ihrer Wünſche. Das unruhige Pochen, das gierige Graben in den dumpfen Höhlen ſeiner Berge verſtummte, das bleiche Volk der Knappen verließ ſeinen dunkeln Aufenthalt, es bevölkerte die Dörfer wieder, es baute die freye, nährende Erde, Fleiß, Ordnung und Frömmigkeit kehrten in die ländlichen Hütten zurück, und Horimirz, obwohl er den Segen, den er verbreitete, nicht ſehen konnte, genoß doch in Argina's Liebe, in Brzetislaw's Treue, in der Dankbarkeit ſeiner Unterthanen ein ſüßes Glück. Ja, er bezwang

ſelbſt die Herzen ſeiner Widerſacher, daß Stiefmutter und Brüder ihm hold wurden, und die letzteren unter Brzetislaw's Anführung die Fehden Horimirz's mit ſo viel ritterlichem Muthe ausfochten, als kämpften ſie für ihr eigenes Wohl.

Aber dieß Glück fand bald Neider und Feinde. Herzog Krzeſomyſl ſah mit grimmigem Unmuth, wie ſehr ihn ſeine vermeinte Klugheit getäuſcht, und wie ſchlecht er ſich ſelbſt gerathen, als er einen, wie er glaubte, Schwachen und Hülfloſen mit den reichen Beſitzungen von Neumietel belehnt hatte. Horimirz's Maßregeln entſprachen dem Wunſche der größern und beſſern Menge des Volkes eben ſo ſehr, als ſie einen, obgleich ſtillen, doch öffentlichen, Tadel der ſeinigen enthielten. Er haßte daher den muthigen Neumietelsky, der ſeinen Planen entgegen arbeitete, und im Grimm darüber verdoppelte er die Arbeiten in ſeinem Gebirge, und zwang noch mehr Ackerleute, den Pflug zu verlaſſen. Der Mangel nahm immer mehr überhand, das Volk jammerte. Horimirz beredete ſich mit ſeinen Brüdern und Freunden, er wußte ſie dahin zu ſtimmen, daß ſie beſchloſſen, dem Herzoge einmüthig Vorſtellungen zu machen. Die Geſandtſchaft

brach auf, Horimirz an ihrer Spitze. Er trat vor den Herzog, und sprach furchtlos und mit eindringender Beredsamkeit. Die Zahl, die Macht der mit ihm erschienenen Wladiken flößten Krzesomysl Scheu ein; er versprach, ihre Vorschläge zu erwägen und Abhülfe zu thun. Aber kaum hatten sie sich entfernt, so überrechnete er, um wie viel geringer seine Einkünfte, um wie viel schwächer seine Macht seyn würde, und die Bergarbeiten wurden nicht eingestellt, ja, vielmehr wuchs der Trotz und Übermuth der Knappen ungescheut.

Sie hatten bald erfahren, welche Gesandtschaft bey dem Herzog, und wer ihr Führer und Sprecher gewesen, und sie sannen auf Rache an dem muthigen Wladiken, der sich ihrem Treiben und Gewinn widersetzte.

Horimirz saß mit Argina im Thale hinter der Burg. Ein milder Abend senkte nach einem schönen Frühlingstage sich nieder auf die Gegend. Horimirz fühlte das Leben der wiedererwachenden Natur. Der Gesang der Vögel, das Rauschen einer nahen Quelle, das Summen der Bienen und Käfer um ihn regten sein Herz in frohen Gefühlen auf. Aber Argina war einsylbig, in sich gekehrt, sie lehnte das Haupt an seine Brust, und er glaubte sie weinen zu hören.

Was iſt das? rief er: Argina weint?

O laß mich weinen! rief ſie: Laß mich dich halten! Laß mich mein einziges, höchſtes Glück zum letzten Mahle genießen!

Zum letzten Mahle? fragte Horimirz, und ſein Blut erſtarrte: — Was willſt du damit ſagen?

Ich weiß nichts Beſtimmtes, ich ſehe nichts deutlich, antwortete ſie mit bebendem Laute, nichts, als daß wir getrennt werden ſollen. Ob durch Tod, durch Zufall, durch Bosheit, iſt mir unbekannt; aber meine Ahnungen ſagen mir, daß ich dich verlaſſen muß, und bald, und für dieſe Welt auf immer!

Nein, nein! rief der Jüngling: Das kannſt du nicht! Was ſollte ich Unglücklicher beginnen ohne dich?

Das unendliche Weſen, lieber Horimirz, das dich und mich erſchuf, das uns zuſammen geführt hat, wird für dich ſorgen, wenn ich es nicht mehr kann. Nur ich allein bin zu beklagen, die ihres Lebens Gehalt und Zweck mit dir verliert. Sie ſchloß ihn feſter an ihre Bruſt, ihre Seelen ergoſſen ſich in Betheuerungen der innigſten Liebe, der bangen Ahnung, womit Argina Horimirz's Seele erfüllt hatte.

Ein wilder Lärmen ſchreckte ſie auf. Argina

fuhr aus den Armen ihres Freundes empor. Was ist das? rief sie: Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Männer dringt durch den Wald gegen das Schloß vor. Einige nehmen den Weg hierher. O rette dich, rette dich!

In dem Augenblicke tönten bekannte Stimmen hinter ihnen. Es war der treue Vrzetislaw, der mit einigen Reisigen den Berg herabeilte. Aber jetzt zischte ein Pfeil, und Argina stürzte mit einem Schrey an Horimirz's Brust.

Rettet Euch! Folgt mir, gnädiger Herr! rief Vrzetislaw, der jetzt an Horimirz's Seite stand.

Rette dich! lispelte Argina leise.

Was ist geschehen? Was wollt Ihr? zürnte Horimirz.

Herr! Die Bergleute von Przibram und Eule haben sich aufgemacht, die Klage, die Ihr bey'm Herzog angebracht, zu rächen. Sie kommen mit Hauen, Brecheisen und Hammern bewaffnet, mit Köcher und Bogen versehen, Eure Burg zu stürmen. Hier dringt schon ein Haufen von ihnen heran, der Euch gesehen hat; die Andern ziehen den Berg hinauf. Hier ist Euer Roß. Rettet Euch, so schnell Ihr könnt!

Argina! rief Horimirz ausser sich, ohne auf

das zu achten, was um ihn vorging: Du bluteſt! Gerechter Gott! Ich fühle den warmen Strom über meine Hände fließen.

Ich ſterbe, Horimirz! lispelte ſie: Ich weiß es, es iſt mein Tod. Ein Pfeil, den jene Wilden auf dich abſenden wollten, traf meine Bruſt. Ich bin glücklich, daß ſie dir zum Schilde ward. Aber nun, da ich von dir ſcheiden muß, nun darf ich auch —

Bey dieſen Worten unterbrach ſie das Getöſe des Gefechts. Brzetislaw hatte ſich mit den wenigen Reiſigen, die ihm von der Burg herabgefolgt waren, der eindringenden Schaar der Bergleute entgegengeworfen, die Horimirz von Weitem geſehen, und mit dem Pfeile zu tödten vermeint hatten. Es gelang ihm, ſie zum Weichen zu bringen; aber der Kampf wurde hart. Während deſſen hatte Horimirz, der nichts dachte, nichts fühlte, als die ſterbende Geliebte, ſie ſchonend auf den thauigen Raſen gelegt. Er kniete neben ſie hin, er ſtrebte, ſo gut er's vermochte, mit ſeinen Händen, mit ihren Gewändern die Wunde zu ſchließen, und das Blut, mit dem ihr Leben entſtrömte, aufzuhalten.

Vergebliches Bemühen! ſagte Argina, mit immer ſchwächerer Stimme: Du hältſt dieſen

warmen Strom und mein entfliehendes Leben nicht auf. Es ist der Wille des Schicksals. Ich sterbe, aber ich sterbe für dich. Unfähig zu antworten, unfähig, seinen Schmerz zu fassen, sank Hormirz in starrend Entsetzen über die Sterbende hin.

Ich lasse dich nun allein in einer Welt zurück, sagte sie, ihn sanft aufrichtend, in der dein Unglück nur durch meine Liebe und Treue erträglich ward, ja, in der es durch einen gewaltigen Willen, den ich nicht zu beugen vermochte, zur Bedingung unsers Beysammenseyns wurde. Jetzt scheide ich, diese Beschränkung hört auf, du sollst die treue Freundinn nicht so bitter vermissen, und deine Selbstständigkeit soll dir Ersatz für meine treue Liebe werden.

Sie erhoben sich mühsam, sie hauchte sanft über seine Augenlieder, sie bethete leise, aber inbrünstig, und, von Licht geblendet, und betäubt von Allem, was sich in den Raum weniger Minuten drängte, stürzte der Jüngling von Neuem nieder.

Indessen war Brzetislaw mit seinen Gefährten von der Verfolgung der feindlichen Schaar zurückgekehrt. Sie fanden ihren Gebiether ohnmächtig auf dem zerrissenen Busen des sterbenden

Mädchens liegen. Mit Mühe gelang es ihnen, ihn zu ſich zu bringen, und jenes entfliehende Leben noch eine Weile aufzuhalten.

Er ſchlug die Augen auf. Ich ſehe! rief er: O Argina! Seine Arme wendeten ſich zu ihr. Die Krieger hoben die Sterbende auf einen Wink, den ſie ihnen gab, empor, ſie legten ſie in Horimirz's Arme, er hing mit ſeinen erſten Blicken an den letzten der ſterbenden Geliebten. Mit ſchwacher Stimme ſagte ſie: Horimirz! Höre meine letzte Bitte! Laß mich nicht in deine Grabgewölbe beyſetzen! Bringe meine Leiche in die Felſenhöhle, in der wir oft ſo glücklich waren! Leb' wohl! Leb' wohl! Blick und Stimme brachen, ſie lächelte ihn noch einmahl an, und verſchied.

Staunend, mitleidsvoll und entſetzt ſtanden die Krieger vor ihrem Gebiether, dem Ein Augenblick die Geliebte geraubt, und das Licht wieder gegeben hatte. Aber es blieb ihnen nicht viel Zeit zur Überlegung. Die Bergleute hatten die Burg erſtürmt, die Flammen des Schloſſes leuchteten ſchrecklich von der Höhe herab, die reichen Kornſpeicher, die Horimirz's Klugheit geſammelt hatte, gingen in heller Lohe auf, Brand und Verwüſtung wuchs, Geheul der Bewohner, wü-

stes Geschrey der siegenden Feinde hallten von der Höhe herab, die Reisigen rissen ihren Herrn mit Gewalt von der Leiche weg, hoben ihn auf sein Pferd, und sprengten mit ihm davon.

Die Nacht kam und verging, der Morgen brach an, die Flammen der Burg Neumietel sanken in Asche zusammen, die hohlen Mauern standen grauenhaft und geschwärzt aus dem Schutte empor, der wilde Haufen, der diese Verwüstung angerichtet, war fortgezogen, Alles war still und öde. Aber weit, weit davon lag der unglückliche Horimirz, von seinen wenigen Getreuen umgeben, auf fremdem Gebiethe, und verbarg sich vor dem Tage, der ihm zum ersten Mahl seit so langer Zeit entgegen leuchtete, und verwünschte die Sonne, nach deren Anblick er sich so oft gesehnt hatte. Ein Reisiger sprengte daher. Es war sein Bruder. Unfähig, mit seiner kleinen Mannschaft die Burg gegen solche Übermacht zu halten, hatte er zuerst bey'm Anrücken der Feinde den treuen Brzetislaw in's Thal gesendet, um Horimirz zu warnen, und zu retten; dann hatte er nach einiger Vertheidigung, die nur so lange währte, um indessen seine Mutter, die besten Schätze, und die wenigen Bewohner des Schlosses durch den unterirdischen

Gang zu retten, die leeren Mauern den Wüthenden überlassen. Ihn aber hatten Landleute auf die Spur seines Bruders geleitet; er war innig erfreut, ihn gerettet zu finden, und bath ihn, nun mit ihm zurückzukehren.

Horimirz saß bleich, stumm am Boden, und hörte den ganzen Bericht mit dumpfer Gleichgültigkeit an. Der Bruder erschrak, er sprang vom Pferde, kniete neben ihm nieder, und umarmte ihn zärtlich. Diese freundliche Sorge löste den starren Krampf von Horimirz's Herzen, er umschlang den Bruder fest, und sagte endlich: Bruder! Weißt du, daß ich sehe? Der Jüngling sprang freudig empor. Frohlocke nicht! antwortete Horimirz: Ich habe meine Augen mit dem Glück meines Lebens erkauft! Er winkte. Man brachte ihm sein Pferd. Ohne zu klagen, ohne zu sprechen, ritt er mit den Übrigen seiner Burg zu. Bey dem Anblick ihrer Trümmer verhüllte er sein Gesicht auf einen Augenblick; dann sagte er tiefseufzend zu Schemik: Zur Herrinn! Und das Pferd wendete sich, und trabte durch's Gebüsch dem Thale zu. Die Andern folgten wundernd. Noch lag die schöne Leiche, wohin Horimirz sie gelegt hatte, selbst im Tode reizend, auf Gras und Blumen hingegossen da. Dieser An-

blick riß die ersten Thränen aus Horimirz's Augen, er sprang ab, und warf sich neben ihr nieder. Er ließ seinem Schmerze freyen Lauf; die Übrigen standen in feyernder Stille umher.

Horimirz befahl nun, wie es die Entschlafene gefordert hatte, ihre theuern Reste nach der Felsengrotte zu bringen. Hier ließ er sie auf reiche, kostbare Decken legen, und brachte die Stunden, die er der Wiederaufbauung seiner Burg und der Sorge für seine Unterthanen abmüßigen konnte, bey ihr zu. Keine Entstellung, keine Verwesung nahete der schönen Hülle. Horimirz weidete mit wehmüthiger Lust den neuerwachten Sinn daran. Diese Grotte war sein liebster, fast sein einziger Aufenthalt, und der Anblick der Geliebten, die für ihn gestorben, sein Schmerz und seine Seligkeit zugleich.

Endlich aber, nach einigen Tagen, schien es, als ob diese schönen Glieder weniger körperlich, weniger fühlbar würden. Mit Staunen beobachtete Horimirz das Wunder. Der zarte Leib, von überirdischem Ursprung, und nur für die Zeit ihrer Liebe, ihres Umgangs mit dem sterblichen Jüngling, verdichtet, löste sich in seine ursprüngliche Lichtmaterie auf; alle Tage fand ihn der trauernde Freund klarer, leichter, nebelartiger,

und endlich verschwand er in lichtem Duft, und mit ihm jeder irdische Rest der Geliebten.

Tief trauernd, als ob er sie erst heute wieder verloren hätte, kehrte Horimirz in die Burg zurück, verschloß sich in seine innersten Gemächer, und wollte von keinem Trost, keiner Zerstreuung wissen. Die Klagen seines Volkes schlugen zuerst an sein Herz, und weckten ihn aus dem dumpfen Traum. Übermüthig durch den ungestraften Frevel, waren die Bergleute weiter geschritten, hatten Dörfer verödet, Saaten zerstört, und der Herzog, ihrer Arbeit und seines Gewinnes froh, sah müßig dem Frevel zu. Da entbrannte Horimirz's Zorn, und er machte sich mit seinen Brüdern und seinen Mannen auf, die Noth des Landvolks, die eigene erlittene Schmach, und den Tod der Geliebten an den Übermüthigen zu rächen.

Unvorbereitet, wie ein Strahl des Himmels, überfiel sie die Strafe. Sie setzten sich vergeblich zur Wehre, ihre Häuser wurden verbrannt, sie selbst, wo sie sich kämpfend zeigten, fielen unter den rächenden Schwertern ihrer Gegner. Was aber die Rache des Einzelnen in Segen für das Land wandelte, war, daß Horimirz alle Schachten zerstörte, alle Gruben aufließ, die Schleu-

ßen der gehemmten Bergwasser zog, daß verheerende Fluthen die Minen anfüllten, und so in der kurzen Zeit weniger Stunden die Arbeit vergangener Jahre zerstört und auf lange künftige vereitelt wurde. Überall zeigte Schemik ihm den Weg, als verstände er seines Herrn Willen, und wäre ihm gern behülflich.

Siegreich und zufrieden zog Horimirz mit seinen Schaaren nach Neumietel zurück. Aber die Bergleute eilten zum Herzog, und klagten den Wladiken der verübten Rache an. Krzesomysl wüthete, doch wagte er nicht, öffentlich eine That zu rügen, über die die Meisten im Lande sich heimlich freueten; aber er ließ Horimirz zu sich auf den Wischerad bescheiden.

Die Brüder und Brzetislaw warnten Horimirz, nicht zu gehen: der Herzog sinne auf böse Tücke, in Neumietel könne er furchtlos und sicher bleiben, denn mit offener Gewalt würde der Herzog sich nicht an ihn wagen. Aber Horimirz, seinem klugen Schemik vertrauend, und seiner guten Sache sich bewußt, ließ sich nicht von sorglichem Rathe halten, und ritt gen Prag. Mit äußerlicher Freundlichkeit empfing ihn der Herzog und erwähnte des Vorgefallenen nicht; aber so wie er durch eine List das kleine Gefolge von ihm

entfernt hatte, ließ er ihn binden, und in ein tiefes Verließ werfen. Dann versammelte er seine Räthe, saß selbst zu Gericht, hieß die Bergleute ihre Klagen vorbringen, und, ohne auf Horimirz's Vertheidigung zu hören, wurde sein Urtheil gesprochen und er zum Tode verdammt.

Man kündigte es ihm an. Nicht die Liebe zum Leben, aber der Unmuth über diese empörende Ungerechtigkeit fachte in ihm das Verlangen an, sich diesem unbilligen Spruche zu entziehen. Ihm war nur mehr kurze Zeit zum Leben vergönnt; denn der Ruf seiner Gefangennehmung hatte sich verbreitet, seine Brüder, die mächtigsten Wladiken, das ganze Land gerieth in Bewegung, und der Herzog mußte fürchten, daß ihm sein Gefangener mit Gewalt entrissen würde. Darum sollte der Spruch noch an diesem Tage vollzogen werden. Horimirz unterwarf sich mit scheinbarer Ergebung, und forderte nur als letzte Gunst die Freude, sein treues Roß noch einmahl besteigen zu dürfen. Der Herzog lächelte über diese seltsame Bitte, und Schemik wurde vorgeführt. Traurig betrat das edle Roß den Hofraum des Schlosses, als ahne es seines Herrn Geschick. Horimirz näherte sich dem Pferde, streichelte es, flüsterte ihm in's Ohr, wor-

über der Herzog und sein Hofgesinde spöttelnd lachten, und schwang sich auf seinen Rücken. Der Gaul, als wäre ein neuer Geist in ihn gefahren, hob den Kopf stolz in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen ungeduldig in das Pflaster des Hofes. Sein Herr tummelte es ein Paar Mahl im Kreise umher, und Alles bewunderte den stolzen Wuchs des edlen Thieres. Plötzlich bäumte es sich, und war mit einem Satze auf der andern Seite des Pallastes, wo in einer niedrigen Mauer das Thor mit fest eingefugten Flügeln stand, das vom Schloß den hohen Berg hinab an die Moldau führte.

Auf einen einzigen begütigenden Laut seines Herrn stand das Pferd wie eine Mauer, Horimirz klatschte ihm liebkosend den schlanken Hals, lenkte es wieder in die Mitte, tummelte es noch ein Paar Mahl, sprach dann wieder leise mit ihm, der Schimmel wandte den Kopf, und zum unaussprechlichen Entsetzen aller Anwesenden sagte er: Nun, Herr, halte dich fest! richtete sich in die Höhe, und sprang mit einem Satz über die Mauer, über die Moldau, und stand am andern Ufer, daß der Herzog und sein Gefolge ihm bestürzt und angstvoll nachstaunten. Hierauf sahen sie, wie Horimirz sein zitterndes Pferd strei-

chelte, abstieg, ihm den Zaum abnahm, und es sich am Ufer ergehen ließ.

Furcht und böses Gewissen lähmten des Herzogs Zorn. Er wagte es nicht, den Wladiken von Neumietel noch einmahl anzutasten, dem die Kräfte der Zauberwelt zu Gebothe zu stehen schienen, und von dessen wunderbarer Heilung und geheimen Umgang mit einer Gottheit der Berge das Gerücht schon lange geflüstert hatte. Ruhig sah er daher zu, daß Horimirz, als Schemik sich erhohlt hatte, auf ihn zutrabte, und ihn gleichsam zum Aufsteigen einlud, sich auf seinen Rücken schwang, und langsam den Weg nach seiner Burg einschlug.

Von nun an blieb Horimirz unangefochten. Die Bergleute hatten seinen gewaltigen Arm, der Herzog seine geheime Macht und die Kraft seines muthigen Sinnes fürchten gelernt. Die zerstörten Schachten sicherten auf längere Zeit dem Lande Frieden und stillen Genuß des rechtmäßig Erworbenen. Alles erhohlte sich, Alles blühte ringsum auf; nur Horimirz genoß des Segens nicht, den er verbreitet hatte. Die schöne Natur, die wieder glänzend vor seinen geöffneten Blicken lag, rührte ihn nicht. Er war glücklicher gewesen, als eine treue Hand ihn in

ewiger Finsterniß leitete, und noch ein letztes, theures Band löste sich von seinem wunden Herzen. Der treue Schemik starb an den Folgen jenes überkühnen Sprunges. Horimirz verließ den lieben Gefährten so mancher dunkeln und stürmischen Tage nicht in seinen letzten Stunden, er schlug sogar eine Einladung des Herzogs aus, der, um den gefürchteten Wladiken zu gewinnen, ihn zu einem grossen Feste an seinen Hof lud. Mit höflicher Entschuldigung sandte er seine Brüder hin, und blieb bey seinem sterbenden Thiere. Als es todt war, ließ er es nach derselben Felsengrotte bringen, aus der es, wie ihm Argina gesagt, entsprungen war. In wenig Tagen war, wie bey Argina's Leiche, der zarte, nicht irdische Stoff in feinen Duft gelöst, und Alles verschwunden.

Horimirz wurde nicht wieder froh. Täglich stieg er den Schloßberg herab, und saß unter der Eiche, wo ihm Argina zuerst begegnet, oder in dem Thal, wo sie in seinen Armen verschieden war. Seine Harfe war wieder seine einzige, liebste Gesellschaft. Blaß und stumm, wie ehemahls, lehnte er sein Haupt an sie, der Wind hob sein schweres Gelocke, und spielte um die blassen Wangen, um den wehmüthig lächelnden

Mund, die Hand rührte die bebenden Saiten, und ein leiser Gesang entttönte seinen Lippen:

Schimmernd liegt die weite Fläche,
Und der Mittag thront in stolzer Pracht,
Hier der Silberglanz der Bäche,
Dort der Tannenwälder tiefe Nacht,
Grüne Dämm'rung in den Schatten,
Farbenspiel auf Frühlingsmatten,
Leichtes Leben, frische Lust
Rings in jedes Wesens Brust.

Tausend Blüthen seh' ich prangen,
Tausend Blumen wiegen sich am Bach,
Und mit liebendem Verlangen
Schlüpft der Vogel hier dem Vogel nach.
Bienen, Käfer seh' ich gaukeln,
Mücken sich auf Strahlen schaukeln,
In der sonnenhellen Fluth
Scherzt der Fisch mit frohem Muth.

Alles schwelgt im Meer der Freuden,
Alles sonnet sich im warmen Strahl,
Keines kennet meine Leiden,
Keines ahnet meine tiefe Qual!
Wo sich jedes Herz ergetzet,
Wird nur meines schwer verletzet,
Und der Quell der Lust, das Licht,
Meinen Geist erfreut es nicht!

Einst, von Finsterniß umflossen,
Abgetrennt von jeder Erdenlust,
Ward die Welt in mir erschlossen,
Blüht' ein schönes Glück mir in der Brust.

Auf den nachtumflorten Wegen
Kam mir treue Lieb' entgegen,
Führte mich mit sanfter Hand,
Schlang um mich ein Freudenband.

Durch das Dunkel hört' ich's nahen,
Und die holde Stimme drang zu mir;
Seh'n nicht konnt' ich's, doch umfahen,
Ach, und selig ruht' es sich bey ihr!
So von ihrem Arm umschlungen,
Seel' an Seel' in Eins verklungen,
Fehlte mir des Tages Licht,
Fühlt' ich sein Entbehren nicht!

Jetzt ist Licht dem Aug' gegeben,
Aber meine Freuden sind nicht mehr,
Öde starrt das wüste Leben,
Und die Welt liegt hell und kalt umher.
O wer gibt mir jene Freuden,
Jene zartgestillten Leiden,
Meiner Liebe stilles Glück,
Meine Dunkelheit zurück?

So sang Horimirz in trüben Gedanken zur Harfe. Keine Freude erheiterte mehr seinen Geist, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn. In einer Fehde, die er für seinen Bruder ritterlich ausfecht, traf ein Pfeil seine Brust. Er stürzte, mit dem Blutstrom entfloß sein Leben; aber vor seinen brechenden Augen erschien Argina auf lichten Wolken, und der Tod vereinigte die getrennten Liebenden wieder.